Beihefte zu den Mitteilungen der Gesellschaft ...

Gesellschaft für Deutsche Erziehungs- und ...

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. (E. V.)

Der Verein hat den Zweck, die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu erforschen und in weiteren Kreisen das Interesse dafür zu pflegen.

Der Verein gibt heraus:

1. **Monumenta Germaniae Paedagogica,**
2. **eine Zeitschrift unter dem Titel „Mitteilungen". Diese erscheint in Vierteljahrsheften am 15. Februar, 15. Mai, 15. August und 15. November,**
3. **Beihefte in zwangloser Folge.**

Die **Mitgliedschaft** der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" wird erworben durch die schriftliche Anmeldung beim Schatzmeister (Prof. H. Fechner, Berlin SW 48, Friedrichstraße 229) und die Zahlung des **Jahresbeitrages der Mitglieder,** welcher 5 M. beträgt. (Die Beiträge der Mitglieder der Österreichischen Gruppe sind an Herrn K. u. K. Hofbuchhändler **Otto Fromme,** Wien II, Glockengasse 2, die Beiträge der Mitglieder der Gruppe Bayern an Herrn Kgl. Gymnasiallehrer Dr. **Georg Lurz,** München, Klenzestraße 58, die Beiträge der Gruppe Hessen-Nassau und Waldeck an Herrn Oberrealschuldirektor Dr. **Karl Knabe** in Marburg a. d. Lahn, die Beiträge der Gruppe Württemberg an Herrn Mittelschullehrer **Wilhelm Seytter** in Stuttgart, Falbenhennenstr. 4, die Beiträge der Gruppe Hessen, (Großh.) an Herrn Oberlehrer **Karl Roller** in Darmstadt, die Beiträge der Gruppe Sachsen (Kgr.) an Herrn Redakteur Dr. **Hans Zimmer** in Leipzig, Constantinstraße 8, die Beiträge der Gruppe Berlin-Brandenburg an Herrn Gymnasialdirektor Professor Dr. **Max Koch** in Berlin SO. 26, Mariannenplatz 27, die Beiträge der übrigen Mitglieder an Professor **H. Fechner,** Berlin SW. 48, Friedrichstraße 229, einzusenden.) Durch die einmalige Zahlung von 100 M. kann die Mitgliedschaft von natürlichen Personen auf Lebenszeit oder bis zur etwaigen Auflösung des Vereins erworben werden. — **Austrittserklärungen** sind dem Schatzmeister bis zum 20. Dezember schriftlich zuzustellen. Erfolgt bis zu diesem Tage keine Austrittserklärung, so ist das Mitglied verpflichtet, den Beitrag auch für das nächste Vereinsjahr zu entrichten. — Der **Jahresbeitrag** von 5 M. ist spätestens bis zum 1. Juni an den Schatzmeister portofrei einzusenden. Erfolgt die Einsendung bis zu diesem Termine nicht, und erweist sich auch eine Mahnung als fruchtlos, so ist der Schatzmeister berechtigt, den fälligen Beitrag durch Postauftrag unter Zuschlag von 0,50 M. Postgebühr einzuziehen. Über jeden Jahresbeitrag wird (ohne besondere Aufforderung) vom Schatzmeister **Quittung** erteilt. Über Einzahlungen, die im Juli und in der ersten Hälfte des August eingehn, erfolgt in der Regel erst am 20. August Quittung.

Für den Jahresbeitrag von 5 M. erhalten die Mitglieder:

1. unentgeltlich und portofrei die **„Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte"**, die jährlich in einem Gesamtumfange von mindestens 20 Bogen erscheinen und in Vierteljahrsheften am 15. Februar, 15. Mai, 15. August und 15. November ausgegeben werden, ebenso die **„Beihefte zu den Mitteilungen"**,

2. das Recht, die früheren Jahrgänge der **„Mitteilungen"**, soweit dieselben noch vorrätig sind, zum Preise von je 5 M., die **„Monumenta Germaniae Paedagogica"** mit 25 % **Rabatt** vom Ladenpreise gegen Portovergütung zu beziehen. Bestellungen auf diese Schriften sind seitens der Mitglieder der Gesellschaft an den Schatzmeister zu richten, an den auch die Zahlungen erfolgen.

Historisch-pädagogischer

Literatur-Bericht

über

das Jahr 1906

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte

15. Beiheft zu den Mitteilungen
der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

BERLIN
A. HOFMANN & KOMP.
1908

Digitized by Google

L33
G31
v 15-17

Schriftleitung des Literaturberichts:

Prof. Dr. Alfred Heubaum und Dr. Richard Galle,
Berlin NW. 40,
Invaliden - Straße 57—62.

Digitized by Google

Mitarbeiter.

Oberlehrer Dr. Eduard Clausnitzer, Oranienburg; Stadtpfarrer D. Dr. Wilhelm Diehl, Darmstadt; Oberlehrer Dr. Hugo Dietze, Dresden; Dr Theodor Fritzsch, Leipzig; Lyzealprofessor Dr. Max Heimbucher, Bamberg; Professor Georg Huth, Stettin; Stadtschulrat Dr. Wilhelm Kahl, Köln; Professor Dr. Theodor Kerrl, Hagen i. W.; Direktor Dr. Karl Knabe, Marburg a. L.; Dr. Max Manitius, Radebeul bei Dresden; Dr. Hermann Michel, Berlin; Provinzial-Schulrat Professor Dr. Johann Norrenberg, Münster i. W.; Professor Franz Pahl, Charlottenburg; Privatdozent Pfarrer Lic. Dr. Martin Schian, Breslau; Professor Dr. Max Schneider, Gotha; Oberpräzeptor Dr. Emil Schott, Ellwangen; Archivrat Dr. Georg Schuster, Halensee bei Berlin; Professor Dr. Ernst Schwabe, Leipzig; Archivrat Dr. Hermann Wäschke, Zerbst; Professor Dr. Martin Wehrmann, Stettin; Oberlehrer Dr. Hermann Weimer, Wiesbaden; Bibliothekar Dr. Rudolf Wolkan, Wien.

179361

Digitized by Google



Vorwort.



nser Jahresbericht, der 1905 und 1906 in den einzelnen Heften der Mitteilungen erschien, wird hiermit in neuer Gestalt ausgegeben. Er erscheint als einzelnes selbständiges Heft. Den Mitgliedern unserer Gesellschaft wie den Freunden und Forschern der Pädagogik glauben wir damit einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Es ist doch angenehmer, die Literatur eines Jahres im ganzen sofort überblicken zu können, als sie vereinzelt und getrennt in verschiedenen Heften zu haben.

In dem wesentlichsten Punkte hat dadurch der Bericht sein Aussehen nicht geändert. Nach wie vor betrachten wir es als seine wichtigste Aufgabe, ein Bild vom gegenwärtigen Stande der Forschung an der Hand der erschienenen Literatur zu geben, und den Fortschritt der Wissenschaft auf unserm Gebiete durch ausführliche Charakteristik des Bedeutenden möglichst kenntlich zu machen. Immerhin ist danach gestrebt, alle, auch die weniger wichtige Literatur herbeizuziehen; absolute Vollständigkeit ist natürlich trotzdem nicht erreicht worden. Bei der nicht bloß großen Anzahl, sondern auch ungemein verschiedenen und mannigfaltigen Art von Zeitschriften und Hilfsmitteln, die für die Zusammenstellung der Literatur in Betracht kommen, bei der Schwierigkeit, von den kleineren Schriften, den Dissertationen, Programmen und Gelegenheitsarbeiten rechtzeitig Kenntnis zu bekommen, ist das Ziel, einen vollständigen Überblick über die gesamte Literatur der Pädagogik und des Bildungswesens zu erhalten, nur mit einem Aufwand von Kraft und Zeit zu erreichen, der in keinem Verhältnis zu dem Gewinn steht. Es ist ja auch immer die Möglichkeit, was fehlt, im nächsten Bericht nachzutragen.

So wie unser Bericht angelegt ist, darf die Bewegungsfreiheit der Mitarbeiter nicht zu sehr eingeschränkt werden. Es muß ihnen Raum gegeben sein, sich über die vorliegende Literatur im Zusammenhang mit den Problemen der Wissenschaft auszusprechen. Künstliche redaktionelle Eingriffe beeinträchtigen nur die Freude an der Hingebung erfordernden Arbeit und den

Digitized by Google

Eindruck der Leistung. Wenn derselbe Bearbeiter wiederholt den gleichen Stoff behandelt, so ergiebt sich naturgemäß allmählich von selbst die nötige Verkürzung.

Großen Schwierigkeiten unterliegt auch auf unserm Gebiete die Abgrenzung der in Betracht zu ziehenden Literatur. Gar mancher wird der Ansicht sein, daß hier und da im vorliegenden Bericht des Guten zu viel geschehen sei. Gewiß richtig. Aber auch in diesem Punkte erschien es besser, der Zeit die Ausmerzung des Fremdartigen und Fernerliegenden zu überlassen, als ängstlich und willkürlich schon jetzt die Wildlinge zu beschneiden. Unsere Wissenschaft ist noch in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung; ein bestimmter Charakter hat sich noch nicht herausgebildet; sie darf daher noch ein Maß von Freiheit in der Bewegung beanspruchen, das ihren ältern Schwestern nicht ohne weiteres zu gestatten ist.

Hat doch unsere Wissenschaft selbst noch keinen Namen, auf den sich alle geeinigt hätten, und der allen ohne weiteres verständlich wäre. Wir haben uns für die allgemeinste Bezeichnung entschieden. Schulgeschichte ist viel zu eng. Bildungs- oder Unterrichtswesen pflegt mehr das Zuständliche, die äußere Form und die innere Organisation zu charakterisieren. Unter Pädagogik versteht man zwar gewöhnlich vor allem Theorie und Lehre; aber der Ausdruck ist doch, besonders in seiner adjektivischen Form noch immer am meisten geeignet, als Sammelbezeichnung für den ganzen Umfang dessen zu dienen, was die geschichtliche Entwicklung der Erziehungsbestrebungen bedingt.

In der Einteilung des Stoffes hätten wir die frühere rein sachliche Gliederung gern beibehalten. So weit es irgend möglich war, ist es auch geschehen. Die Disposition nach Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, nach Unterrichtsgegenständen und nach Zeitaltern kehrt auch hier wieder. Aber aus praktischen Gründen empfahl es sich, mit der sachlichen Einteilung auch eine Gliederung nach territorialen Gesichtspunkten vorzunehmen. Sie hat aber, um die sachliche möglichst wenig zu kreuzen, nur für die Neuzeit und innerhalb dieser nur für das Schulwesen im engern Sinne stattgefunden. Es dürfte sich empfehlen, in diesem Umfange die territoriale Einteilung auch fernerhin beizubehalten. Ihren Zweck erfüllt diese Maßregel freilich nur, wenn die territorialen Abteilungen von Mitarbeitern bearbeitet werden, die den betreffenden Territorien selbst angehören. Sie haben bessere Gelegenheit, sich eine vollständige Übersicht über die Zeitschriften-

Digitized by Google

aufsätze und Gelegenheitsarbeiten zu verschaffen, und verbürgen daher eine gründlichere Bearbeitung des Stoffes, als es von der Zentralstelle aus geschehen könnte.

Immerhin ist gerade dieser Abschnitt noch der unvollkommenste unseres Berichtes. Ein kurzer Überblick über den letzten Teil zeigt, daß noch eine Reihe von Territorien, darunter auch sehr wichtige fehlen. Auf Bayern haben wir freilich nur aus dem Grunde verzichtet, weil seitens der Gruppe eine Bibliographie in Arbeit ist, die auch noch die Literatur des Jahres 1906 umfassen soll. Wir hoffen, vom nächsten Jahr ab auch über Bayern regelmäßig Bericht erstatten zu können. Die übrigen Territorien werden in dem Maße, wie sich geeignete Mitarbeiter zur Verfügung stellen, nach und nach folgen.

Ob es möglich sein wird, den Bericht künftighin über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus zu erweitern, hängt von den zur Verfügung stehenden Mitteln ab. Wünschenswert wäre jedenfalls, daß auch die österreichische und schweizerische Literatur Berücksichtigung finden könnte. Auch auf die Zugabe eines Sachregisters haben wir diesmal verzichten müssen, weil kein Raum mehr war. Wir haben aber wenigstens ein Autorenregister noch angefügt, um den notwendigsten Ansprüchen zu genügen. Das Sachregister hoffen wir im nächsten Literaturbericht nachholen zu können. Aber alle diese Punkte drängen immer wieder die Frage auf, ob es nicht an der Zeit wäre, den geringen Mitgliedsbeitrag zu erhöhen, damit die Veröffentlichungen der Gesellschaft solider fundiert werden können.

Es ist uns ein Bedürfnis, den Herren Mitarbeitern noch ganz besonders an dieser Stelle unseren aufrichtigen Dank auszusprechen, daß sie die entsagungsvolle, vielfach wenig erfreuliche Arbeit auf sich genommen und mit größter Pünktlichkeit erfüllt haben.

Wenn der Bericht trotzdem Nachsicht erbitten muß, so liegt es vor allem an den oben entwickelten aus der Sache entspringenden Gründen. Zugleich bitten wir auch zu bedenken, daß es der erste Versuch in seiner Art ist und daher notwendig mit Schwächen behaftet ist, wie sie nun einmal Erstlinge geistiger Arbeit an sich tragen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Digitized by Google



I. Bibliographie.

Von **Richard Galle.**

So gewiß die Bücherkunde im weitesten Sinne, in dem man auch handschriftliche Bücher einbegreift, eine der notwendigsten Grundlagen einer jeden historischen Wissenschaft darstellt, so gewiß ist sie es in hervorragendem Maße bei einem historischen Zweige, der noch in dem wesentlich heuristischen Stadium sich befindet, wie die Erziehungsgeschichte. Und so wird niemand die Berechtigung einer bibliographischen Abteilung in unserem Jahresberichte anzweifeln. Es kann sich natürlich nur um eine Teil-Bibliographie, eine fachwissenschaftliche Bibliographie handeln. Aber der enzyklopädische Charakter der Erziehungswissenschaft und demnach auch ihrer Geschichte führt uns bei ernsthafter Betrachtung alles bibliographisch Interessanten unrettbar in die Fülle der Gesamt-Bibliographie. Kann man schon häufig genug nichts über das mögliche pädagogische Wesen eines Werkes aus dessen Titel mutmaßen, wie kann man da dem Äußeren einer Sammlung von Bücher- oder Handschriftenbezeichnungen, selbst in der Form der Catalogues raisonnés oder genauer Beschreibungen oder kritisch bibliographischer Übersichten anmerken, ob erziehungsgeschichtlich wertvolle Bestandteile sich vorfinden werden?

Die ungeheure Arbeit einer Prüfung der bibliographischen Jahres-Erscheinungen auf deren Beziehungen zur pädagogischen Gedankenwelt in der Vergangenheit wird hier nicht geboten. Es soll durch den hier gegebenen Überblick lediglich theoretisch der Bibliographie eine Stelle innerhalb der erziehungsgeschichtlichen Forschung als Hilfswissenschaft angewiesen und durch einige Hinweise den Forschenden hier und da ein Wink gegeben werden, worauf in bibliographischer Hinsicht in einzelnen Fällen möglicherweise zu achten wäre. Das bibliographische Studium wird auch dem Erziehungshistoriker niemals ohne Nutzen sein. Die Bibliographie vermag — und das ist ein Vorteil bei einem erfahrungsmäßig für den Dilettantismus so verführerischen Gebiete — als ein Korrektiv des Autorenselbstbewußtseins zu dienen, da sie mit ihrem meist ungeahnten Reichtum an Forschungsobjekten und Forschungsgefährten zur wissenschaftlichen Demut stimmt.

Auf dem Felde der Erziehungsgeschichte steht unser Jahresbericht als umfassende Revue konkurrenzlos da, aber mit Freuden sieht man das geschichtliche Moment allmählich mehr in die speziellen pädagogischen Bibliographien eindringen, die ihm zumeist eigene Abteilungen zuweisen. Es kann da erinnert werden an die Umschau in der *Zeitschrift für pädagogische Psychologie* (ed. F. Kemsies und L. Hirschlaff) von DDr. H. Zimmer

Digitized by Google

und Th. Fritzsch, an den *Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur*, bei Klinkhardt erscheinend, an den *pädagogischen Jahresbericht*, der im Verlage von F. Brandstetter, Leipzig, erscheint und von Schulrat Heinr. Scherer redigiert wird, sowie Rethwischs durch angenehme Lesbarkeit sich auszeichnenden *Jahresberichte über das höhere Schulwesen*.

In Erwägung, daß die Bibliographie in unserem Jahresberichte wohl kaum alljährlich eine besondere Behandlung erfordert, dürfen hier zwei Berichte aus Zeitschriften nicht unerwähnt bleiben, die zwar die Literatur des Jahres 1906 behandeln, aber doch erst 1907 erschienen sind. Beide von Professor Heubaum herrührend, zeichnen sie sich nicht nur durch auf Sachkunde beruhende, prägnante Beurteilung, sondern auch durch Einstreuung wertvoller methodischer Überlegungen und Winke aus. Da natürlich beide Berichte von der gleichen Gesamtanschauung ausgehen, und zum Teil auch auf dieselben Werke sich beziehen, so ergänzen sich beide in wünschenswertester Weise. In der *Monatsschrift für höhere Schulen* prüft Heubaum die „schulgeschichtliche Forschung in den Programmabhandlungen der Jahre 1904—6“, berücksichtigt aber auch einzelne andere Werke, und in der bei Teubner erscheinenden, von Ed. Clausnitzer redigierten *„Pädagogischen Jahresschau“* über das Volksschulwesen referiert er über die Literatur zur Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Er zeigt die Schwierigkeiten der Behandlung von Anstaltsgeschichten, wie der Schul- und Unterrichtsgeschichte ganzer Territorien, erörtert das rechte Maß in der Heranziehung der Allgemeingeschichte, im Abdruck von Quellenstücken, das Bedenkliche der usuellen Gelegenheitsschriften bei Schuljubiläen u. dergl. Vor allem aber überträgt Heubaum den Pestalozzianischen Gedanken von der Einheit aller Erziehungstätigkeit gewissermaßen auf das Gebiet der Geschichte, indem er verlangt, die Bildungsbestrebungen einer Zeit im Schulwesen als ein Einheitliches aufzufassen und die alte Scheidung in die hergebrachten Kategorien der Volksschule, der höheren Schule etc. endlich bei der geschichtlichen Betrachtung in ihrer trennenden Starrheit fallen zu lassen: Ein wertvoller methodischer Gesichtspunkt, den er durch lehrreiche Beispiele stützt. Vor allem könnte die Erziehungsgeschichte der ältesten Zeit, des Mittelalters, von diesem Gesichtspunkte aus einesteils oft ganz andere Beleuchtung erfahren, andernteils wieder die methodischen Vorteile und die Notwendigkeit dieses Prinzips erweisen. Derartige literarische Übersichten gehen freilich über die Bedeutung rein bibliographischer Hilfsmittel weit hinaus.

Weniger dagegen als die Beachtung des Geschichtlichen in pädagogischen Bibliographien ist das Umgekehrte der Fall. Das Erziehungs- und Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung und jeweiligen kulturellen Bedeutung wird immer noch von den Historikern von Fach stark vernachlässigt. Die Kulturgeschichte als Geistesgeschichte und Zustandsforschung hat ihren Kredit im Kreise der zünftigen Historiker noch nicht heben können, und selbst der noch währende Kampf um die Lamprechtschen Ideen ist für sie wenig fruchtbar geworden, da er auf einseitig

Digitized by Google

methodologische Wege gedrängt ist. So scheint es den altberühmten *Jastrowschen Jahresberichten der Geschichtswissenschaft* auch unter der neuen Redaktion des Archivrats Dr. Schuster unübersteigliche Schwierigkeiten zu machen, für die Abteilung „Kulturgeschichte", in der wir doch das geschichtlich Pädagogische erwarten müßten und in dem es auch in früheren Jahrgängen wenigstens prinzipiell mit vertreten war, einen Referenten zu finden, denn im neuesten Bande (Jg. 28, betr. d. J. 1905) wird nicht nur, wie schon vorher üblich, auf die folgenden Jahrgänge verwiesen, sondern es ist auch der Name des Bearbeiters, des Leipziger Privatdozenten R. Kötzschke, ausgeschaltet.

Die Literaturgeschichts-Berichte dagegen, wenn sie auch nicht alle unser Gebiet als zu ihrem Bereich gehörig auffassen, berühren sich doch unbeabsichtigt so oft mit jenem, daß Grenzgebiete notwendig von ihnen mit berücksichtigt werden. In dem mehr Katalogform mit wenigen Regesten zeigenden *Jahresbericht über Erscheinungen auf dem Gebiete der German. Philologie* (besorgt von Dr. Joh. Luther) ist zwar die Abteilung „Kulturgeschichtliches" im letzterschienenen Bande (betr. 1904) ebenfalls ausgefallen, aber die Abteilungen über das Lateinische des Mittelalters und des Humanismus und der Reformationszeit sind von beachtenswerter Reichhaltigkeit. Hervorragend ertragsreich auch für den Erziehungshistoriker bleiben nach wie vor die altbewährten *Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte,* deren 14. Bd. (1906) sich auf das Jahr 1903 bezieht. Der bibliographische Teil ist jedoch auch schon betr. 1904 erschienen. Diese Berichte enthalten je eine besondere Abteilung (I, 6) *„Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens"*, die von Gymnasialprofessor Stötzner bearbeitet ist; von fast höherem Werte, weil leicht Versteckteres enthaltend, können aber noch sein die Abteilungen: Stoffgeschichte (Prof. Stiefel), Kunstgeschichte (Gurlitt) und besonders „Didaktik" (Dr. Kohfeldt, Dr. Pariser und Dr. Spränger). Diese Bezeichnung „Didatik" ist hier ein Sammelname für — man kann fast sagen — alles Mögliche, und es ist fraglich, ob er zweckentsprechend gewählt ist. Es wird nicht jeder unter diesem Begriff die gesamte fachwissenschaftliche Literatur suchen, die ja zur Pädagogik besonders in älterer Zeit die mannigfachsten Beziehungen besitzt. Ebensowenig die populäre Literatur.*) Für uns bedauerlich ist, daß im Text der Berichte „Kunstgeschichte" und „Volkskunde" von jetzt ab dauernd fortfällt. Nicht zu übersehen ist der nach Anlage und hinsichtlich der Sorgfalt ausgezeichnete *Kritische Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie,* von Prof. K. Vollmöller herausgegeben, dessen letzter Band die Berichtsjahre 1902 u. 3 resp. 4 umfaßt. Hier sind vor allem die Berichte zu beachten, die als Nachfolger des bekannten Kenners der mittelalterlichen lateinischen Literatur, M. Manitius, jetzt L. Bellanger liefert: Latinité ecclésiastique et latin populaire;

*) Wir finden darin: Geistliche Didaktik, Mystik, vor und nachreformatorische Erbauungliteratur, „weltliche" Didaktik, worunter Historiker, Chronisten, Geographen, Mediziner und Naturwissenschafter usw. verstanden werden sollen.

Digitized by Google

litterature latine du haut moyen âge, und die „Lateinische Renaissance-literatur", zusammengestellt von K. v. Reinhardstoettner.

Daß auch die *„Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft"*, deren 33. Jahrgang das Jahr 1905 aber auch frühere Jahre betrifft, und ebenso der *Theologische Jahresbericht* der Proff. Krüger und Koehler Teile enthält, die auf dem gemeinschaftlichen Felde von Philologie, Theologie und Erziehungsgeschichte liegen, ist fast selbstverständlich, z. B. die Berichte von Prof. Draheim über Phädrus und Avianus, die von G. Ammon über Cicero, die von P. Volz über die Geschichte der Exegese und die von Mehreren bearbeiteten über Kirchengeschichte, in dem wir auch Katechismus, Predigt, Bußwesen u. a. behandelt sehen.

Alle die Jahresberichte über große Literaturgebiete zeigen den einen großen Übelstand, daß sie sämtlich erst geraume Zeit nach dem Berichtsjahr den Bericht selbst veröffentlichen, und sie erweisen somit die große Schwierigkeit, eine derartige kritische Übersicht bei angestrebter Vollständigkeit rechtzeitig, d. h. spätestens nach Jahresfrist fertig zu stellen. In kleinerem Maßstabe gehalten, füllen nur die allerdings selten vollständigen Berichte der Zeitschriften diese Lücke interimistisch aus und sind deshalb von Wert. Leider werden in ihnen gewöhnlich keine strengen Zeiträume für bibliographische Aufnahme und Besprechung abgegrenzt und vielfach fehlen die notwendigsten bibliographischen Angaben, wie Erscheinungsjahr und Verlag. Besonders unangenehm wird derartiger Mangel bei der ausländischen Literatur empfunden. Es handelt sich doch für den Benutzer einer bibliographischen Zusammenstellung nicht darum, nur den Titel eines Werkes und eventuell die Beurteilung eines seiner Leser kennen zu lernen, sondern auch um die Möglichkeit, sich dasselbe beschaffen zu können. Wohin soll man sich aber wenden, wenn von einem Buche gesagt wird, es sei in London erschienen? Ist schon oft der Käufer in solchen Fällen ratlos, so erst recht derjenige, der um ein Rezensionsexemplar einkommen will. Und wie oft lassen hinsichtlich ausländischer Bücher selbst große Bibliotheken in Stich! Die sonst, gerade bezüglich der ausländischen Literatur, so reichhaltigen und für uns unentbehrlichen Übersichten des *„Archivs für Kulturgeschichte"*, die für das Grenzgebiet der Erziehungs- und Kulturgeschichte, oder des *„Historischen Jahrbuchs" der Görresgesellschaft*, die für die älteren Zeitabschnitte so vieles bieten, was man sonst schwer so leicht beisammen findet, würden ohne die erwähnte Unterlassung dem Benutzer noch mehr Freude bereiten.

Die seit 1904 im Anschluß an das Zentralblatt für Bibliothekswesen erscheinende und von Adalbert Hortzschansky bearbeitete *„Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens"* ist ebenfalls unentbehrlich. Ein englisches Unternehmen ähnlicher Art ist erst im Jahre 1906 in Form einer Vierteljahrsschrift ans Licht getreten: *The Bibliographical Register. A journal devoted to bibliography and historical printing,* und die Bibliographieen der Zeitschriften *Le Moyen Age* und *Bibliothèque de l'École des Chartes* werden

Digitized by Google

jedem Forscher auf irgendeinem Gebiete der mittelalterlichen Kultur stets von Nutzen sein.

Die so vieles für uns enthaltenden Schulschriften finden sich in dem von der Berliner Kgl. Bibliothek herausgegebenen *Jahresverzeichnis der an den deutschen Schulanstalten erschienenen Abhandlungen* (B. Ashers Verlag), der Fortsetzung des bekannten Verzeichnisses von R. Klusmann. In der Asherschen Verlagsanstalt wird auch das *Jahresverzeichnis der an den deutschen Universitäten erscheinenden Schriften* hergestellt, dem ein gleiches der *schweizerischen Universitäts-Schriften* entspricht, das in Basel erscheint. Durch ihr schnelleres Erscheinen bei großer Zuverlässigkeit und leidlicher Vollständigkeit übertreffen an aktuellem Wert die bekannten *Fock'schen Monatsberichte über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften* die zuletzt genannten Separatbibliographien. Als Ergänzung und Gegenstück dieses wertvollen bibliographischen Hilfsmittels für ganz Österreich ist 1906 der 3. Teil des *„Systematisch geordneten Verzeichnisses der Programmarbeiten österr. Mittelschulen“* erschienen, das von Gymnasialprofessor Jos. Bittner zusammengestellt ist und die Jahre 1890—1905 enthält. Der Kenner der mancherlei slavischen Sprachen des Kaiserstaates würde hier manche Arbeit finden, die — vielleicht unverdient — nur in engerem Gebiete bisher beachtet wurde. Der Verfasser hat uns Deutschen durch Übersetzung wenigstens der Titel der slavischen Schriften einen Dienst erwiesen. Schließlich bietet der deutsche Buchhandel das buchhändlerisch wie wissenschaftlich brauchbarste Verzeichnis aller neu erscheinenden Bücherverzeichnisse in *Hinrichs' Katalogen der „Neuigkeiten des deutschen Buchhandels.“* Nicht unterschätzt dürfen außerdem die *Antiquariatskataloge* einiger großer Buchhandlungen werden, unter denen in erster Linie die reichhaltigen Kataloge von Jacques Rosenthal in München und von Jos. Baer & Co. zu zu nennen sind. Letztere Firma ließ anläßlich ihres 120 jährigen Bestehens 1906 einen *„Katalog 500“* ausgehen, der Handschriften und Drucke des Mittelalters und der Renaissance (Teil I: 11.—16. Jh.) umfaßt. Sodann ist auch an M. Breslauers schon früher beachteten Katalog*) zu erinnern. In Neudrucken alter typographischer und xylographischer Werke, wodurch die Bibliographie an seltenen und unbekannten Stücken bereichert wird, tut sich der Verlag von J. H. Ed. Heitz in Straßburg hervor, dessen Inhaber selbst ein bedeutender Kenner und Sammler ist. Seine *„Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts“* schöpfen immer neue, fast unbeachtete Schätze aus den Bibliotheken und sind nicht selten auch dem Freunde ältester Unterrichtsgeschichte von Interesse.

Auf allen Bibliotheken herrscht rege Tätigkeit, die sonst leicht zu totem geistigen Kapital werdenden Büchersammlungen und vor allem die Handschriften, durch Kataloge übersehbar und zugänglich zu machen. Einige größere Bibliotheken seien hier besonders aufgeführt. Der *Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek in Bamberg* schreitet lieferungsweise

*) S. Mitt. 1906, S. 107 f.

Digitized by Google

vorwärts; die 1906 erschienene Lieferung enthält gerade u. a. philologische, astronomische, mathematische Handschriften. Die *Kgl. Bibliothek zu Dresden* hat aus der Hand von Ludwig Schmidt den 3. Band des Handschriften-Kataloges ausgehen lassen; die großherzoglich-badische *Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe* brachte den 5. Band der Beschreibungen ihrer Handschriften, die die Reichenauer Pergament-Handschriften umfaßt; aus *Prag* gab Joseph Truhlár die ersten ausgezeichneten zwei Teile des Kataloges der Lateinischen Codices. In dem Katalog der Bibliothek des bekannten Forschers und erfolgreichen Sammlers J. K. F. Knaake darf man besonders reiche Belehrung zur Reformationsliteratur, zu den katechetischen Zweigen und ähnlichem erwarten.

Auswärtige Bibliotheken ergänzen die deutschen vornehmlich hinsichtlich der mittelalterlichen Zeit. Deshalb ist auch für uns der dem begonnenen deutsch-preußischen Inkunabelkatalog entsprechende *Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France* — vom französischen Unterrichtsministerium herausgegeben — von großer Bedeutung, wozu sich die neuen Inkunabel-Kataloge des *Trinity College* in *Dublin,* der *Catalogue des mss. de la Bibl. royale de Belgique,* und vielleicht in gewisser Beziehung die *Kataloge der griechischen Codices der Ambrosiana in Mailand* gesellen.

Ganz besonders bibliographisch wichtig für uns ist das Werk des Niederländers Wauter Nijhoff: *L'Art typographique dans les Pays-Bas.* (1500—1540), das in ausgezeichneten Faksimiles die schönsten Erzeugnisse niederländischer Druckkunst wiedergiebt, und worin wir Passionen, Gebetbücher, Statutensammlungen, moralische Volksschriften und grammatische und religiöse Unterrichtsbücher finden.

Legion aber sind die Kataloge von kleineren Bibliotheken, die, wie alljährlich in unserer bibliographisch interessierten Zeit, auch 1906 erschienen sind. Sie betreffen Druckwerke und Handschriften, doch haben die letzteren anscheinend das numerische Übergewicht z. Zt. erlangt. Es ist unmöglich, aber auch wohl unnötig, hier sämtliche aufzuzählen. Auf einige katalogisierende Beschreibungen von *illustrierten Handschriften* sei jedoch hingewiesen, weil deren Bedeutung für die mittelalterliche Unterrichtsgeschichte noch zum anerkannten Problem gemacht werden muß, wozu derartige Handschriftenbeschreibungen immerhin beitragen können. Warner behandelte die *manuscrits à peintures* des Britischen Museums, Robert Bruck reproduzierte *Die Malereien in den Hss. des Königreichs Sachsen,* Schoenbrunner und Meder *Handzeichnungen aus der Albertina (Wien) und anderen Sammlungen,* und Franz Wickhoff beendete sein vorzügliches *Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich.* Auf das letztgenannte Werk wird noch an anderer Stelle (im Bericht über das Mittelalter) aufmerksam gemacht werden.

Nicht von einer einzelnen Bibliothek ausgehend, verzeichnen die *Appendices ad Hainii-Copingeri repertorium bibliographicum* von Dietrich Reichling allerlei interessante Raritäten, die manches auch für uns ent-

Digitized by Google

halten werden, was man vielleicht nicht ohne weiteres zu erkennen vermag. Ein zweites Faszikel ist dem ersten jetzt gefolgt. Die Bibliographie einer einzelnen Stadt, der Stadt *Rom,* bot Emilio Calvi für die Zeit von 476 bis 1499 und R. A. Peddie von *Brescia* bezüglich des 15. Jh., während eine spezielle *Benediktiner-Bibliographie* durch die französische Kongregation des Ordens selbst jetzt in neuer umgeänderter Auflage erschien.

Dazu kommen dann noch die zahlreichen Beschreibungen von *einzelnen hervorragenden Handschriften,* die sich besonders in Zeitschriften finden, meist freilich nur im druckgeschichtlichen Interesse gegeben werden. Unter Umständen wichtig können für uns auch *alte Bibliothekskataloge* werden, wie Molitor einen westfälischen aus dem Jahre 1353 bietet oder Manitius drei Stück aus dem 12. und 13. Jh. Auch der sehr interessante Aufsatz E. Fairons: *La bibliothèque d'un chanoine liègeois en 1614* gehört hierher; wir haben eine ganze Reihe wichtiger Stücke von alten Drucken darin, die sich auf verschiedene Wissenszweige verteilen: Ausgaben von Vergil, Boethius, Porphyrius, Petrus Ramus und von Humanisten, Ausgaben, die wohl manche wünschenswerte bibliographische Belehrungen enthalten.

Ihrer Erscheinungszeit wegen können die oben genannten wissenschaftlichen Literaturübersichten unserm Jahresbericht nur zuweilen zum Zwecke einer verspäteten Nachlese oder der Selbstprüfung dienen. Sie zeigen uns aber — wo es nötig ist — das Material an, aus dem geschöpft werden muß. Dieses Material selbst aber muß unmittelbar benutzt werden. Das ergiebt denn nun außer der großen Buchliteratur eine fast erschreckende Menge von zu prüfenden Zeitschriften. Die unschätzbare *Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur* von F. Dietrich, die in anerkennenswerter Schnelligkeit halbjährlich der Literatur folgt, kann uns dennoch nur zur Ergänzung dienen.

Trotz völlig skizzenhafter Berichterstattung vermag wohl diese bibliographische Überschau nebenbei auch einen Begriff zu geben von der erheblichen vorbereitenden Arbeit, die zu leisten ist, um für einen unserer Jahresberichte die bibliographische Grundlage zu beschaffen, und eine Kenntnis von dieser Vorarbeit kann der Beurteilung der Jahresberichte selbst nur zugute kommen.

II. Kulturgeschichte, Biographien u. ä.

Von **Ernst Schwabe** und **Hermann Michel.**

Schwabe.] Unter den Büchern, die sich die Aufgabe stellen, Kulturzustände des deutschen Volkes zu schildern, ist die Zahl derer, die wirklich ausgeführte und brauchbare Bilder aus unserem Schulwesen und unserer Schulgeschichte geben, nicht gerade groß. Zwar wird dieser Teil unserer geistigen Entwicklung in keinem dieser Werke übergangen; man findet überall Beziehungen auf die Schulwelt der geschilderten Zeit, aber in der Regel sind es nur Curiosa, die dargestellt werden, nicht das alltägliche Leben, das

Digitized by Google

freilich keinen so farbenbunten Eindruck macht, und oft Züge zeigt, die nur allzu bekannt sind. So sieht man denn nur selten eine wirkliche Spiegelung der historischen Schulwelt. Die Schulgeschichtsforschung muß sich damit abfinden: sie ist ja noch eine sehr junge Wissenschaft und noch sind die Fäden überall dünn und lose, die sie mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft verknüpfen.

Trotzdem läßt sich ein Fortschritt nicht verkennen; der Einschlag schulgeschichtlicher Betrachtungen und Nachweisungen in kulturgeschichtlichen Werken unserer Zeit wird immer stärker, die Verwendung des Materials, das unsere schulgeschichtlichen Arbeiten liefern, wird reichlicher, und neben diesem steht das immer mehr erstarkende Interesse und die sich immer mehr erweiternde Betrachtung der Menschen und der Literatur unserer deutschen Humanistenzeit.

Eine besondere Berücksichtigung hat deshalb auch das Unterrichtswesen und die Schulgeschichte Deutschlands in einem der neuesten Werke gefunden, das sich *deutsche Kulturzustände aus dem 17. Jahrhundert*[1]) zu schildern vorgenommen hat, und das von dem Verfasser selbst als eine Nebenfrucht seiner „Studien über die Geschichte der sächsichen Plastik und der Spätrenaissance und Barockzeit“ bezeichnet wird. Das dort (S. 231 bis 254) Gegebene ist freilich recht eklektisch und erschöpft den Gegenstand nicht. Die Behauptung (S. 231), daß der Staat erst im 17. Jahrhundert die Schulpflege systematisch in die Hand nähme und die Staatsschulen ins Leben gerufen habe, ist wohl kaum zutreffend; bisher hat man es als ein unzweifelhaftes Verdienst der Reformation und der ihr ergebenen Fürstenhäuser angesehen, daß sie die evangelischen Stiftungsschulen als Landschulen, d. h. Staatsschulen geschaffen haben, nicht nur in Kursachsen, sondern auch im übrigen Deutschland. Diese evangelischen Schulen kommen überhaupt in dem Werke kaum vor, was ein schiefes Bild gegenüber der Darstellung der Jesuitenschule (auf S. 136, 219 f., 239 ff.) ergibt. Wenngleich die Gegenreformation im Vordringen war, hatten diese Schulen doch noch soviel eigenes inneres Leben, daß auch ihre Schicksale im 17. Jahrhundert eine kurze Würdigung verdienten. Ein gleiches hätte man der Darstellung der evangelischen Schulkomödie gegenüber dem Jesuitendrama gewünscht. Recht interessant sind die Ausführungen, die sich über die Universitäten finden. Sie enthalten eine farbenvolle Schilderung der gesellschaftlichen Zustände an einer ganzen Reihe deutscher Hochschulen, mit manchem neuen Detail, z. B. mit dem interessanten Hinweis, daß der sogenannte Pennalismus seine Quelle in der Deposition gefunden hat und erst von der Universität auf das Gymnasium herabgestiegen ist, natürlich nicht, ohne an bereits dort bestehende Gebräuche anzuknüpfen. Auch sonst kommen in dem interessant geschriebenen Buche noch eine ganze Reihe von Stellen vor, wo Erziehungs- und Unterrichtsfragen gestreift werden,

[1]) Berthold Händcke, Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig. E. A. Seemann. 1906. 8°. X und 464 S.

Digitized by Google

und wo die Schule mit ihren damaligen Besonderheiten Berücksichtigung findet, wie der Abschnitt über die Mädchenerziehung S. 341 ff., die Prinzenerziehung S. 269 ff., freilich nur ausgewählte Punkte und Andeutungen, wie es bei einem Werke mit so weit gespanntem Rahmen nicht anders sein kann.

Ein gleiches läßt sich auch von dem umfassenden Werke sagen, mit dem der unermüdliche Darsteller[1]) der Jugend- und Erziehungsgeschichte von Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. über die *Geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden* sich verbreitet. Das mit großem Sammelfleiße und auf breiter Grundlage aufgebaute Werk bespricht im ersten Bande die Geheimen Gesellschaften im Altertum, Mittelalter und in der Reformationszeit, und wendet sich in seinem zweiten Bande der Neuzeit zu. Der Referent kann sich gegenüber dem umfassenden Werke, das ihm viele Belehrung geboten hat, nur in zwei Kapiteln und Wissensgebieten speziellerer Art als zuständig ansehen, und möchte dazu folgendes bemerken. Die Abschnitte über das klassische Altertum, die auch manches enthalten, was nur lose mit dem eigentlichen Thema zusammenhängt (z. B. die ausgeführte Schilderung der Natur Griechenlands), hätte manches noch ausführlicher, und vor allem mit mehr Quellenangaben, bringen können. So ist z. B. der Abschnitt über den Mithrasdienst und die Taurobolien (Bd. I, S. 246—250) zu kurz; er erwähnt viele interessante und seit langer Zeit bekannte Einzelheiten, besonders Bildwerke, nicht und zeigt in seinen ungenauen Zitaten aus dem Altertum (mit der bloßen Nennung von Lukian und Apulejus ohne Angabe der Schriften läßt sich nicht viel anfangen) und den Anführungen einer größtenteils veralteten Literatur, daß eine etwas eindringendere Bekanntschaft mit den Ergebnissen der modernen Religionswissenschaft dem Buche von Vorteil gewesen wäre. — Aus dem zweiten Teile ist für unsern Bericht wichtig vor allen Dingen die Darstellung des Verbindungswesens auf den Akademien. An die klare und übersichtliche Behandlung des Tugendbundes, in der mancherlei neues Material dargeboten wird, schließt sich eine Behandlung der burschenschaftlichen Bestrebungen; es mag schwer sein, neben der glänzenden und bestechenden Darstellung in Treitschkes Deutscher Geschichte, Bd. II, etwas Neues zu sagen: es soll aber ausdrücklich der ruhige Ton, in dem dieses schwierige Kapitel erörtert wird, Anerkennung finden, und das Bestreben, neben dem Unreifen und Überschwenglichen auch das Gute und Bleibende an den burschenschaftlichen Bestrebungen herauszuheben. Bei der Geschichte der Studentenorden wäre es erwünscht gewesen, den Übergang dieser veralteten Verbindungsform in das heutige Korpswesen, der sich in der Geschichte so mancher alten, noch bestehenden Korps nachweisen läßt, deutlicher herausgebracht zu sehen. Und schließlich muß der Schulhistoriker hier noch ein desideratum anbringen, über das mancher Nichtspezialkollege vielleicht lächeln wird:

[1]) Georg Schuster. Die Geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Leipzig, Theod. Leibing. 1906. Bd. I. X. 558 S. Bd. II. VI. 584 S.

Digitized by Google

es wird ein jedes Wort über die „Schülerverbindungen" vermißt, und doch ist das Treiben dieser „geheimen Gesellschaften" schon während des dreißigjährigen Krieges in alten Alumnaten nachweisbar. Vielleicht mag dem Verfasser das kindische Treiben unreifer Jungen als seines Themas unwürdig erschienen sein. Aber sind denn die Studenten gar so viel reifer? Oder waren gar die Beani besser als unsere Primaner? Wer etwas von der allerdings sehr geheimnisvollen Geschichte dieser Verbindungen weiß, der staunt oft über ihr Alter, ihre Verbreitung und ihren engen Zusammenhang mit den Studentenverbindungen einerseits und gewissen geheimen Gesellschaften anderseits. Das Material hierfür mag allerdings sehr zerstreut liegen und dem suchenden Auge sich nur zu leicht entziehen.

In diesem kulturgeschichtlichen Zusammenhang kann auch ein sehr sympathisches Buch, das sich an weite Kreise wendet, bereits in zweiter Auflage erschienen ist, und die Kulturgeschichte der *deutschen Frauenwelt* zur Darstellung bringen will, mit Erwähnung finden.[1]) Der bekannte Verfasser, der dies Werk als eine Ergänzung zu seinen „Bildern aus der deutschen Kulturgeschichte" angesehen wissen möchte, führt uns darin eine Reihe von Einzelgestalten aus der deutschen Frauenwelt vor, die von Thusnelda beginnt und bis zur Königin Luise, zu Leonore Prohaska, dem tapferen Lützowschen Jäger und zu Luise Scheppler, der frommen elsässischen Magd reicht. Diese Reihe ist sehr lang und es ist wohl kein wichtigeres Zeitalter und kein Gesellschaftskreis unberücksichtigt geblieben. Natürlich spielen in Richters Schilderungen die Angehörigen der oberen Stände eine Hauptrolle. Wir begegnen hier Mathilden, der frommen Gemahlin Heinrichs I., Elisabeth Charlotten von der Pfalz, deren Leben mit besonderem Takte dargestellt ist, und der Königin Luise. Mancher würde bei der Auswahl wohl lieber spezielle Wünsche berücksichtigt gesehen haben: so würde z. B. ein Lebensbild der Kurfürstin Anna von Sachsen (wofür die treffliche Quellenarbeit von Weber vorliegt) dem Ref. lieber gewesen sein als die Darstellung der Schicksale der Herzogin Elisabeth von Sachsen. Auch sind natürlich eine Menge Dinge wiederholt, die schon anderweit längst bekannt waren, aber man freut sich doch, sie hier wieder in einer gefälligen, sorgfältigen, und, was bei diesem Thema zu befürchten nahe lag, von aller Sentimentalität freien Darstellung zusammengestellt zu finden. — Für die Zwecke dieses Berichtes kommen aber Schilderungen aus anderen Kreisen weit mehr in Betracht, bei denen das Leben sich nicht auf dem Hintergrunde des großen Welttheaters abgespielt hat. Ich greife aus ihnen die Lebenschicksale der Gottschedin heraus, von der die allgemeine Meinung wohl bisher nur die war, daß sie ein gewaltiger Blaustrumpf gewesen sei, nicht unähnlich ihrer gelehrten Zeitgenossin, der Reiskin, und die uns in Richters Schilderung weit sympathischer entgegentritt, als die treue Gattin und Mitarbeiterin ihres Mannes, dem man in neuester Zeit gerechter

[1]) Albert Richter, Deutsche Frauen. Kulturgeschichtliche Lebensbilder. Leipzig, Brandstätter. 1905. Mit einem Titelbild (Heliogravüre „Thusnelda im Triumphzug des Germanicus". 445 S.

Digitized by Google

zu werden anfängt. Ganz besonders wohltuend berührt die liebevolle Schilderung von Ernestine Voß, in der wir den Typus einer braven, tüchtigen und gescheidten Rektorsfrau aus dem 18. und 19. Jahrhundert vor uns sehen. Schon um dieses einen, offenbar mit vieler Vorliebe gezeichneten Bildes willen, verdient das Buch, das sich sehr angenehm liest, nicht bloß einen Platz in den Schulbibliotheken, sondern auch wirkliche Leser aus der Zahl der Erwachsenen.

Michel.] Biographien, Selbstbiographien, Briefwechsel, Tagebücher und ähnliche Schriften von Männern und Frauen, die auf den verschiedensten Gebieten gewirkt haben, enthalten oft lehrreiche Mitteilungen schul- und erziehungsgeschichtlicher Art. Auf diese hinzuweisen ist der Zweck unseres Berichts, der diesmal nur spärlich und zufällig eingeliefertes Material bei kurz bemessenem Raum rasch mustern kann. Freilich wäre in dieser Rubrik jedes Streben nach Vollständigkeit ohnehin aussichtslos.

Den Namen *Schenckbechers* trägt eine großartige Studienstiftung der Straßburger Universität, deren Segnungen schon hunderten von jungen Juristen und Medizinern zuteil geworden sind. Manch einer von diesen mag sich gefragt haben: wer war der Mann, dessen freigebige Hand es mir ermöglicht, unangefochten von lästigen Sorgen, nur dem Studium zu leben? Wenn man diese Frage jetzt beantworten kann, so ist das ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst Gustav C. Knods,[1] der uns eine durchweg auf ungedrucktem Material fußende Biographie Schenckbechers und damit zugleich einen fördernden Beitrag zur Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts dargebracht hat. Schenckbecher wurde 1529 in Straßburg geboren; er besuchte das hochberühmte Sturmsche Gymnasium, dessen Leiter ihm zeitlebens ein treuer Berater geblieben ist; er studierte Jurisprudenz in Paris und Orleans, in Padua und Bologna; 1559 wurde er Syndikus der Stadt Nürnberg, nachdem er einige Jahre in den Diensten Johann Albrechts von Mecklenburg gestanden hatte. Von 1564 bis zu seinem 1590 erfolgten Tode widmete er seine Kraft ganz seiner Vaterstadt. Er hat in der straßburgischen Politik keine führende, aber doch eine wichtige Rolle gespielt.

Straßburg war zu Schenckbechers Zeit die Hochburg des orthodoxen Protestantismus. An demselben Orte, wo einst Tauler sanftmütig und liebevoll gepredigt hatte, wetterten jetzt bornierte Zeloten wie Marbach und Pappus. Zwei Menschenalter später — und an demselben Orte predigt Philipp Jakob Spener, der Begründer des Pietismus, dessen unvergänglicher Ruhm es immer bleiben wird, dem verknöcherten Luthertum den Boden entzogen und anstatt starrer Dogmen wieder wahre Frömmigkeit gelehrt zu haben. In Straßburg auch las *Konrad Dippel* zuerst Spenersche Schriften. Hier muß sich die innere Umwandlung angebahnt haben, die den unfreien lutherischen Theologen zu einem pietistisch gesinnten Freigeist werden ließ.

[1] Gustav C. Knod, Johann Schenckbecher. Ein Straßburger Ratsherr der Reformationszeit. Straßburg, Programm des Lyzeums (Nr. 649) 1906. 58 S.

Digitized by Google

Auf den Entwicklungsgang dieses psychologisch ungemein interessanten Mannes werfen die urkundlichen Forschungen des rastlos tätigen Wilhelm Diehl[1]) neues Licht. Über Dippels Vorfahren, über seine Schuljahre in Darmstadt, über seine Gießener und Straßburger Studentenzeit, über seine „Bekehrung" und manches andere weiß Diehl neue und wichtige Tatsachen beizubringen. Um nur ein Beispiel anzuführen: man hatte bisher keine Kunde davon, daß Dippel im Frühjahr 1697 zur Information eines Sohnes des Landgrafen Ernst Ludwig nach Gießen berufen wurde — und doch erklärt sich, wie Diehl betont, vieles in seinem späteren Leben gerade daraus, daß er eine Zeitlang Prinzenerzieher gewesen ist.

Dippels theosophische Lehren sind neuerdings mit Recht zur Erklärung einer Partie in Goethes Faust herangezogen worden.*) Überhaupt müßten sich die Literarhistoriker viel mehr, als es bisher geschehen ist, mit der Geschichte des Pietismus vertraut machen: nicht wenige literarische Erscheinungen des 17. und 18. Jahrhunderts sind schlechterdings unverständlich ohne genaue Einsicht in diese mächtig um sich greifende Bewegung, die der Aufklärung parallel geht und sie teils hemmt, teils fördert. Aber wer hat denn außer den Theologen und Lessingforschern Albrecht Ritschls monumentale „Geschichte des Pietismus" gelesen? Nicht einmal die Herausgeber von *Moritzens „Anton Reiser"*, obwohl doch Ritschl im allgemeinen und im einzelnen (Bd. 2, S. 381 f. Anm.) schätzbare Hinweise zum tieferen Verständnis dieses „psychologischen Romans" bietet, dessen hoher pädagogischer Wert schon zur Zeit seines Erscheinens und und seither oft genug hervorgehoben worden ist. Die neue Ausgabe von Hans Henning[2]) führt durch ihre biographische Einleitung und ihre spärlichen Erläuterungen nur unbeträchtlich über die frühere von Ludwig Geiger hinaus und bleibt an Vollständigkeit hinter dieser zurück. Gerade ein für das größere Publikum berechneter Neudruck bedürfte meines Erachtens eines viel ausgiebigeren Kommentars: man kann doch dem Durchschnittsleser wirklich nicht zumuten, daß er weiß, wer Benjamin Schmolcke war (S. 139) oder von wem die kleinen Dramen „Der Mann nach der Uhr" und „Der Edelknabe" verfaßt worden sind (S. 349), und man wird den Verdacht nicht los, daß der Herausgeber es ebensowenig gewußt hat.**)

Etliche von Moritzens Büchern wurden viel gelesen, so z. B. seine „Götterlehre", in die er eine Reihe von Goethes herrlichsten Gedichten wie

---

[1]) Wilhelm Diehl, Neue Beiträge zur Geschichte Johann Konrad Dippels in der theologischen Periode seines Lebens: Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte III. Bd. 2. Heft S. 137—184.

*) Minor, Goethes Faust Bd. 1 (Stuttgart 1901) S. 181.

[2]) Karl Philipp Moritz, Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Neu herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Henning. Leipzig, Reclams Universalbibliothek No. 4813—4816. 476 S.

**) Benjamin Schmolcke, 1672—1737, sehr produktiver geistlicher Liederdichter und Erbauungsschriftsteller. „Der Mann nach der Uhr", Lustspiel in 1 Akt von Th. G. v. Hippel, Königsberg 1760. „Der Edelknabe", Schauspiel in 1 Akt von J. J. Engel, Leipzig 1774.

Digitized by Google

„Prometheus“, „Gränzen der Menschheit“ u. a. aufgenommen hat. Es wird noch manchem Knaben so gegangen sein, wie *Wilhelm von Kügelgen,* der uns erzählt, daß er die trotzigen Verse des Goetheschen „Prometheus“ zuerst aus Moritzens „Götterlehre“ kennen gelernt hat. Kügelgens Titanentrotz hat sich bald genug gelegt. Er ist ein frommer Mann geworden, der sich aber bei aller Gottseligkeit ein offenes Auge und einen frischen Humor zu wahren wußte. Als alter Mann hat er uns seine „Jugenderinnerungen“ beschert, ein köstliches Buch, das auch für unsere Zwecke allerlei bietet — gleich im Anfang (I 4) begegnet uns ein possierliches Beispiel für die bedenklichen Folgen der Koedukation; Kügelgen schildert dann (II 2) den Privatunterricht (nach der Pestalozzi-Krugschen Methode) bei dem jungen Theologen Senff, er erzählt (III 4) von der Ballenstedter Ortsschule unter Rektor Eisfeld und besonders lebendig (VI 3) von dem Bernburger Gymnasium unter Rektor Gottfried Herzog; er berichtet, daß er eine Zeitlang mit gutem Erfolge privatim griechisch gelernt habe, leider aber nicht, auf welche Weise; derlei Mitteilungen können sehr lehrreich sein, und wir sind Eugen Sparig[1]) dankbar, daß er uns mit den Hilfsmitteln genauer vertraut gemacht hat, die *der junge Goethe* bei seiner Homerlektüre benutzte (Ernestis Ausgabe, Schaufelbergers „Clavis Homerica“). Von Kügelgens „Jugenderinnerungen“ sind in den letzten Jahren mehrere neue Ausgaben erschienen; die des Verlags W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf, empfiehlt sich durch großen Druck und hübsche Bilder; der Forscher wird aber doch lieber zu der des Hesseschen Verlags[2]) greifen, die reichere Beigaben und ein Register enthält; die Anmerkungen lassen allerdings auch hier zu wünschen übrig: es müßte doch z. B. gesagt werden, daß der Kepler „besingende“ Dichter (II 5, S. 152) A. G. Kästner ist.

Kügelgens Schwiegervater, der bekannte Parabeldichter F. A. Krummacher, hatte in pietistischem Sinne am Niederrhein gewirkt, bevor er Oberhofprediger in Bernburg wurde. Das Leben und Treiben einer kleinen niederrheinischen Gemeinde in der vormärzlichen Zeit schildert uns die anspruchslose Biographie des Pastors *Johann Ludwig Müller,*[3]) der in Tübingen und Berlin studiert hat; in einem Briefe aus dem Frühjahr 1824 berichtet er von den Vorlesungen Schleiermachers, Neanders und Tholucks. Daß Heinrich Heine in den Jahren 1818—1821 Müllers Mitschüler auf dem Gymnasium zu Düsseldorf war, wie S. 21 angegeben wird, ist ganz ausgeschlossen, da Heine spätestens 1815 diese Anstalt verlassen hat; näheres findet man in der gehaltvollen Abhandlung Hüffers „Heine auf

---

[1]) Eugen Sparig, Wie Goethe den Homer übersetzen lernte. Sonderdruck aus „Ehrengabe der Latina“. Halle a. S., 31. März 1906. 16 S.

[2]) Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit einem ergänzenden Nachwort von Anna von Kügelgen und einem Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Max Hesse. 664 S.

[3]) Johannes Müller, Aus der Väter Zeiten. Erinnerungen aus dem Leben des Pastors Johann Ludwig Müller in Mettmann. Barmen, E. Biermann. 169 S.

Digitized by Google

dem Lyzeum und Gymnasium in Düsseldorf", die jetzt in Hüffers gesammelten Aufsätzen über Heine wieder abgedruckt ist.*)

Gleich Müller empfing auch *Ernst Constantin Ranke*, der viele Jahre später die Universität Berlin bezog, einen nachhaltigen Eindruck von August Neander, dem „protestantischen Benediktiner", wie ihn Karl Hase nennt. Das pietätvolle Buch, das Etta Hitzig ihrem Vater gewidmet hat,[1] ist in mancher Hinsicht für uns von Interesse: es verdient Beachtung, daß der milde Ranke bei aller Verehrung für Schulpforta doch an dem Unterrichtsbetrieb allerlei auszusetzen hat; und es ist nicht unwichtig, zu erfahren, welche Rolle Ranke bei der Berufung Adolf Harnacks nach Berlin gespielt hat. Das Buch enthält außer Fragmenten zu einer Selbstbiographie viele Gedichte Rankes (sie zeigen deutlich den Einfluß des ihm innig vertrauten Klopstock), ferner den Briefwechsel mit seinen Brüdern und mit seinem besten Freunde Hans von Kleist-Retzow. Ueber diesen wird im nächsten Jahresbericht mehr zu sagen sein: Hermann von Petersdorff hat sein Leben und Wirken vor kurzem ausführlich beschrieben (Stuttgart und Berlin, Cotta 1907).

Wie es in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in dem 1705 gegründeten Magdalenenstift zu Altenburg herging, erfahren wir aus den anmutigen, mit ungewöhnlichem Plaudertalent abgefaßten Erinnerungen der *Freifrau von Zedlitz und Neukirch*,[2] die auch feinsinnige Bemerkungen zur Psychologie des Kindes enthalten. Die Anforderungen waren ziemlich hoch, namentlich in den fremden Sprachen, von denen das Französische noch Umgangssprache war.

Auch in der Familie der Comtesse Marie Dubsky — wir kennen sie besser unter dem Namen *Marie von Ebner-Eschenbach* — wurde fast nur französisch gesprochen.[3] Ein deutsches Lesebuch war nicht vorhanden, man lernte Lafontainesche Fabeln und belehrte sich aus der „Histoire universelle" von Louis Richard dit Bressel. Launig berichtet die treffliche Dichterin von der Schreckensherrschaft einer Gouvernante in Drachengestalt. Lebendig schildert sie, welch ein Aufruhr in ihrem bibelgläubigen Gemüte entstand, als ihr gelegentlich ein Abriß der Astronomie in die Hände fiel. Aber nicht den Büchern und noch weniger den Gouvernanten verdankt

---

*) Hermann Hüffer, Heinrich Heine. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von Ernst Elster. Berlin, G. Bondi. 1906. S. 261—274.

[1]) D. Ernst Constantin Ranke, Professor der Theologie zu Marburg. Ein Lebensbild gezeichnet von seiner Tochter Etta Hitzig. Leipzig. Dunker & Humblot. 1906. 363 S. Auszug daraus von Theodor Werner: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 53, S. 199—205. Vgl. auch Varrentrapps Besprechung: Histor. Ztschr., Bd. 98 (1907), S. 584—589.

[2]) Anna Freifrau von Zedlitz und Neukirch, geb. von Bonin. Aus frohen Jugendtagen. Stiftserinnerungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 190 S. — Über die Geschichte des Altenburger Stifts orientieren Constantin Schöne, Gesch. des freien adligen Magdalenen-Stifts. Altenburg 1847 und G. Besser, Beiträge zur Gesch. des freiadligen Magdalenen-Stifts. Altenburg 1892 (Schulunterricht: S. 64 ff.).

[3]) Marie von Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Berlin, Paetel. 1906. 311 S.

Digitized by Google

sie die Grundlagen ihrer ästhetischen Erziehung, sondern einem Institut, das die Pharisäer nicht als einwandfreie Bildungsschule gelten lassen werden — nämlich dem alten Burgtheater.

III. Pädagogik und Bildungswesen.

1. Gesamtentwicklung.

Von **Karl Knabe.**

Von den auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwicklung des Bildungs- und Schulwesens im Jahre 1906 erschienenen Arbeiten gebührt es sich wohl an erster Stelle derer zu gedenken, die in dem großartigen Unternehmen[1] „Die Kultur der Gegenwart" erschienen sind. Nachdem Friedrich Paulsen zunächst in einem größeren Aufsatze auf etwas mehr als vier Seiten einen kurzen, aber schönen „Überblick über die öffentliche Verfassung des Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung" gegeben hat, bespricht Gottlob Schöppa auf zehn Seiten die Geschichte der Volksschule. Nach den Versuchen Karls des Großen und den geistlichen und weltlichen Schulgründungen im Mittelalter wird angemessen betont, daß Luthers Wirken den Anstoß zu einer Bewegung in der Richtung auf die Volksschule gegeben hat. Dann wird hervorgehoben, daß durch das Elend, das der 30jährige Krieg in seinem Gefolge hatte, sich die Notwendigkeit eines Sinnens auf Abhilfe ergab. Ratkes und Comenius' Wirken und der Anfang der gesetzlichen Festlegung der allgemeinen Schulpflicht wird erwähnt. A. H. Franckes und des Freiherrn von Rochows segens- und folgenreichen Wirkens geschieht Erwähnung, und die ersten Seminargründungen treten auf. Die Umgestaltung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse konnte aber erst zu dem Ziele führen, die Schulpflicht durchzuführen. In längerer Ausführung geht alsdann der um die neuere Gestaltung des höheren Knabenschulwesens so verdiente Adolf Matthias auf die Geschichte desselben ein. In glänzender Ausdrucksweise finden wir hier eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende knappe Darstellung des Gegenstands in häufig neuer Beleuchtung, dem sich ein gedankenreicher „Rückblick und Ausblick" anschließt. Recht gut wird gleich das Auftreten der alten Germanen geschildert mit ihrer der Kultur zugleich feindlichen und freundlichen Seele, woraus sich ihre willige Aufnahme der fremden römischen Bildung ergibt. Mit sicheren Strichen wird

[1] Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I. Abteilung I: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Berlin und Leipzig. B. G. Teubner. 1906. (XVI. 671 S.) Friedrich Paulsen, Das moderne Bildungswesen. S. 54—86. Gottlob Schöppa, Das Volksschulwesen. S. 87—119. Adolf Matthias, Das höhere Knabenschulwesen. S. 120—174. Hugo Gaudig, Das höhere Mädchenschulwesen. S. 175—242. Georg Kerschensteiner, Das Fach- und Fortbildungsschulwesen. S. 243—283. Friedrich Paulsen, Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung. S. 284—311. Walther von Dyck, Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung. S. 312—346.

Digitized by Google

die fernere Entwicklung gezeichnet, sehr richtig wird darauf hingewiesen, daß zur Zeit der Machtstellung der Hansa eine andere Bildung geherrscht haben muß, als sie die uns bis jetzt bekannt gewordenen Schuleinrichtungen übermitteln konnten. Der Humanismus in Italien und Deutschland und die Reformation treten auf. Luthers Anregungen für Volksschulen und für deutsche Bildung, aber auch das Verbleiben der gelehrten Schulen bei der Mißachtung der deutschen Sprache werden treffend hervorgehoben, namentlich dann auch bei Joh. Sturm. Die Jesuitenschulen werden charakterisiert, die namentlich auch dadurch vor den protestantischen Schulen im Vorteil waren, daß es ihnen nicht an den nötigen Geldmitteln gebrach. Das Unterrichtswesen suchten dann aus seinem bald eintretenden tiefen Verfalle so manche Richtungen und hervorragende Männer wieder zu erretten. Die lebhafte Bewegung, die von 1600—1790 die deutsche Welt in verschiedenen Richtungen durchzieht, tritt klar vor die Augen des Lesers. Verfasser wird dabei erfreulicherweise dem Philanthropismus weit gerechter, als es sonst meist Brauch ist. Die Anfänge des Realschulwesens werden gegeben, wobei natürlich des Raumes wegen die große Menge treibender Veranlassungen nicht erwähnt wird. Übrigens wurde in Friedrich des Großen Académie des nobles (S. 145) nach Heubaums Feststellung Lateinisch nicht gelehrt. Das Einsetzen des Neuhumanismus und seine Folgen, der Kampf humanistischer und realer Bildung folgen. Es heißt dann (S. 154): „So vollzog sich denn unter dem Drucke der Beamten- und Militär-Hierarchie die Umwandlung der reinen lateinlosen (so soll es doch wohl heißen statt des im Texte stehenden sehr störenden Druckfehlers: lateinischen) Realschule zu der Mischart des Realgymnasiums.“ Ich glaube, daß diese Ansicht, wie sie besonders auch Paulsen vertritt, nicht ganz zutreffend ist. Es sind recht viele Vorschläge zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen, die eine Realschule mit Latein der Verbalschule mit Latein und Griechisch gegenüber setzen wollten. Und wer weiß, wie heute noch trotz der Gleichberechtigung der höheren Lehranstalten die Oberrealschule gegen das altklassische Vorurteil zu kämpfen hat, der wird zugeben müssen, daß im Jahre 1832 eine Berechtigung von Realschulen ohne Latein noch gar nicht möglich war. Übrigens lehnt sich diese „vorläufige Instruktion“ auch viel mehr an Höpfners höhere Bürgerschule in Danzig als an die Spillekesche Realschule an, wie Simson 1904 nachgewiesen hat. Aus demselben Grunde möchte ich auch Wieses Verdienst um die Förderung der Realschulsache, wenn sie ihm auch gewiß nicht aus dem Herzen kam, doch etwas höher einschätzen. Erst Bonitz konnte die lateinlose Vollanstalt im Jahre 1882 ebenbürtig neben Gymnasium und Realgymnasium stellen, aber die Folgerung der Gleichberechtigung vermochte auch er noch nicht zu ziehen, obwohl er sich damals im Abgeordnetenhause dafür ausgesprochen hat. Es folgen dann vorzügliche Schilderungen der Schulkonferenzen von 1890 und 1901 und der daraus hervorgehenden Lehrpläne und Prüfungsordnungen, die Verfasser ja als Mitarbeiter am sachlichsten beurteilen konnte. Haben wir somit auf diesem Gebiete bei aller Knappheit doch

Digitized by Google

einen umfassenden Abriß der geschichtlichen Entwicklung vor uns, so beschränkt sich Hugo Gaudig bei der höheren Mädchenschule auf die Darstellung vom Jahre 1872 an. Er schildert und würdigt die Beratungen zu Weimar in diesem Jahre, die Konferenz von 1873 in Berlin, H. Langes Schrift und gibt die gesetzliche Regelung dieser Anstalten von 1894, um dann auf die Gegenwart überzugehen und Blicke in die Zukunft zu werfen. Weit früher dagegen setzt Georg Kerschensteiner bei der Geschichte des Fach- und Fortbildungsschulwesens ein, nämlich bei den Zünften. In lichtvoller Weise werden dann die ersten schulischen Anfänge auf diesem Gebiete aufgezeigt: in Österreich, Bayern und Baden gegen Ende des so bewegten 18. Jahrhunderts. Dann werden die Gründungen einzelner Privaten und neuer beruflichen Verbände wie Gewerkvereine u. dgl. geschildert, bis endlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nach und nach alle deutschen Regierungen für technische Schulen zu sorgen begannen. Daß in dieser Zeit die reinliche Scheidung zwischen allgemein bildenden (Verf. setzt hinzu „allein selig machenden") Realanstalten und Fachschulen noch nicht durchgeführt war, wird angemessen betont. Die Weltausstellung in London 1851 und der unbestrittene Sieg des französischen Gewerbes brachten dann lebhafte Anregung und größeren Eifer in diese Angelegenheit, wozu das immer stärker hervortretende Bedürfnis als treibende Kraft hinzukam, so daß nunmehr eine fortschreitende Entwicklung auf sämtlichen Gebieten dieses Schulwesens in allen Kulturländern in die Erscheinung tritt, die der kundige Verfasser im einzelnen darlegt. Aber erst im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts finden wir in allen zivilisierten Staaten einen regen Wetteifer in der Ausgestaltung ihres gewerblichen Schulwesens. In einem späteren Aufsatze kommt dann Friedrich Paulsen noch einmal zu Worte, indem er die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung darlegt und hierbei auf einigen Seiten auch die geschichtliche Entwicklung berührt. Er zeigt die Verhältnisse von der Entstehung der deutschen Universitäten bis ungefähr 1700, beschreibt den dann auftretenden geistigen Umschwung und zeichnet eingehender die Wendung zum Historischen im 19. Jahrhundert. Dagegen geht Walther von Dyck bei der Betrachtung der naturwissenschaftlichen Hochschulausbildung viel eingehender auf ihre Geschichte ein. Nach einer Betrachtung der im ganzen kümmerlichen Vertretung der Mathematik und Naturwissenschaften auf den deutschen Universitäten bis zum 18. Jahrhundert, wird der eintretende wesentliche Fortschritt durch einzelne große Männer, durch Gründung von Akademien, in den Ritterschulen wie im Carolinum zu Braunschweig dargestellt; leider fehlen hier aber die nicht unwesentlichen Leistungen der hessischen Landgrafen, namentlich Karls. Aus einem Vergleiche mit Frankreich und England ergibt sich die Überlegenheit der deutschen Einrichtungen. Dann wird in einem besonders wertvollen Kapitel die außerordentlich bedeutende Entwicklung nach vorübergehender Hemmung durch den Neuhumanismus in den einzelnen Spezialgebieten klar und schön dargestellt. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem allmählichen Ent-

Digitized by Google

stehen der Technischen Hochschulen, beginnend mit der von Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahre 1727 zunächst in Halle (und dann in Frankfurt a. O.) gegründeten Professur der Ökonomik, woran eine lichtvolle Aufklärung über die Ausgestaltung der einzelnen Disziplinen geschlossen wird.

So hat jeder Verfasser seine Aufgabe anders aufgefaßt, aber alle haben auch für unsere Aufgabe wertvolle Anregungen gegeben. Die übrigen, ebenfalls sehr interessanten Arbeiten beschäftigen sich mit den Museen, Ausstellungen, der Musik, dem Theater, dem Zeitungswesen, dem Buche, den Bibliotheken, worauf als Schluß dieses gediegenen Bandes Hermann Diels in zusammenfassender Weise die Organisation der Wissenschaft behandelt.

Wenn man bedauert, daß Fr. Paulsen in diesem Bande das von ihm besonders gut bearbeitete Feld der geschichtlichen Entwicklung des Bildungswesens wenig eingehend berührt hat, so freut man sich, diese Arbeit von ihm in einem besonderen Büchlein[1]) in glänzender Weise geleistet zu sehen. Die Geschichte des deutschen Bildungswesens wird auf 196 Seiten als bedingt durch den großen Gang der allgemeinen deutschen Kulturbewegung in sicheren Strichen und eleganter Form gezeichnet. Nach einer kürzeren Darstellung des Mittelalters folgt die Zeit der Renaissance und der Reformation; dann werden die Jahre von ungefähr 1650 bis 1800 als das Zeitalter der höfisch-modernen Bildung unter vorherrschend französischem Einfluß zusammengefaßt, und schließlich wird das 19. Jahrhundert behandelt. Es sei gestattet einige zweifelnde Bemerkungen anzuschließen: Die große Ausdehnung schulmäßiger Bildung am Ende des 12. Jahrhunderts, an die Paulsen glaubt, bezweifle ich für Deutschland noch. Schon vor der Gründung der sächsischen Fürstenschulen war im Marburger Pädagogium 1529 eine selbständige staatliche Anstalt gegründet, die zwar mit der Hochschule in Verbindung stand, aber kein Universitätsinstitut war. A. H. Francke hat von Gotha zwar reichliche Anregungen empfangen, er hat jedoch dort nicht seine gelehrte Bildung erhalten, da er nur ein Jahr lang die dortige Schule besucht hat. In dem vorzüglichen „Rückblick und Ausblick" wird die Bildung, die das Lehrerseminar von 1901 gewährt, dem akademischen Studium gegenüber überschätzt. Was aber den Hauptwert des Büchleins ausmacht, das ist die Tatsache, daß überall die herrschenden Tendenzen und ihre Einwirkung auf das Bildungswesen klar und ausführlich von einem hervorragenden Kenner auseinander gesetzt werden. Dies vermisse ich nun etwas in H. Weimers[2]) sonst gutem Werkchen. Es mag dies besonders daran liegen, daß Paulsen mehr für Kenner, Weimer indessen für Anfänger geschrieben hat, und für diesen Zweck ist seine Arbeit, die in kurzer Zeit schon eine zweite Auflage erlebt hat, sehr geeignet. Sie schildert erst

[1]) F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Aus Natur und Geisteswelt. Band 100. Leipzig. B. G. Teubner. 1906. IV, 192 S.

[2]) H. Weimer, Geschichte der Pädagogik. 2. verbesserte Auflage. Sammlung Göschen 145. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1906. 148 S.

Digitized by Google

kurz das griechische und römische Unterrichtswesen, behandelt dann das Mittelalter, das Zeitalter des Humanismus und der Reformation und schreitet dann von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter. In einigen Einzelnheiten bin ich anderer Meinung als der Verfasser: So war es doch gewiß nicht die Hauptaufgabe der Kugelherren, eigene Schulen zu errichten, ferner schließe ich mich mehr den neueren Forschern an, die meinen, daß Klopstock und Lessing große deutsche Dichter geworden sind, nicht weil, sondern obwohl sie auf sächsischen Fürstenschulen unterrichtet worden sind. Namentlich in bezug auf das Realschulwesen habe ich hier und da eine andere Auffassung gewonnen: Die Heckersche Realschule ist sicher nicht schon 1748 als Königliche Realschule bezeichnet worden, sondern der Tradition nach erst 1753, im laufenden Texte der Jahresberichte von 1770 an und auf dem Titel derselben gar erst seit 1780. Und daß man unter Friedrich dem Großen nicht zu weiteren Realanstalten kam, das lag besonders am König selbst, der vom Latein auch für künftige Kaufleute absolut nicht lassen wollte, obwohl er in seiner Académie des nobles eine Vorläuferin der Oberrealschule geschaffen hat. Der Unterschied zwischen Bürgerschulen und Realschulen auf S. 115 ist mir nicht recht klar geworden, und über die „vorläufige Instruktion“ von 1832 habe ich mich schon oben (S. 16) ausgesprochen. Schließlich gibt es fast gar keine Gymnasial-, wohl aber Realgymnasialkurse für Mädchen. Im übrigen halte ich das kleine Büchlein für eine recht tüchtige Leistung und einen guten Führer. In einer künftigen, hoffentlich ebenso schnell wieder notwendigen Auflage dürfte in der Literatur sicher Heubaums Geschichte des deutschen Bildungswesens nicht fehlen, das Wetzstein[1]) erfreulicher Weise bei seiner Realschulgeschichte häufig herangezogen hat. Es liegt hier ein höchst beachtenswertes Unternehmen in seinem ersten Abschnitt vor, das die geschichtliche Entwicklung des Realschulwesens in Deutschland in weit ausführlicherer Weise darstellen soll, als ich es vor zehn Jahren in Reins Handbuch der Pädagogik und auch jetzt bei der zweiten Bearbeitung getan habe. Verf. behandelt die Einseitigkeit des gelehrten Schulwesens im 16. und 17. Jahrhundert, die Reformversuche im 17., die Änderung der Bildungsbedürfnisse und die Entstehung der ersten Realschulen. Man sieht, wie umfassend die Aufgabe gestellt ist, und man muß sagen, daß sie im allgemeinen gut gelöst ist. Vielen Lesern werden auch die reichlichen bibliographischen Anmerkungen lieb sein. Andererseits liegt natürlich auch die Gefahr nahe, daß bei der großen Ausdehnung der Betrachtung gerade das Wesentlichste, die besonders treibenden Momente zur Verwirklichung einer neuen Schulart, wohl doch etwas schwierig bei der Lektüre herauszufinden ist. Wir freuen uns dieses Anfangs und hoffen, daß der Verf. Zeit und Kraft behält, um das Ganze bald entsprechend durchzuführen. Einzelne kleine Mängel sind

[1]) O. Wetzstein, Die geschichtliche Entwicklung des Realschulwesens in Deutschland. Abschnitt I. Die Entstehung deutscher Realschulen im 18. Jahrhundert. Beilage zum Programm der Großherzoglichen Realschule in Neustrelitz. 1906. Progr. Nr. 831. 48 S.

Digitized by Google

mir bei A. H. Francke aufgefallen, von dem nicht gesagt werden darf, daß er seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha erhalten hätte (s. S. 18). Daß Francke aber seinen Plan eines ökonomischen Realgymnasiums, wie wir es seinen Lehrfächern nach wohl bezeichnen können, von Semler haben soll, ist völlig ausgeschlossen, denn ersterer hat seine Idee schon 1698 auf einem fliegenden Blatte, letzterer aber erst 1705 veröffentlicht. Auch waren beide Pläne voneinander sehr verschieden. Wir werden wohl sagen müssen, daß beide Männer zu fast gleicher Zeit durch die damals so vielfach gährenden Ideen zu ihren Versuchen angeregt sind. In Züllichau ist übrigens kein Nachbild der Heckerschen Realschule geschaffen worden, wenn dies auch vielfach angegeben wird, dagegen an erster Stelle in Braunschweig. Eine andere Programmarbeit von Hoffschulte[1]) beschäftigt sich in sehr verdienstlicher Weise damit, einem größeren Publikum die Entwicklung und Bedeutung der lateinlosen höheren Lehranstalten unter treffender Abweisung von falschen absprechenden Urteilen klarzulegen. Nur kann ich nicht mit dem Verf. von Arthur Bonus als von „berufenster Seite“ sprechen.

Von der Geschichte der höheren Mädchenschule handelt auf 27 Seiten M. Martin[2]) in einem Buche, daß dieser Schulart gewidmet ist. Entsprechend ihrer Absicht, eine scharfe Kritik zu üben, findet die rührige und gedankenreiche Verfasserin in der Geschichte dieser Anstalten manche beklagenswerte Erscheinungen, die sich doch aber auch auf die höhere bürgerliche Ausbildung der Knaben beziehen. Ob übrigens das Gynäceum Franckes (beide Worte sind falsch gedruckt) wirklich einen so großen Einfluß gehabt hat, wie angegeben ist, dürfte wohl zu bezweifeln sein, da es nur sieben Jahre lang bestanden hat. Im ganzen bietet der Abschnitt eine gute und lehrreiche Lektüre. Eine neue Verfassung der höheren Mädchenschule ist ja vom preußischen Staate in Bearbeitung genommen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Staat das Recht in Anspruch nahm und auch wirklich besaß, Anordnungen in bezug auf das Schulwesen zu treffen und sie auch durchzuführen. Diese Angelegenheit untersucht für Deutschland seit Einführung des Christentums bis zum Jahre 1794 Robert Stein.[3]) Es ist recht verdienstlich, die einschlägigen Äußerungen von Schriftstellern dieser Zeit übersichtlich zusammengestellt zu haben, wenn natürlich dabei auch vieles längst Bekanntes zur Erörterung kommt. Aber mindestens die Gründung der Universität Marburg durch Philipp von Hessen durfte nicht übersehen werden, während Verf. von den weiteren, das gesamte Bildungswesen von der „Universität bis zur Dorfschule“ um-

---

[1]) Hoffschulte, Bedeutung und Entwickelung der lateinlosen höheren Schulen in Preußen. Jahresbericht der Realschule i. E. zu Münster in Westf. 1905. Progr. 456a. 18 S.

[2]) M. Martin, Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Aus Natur und Geisteswelt. Bdchen 65. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. (VI, 130 S.)

[3]) Robert Stein, Die Schule als Staatsanstalt in Schulgeschichte und Staatslehre bis 1794. In.-Dissertation Leipzig. Druck von Thomas & Hubert in Weida i. Th. 1906. 63 S.

Digitized by Google

fassenden Plänen dieses großen Fürsten zur Zeit der Abfassung seiner Arbeit noch nichts wissen konnte. In etwas ähnlicher Richtung bewegt sich ein sehr interessanter Aufsatz von P. Barth,[1]) der die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung zeigt und dadurch in der Tat manches neue Licht auf unseren Gegenstand wirft. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich zunächst auf das früheste Mittelalter.

Eine ganz dürftige Geschichte der Pädagogik gibt Eisler[2]) auf zehn Seiten, die meinem Gefühle nach niemand nützen kann. Dagegen liegt in dritter vermehrter Auflage ein Werk von Wohlrabe[3]) vor, das für die Geschichte des Lehrerstandes von Wert ist, indem es aus der deutschen Literatur zunächst von 25 Schriftstellern Biographisches, dann von 29 Autoren Romanhaftes und Verwandtes und endlich von 10 Dichtern Dramatisches aus dem und über das Lehrerleben, im weitesten Sinne genommen, bringt, wozu noch weitere Beigaben kommen. Manches davon ist für die Schulgeschichte unmittelbar verwertbar, anderes deshalb interessant, weil es zeigt, wie sich in den Köpfen der Verfasser und damit zahlreicher Zeitgenossen Schule und Lehrer darstellen. Denn auch das ist zur Erkenntnis des Zustandes der Bildungsanstalten wichtig, was andere von ihnen denken und sagen.

Ausschließlich für pädagogische Zwecke ist die Geschichte der Pädagogik in tabellarischer Form von Heilmann,[4]) in mehr biographischer Form als Hilfsmittel für Examinanden bis zum Tode Pestalozzis (4. Auflage) von Otto Fischer[5]) und als Fortsetzung dazu von R. Schulz[6]) und für Lehrerinnenbildungsanstalten von Karl Raßfeld und Hermann Wendt[7]) bearbeitet worden. Mit der Darstellung und Auswahl des Stoffes dieser Bücher kann man im allgemeinen wohl zufrieden sein. Im einzelnen dürften hier und da doch noch kleine Ausstellungen zu machen sein; so heißt es z. B. im zuletzt genannten Werkchen irrtümlicher Weise, daß Joh. Jul. Hecker das General-Land-Schulreglement ausgearbeitet habe.

---

[1]) P. Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung V. S.-A. aus Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie XXX 4. Leipzig, O. R. Reisland. 28 S.

[2]) Eisler, Geschichte der Wissenschaften. Darin: Zweiter Teil, 7. Abschnitt: Pädagogik. S. 297—306. Webers Illustrierte Handbücher, Band 256. Leipzig, J. J. Weber. 1906. VI, 440 S. 6 M.

[3]) Wohlrabe, Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. 3. vermehrte Auflage. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt. 1905. XVI, 563 S.

[4]) K. Heilmann, Tabelle zur Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1906. 54 S. 1 M.

[5]) Otto Fischer — R. Schulz, Leben, Schriften und Bedeutung der wichtigsten Pädagogen bis zum Tode Pestalozzis übersichtlich dargestellt. 4. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1906. VIII, 226 S.

[6]) R. Schulz, Leben, Schriften und Bedeutung der wichtigsten Pädagogen des neunzehnten Jahrhunderts übersichtlich dargestellt. Mit einem Plan für einen Muster-Volkskindergarten. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1906. VI, 296 S.

[7]) K. Raßfeld und H. Wendt, Bilder aus der Geschichte der Erziehung. Ergänzung zu dem Grundriß der Pädagogik für Lehrerinnenbildungsanstalten und zum Selbstunterricht. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905. II, 52 S. 0,60 M.

Digitized by Google

Zum Schlusse möchte ich mir noch einen Vorschlag erlauben. In den verschiedenen Werken findet man die verschiedensten Bezeichnungen für die Männer der Basedowschen Richtung, nämlich Philanthropen, Philanthropisten und Philanthropinisten. Mir will das mittlere Wort als das richtigste erscheinen, während Philanthropen doch einen viel weiteren Begriff bezeichnet und die letzte Bezeichnung nur auf Leute angewendet werden kann, die mit einem Philanthropin zu tun gehabt haben, und das kann man doch nicht von der ganzen Richtung sagen.

2. Pädagogen.

Von **Wilhelm Kahl, Hermann Weimer, Theodor Kerrl, Alfred Heubaum, Theodor Fritzsch.**

Kahl.] Die Arbeiten von Gulik[1]) und Rütten[2]) beschäftigen sich mit zwei Männern, die sich in der Kirchengeschichte des Niederrheins einen bedeutenden Namen erworben haben. In *Johannes Gropper* verkörperte sich der Widerstand der Kölner Katholiken gegen die Reformationsbestrebungen des Erzbischofs Hermann von Wied dermaßen, daß Melanchthon ihn mit Recht den πρωταγωνιστής der Kölner Kirche nennen konnte. Seine Tätigkeit hatte schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, und es war mehrmals, so von Liessem, Brieger, Varrentrapp u. a., der Versuch gemacht worden, sein Leben und Wirken darzustellen. Alle diese Arbeiten waren mehr oder minder unvollkommen, und längst wurde eine neue, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Biographie Groppers als ein dringendes Bedürfnis empfunden. van Gulik, den leider ein früher Tod einem Leben, das reiche Erfolge versprach, am 20. April 1907 entriß, hat sich seiner Aufgabe mit bestem Gelingen unterzogen. Gründliche Beherrschung des Materials, und zwar des gedruckten sowohl wie des ungedruckten, ließ ihn ein Werk schaffen, das bis auf weiteres wohl als abschließend gelten kann. Es kommt uns hier natürlich nicht auf Groppers umfassende Tätigkeit im Dienste der Gegenreformation an. Uns interessiert vornehmlich der zweite Abschnitt des Buches, in dem van Gulik Groppers wissenschaftliche Ausbildung in Köln schildert. Er durchlief den Studiengang, wie er damals üblich war; am 27. Juni 1516 trat er in die Artistenfakultät zu Köln ein (Jo. Gropper de Susato ad artes curavit et solvit) und wurde nach einjährigem Kursus am 22. Mai 1517 zur Baccalaureatsprüfung präsentiert, nachdem zuvor fünf Professoren der Fakultät zu Examinatoren bestellt waren (S. 9). Bereits am 3. Februar 1519, also noch vor Ablauf der üblichen zwei Jahre, wurde er zum Lizentiatsexamen vorgeschlagen, das am 17. März mit der feierlichen Promotion endete. Er wird dann

[1]) Wilhelm van Gulik, Johannes Gropper (1503—1554). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands, besonders der Rheinlande im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Freiburg i. Br., Herder. 1906. XVI, 276 S.

[2]) Felix Rütten, Martin Donk (Martinus Duncanus) 1505—1590. Münster. Diss. 1906. IV, 61 S.

Digitized by Google

Magister, am 13. März 1521 Baccalaureus in utroque (i. e. iure), am 3. September 1523 Lizentiat in iure civili und schließlich am 7. November 1525 Doktor in iure civili (S. 11). Doktor der Theologie, wie Brieger annahm, ist er nie gewesen. Schon im September 1525 war er auf das Betreiben des Domprobstes Hermann von Neuenahr, der hoffentlich auch bald eine entsprechende biographische Würdigung findet, Offizial geworden und stieg schon ein Jahr später zur Würde des Großsieglers des Kurfürstentums Köln auf.

Es muß den Historikern überlassen bleiben, van Guliks Buch nach seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung zu würdigen; uns war es nur darum zu tun, auf Groppers Bildungsgang hinzuweisen, da er für jene Zeit typisch ist.

Rüttens Arbeit ist eine Dissertation, die später zu einer vollständigen Biographie *Martin Donks* erweitert werden soll; vorläufig berichtet der Verfasser über Donks Jugend und Studienzeit sowie sein Wirken als Pfarrer in Wormer und Delft und seinen Kampf gegen die Wiedertäufer.

Pädagogisches Interesse erweckt namentlich das achte Kapitel. Wir erfahren, daß Martin Donk die Lateinschule zu Kempen besuchte, wo ihn, der später selbst „seinen Geist roh, blöde und stumpf" nennt, ein Lehrer plagosior ipso Orbilio in strenge Zucht nahm. Der Vater zwingt ihn dann, Töpferlehrling zu werden; nachdem er sich aber durch Bemalen von Töpfen 12 Gulden erspart hat, flieht er 1517 zu den Fraterherren nach Nymwegen (S. 4). Der Vater söhnte sich mit seinem Sohne aus, besuchte ihn in Nymwegen und gab ihm das Geld zur Fortsetzung seiner Studien in Löwen, wo er in einem der aus Erasmus' Gespräch Ichthyophagus bekannten Standonkkollegien Aufnahme fand. R. macht über die Studien, die Prüfungen usw. in Löwen sehr interessante Mitteilungen (S. 10 fg.), auf die hier leider nicht näher eingegangen werden kann. Donk studierte zunächst Philosophie, dann, von 1531 ab, Theologie. Als Pfarrer von Wormer gründete er eine Schule (S. 21) und verfaßte hier die aus Bömers grundlegendem Buche über die Schülergespräche der Humanisten bereits bekannte Sammlung von Colloquien: Praetextata latine loquendi ratio per Colloquiorum formulas" usw. 1552, über die Rütten eingehend berichtet; zu S. 23 Anm. 1 ist jetzt auch auf Michels Ausgabe der Pädologia des Petrus Mosellanus 1906 hinzuweisen.

Unter den Arbeiten zur Geschichte des Jesuitenordens, soweit sie in die Erziehungs- und Schulgeschichte übergreifen und deshalb in dieser bibliographischen Übersicht erwähnt zu werden verdienen, muß in erster Linie der vierte Band der Sammlung der *Canisiusbriefe* genannt werden, die Braunsberger seit 1896 herausgibt.[1]) Ich muß es mir leider versagen, hier auf die früheren Bände (I, 1896; II, 1898; III, 1901) näher

[1]) Otto Braunsberger, Beati Petri Canisii Societatis Jesu Epistolae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit. Vol. IV. 1563—1565. Freiburg i. Br., Herder. 1905. LXXXII, 1124 S.

Digitized by Google

einzugehen, kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie für die Geschichte der Pädagogik besser ausgenützt zu werden verdienen, als dies bisher geschehen ist. Ich will hier nur auf Canisius' Aufenthalt im Elsaß 1558 hinweisen; er arbeitete in Zabern, der damaligen Residenz des Bischofs von Straßburg, an seinem „kleinen Katechismus" und predigte auch in Straßburg, das er (II, 188) eine sentina omnis generis apostatarum nennt; den Hauptgrund hierfür erblickt er in dem von 1000 Schülern besuchten Sturmschen Gymnasium. Sodann erwähne ich einen interessanten Bericht über eine Theateraufführung, der er 1560 in Straßburg beiwohnte (II, 630). Wenn Jundt „Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg" 1881, S. 14, meinte: „Nur eine Art von Spieldramen . . . das kirchlich-polemische Schauspiel, wird bei uns nicht anzutreffen sein," so wird diese Bemerkung jedenfalls durch das, was Canisius berichtet, widerlegt. Der 4. Band reiht sich den übrigen Teilen der groß angelegten Veröffentlichung würdig an; er ist wie diese ein Muster von Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, und keiner wird an Brauusbergers Werk vorübergehen können, der sich mit der Geschichte des Jesuitenordens und der Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigen will. Wenn man neuerdings versucht hat (vgl. Preuß. Jahrbücher CXXVIII, 227 fg.), den Quellenwert der Canisiusbriefe, ja der Jesuitenschriftstücke überhaupt in Zweifel zu ziehen, so möchte ich hier auf Braunsbergers eigene, geschickte Verteidigung in der „Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung" 1907, Nr. 25, S. 189 und Nr. 32, S. 241 verweisen. Was die pädagogische Ausbeute des 4. Bandes betrifft, so erfahren wir manches Neue über die Gründung von neuen Jesuitenkollegien, so in Salzburg, Freiburg i. Br. (XXXII, 111 u. ö.), Braunsberg. Namentlich aber bringt Br. schätzenswertes Material für Dillingen bei — man wird die einzelnen Briefe und Schriftstücke nach der S. XXXII gegebenen Übersicht und dem Index S. 1076 leicht auffinden können —, durch das Spechts wertvolles Buch in wesentlichen Punkten ergänzt und vervollständigt wird. Die pädagogischen Verdienste des Canisius beruhen namentlich auf der Abfassung seiner Katechismen, über die wir Braunsberger eine besondere Arbeit verdanken („Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius" 1893); auch hierüber bringt der IV. Band manches Neue (vgl. S. 37). Noch gar nicht bekannt war, daß Canisius auch ein deutsches Gebetbuch: „Hortulus animae, der Seelen Garten" herausgegeben hat, das später auf den Index kam! (S. 994.)

Mehrfach versuchte Canisius den Deutschen besondere Vergünstigungen zu erwirken; so wünschte er z. B. „ut Catalogus librorum, qui propter suspectos aut impuros authores prohiberi ceperunt, moderationem accipiat, Germanicae nationi accomodatam (S. 93). Besonders war er darauf bedacht, für die deutschen Jesuitenkollegien die tüchtigsten Lehrer zu gewinnen, und mußte sich von seinen Vorgesetzten den Vorwurf gefallen lassen, daß er dadurch andere Anstalten schädige. (S. XL, 234, 574.) Nur ungern verzichte ich darauf, noch länger bei Braunsbergers dankenswerter Veröffentlichung, der Frucht eines geradezu erstaunlichen Fleißes,

Digitized by Google

zu verweilen. Hoffentlich beschenkt uns Br. später mit einer umfassenden, auch die pädagogische Wirksamkeit nach Gebühr berücksichtigenden Biographie des Petrus Canisius; keiner ist berufener, sie zu schreiben, als er.

Ein ausführlicher Aufsatz Braunsbergers[1]) berichtet über eine geheime kirchenpolitische Sendung, die *Canisius* 1565 im Auftrage des Papstes Pius IV. an die deutschen Bischofssitze führte. Sie galt einmal der Durchführung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils, sodann dem Reichstage, der in den ersten Monaten des Jahres 1566 in Augsburg abgehalten werden sollte. Interessant ist das, was Br. über Canisius' Aufenthalt in Köln und seine Verhandlungen mit dem Rate und der Hochschule auf Grund eines päpstlichen Breves vom 19. April 1565 berichtet (S. 307); es handelte sich für den Papst namentlich darum, feste Zusicherungen darüber zu erlangen, daß dem Eindringen der neuen Lehre in die Kölner Universität gewehrt würde. Auch dem Jesuitenkollegium, das 400 Schüler und 27 Novizen zählte, stattete C. einen Besuch ab (S. 316). Wir erfahren ferner (S. 312), daß der Rat die damals in Köln bestehenden Winkelschulen aufhob.

Einen wichtigen Ausschnitt aus der *Methodik und Didaktik des Unterrichts in den Jesuitenschulen* behandelt Rosenthal.[2]) Nach einer kurzen Einleitung über „Wesen und Betrieb der Realien im Zeitalter des Humanismus", die in der Hauptsache auf Paulsen fußt, durch Zurückgehen auf die Quellen aber noch in wesentlichen Punkten hätte erweitert werden können, behandelt der Verf. im ersten Teile Geschichte, Erdkunde und Mathematik in den Schulen der Jesuiten, während ein zweiter als Anhang beigegebener Teil die technischen Fächer berücksichtigt: Schreiben, Lesen (!) und Gesang. Wenn es auffällt, daß hier das Lesen unter den technischen Fächern erscheint, so muß man eben bedenken, daß die Jesuiten von vornherein nur höhere Schulen gründeten und die Errichtung von Elementarschulen ausdrücklich ablehnten, vielmehr Fertigkeit im Lesen und Schreiben beim Eintritt in die Kollegien voraussetzten. Trotzdem konnte man in den unteren Gymnasialklassen Unterweisungen in den Elementarfächern nicht ganz entbehren.

An der Hand der Quellen, namentlich der von Pachtler in den Mon. Germ. Paed. veröffentlichten Studienordnungen legt nun R. dar, was die Jesuiten unter Erudition verstanden und wie sich der realistische Unterricht, von einzelnen gelegentlichen Belehrungen ausgehend, nach und nach zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelte, wenn auch nicht in dem Maße, wie in den weltlichen Gelehrtenschulen (S. 104). Einzelne der im Unterricht benutzten Werke, so Dufrènes Rudimenta historica, werden eingehend besprochen und inhaltlich und methodisch gewürdigt. Es fehlt allerdings vielfach der Vergleich mit solchen Büchern, die zu derselben Zeit an

---

[1]) Otto Braunsberger, Eine geheime päpstliche Sendung des sel. Petrus Canisius. (Stimmen aus Maria-Laach. 1906. S. 58—76, 164—185, 301—327.) Freiburg i. Br., Herder. 1906.

[2]) Paul Rosenthal, Die „Erudition" in den Jesuitenschulen. (Erlanger. Inaugural-Dissertation.) Erlangen, Jacob. 1905. 125 S.

Digitized by Google

anderen höheren Schulen gebraucht wurden; doch hätte R. damit den Rahmen einer Dissertation weit überschritten, ganz abgesehen davon, daß es hier an Vorarbeiten zum Teil noch sehr fehlte. Leider hat der Verf. der Form seiner Ausführungen nicht die nötige Sorgfalt zugewendet. Der Satzbau zeigt mehrfach unentschuldbare Mängel (z. B. S. 17 und 72); der Ausdruck ist nicht selten unklar und sprachwidrig (S. 76); an Druckfehlern, auch sinnstörenden, ist kein Mangel (z. B. S. 13, 14, 20, 29, 30, 32, 35, 54, 57, 74, 106 u. ö.). Auch muß dagegen Einspruch erhoben werden, daß R. Pachtlers sog. „Jesuitenbände" stets als M. G. P. I, II, III, IV anführt; sie sind vielmehr M. G. P. II, V, IX, XVI.

Friedensburg[1]) schildert in einem kleinen, für weitere Kreise bestimmten Schriftchen *das erste Auftreten der Jesuiten in Deutschland*, und zwar, wie ausdrücklich betont werden mag, vom protestantischen Standpunkte aus. Unter seinen Quellen führt Fr. namentlich Schriften der Jesuiten selbst auf, so u. a. Bd. I. des Briefwechsels des Canisius von Braunsberger. In pädagogischer Hinsicht kommen für uns namentlich Kap. 3: „Die ersten Jesuiten am Rhein, Petrus Canisius" und Kap. 5: „Die ersten Jesuitenkollegien in Deutschland" in Betracht. Zur ersten Orientierung kann Friedensburgs Darstellung genügen; für tiefergehende Studien reicht sie nicht aus. Hierfür sei vor allem auf das soeben erschienene gründliche Werk des Jesuitenpaters Duhr verwiesen: „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert", 1907 (XVI, 876 S.).

Für die Geschichte des *Trierer Schulwesens* bringt der Vortrag von C. K.[2]) manches Interessante, und ich bedauere es nur, daß jugendliche Bescheidenheit — oder liegen andere Gründe vor? — dem Verf. verbot, seinen Namen zu nennen, dessen er sich keineswegs zu schämen brauchte. Denn die Arbeit zeugt von tüchtigem Quellenstudium und entwirft in knappen Zügen, ohne Wesentliches zu übergehen, eine Geschichte des Trierer Jesuitenkollegs, dessen Stiftungsurkunde der Erzbischof Jakob von Eltz am 19. April 1570 vollzog.

Einige urkundliche Beiträge zur Biographie *Jakobs von Eltz* bieten die Veröffentlichungen von Sauerland[3]) und Lager,[4]) während Hüllen[5]) über die erste im Bistum nach den Bestimmungen des Tridentinum vorgenommene Visitation berichtet. Während sonst derartige Visitationsakten

---

[1]) Walter Friedensburg, Die ersten Jesuiten in Deutschland. (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte, Nr. 41.) Halle, Haupt. 1905. 74 S.

[2]) C. K., Die Jesuiten in Trier. Vortrag, gehalten bei der Festfeier des akademischen Bonifatiusvereins in der Aula des bischöfl. Priesterseminars zu Trier am 11. Juli 1906. Trier, Lintz. 1906. 48 S.

[3]) H. V. Sauerland, Eine Charakteristik Jakobs von Eltz. (Trierisches Archiv, Heft 9, S. 86—90.) Trier, Lintz. 1906.

[4]) Lager, Zwei Briefe des Kurfürsten Jakob von Eltz an den Rektor des Jesuitenkollegs zu Trier, Hermann Tyraeus. (Trierisches Archiv, Heft 9, S. 90—92. Trier, Lintz. 1906.

[5]) F. Hüllen, Die erste tridentinische Visitation im Erzstifte Trier 1569. (Trierisches Archiv, Heft 9, S. 35—86. Trier, Lintz. 1906.

Digitized by Google

schätzenswertes Material auch zur Geschichte des Schulwesens zu enthalten pflegen und die Instruktion für die Visitatoren ausdrücklich auch Fragen über „Schulen, Bibliotheken und Lehrer" vorsah (S. 37), so erfahren wir doch gar nichts über den Zustand der Schulen, die Leistungen der Lehrer usw.

In dem von Sauerland veröffentlichten Briefe Maximilians II. an Pius V. rühmt der Kaiser an dem Trierer Erzbischof, daß er in religione Catholica tuenda atque conservanda ita constantem se semper exhibuit, ut quisquam alius in Germania (S. 87). Der Rektor des Trierer Jesuitenkollegs, Hermann Tyraeus (1532—1591), stand Jakob von Eltz besonders nahe; er schätzte ihn als Schriftsteller, Prediger und Berater in Verwaltungsangelegenheiten. Dies zeigen auch die zuerst von Lager zugänglich gemachten Briefe, in denen pädagogische Fragen aber nicht berührt werden.

Eine Arbeit von Dillinger ist dem Stifter des Ordens der Schulbrüder *Johann Baptist de la Salle* gewidmet,[1]) dem auch in der Geschichte der Pädagogik ein Platz gebührt. Er ist in seiner pädagogischen Bedeutung zuerst von Kellner, dann von Knecht, Hubert, Dulaire u. a. gewürdigt worden. Auf diesen Vorarbeiten fußt Dillingers Buch, das auf selbständigen Wert keinen Anspruch machen kann. Dazu kommt, daß das hagiographische und paränetische Moment zu stark vorwiegt und Dillingers Kenntnisse in der Geschichte der Pädagogik nicht sonderlich in die Tiefe gehen. Sonst könnte er wohl kaum solche Behauptungen aufstellen, wie er sie uns z. B. im einleitenden Abschnitte über „die Volksschule in Frankreich bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts" bietet. Zu S. 57 möchte ich bemerken, daß die Schulbrüder auch während des Kulturkampfes Elsaß-Lothringen nicht verlassen haben. Sie unterwarfen sich den staatlichen Bedingungen, unterzogen sich am Lehrerseminar zu Oberehnheim als Externe der ersten Lehrerprüfung, legten, wie die weltlichen Lehrer, auch die zweite Prüfung ab und behielten deshalb ihr Mutterhaus in Matzenheim (Unter-Elsaß), sowie ihre Schulstellen in Brumath, Reichshofen, Mülhausen u. a. m. bei, an denen sie noch heute wirken.

Weimer.] Schon im Vorjahre konnte der Berichterstatter der „Mitteilungen" mit Genugtuung darauf hinweisen, daß „die Einsicht in den Zusammenhang der Bildungsbestrebungen mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Anschauungen immer weitere Kreise zieht".[2]) Die erfreulich rasche Verbreitung dieser Erkenntnis ist eine der wertvollsten Früchte, die Alfred Heubaums „Geschichte des deutschen Bildungswesens" gezeitigt hat. Was der Verfasser dieses Buches für die Zeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der Friederizianischen Unterrichtsreform nachgewiesen hat, das hat Kahl durch neuere Unter-

[1]) Bernardin Dillinger, Der heilige Johann Baptist de la Salle als Pädagog. Mit einem Titelbilde. Dülmen, Laumann. 1906. 140 S.
[2]) Mitt. XVI, S. 173.

Digitized by Google

suchungen zum Teil schon für die erste Hälfte dieses Jahrhunderts bestätigt gefunden. Er hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, die sehr umfangreichen, trockenen und zum großen Teile gedankenarmen Schriften der namhaftesten Rechtsphilosophen dieser Zeit im Hinblick auf ihre pädagogischen Anschauungen durchzuarbeiten.[1] Seine Betrachtung gilt den politischen Werken des *Johannes Althusius* (1557—1638), *Hennig Arnisaeus* († 1636), *Georg Schönborner* (1579—1637), *Wolfgang Heider* (1558—1626), *Bartholomaeus Keckermann* (1571—1609), *Adam Contzen* (1573—1635) und *Christoph Besold* (1577—1638). Alle diese Rechtsphilosophen stehen auf dem Standpunkt, daß die Gründung und Unterhaltung der Schulen Sache des Staates sei, ja Schönborn, Heider und ganz besonders Arnisaeus und Keckermann gehen noch weiter: sie verlangen, daß der Staat auch die Verwaltung und Beaufsichtigung der Schulen übernehme. Am klarsten spricht Keckermann den Grundsatz der staatlichen, fachmännischen Schulaufsicht aus. Er fordert, daß die Schulaufsichtsbeamten das Land bereisen, um die Schulen zu inspizieren und dafür zu sorgen, daß vielversprechende Talente geistige Förderung in den höheren Schulen erhalten. Er ist auch einer von den wenigen Männern seiner Zeit, die der Mädchenerziehung einige Aufmersamkeit schenken. Mit Nachdruck verlangt er die Einrichtung von Mädchenschulen, nennt die dafür passendsten Lehrgegenstände und empfiehlt die Anstellung von Lehrerinnen (magistrae). Dem früh verstorbenen Polyhistor kommen der Jesuitenpater Adam Contzen und Christoph Besold an Selbständigkeit am nächsten. Contzen hat in seiner Abhandlung „De institutione iuventutis“ eine wertvolle Quelle für die Kenntnis der Pädagogik der Jesuiten hinterlassen, über die uns Kahl in einer besonderen Abhandlung eingehend Aufschluß zu geben verspricht. In Besolds Schriften spürt man das Wehen eines neuen Geistes am deutlichsten. Er beruft sich schon auf Autoritäten, wie Montaigne und Ratke, und wenn er auch durch das Gebahren des letzteren enttäuscht, ihn einmal einen „Lügner“ nennt, so hat er doch entschlossen mit der überlieferten Aristotelischen Pädagogik gebrochen; er verwirft in Bacos Geiste die Bücherweisheit seiner Zeitgenossen und verlangt, daß man zu den Quellen des Wissens hinabsteige, die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit sowie die Bedürfnisse des praktischen Lebens berücksichtige.

Sonst ist mir von den Neuerscheinungen des letzten Jahres nichts vor Augen gekommen, das ein helleres Licht auf diese Frühzeit modernpädagogischer Bestrebungen zu werfen geeignet wäre. Die kleine versifizierte Pastoraltheologie des *Johann Valentin Andreae:* „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes“[2] die E. Chr. Achelis im Neudruck darbietet, zeigt uns den Prediger werktätigen Christentums und praktischer

[1] Kahl, Die pädagogischen Ansichten in den Schriften deutscher Rechtsphilosophen und Nationalökonomen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Mitt. XVI, S. 199—231.

[2] E. Chr. Achelis: Eine Pastoraltheologie in Versen. Marburg. Elwert. 1906. 34 S., 8°.

Digitized by Google

Nächstenliebe von keiner neuen Seite. Ihr Wert liegt auf theologischem, nicht auf pädagogischem Gebiete.

Kerrl.] Das Leben und Wirken des *Amos Comenius,* des berühmten „Didaktikers" des 17. Jahrhunderts, der länger als anderthalb Jahrhunderte einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen war, ist in der neueren Zeit Gegenstand einer stets wachsenden Anzahl von Schriften und Abhandlungen geworden. Namentlich seit der Feier des 300jährigen Geburtstages im Jahre 1892 und der Gründung der „Comenius-Gesellschaft", in dessen „Monatsheften" ein reiches Quellenmaterial über Comenius und seine Geistesverwandten geboten wird, hat die Comenius-Literatur einen bedeutenden Umfang erreicht. Der Strom dieser Literatur ist auch heute noch nicht versiegt. Überblicken wir die Erscheinungen der Comenius-Literatur der jüngsten Zeit, so kann man zwei Gruppen unterscheiden. Zur ersten Gruppe gehören Abhandlungen und Schriften, welche einzelne Seiten seines Wirkens, einzelne Züge seines eigenartigen Geisteslebens zu klarer Erkenntnis bringen oder einzelne bedeutsame Werke durch Übersetzungen einem größeren Leserkreise zugänglich machen wollen. Zur zweiten Gruppe gehört eine umfassendere Arbeit, welche die gesamte Tätigkeit dieses Mannes, wenn auch unter Beschränkung auf den pädagogischen Gesichtspunkt, zur Darstellung bringt.

Comenius wird mit Recht der erste Systematiker der Pädagogik genannt; aber im Gegensatz zu Pestalozzi, der sich rühmte, in 20 Jahren kein Buch gelesen zu haben, hat Comenius die Schriften älterer und neuerer Zeit studiert und aus ihnen entnommen, was ihm zum Aufbau seines pädagogischen Systems zweckdienlich erschien. Es war eine für das Verständnis der comenianischen Ideen notwendige und auch zugleich dankbare Aufgabe, *die Quellen* des Comenius aufzudecken. Eine Reihe von Abhandlungen, zum größten Teil in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft" erschienen, haben die Beeinflussung des Comenius durch Vives, Bacon, Ratke, Andreä, Alsted u. a. im einzelnen nachgewiesen und klargestellt. Diese Arbeiten haben neuerdings eine Zusammenfassung und Ergänzung durch eine Dissertation von J. L. Bohlen[1]) erfahren. Die Schrift untersucht im I. Teil die Abhängigkeit des Pädagogen Comenius auf Grund seiner eigenen Berichte in seinen Werken. Außer den bereits genannten Männern, die auf Comenius eingewirkt haben, nennt B. auch noch Caspar Dornau (S. 26), dessen Namen man sonst nicht in erster Linie unter den Vorgängern des Comenius findet, der aber nach B.s Ansicht ein hervorragender Schulmann in theoretischer und praktischer Hinsicht gewesen ist. Comenius habe das Werk Dornaus „Ulisses scholasticus", in dem dieser die von ihm beobachteten Schulmängel geißelt, öfters zitiert; mit Dornaus Worten trete er in Kapitel 28 seiner Methodus novissima für die Pflege

---

[1]) J. L. Bohlen, Die Abhängigkeit des Pädagogen Joh. Amos Comenius von seinen Vorgängern. Inaug.-Dissertation, Erlangen 1906. 83 S.

Digitized by Google

der Muttersprache in den Schulen ein (S. 29): die von Comenius geforderte Verbindung von Lese- und Schreibunterricht stamme von Dornau (S. 63), ebenso die Berücksichtigung der Individualität beim Unterricht (S. 71) und die Empfehlung des Reisens zum Abschluß des ganzen Studiums (S. 72). — Der II. Teil, „Die sachliche Abhängigkeit des Comenius von seinen Vorgängern“, weist nach, wie fast alle bedeutsamen pädagogischen Gedanken des Comenius schon bei seinen Vorgängern zu finden sind; gleichwohl bleibt diesem das unbestrittene Verdienst, der Begründer der modernen wissenschaftlichen Pädagogik zu sein. Schließlich sei noch erwähnt, daß auf S. 65 das bekannte Urteil Goethes über den Orbis pictus und Basedows Elementarwerk mitgeteilt wird. Ich habe in meinem Werke über Comenius (III. Teil, S. 84) darauf hingewiesen, daß es zweifelhaft ist, ob aus dem von Goethe angegebenen Grunde die Bilder des Orbis pictus denen des Elementarwerks vorzuziehen seien. Denn was Goethe am Elementarwerk tadelt, daß „um der Verwandtschaft der Begriffe willen“ vielfach eine unnatürliche Zusammenstellung der Gegenstände stattgefunden habe, das gilt von den Bildern des Orbis pictus viel mehr als von denen des Elementarwerks.

Comenius bedurfte zur Verwirklichung seiner weitschauenden Pläne der *Mitarbeiter*. Leider war es ihm nicht vergönnt, bedeutende Männer unter ihnen zu haben, die seine Ideen hätten fortbilden und verwirklichen können. Ein wirksamer Förderer der comenianischen Reformbestrebungen hätte aber der Schweizer Joh. Jak. Redinger sein können, wenn nicht sein Leben „wegen Mangel an Selbstzucht, wegen seines Starrsinns und seines Fanatismus“ ein so überaus unglückliches gewesen wäre. Über diesen Gehilfen des Comenius hat Dr. Fritz Zollinger,[*] Sekretär des Erziehungswesens im Kanton Zürich ein größeres Werk herausgegeben. Im Züricher Staatsarchiv fand er in der Abteilung „Gerichtswesen“ ein reiches Aktenmaterial über Redinger, darunter auch Originalbriefe des Comenius. Im Anschluß an dieses Werk gibt H. Blümner[1] eine Skizze über das abenteuerliche, fast romanhafte Leben dieses Schwärmers, der nach seiner Vertreibung aus Zürich bei Comenius in Amsterdam eine Zufluchtsstätte fand, dort an den literarischen Arbeiten des Comenius sich beteiligte und im praktischen Unterricht geschickt die comenianischen Gedanken anzuwenden verstand, so daß er 1658 als Rektor der lateinischen Schule nach Frankenthal in der Rheinprovinz berufen wurde, um dort die Methode des Comenius einzuführen. Nachdem er hier eine Zeitlang praktisch und theoretisch durchaus mit Erfolg gearbeitet hatte, wurden ihm die in den Schriften des Comenius „lux in tenebris“ und „lux e tenebris“ enthaltenen „Weissagungen“ des Drabik, Kotter und der Christine Poniatowsky verderblich.

*) Joh. Jak. Redinger und seine Beziehungen zu Joh. Amos Comenius. Zürich 1905. Druck und Verlag von Fritz Amberger. Bespr. Mitt. XV. 151 ff.

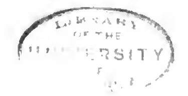
1) Hugo Blümner, Johann Jakob Redinger, ein Gehilfe des Amos Comenius. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern, Jahrgang 1906. II. Abteilung, XVIII. Band. 6. Heft, S. 361—375.

Digitized by Google

Sein ferneres Leben stellte er in den Dienst der Verbreitung dieser schwärmerischen Ideen, die ihn u. a. an den Hof Ludwigs XIV. und sogar ins Türkenlager führten und schließlich seine langjährige Haft im Spital zu Zürich zur Folge hatten. In Hinblick auf Comenius ist das Leben und Wirken Redingers in mehrfacher Hinsicht interessant. Einmal bestätigt es uns, daß die Zeitgenossen des Comenius nur seine Bestrebungen zur Verbesserung des Lateinunterrichts zu würdigen verstanden; sodann begreifen wir, wie es kam, daß der Name des Comenius so bald für lange Zeit in Vergessenheit geraten konnte. Leute vom Schlage eines Drabik oder Redinger mußten das gesamte Wirken des Comenius in Miskredit bringen. Der schwärmerische Glaube des Comenius an „Weissagungen" ist also eine der Ursachen für das Vergessenwerden dieses Mannes in dem folgenden Zeitalter der Aufklärung. Schließlich wird uns durch die Beziehungen Redingers zu Comenius auch bestätigt, daß das gesamte Wirken des letzteren in engstem Zusammenhang mit den politischen Vorgängen seiner Zeit steht.

Die meisten Schriften des Comenius sind in der Sprache der Gelehrten seiner Zeit, in der lateinischen Sprache geschrieben. Daraus ergibt sich für unsere Zeit die Notwendigkeit der *Übersetzung* zwecks allgemeiner Verbreitung seiner Ideen. Bis jetzt ist erst ein Teil der comenianischen Schriften ins Deutsche übertragen worden. Wer das Leben des Comenius darzustellen hatte, vermißte besonders eine Übersetzung von dem „Schwanengesange" des letzten Bischofs der Brüder-Unität, dem „Unum necessarium". Diesem Bedürfnis ist nun erfreulicher Weise durch die vorzügliche Übersetzung von Joh. Seeger[1]) ensprochen worden. Auch die schöne äußere Ausstattung des Buches verdient besonders hervorgehoben zu werden. Sehr wünschenswert wäre es, wenn diese Schrift des edlen Menschenfreundes auch außerhalb des Kreises der Comenius-Verehrer zahlreiche Leser fände, wenngleich man in dem Buche die Tiefe lutherischen Glaubenslebens vermißt und besonders die Bedeutung der menschlichen Schuld und des Erlösungsgedankens etwas verblaßt erscheint. In dieser Hinsicht ist die Schrift ein treuer Spiegel comenianischen Glaubenslebens und der böhmisch-mährischen Brüder überhaupt. Zur Einführung in das Verständnis der Schrift ist der Übersetzung eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Comenius von Ludwig Keller vorausgeschickt worden. Für den Herausgeber der „Monatshefte der Comenius-Gesellschaft" ist Comenius natürlich in erster Linie einer der Geistesheroen, die durch Begründung bezw. Entwicklung des Humanitätsgedankens „eine neue Epoche der Geistesgeschichte eingeleitet haben". (S. 10). Meines Erachtens liegt hierin eine gewisse Einseitigkeit; wohl nehmen ihn die Vertreter der „Humanität" mit Recht als einen der Ihrigen für sich in Anspruch, aber andererseits ist wohl kaum bestreitbar, daß Comenius gemäß seiner zum Eklektizismus neigenden

[1]) Johannes Seeger, Das einzig Notwendige, Unum necessarium, von J. A. Comenius, aus dem Lateinischen übertragen. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Ludwig Keller. Jena und Leipzig 1904, E. Diederichs. 207 S. Preis br. 3 M., geb. 4.50 M.


LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

Natur noch andere Grundanschauungen hegte, welche er miteinander und mit dem Gedanken der Humanität nicht zu einer einheitlichen, harmonischen, in sich geschlossenen Weltanschauung zu verschmelzen vermocht hat.

Das pädagogische Hauptwerk des Comenius ist unbestritten die *Didactica magna*. Von ihr sind bereits seit längerer Zeit vorzügliche Übersetzungen vorhanden (Lion, Lindner, Pappenheim), aus welchen in den pädagogischen Hand- und Lesebüchern Proben mitgeteilt werden. In den Lehrplänen für die preußischen Lehrerseminare vom 1. Juli 1901 wird aber mit Recht gefordert, daß die Schüler in die Kenntnis pädagogischer Hauptwerke einzuführen und diese ganz oder in ihren wichtigsten Abschnitten zu lesen seien. Es ist darüber nur eine Meinung, daß zu diesen pädagogischen Meisterwerken auch die Didactica magna gehört. W. Altemöller[1]) und W. Vorbrodt[2]) haben es für nötig gehalten, für den genannten Zweck besondere gekürzte Ausgaben für den Schulgebrauch herauszugeben. Nun ist zwar zuzugeben, daß aus der Didactica magna eine Reihe von Ausführungen gestrichen werden können, welche für angehende Lehrer nicht von wesentlicher Bedeutung sind. Ob aber dadurch „der Geist des Buches" nicht beeinträchtigt wird, erscheint mir doch recht zweifelhaft. Jedenfalls wirkt die ungekürzte Didactica magna lebendiger auf den Leser, spiegelt die Eigenart des comenianischen Stils und seiner Geistesrichtung deutlicher wieder als eine verstümmelte. Für den pädagogischen Schriftsteller — und mancher Seminarist wird doch später ein solcher sein — ist eine gekürzte Schulausgabe überhaupt kaum brauchbar. Beide Ausgaben enthalten Darstellungen des Lebens und Wirkens des Comenius und am Schlusse Erläuterungen und Bemerkungen; Vorbrodt beschränkt sich hierbei auf das Notwendigste, während Altemöller die Biographie des Comenius weit ausführlicher unter besonderer Berücksichtigung der politischen Ereignisse jener Zeit darstellt und auch den Erläuterungen eine größere Sorgfalt zugewandt hat. Sieht man von den gegen gekürzte Schulausgaben geltend zu machenden prinzipiellen Gründen ab, so wird man beide Ausgaben als geeignet für die Erreichung des bestimmten Zweckes bezeichnen müssen.

So groß der *Einfluſs* des Comenius auf seine Zeitgenossen war, so gering war sein Ansehen in der folgenden Zeit. Nicht einmal die pädagogischen Reformer des 17. und 18. Jahrhunderts, so groß die Ähnlichkeit ihrer Anschauungen mit denen des Comenius auch ist, kennen von Comenius kaum mehr als den Orbis pictus. Basedows „Elementarwerk" war eine bewußte Nachahmung dieses Buches. Th. Fritzsch[3]) bringt nun einige bisher übersehene Notizen aus den pädagogischen Unterhandlungen, herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungs-Institut, 1778, aus welchen

---

[1]) Wilhelm Altemöller, Joh. Amos Comenius' Didactica magna, für den Schulgebrauch und das Privatstudium bearbeitet. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1905. LXXX und 189 S., Preis 2 M.

[2]) Walther Vorbrodt, Joh. Amos Comenius' Didactica magna. Leipzig, Dürr. 1906. 182 S. Preis: Geheftet 2 M., geb. 2,60 M.

[3]) Th. Fritzsch, Comenius und die Philanthropinisten. Monatshefte der Com.-Ges., 15. Jahrgang, 1906, drittes Heft. S. 173 u. 174.

Digitized by Google

hervorgeht, daß die Philanthropen auch andere Bücher des Comenius, namentlich die Janua aurea, gekannt und zur Verteidigung ihrer eigenen Grundsätze verwendet haben. Die Darstellung des comenianischen Einflusses auf die Philanthropen wird also auf Grund der von Fritzsch gegebenen Belege in Zukunft eine Berichtigung erfahren müssen.

Schwerer ist es über eine andere Seite des Einflusses der comenianischen Geistesrichtung ein richtiges Urteil abzugeben, nämlich über die *geistigen Zusammenhänge zwischen Comenius und der Freimaurerei*, im besonderen dem neuenglischen Großlogen-System von 1717, bezw. 1723 und 1738. Zwei Geistliche, der Dissenter-Prediger James Andersen und der reformierte Pastor Theophile Desaguliers, haben den Hauptanteil an der Abfassung der Grundgesetze oder Konstitutionen der neuenglischen Großlogen. Nach den Forschungen des Philosophen Karl Christian Friedrich Krause haben diese beiden englischen Geistlichen sich in wichtigen Punkten an die Schriften des Comenius angelehnt. Gegen diese „Comenius-Hypothese" wendet sich W. Begemann[1]) in einer Streitschrift, um „dieser nun bald hundertjährigen immer wiederkehrenden geschichtlichen Seeschlange die fernere Lebensfähigkeit zu rauben." (S. 14.) Krauses Auffassung beruhe auf einem zweifachen Irrtum: er habe einerseits des Comenius wahre Meinung nicht richtig erkannt und andererseits den Stiftern der neuenglischen Großloge Zwecke untergelegt, wozu der Wortlaut ihres Konstitutionenbuches keinerlei Berechtigung gewähre. (S. 15). Die Vorbedingung für die Verwirklichung seiner menschheitlichen Ideale sei für Comenius die Bekehrung von Juden und Heiden zum Christentum; an eine allgemeine natürliche Religion etwa im Sinne der englischen Deisten habe er niemals gedacht. Der andere Irrtum Krauses bestehe darin, daß er den englischen Logen Ziele zuschreibe, wie sie wohl in deutschen Logen, aber ursprüglich durchaus nicht in den englischen vorhanden gewesen seien. Diese englischen Logen, welche 1717 neugegründet seien, hätten zunächst nur den Zweck gehabt, edle Geselligkeit zu pflegen, dann sei die Pflege der „caritas", die praktische Maurerei, als ein wesentlich neues Moment hinzugekommen (S. 42), und erst später hätten sich die höheren Ziele entwickelt. (S. 56). Mithin könne von einem Einfluß des Comenius auf die Konstitution der neuenglischen Großloge keine Rede sein. Diese Ausführungen sucht Ludwig Keller[2]) in einigen in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft" erschienenen Artikeln zu entkräften. Er teilt die in Betracht kommenden Darlegungen Krauses mit, um eine erneute Prüfung der Streitfrage zu ermöglichen. Durch einen zweiten Aufsatz*) soll die Behauptung Begemanns widerlegt werden, daß nur in Deutschland,

[1]) Wilhelm Begemann, Comenius und die Freimaurer. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn. Sonderabdruck aus „Zirkelcorrespondenz" 1906, 1. und 2. Heft. (56 S.)

[2]) Ludwig Keller, Die Schriften des Comenius und das Konstitutionenbuch. Monatshefte der Com.-Ges., 15. Jahrg., Heft III, S. 125—138.

*) L. Keller, Comenius und die Freimaurer. Monatshefte der Com.-Ges., 61. Jahrg., 1907, Heft II, S. 98—101.

Digitized by Google

Österreich und der Schweiz die „Comenius-Hypothese" Anerkennung gefunden habe. Weitere polemische Ausführungen gegen B. enthält sodann noch eine längere Abhandlung über die Idee der Humanität.*) Es würde zu weit führen, hier Gründe und Gegengründe kritisch zu würdigen. Um ein sachkundiges Urteil in dieser Frage sich bilden zu können, ist eingehendes Studium der Werke des Comenius, der Schriften Krauses und L. Kellers und der umfangreichen freimaurerischen Literatur überhaupt erforderlich. Besonderes Interesse hat der Streit im Hinblick auf die richtige Beurteilung der Persönlichkeit des Comenius. Hätte Begemann recht, so verschwände allerdings manches Widerspruchsvolle aus dem Charakterbilde des Comenius.) Aber es ist wohl zu beachten, daß dieser nicht ein „Mann aus einem Gusse" war; ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß sich in seiner Weltanschauung Momente finden, deren Verschmelzung ihm nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte. Darum ist es möglich, auf Grund seiner Schriften ihn einerseits als einen Verfechter der Humanität im weitesten Sinne des Wortes hinzustellen, wie L. Keller es tut, und andererseits mit W. Begemann zu behaupten, daß „Comenius sein ganzes Leben für seine Person ausschließlich strenggläubiger evangelischer Christ" gewesen sei. (S. 27). Daß die für letztere Behauptung sprechenden Stellen der Schriften des Comenius nur Anpassungen an den Sprachgebrauch der Gottesgelehrten der christlichen Gemeinschaften jener Zeit gewesen seien;***) diese Ansicht wird ein vorurteilsloses Studium seiner Schriften wohl kaum bestätigen; sie ist meines Erachtens auch nicht geeignet, die Persönlichkeit des Comenius in besserem Lichte erscheinen zu lassen.**

Eine übersichtliche Darstellung vom Leben und Wirken des Pädagogen Comenius **ist von Dr. Th. Kerrl[1]) gegeben worden. Sie ist ein Teil von „Schroedels pädagogischen Klassikern"; daraus ergibt sich, daß sie vom pädagogischen Gesichtspunkte aus bearbeitet worden ist und von diesem aus auch beurteilt werden muß. In erster Linie ist das Buch für Lehrer bestimmt, die tiefer in das Verständnis des comenianischen Geisteslebens und seiner Pädagogik eindringen wollen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat**

---

*) L. Keller. Die Idee der Humanität und die Com.-Ges. Monatshefte der Com.-Ges., 15. Jahrg., 1906. Heft V, S. 253—282.

**) Vergl. Dr. P. Hohlfeld. J. A. Comenius etc. Monatshefte der Com.-Ges.. I. Bd., S. 3 ff.!

***) Ludwig Keller und Joh. Seeger, Das einzig Notwendige, S. 14. und L. Keller. Die Schriften des Comenius. Monatshefte der Com.-Ges., Heft III. 1906, S. 136.

[1]) Theodor Kerrl, Johann Amos Comenius. Sein Leben, seine pädagogischen Schriften und seine Bedeutung. Schroedels pädagogische Klassiker, herausgegeben von E. Friedrich und H. Gehrig. Bd. XVII, I. Teil: Das Leben des Comenius und die Entstehung seiner wichtigsten Schriften, 1904. (X und 99 S., geb. 1,35 M.). Bd. XX, II. Teil: Philosophische, pansophische und speziell didaktische Schriften. 1905. (III u. 88 S., 1,25 M.) Bd. XXI. III. Teil: Allgemeine didaktische Schriften. 1905. (IV u. 99 S., 1,35 M.) Bd. XXII, IV. Teil: Die Bedeutung des Comenius. Wissenschaftliche Darstellung und Beurteilung seiner Pädagogik, 1906. (VIII u. 103 S., 1,45 M.)

Digitized by Google

Verfasser besonders die philosophischen Grundlagen der Pädagogik des Comenius klarzustellen versucht und „die Persönlichkeit des Comenius und seine Werke organisch mit der Vergangenheit in Verbindung gebracht und beide als ein Produkt der mannigfaltigsten Einwirkungen seiner Zeit mitten hineingestellt in den Strom der Entwickelung".*) Natürlich soll das Werk nicht das Studium der Schriften des Comenius überflüssig machen, sondern im Gegenteil zur Einführung und Erläuterung dienen, um „den Leser wirklich auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er die Wirksamkeit des Comenius auf Mitwelt und Nachwelt beurteilen kann, und zu einer richtigen Einschätzung eine Anleitung zu geben".**)

Weimer.] Die Veröffentlichungen des letzten Jahres, die über die Pädagogen des 18. Jahrhunderts handeln, sind ziemlich zahlreich. Unsere erste Besprechung soll dem Hallenser Philosophen *Christian Wolff* gelten. Von ihm war in der Geschichte der Pädagogik bisher nicht viel die Rede. Man sprach wohl von seinen Verdiensten um die Systematisierung und Popularisierung der Leibnizschen Philosophie, man erkannte es an, daß er uns gelehrt, in deutscher Sprache zu philosophieren, man gestand ihm einen großen Einfluß auf die Verbreitung des mathematischen Studiums zu, und man vergaß auch nicht zu erwähnen, daß Friedrich der Große in seinem bekannten Kabinettsschreiben von 1779 die Logik Wolffs „ein bisgen abgekürzt" als Lehrbuch in den preußischen Gymnasien eingeführt wissen wollte. Aber damit war auch das Wissen um die pädagogische Bedeutung Wolffs erschöpft, bis Heubaum ihm endlich eine gerechtere Würdigung zuteil werden ließ.***) Nun haben wir auch in Thomas Links Dissertation eine fleißige und erschöpfende Darstellung der Pädagogik dieses Philosophen bekommen.[1]) Link konnte zwar kein System seiner Pädagogik geben, dazu reichte das Material nicht aus, denn Wolff hat seine Anschauungen über Erziehung und Unterricht nur zerstreut und gelegentlich in seinen philosophischen Werken zum Ausdruck gebracht. Immerhin aber lassen sich seine Erziehungsgedanken so ordnen, daß man von einer Pädagogik Wolffs reden kann: er hat sich über die Notwendigkeit und die Dauer erzieherischer Einwirkung ausgesprochen, er hat ein Ziel derselben aufgestellt und die Mittel angegeben, die zu diesem Ziele führen. Diese Mittel zur Bildung des Willens, des Verstandes und der Körperpflege legt der Verfasser der Monographie sehr eingehend dar (S. 19—86), er spricht dann von den Forderungen, die Wolff an die Erzieher stellt, und schließt mit einer Würdigung der praktischen pädagogischen Tätigkeit des einfluß-

*) Der deutsche Schulmann, Jahrgang 1907, Heft 5, S. 265.

**) Th. Lion, Ein neues Werk über Comenius. Monatshefte der Com.-Ges., Heft 5, 1906, S. 304 ff.

***) Vgl. Gesch. d. deutschen Bildungswesens usw. I. S. 193 ff.

[1]) Thomas Link, Die Pädagogik des Philosophen Christian Wolff (Halle) aus seinen Werken zusammengestellt und durch seine Philosophie erläutert. Erlanger Diss. Bamberg 1906, 107 S. 8°.

reichen Mannes und mit einer Kritik seiner Erziehungslehre. Wolff kennt nur ein formales Erziehungsziel, er sieht es in der „Vollkommenheit des inneren und äußeren Zustandes“, aus der die menschliche Glückseligkeit erwachse. Die Erziehung hat dafür zu sorgen, daß beim Zögling alle diejenigen Faktoren zur Entwicklung gelangen, deren Koexistenz die Erreichung dieses Zieles gewährleistet. Was nun die Erziehungsmittel anlangt, die zu diesem Ziele führen sollen, so betont Wolff zu viel das Verstandesmäßige und Nützliche, während er die Gemütsbildung gänzlich außer acht läßt. Das Volksschulwesen erwähnt er kaum; seine Darlegungen gelten fast ausschließlich dem Gelehrtenberufe, eine scheinbare Enge des pädagogischen Gesichtskreises, die ihre Erklärung nicht nur in seiner Tätigkeit als Universitätslehrer findet, sondern auch in dem Umstande, daß Wolff sich nicht systematisch, sondern nur gelegentlich mit Erziehungsfragen beschäftigt hat. Als bestes Mittel der Verstandesbildung empfiehlt auch er nachdrücklich die Pflege des Anschauungsunterrichtes und verlangt eine naturgemäße Stufenfolge in der Unterweisung des Schülers, „derowegen weil auch die Natur keine Sprünge machet.“ Auch die Herbartsche Idee von der Willensbildung durch rechte Gestaltung des Gedankenkreises hat Wolff schon vorweggenommen (S. 20 f.). Doch treten alle diese Gedanken zu zerstreut und gelegentlich auf, als daß sie das Unterrichtswesen seiner Zeit bestimmend hätten beeinflußen können. Nur *Sulzers* pädagogische Ideen weisen ebenso wie seine philosophischen unmittelbar auf Wolff zurück, eine Tatsache, die schon Heubaum erwähnt*) und die durch Link am Schlusse seiner Arbeit bestätigt wird.

Auch *Hamanns* Bedeutung für die Pädagogik hat man erst in den letzten Jahren zu prüfen und zu würdigen begonnen. Zwar hat schon im Jahre 1888 Schawaller einen Versuch gemacht, das Interesse für den Erzieher Hamann anzuregen,**) aber sein Ruf verhallte zunächst ungehört. Erst 1904 sind wieder zwei Sonderschriften erschienen, die sich mit den pädagogischen Ideen des vielgenannten und doch so wenig bekannten „Magus im Norden“ beschäftigen.***) Nun hat Karl Seiler an der Hand von Hamanns eigenem Werdegang und auf Grund seiner Schriften die Bedeutung dieses Mannes für die Pädagogik eingehend und anschaulich dargelegt.[1]) Hamann nannte das schönste Geschenk, das sich ein Erzieher wünschen kann, die Liebe zur Jugend, in reicher Fülle sein eigen. Das Kindesherz mit seiner Glaubenseinfalt war dem offenbarungstrunkenen Mystiker eine Quelle unerschöpflicher Freude. Diese Glaubensbereitschaft zu pflegen und zu nähren, darin sieht er die erste Aufgabe der Pädagogik. „Unsere Kinder sollen erst Christen, hernach schöne Geister, und wenn

*) Vgl. Gesch. d. dtsch. Bildungswesens, a. a. O. S. 263.

**) Schawaller, J. G. Hamann als Pädagog. Königsberg 1888.

***) Fett, Hamann und Dinter als Vertreter des Pietismus und Rationalismus auf pädagogischem Gebiete. Bielefeld 1904. — Lindner, J. G. Hamann als Pädagog. Kolberg 1904.

[1]) Karl Seiler, Johann Georg Hamanns Bedeutung für die Pädagogik. Leipz. Diss. 1903. 51 S. 8°.

Digitized by Google

sie können, auch Philosophen werden; nicht umgekehrt, die Pferde hintern Wagen gespannt!" so lautet in scharfem Gegensatz zu Basedow und den Philanthropinisten sein pädagogisches Glaubensbekenntnis. Wie er sich in der Sorge um die religiöse Erziehung der Kinder der Zeitströmung entgegenstellte, so war er auch ein abgesagter Feind der damals beliebten einseitigen Verstandesbildung. Der ganze Mensch mit dem vollen Reichtum seiner Kräfte und Anlagen soll Gegenstand der Erziehung sein; und zu dieser ungehinderten Entfaltung aller Fähigkeiten verlangte Hamann weitgehendste Bewegungsfreiheit für das Individuum. Die auch von ihm ausgesprochenen Forderungen der Anschaulichkeit, Naturgemäßheit und Lückenlosigkeit im Unterricht waren zu sehr Gemeingut seiner Zeitgenossen, als daß man sie ihm besonders gutschreiben dürfte. Dagegen besaß er ein Verständnis für die Sinnlichkeit und Anschaulichkeit der Sprache, das uns erst ein Rudolf Hildebrand im 19. Jahrhundert neu erschließen mußte.

Den vielseitigen Einfluß, den Hamann auf den jugendlichen *Herder* gewonnen hat, deutet Seiler mehrfach in seiner Arbeit an. Er läßt sich auch in den pädagogischen Anschauungen Herders nachweisen. Von der Hamannschen Erkenntnis ausgehend, daß seelischer Vorgang und sprachlicher Ausdruck organisch verwachsen sein müssen, verlangte Herder, daß wir „der Muttersprache die Erstlinge unseres Fleißes opfern", daß sie ins Zentrum des gesamten Unterrichts gestellt werde. Überhaupt alles, was der jugendliche Brausekopf über die Pflege des Sprachunterrichts sagt, atmet echt Hamannschen Geist. Mit ihm teilt er auch den Gedanken der harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen, mit ihm betont er die Pflege des Gemütslebens. Daher ist ein Vergleich der Maaßschen Studie über die „pädagogischen Ideale des jungen Herder" mit der erwähnten Seilerschen Monographie sehr lehrreich.[1]) Die Arbeit bleibt freilich dem Leser beider Schriften in der Hauptsache selbst überlassen, da Seiler, wie gesagt, nur Andeutungen gibt, und Maaß auf eine vergleichende Betrachtung beider Männer ganz verzichtet. Dagegen unterzieht er die pädagogischen Ideale des jungen Herder einer eingehenden Kritik vom Standpunkte des modernen Pädagogen aus, eine Beigabe, die — für den Historiker wenigstens — überflüssig ist. Die Arbeit hätte auch an Übersichtlichkeit viel gewonnen, wenn der Verfasser sich zu einer äußerlich mehr sichtbaren Einteilung seines Stoffes hätte verstehen können.

In seinen religiösen Anschauungen wich freilich der jugendliche Herder noch sehr von Hamann ab. Der junge Deist und Schüler der Aufklärung sah in der christlichen Religion noch die „Schwester der Vernunft und Moralität". Erst während seines Bückeburger Aufenthaltes überkam ihn die volle Wucht religiösen Erlebens, das ihn auch in dieser Beziehung Hamann näher brachte. So unterscheiden sich denn auch die späteren Auslassungen Herders über die rechte Pflege des Religionsunterrichtes beträchtlich von denjenigen seiner Jugendperiode. Richard Beyer hat sie

[1]) Otto Maaß, Die pädagogischen Ideale des jungen Herder. Eine kritische Studie. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht 1905/06. Rastenburg. 45 S. 8°.

Digitized by Google

in einer Programmarbeit über die religiösen Anschauungen Herders S. 15 bis 17 zusammengestellt.[1]) Sie gewinnen eine besondere Bedeutung für die Beurteilung der religiösen Entwicklung Herders, wenn man sie mit dem vergleicht, was Maaß auf S. 19 seiner Monographie über die Anweisungen des jungen Herder hinsichtlich des Religionsunterrichtes sagt.

Die Forschung über *J. J. Rousseau* hat auch im letzten Jahre Neuerscheinungen gezeitigt, die die im vorigen Jahresbericht ausgesprochene Meinung bestätigen, daß diese Forschung in ein ganz neues Stadium eingetreten sei.[*]) Es liegen mir drei wichtige Schriften zur Besprechung vor, eine deutsche von Albert Görland, eine französische von L. Brédif und eine englische von Frederika Macdonald. Görlands Arbeit[2]) tritt in der bescheidenen Form eines Entwurfs auf, aber die darin enthaltenen Gedanken könnten eine Umwälzung in der Beurteilung der Rousseauschen Pädagogik hervorrufen, vorausgesetzt, daß sie alle richtig sind. Er stößt fast alle landläufigen Ansichten über den Émile und seine Bedeutung um. Dies Buch soll nach Görland keinen Erziehungsroman, sondern die Erziehungsgeschichte der Gattung Mensch darstellen. Die Widersprüche, die es enthält, sind nur solche des Wortlautes, nicht aber solche der Begriffe selbst. Man hat bisher den großen Fehler begangen, bei Rousseau mit den gleichen Worten die gleichen Begriffe zu verbinden. Diese Begriffe hätten durch die Probleme bestimmt werden müssen, in denen sie auftauchen, dann hätte man Rousseaus Pädagogik nicht so widerspruchsvoll gefunden. Görland entwickelt dann das wissenschaftliche System des Émile. Wir können hier seiner Beweisführung im einzelnen nicht nachgehen. Er kommt zu dem Schlusse: Rousseau ist Sozialpädagoge; er gibt durchaus nicht der Einzelerziehung den Vorzug vor der öffentlichen. Sein Vorbild war Plato, der früheste unter den Klassikern der Sozialpädagogik. Görlands Entwurf blendet durch die Neuheit und Kühnheit seiner Ideenentwicklung. Man wird sich hüten, zu seinen Darlegungen Ja und Amen zu sagen; aber man ist gespannt auf die weitere Ausführung seiner Gedanken, die er uns sicherlich nicht schuldig bleiben wird.

Görlands Behauptungen werden teilweise bestätigt durch gelegentliche Ausführungen in dem Buche von L. Brédif[3]) (vgl. z. B. S. 19 f., S. 21 u. 31). Im übrigen hat sich Brédif eine Aufgabe gestellt, die weit über Rousseaus Bedeutung als Erzieher hinausgeht. Er will uns das ganze Wesen des eigenartigen Mannes verständlich machen, den Janus mit den zwei Gesichtern, das Chamäleon, das ständig seine Farbe wechselt, ohne

[1]) Richard Beyer, Joh. Gottfr. Herder als Prediger. Teil I: Seine religiösen Anschauungen. 1906. Teil II: Herders Offenheit und Freimut auf der Kanzel. 1907. Beilagen z. Progr. des Kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg.

[*]) Vgl. Mitt. XVI, S. 177.

[2]) Albert Görland, Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik. Entwurf zu einer Neudarstellung auf Grund seines Émile. Gotha, Thienemann. 1906. 24 S. 8°.

[3]) L. Brédif, Du caractère intellectuel et moral de J. J. Rousseau, étudié dans sa vie et ses écrits. Paris, Hachette et Cie. 1906. III u. 414 S. 8°.

Digitized by Google

darum doch die Einheitlichkeit seines Grundwesens zu verleugnen. Er will uns zeigen, wie die pädagogischen, die philosophischen, moralischen und politischen Anschauungen Rousseaus aus seinem Charakter und seinem Werdegang zu erklären sind: eine Aufgabe, die freilich auch schon andere vor ihm unternommen haben. So ist es denn natürlich, daß uns Brédif vieles bestätigt, was wir schon wissen, und dennoch stellt das Buch keine bloße Wiederholung bekannter Wahrheiten dar. Es berichtigt mancherlei Irrtümer und hat den besonderen Vorzug, daß alle seine Behauptungen sich auf ein überaus reiches Quellenmaterial stützen, das den Schriften Rousseaus und seiner Zeitgenossen entnommen ist. Für den Historiker auf pädagogischem Gebiete wird die Arbeit besonders dadurch wertvoll, daß der Verfasser bei der Darstellung seiner Gedanken immer wieder auf den Émile zurückkommt, da in ihm der ganze Reichtum des Rousseauschen Ideenschatzes sich wie in einem konzentrischen Spiegel sammle. Brédif ist weit davon entfernt, den Helden seines Buches in verschönernder Retusche darzustellen, er betont immer von neuem das Widerspruchsvolle in seinem Wesen; er setzt sich aber auch nicht zum Richter über ihn und verurteilt ihn nicht als moralisch minderwertig, wie das seit Rousseaus Streit mit den Enzyklopädisten so häufig geschehen ist.

Diesem Streit hat Frederika Macdonald eine ungemein fesselnde Untersuchung gewidmet, die schon um ihrer verblüffenden Resultate willen bald im Mittelpunkt der künftigen Rousseauforschung stehen wird.[1] Rousseau stellt sich bekanntlich in seinen Bekenntnissen sowie in einer Reihe kleinerer Schriften als das Opfer einer gegen ihn gerichteten Verschwörung dar, deren Urheber Diderot und Grimm seien. Diese Behauptung bildet den Hauptbeleg für die vielfach (auch von Brédif) vertretene Annahme, daß Rousseau an Verfolgungswahnsinn gelitten habe; denn an die Ungeheuerlichkeit eines solchen Komplotts wollte man nicht glauben. Frau Macdonald sucht nun nachzuweisen, daß Diderot und Grimm tatsächlich planmäßig Rousseaus guten Ruf zu untergraben suchten und daß sie zu diesem Zwecke selbst vor Fälschungen und Verleumdungen der schlimmsten Art nicht zurückschreckten. Diese Behauptung der Verfasserin stützt sich in erster Linie auf die Entdeckungen, die sie einer genauen Prüfung der Manuskripte der Memoiren der Frau von Epinay verdankt. Man hat diese im Jahre 1818 von Brunet veröffentlichen Memoiren der ehemaligen Freundin Rousseaus bisher als eine zuverlässige Quelle zur Beurteilung des Genfer Philosophen angesehen, und die Tatsache, daß die darin gegebene Darstellung von Rousseaus Wesen und Verhalten gegen seine Freunde mit derjenigen Diderots, Grimms und der anderen Enzyklopädisten übereinstimmt, galt allgemein als bedeutungsvolle Bestätigung der von den letzteren vertretenen Ansicht über Rousseaus moralische Bewertung. Nun stellt jedoch Frau Macdonald fest, daß die ursprüngliche Fassung dieser Memoiren Rousseau in einem viel günstigeren Lichte darstellt, daß aber später alle die Stellen,

[1] Jean Jacques Rousseau. A new study in criticism. London, Chapmann and Hall, Ltd. 1906. Bd. I, 418 S. Bd. II, 405 S. 8°.

Digitized by Google

die den Leser für Rousseau einzunehmen geeignet waren, so umgearbeitet wurden, daß sie Diderots und Grimms Behauptungen über ihren gemeinsamen Feind entsprachen. Der Nachweis ist möglich geworden dank dem Umstande, daß das ursprüngliche Manuskript mit sämtlichen Veränderungen, teils von der Hand der Frau von Epinay, teils von derjenigen Diderots und Grimms (Behauptung der Verfasserin auf Grund der Vergleichung von Schriftproben, deren eine ganze Reihe beigegeben werden. Näheres s. a. a. O. Bd. I, S. 84 ff.) noch vorhanden ist. Im weiteren sucht die Verfasserin nachzuweisen, daß die bekannten „sieben Ruchlosigkeiten", die Diderot Rousseau vorwirft, in Wirklichkeit sieben Diderotsche Verleumdungen seien und daß endlich die mannigfachen Verfolgungen, denen Rousseau seit dem Erscheinen des Émile ausgesetzt war, ebenso wie sein Zerwürfnis mit Hume und sein gänzlicher Zerfall mit den meisten seiner früheren Freunde zum großen Teil den bewußt unwahren Ausstreuungen zu verdanken seien, mit denen Grimm den ehemaligen Freund in den geheimen Berichten der vielgelesenen Correspondance Littéraire von 1762—1767 verfolgt habe (vgl. über den letzten Punkt besonders a. a. O. Bd. II, S. 91—234). Die Beweise der Verfasserin haben nicht alle die gleiche Überzeugungskraft, und sie lösen auch nicht alle Widersprüche in Rousseaus Wesen und Verhalten auf. Eine genaue Nachprüfung der von der Verfasserin benutzten Quellen wird nicht ausbleiben können, und erst wenn diese erfolgt ist, darf man sich ein abschließendes Urteil über den Wert des umfangreichen und mit unendlichem Fleiße aufgebauten Werkes erlauben dürfen. Sollte es der Verfasserin gelungen sein, der gerechteren Beurteilung eines der einflußreichsten Männer der Weltgeschichte energisch Bahn gebrochen zu haben, so hätte sie sich ein Verdienst erworben, welches das Opfer einer zwanzigjährigen hingebungsvollen Arbeit wohl wert wäre. Ein Irrtum, der Frau Macdonald unterlaufen ist, kann schon jetzt berichtigt werden. Sie glaubt aus Schillers Ode an Rousseau entnehmen zu können, der Dichter habe die Verse 1782 bei Gelegenheit eines Besuches an Rousseaus Grab in Ermenonville gedichtet (S. 22). Schiller ist nie in Ermenonville gewesen und hat das Grab des von ihm bewunderten Genies niemals mit eigenen Augen gesehen. Man sollte auch nicht Schiller und Kant als Zeugen für Rousseaus Tugendhaftigkeit anrufen, wie dies Frau Macdonald Bd. I, S. 20—22 tut; denn beide haben ihn doch nur aus seinen Schriften gekannt.

Wir wollen zum Schlusse unseres Berichtes über die Rousseauforschung des letzten Jahres nicht versäumen, den Verlagshandlungen Hachette et Cie. in Paris und Chapmann and Hall Ltd. in London dafür zu danken, daß sie uns durch Überlassung der Rezensionsexemplare die Möglichkeit gegeben haben, unsere Leser auf die beiden wertvollen und interessanten Studien von Brédif und Macdonald aufmerksam zu machen.

Wie Rousseausche Anregungen in Deutschland ihre Verwirklichung fanden, zeigen die Bemühungen *Basedows* und seiner Mitarbeiter um die Einführung eines regelrechten Handfertigkeitsunterrichtes am Dessauer

Digitized by Google

Philanthropin. Basedow hatte bekanntlich, von Comenius angeregt, schon als Hauslehrer beim Herrn von Qualen den Anschauungs- und Sachunterricht gepflegt und dessen Berechtigung in seiner Kieler Dissertationsschrift von 1752 wie auch in den meisten seiner späteren Schriften dargetan. Nach der Gründung des Philanthropins wies er seine Zeitgenossen mehrfach auf die Notwendigkeit zweier wichtiger pädagogischer Unternehmungen hin: einer möglichst reichhaltigen Lehrmittelsammlung und einer für die Schaffung und Verbreitung derselben erforderlichen Edukationshandlung. Aus der letzteren ist, wie Hermann Lorenz in einem lehrreichen Aufsatz des 4. Heftes der „Mitteilungen" des vergangenen Jahres berichtet,[1] nichts geworden; wohl aber hat Basedow besonders durch die Bemühungen seines treuen Gehülfen Wolke im Philanthropin eine recht stattliche Lehrmittelsammlung zusammengebracht, die seinen Lehrern beim Sprach- und Leseunterricht, sowie beim Schreiben, Rechnen und in der Erdkunde wertvolle Dienste leistete. Der Handfertigkeitsunterricht, an dem sich Dessauer Handwerksmeister beteiligten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur in den Jahren 1777—79 erteilt worden, von da ab schweigen sowohl die Akten wie die Rechnungsbücher des Philanthropins darüber. Auch in den öffentlichen Berichten über die Leistungen der Anstalt wird seiner nicht mehr Erwähnung getan. Die wenigen Reste aus der Lehrmittelsammlung und der von den Schülern selbst hergestellten Modelle sind 1884 von Schulrat Krüger im Dessauer Gymnasium untergebracht und so vor gänzlicher Verschollenheit bewahrt worden. Herr Direktor Lorenz hat sich durch Wiedergabe einer Reihe dieser Reliquien in den „Mitteilungen" ein besonderes Verdienst erworben.

Die schon einmal gerügte Sucht, jede Ähnlickeit zwischen Rousseau und den Philanthropinisten als Zeichen der Abhängigkeit der letzteren vom Verfasser des Émile auszulegen,[*] tritt auch in der Erlanger Dissertation von Emmo Thiem über den Einfluß Rousseaus auf *Salzmann* zutage.[2] Bei diesem Suchen nach Ähnlichkeiten ist es dem Verfasser sogar passiert, sich in Widerspruch zu seinen eigenen Behauptungen zu setzen. So schreibt er S. 31, daß Salzmanns Warnung vor dem Auswendiglernen unverstandener Dinge auf seine eigene Jugenderfahrung zurückzuführen sei, während er S. 44 diesen Gedanken mit Rousseaus gleichartiger Anschauung in Zusammenhang bringt. Der eigentliche Vergleich zwischen Rousseau und Salzmann beginnt erst auf S. 37. Der Inhalt der vorausgehenden 36 Seiten hätte mit Leichtigkeit auf ein Drittel des jetzigen Umfangs beschränkt werden können; denn was jene 36 Seiten enthalten, beider Männer Lebensgang und den Inhalt ihrer wichtigsten pädagogischen Schriften, müßte jedem Kenner der Geschichte der Pädagogik bekannt sein.

[1]) Die Lehrmittel und Handarbeiten des Basedowschen Philanthropins nebst 12 Tafeln mit Abbildungen der wichtigsten in Dessau noch heute vorhandenen Reste. Mitt. XVI, S. 303—332.

[*]) Mitt. XV, S. 167 f.

[2]) Wie weit erscheint Christian Gotthilf Salzmann von Jean Jacques Rousseau beeinflußt? Erlanger Diss. Berlin. Schade, 1906. 58 S.

Digitized by Google

Dem Leben und Wirken *Eberhard von Rochows* hat Ernst Schäfer eine liebevolle, sich auf reiches Quellenmaterial stützende Studie gewidmet, die neben der pädagogischen auch die humanitär-nationalökonomische Tätigkeit des Halberstädter Domherrn beleuchtet.[1] Der Verf. meint, daß bei der Vielseitigkeit der schon vorhandenen Literatur über Rochows Pädagogik neue Gesichtspunkte kaum zu gewinnen seien, und er hat deshalb das Theoretisch-Pädagogische in seiner Arbeit zurücktreten lassen. Was aber diese Schrift besonders klar erkennen läßt, das ist die Tatsache, daß Rochows ganze pädagogische Wirksamkeit nur im Rahmen seiner nationalökonomischen Bestrebungen richtig gewürdigt werden kann. So ist auch der Gedanke, dem Landvolke durch Einrichtung neuer und besserer Schulen zu helfen, nicht erst 1772 wie eine plötzliche Erleuchtung über ihn gekommen, wie es meist dargestellt wird, sondern er geht schon auf das Jahr 1762 zurück, als Rochow in den Besitz der Halberstädter Präbende gelangte und sich dabei der ursprüglichen Aufgabe erinnerte, die den Domkapiteln in früheren Zeiten zukam. Schäfer zeigt, wie sich dann Rochow besonders seit 1765 (also nach dem Erlaß des Landesschulreglements) immer ernstlicher mit pädagogischen Fragen beschäftigte und so den Grund zu seiner späteren segensreichen Tätigkeit legte. (Vgl. bs. S. 50 ff.)

Heubaum.] Trotz der unermüdlichen und ertragreichen Forschungen Morffs, Hunzikers, Seyffarths, Israels über *Pestalozzi* ist doch noch eine Reihe von Punkten in dessen Leben völlig unaufgeklärt; und der Mangel an genügendem Quellenmaterial gibt der lebhaften Phantasie immer wieder Gelegenheit, sich in haltlosen Kombinationen zu ergehen. So hat Albert Klemm[2]) aus der von ihm aufgefundenen Tatsache, daß sich im Gästebuch der Festung Königstein in Sachsen auf Seite 469 unter dem 4. Mai 1786 unter anderen Schweizernamen auch „Pestalozzi“ eingetragen findet, einen ganzen Roman herausgesponnen. Einige Proben daraus: Pestalozzi habe sich im Frühjahr 1786 wohl auch in Dresden aufgehalten und dort wahrscheinlich Schiller kennen gelernt, der am 11. September 1785 seinen Wohnsitz dorthin verlegt hatte, „da Blochmann ausdrücklich davon spricht, daß P. die Bekanntschaft Schillers gemacht habe.“ Blochmann verlegt sie in das Jahr 1792. Ferner habe P. wohl 1786 die Anlegung zur Gründung der Industrieschule auf dem Königstein gegeben. Die Industrieschulenbewegung erklärt sich aus Kindermanns Bestrebungen besser als aus Pestalozzis Leben. Keine Spur deutet darauf, bei dem im Gästebuch stehenden Pestalozzi an den Pädagogen denken zu müssen. Aus dem bloßen Namen können und dürfen wir gar nichts schließen. Wir wissen, daß

[1]) Fr. Eberhard von Rochow. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Gütersloh, Bertelsmann. 1906. 100 S.

[2]) Albert Klemm, Pestalozzi auf dem Königstein. Sächs. Schulztg. Dresden, 1906, Nr. 14.

Digitized by Google

es verschiedene Personen des gleichen Namens gab. Vgl. z. B. Pestalozziblätter, 19. Jhrg. S. 48 u. 52. Gegen die immer von neuem auftauchenden Vermutungen von wiederholten Reisen des Pädagogen Pestalozzi nach Deutschland spricht das authentische Zeugnis Niederers, den P. zum Biographen bestimmt und dafür mit Daten aus seinem Leben versehen hatte. Dieser sagt: „Pestalozzis äußerer Lebensgang ist auf einen sehr engen Raum beschränkt. Seine weiteste Bewegung war eine Reise von Zürich nach Leipzig, und selbst beim kleinen Umfang seines Vaterlandes beklagte er sich oft, daß nicht einmal eine Reise in die Schweizeralpen zu machen in seinem Vermögen gelegen" (Pest.-Bl. 1880 S. 3 und 1896 S. 58). Dazu stimmt auch das Zeugnis Blochmanns, der nur die eine Reise Pestalozzis nach Leipzig 1792 kennt. Daher möchte ich auch nicht den in dem bekannten Lavaterbriefe von 1775 erwähnten „Pestaluz" für den unsrigen halten, zumal die dort gegebene Charakteristik auf das uns bekannte Verhältnis der beiden Männer gar nicht paßt. Ich stimme hierin A. Walther[1]) bei, der in seiner die geistigen Berührungspunkte zwischen Goethe und Pestalozzi untersuchenden Abhandlung das persönliche Zusammentreffen der beiden Männer im Jahre 1775 in Abrede stellt. Aber wenn Walther nun die Abhängigkeit des pädagogischen Gedankenkreises Goethes von Pestalozzi zu erweisen sucht und von einem Einflusse des Pädagogen auf den Dichter spricht, so dürften ihn jetzt die Nachweise von Muthesius[2]) überzeugen, daß seine Vermutungen nicht haltbar sind. Obgleich der 1906 erschienenen Literatur nicht mehr angehörig, führe ich diese Untersuchungen doch hier schon an, weil sie vom selben Gegenstande handeln. Muthesius' Beitrag bringt statt der bisherigen Mutmaßungen über das Verhältnis von Goethe und Pestalozzi Tatsachen, einige darunter völlig neue und mit ihnen die bisher bekannten zusammengestellt. Unter den neuen ist die merkwürdigste und für die Charakteristik beider Männer höchst bedeutende Tatsache der erschütternde Bittbrief Pestalozzis an Goethe vom 20. Mai 1817, den dieser unbeachtet ließ. Wir haben ihn wegen seiner Wichtigkeit auch in den Mitteilungen[*]) zum Abdruck gebracht.

Weimer.| *Ernst Moritz Arndt* war bis vor ganz kurzer Zeit in der Geschichte der Pädagogik ein unbekannter Mann. Über seinen „Fragmenten über Menschenbildung" lagerte das Schicksal fast hundertjähriger Vergessenheit, der sie erst 1904 ein von Münch und Meisner herausgegebener abgekürzter Neudruck wieder entrissen hat. Nun hat Clemens Geißler durch eine Dissertationsschrift die Aufmerksamkeit von neuem auf dieses Buch gelenkt.[3]) Arndt gehört nicht zu den großen Wegweisern auf pädagogischem

[1]) A. Walther, Goethe und Pestalozzi. Die deutsche Schule, hrsg. von R. Rißmann. Leipzig, Berlin, J. Klinkhardt. 1906. S. 537—554 u. 601—614.

[2]) Karl Muthesius, Goethe und Pestalozzi. Goethe-Jahrbuch 1906, S. 160—172.

[*]) Mitt. 1907, S. 247 f.

[3]) Die pädagogischen Anschauungen E. M. Arndts im Zusammenhang mit seiner Zeit. Leipziger Diss. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1905. 41 S.

Digitized by Google

Gebiete; er ist stark von Rousseau beeinflußt worden, dessen radikaler Naturalismus in den Fragmenten ein lebhaftes Echo findet. Immerhin sind Abweichungen und Weiterbildungen genug vorhanden, die uns zeigen, daß Arndt die Erziehungsideen seines Vorbildes nicht kritiklos übernommen hat. Entschieden bestimmt wurde seine Pädagogik auch von den Ansichten Herders, Hamanns und der Romantiker, mit denen er das Dunkle und Unbewußte des kindlichen Seelenlebens betont, das er als wichtiges pädagogisches Moment berücksichtigt und geschont wissen will. Unter dem Eindruck der Schellingschen Naturphilosophie will er den Unterricht so erteilt wissen, daß „alles als eines Lebens Einheit erscheint," und er verlangt demgemäß engste Verknüpfung und ein lebendiges Ineinandergreifen besonders der realistischen Fächer. Endlich teilt Arndt, dessen Lehrer aus Heynes Schule hervorgegangen sind, mit den Neuhumanisten die Begeisterung für das Griechentum und die Hochschätzung des Unterrichts in den alten Sprachen. Freilich hat er von all den geistigen Strömungen seiner Zeit, wie schon Münch bemerkt, nur das seiner Persönlichkeit Gemäße aufgenommen. Und das ist das Originelle an seiner Pädagogik.

Mehr Erfolg als Arndt mit seinen Fragmenten hatte *Jean Paul* mit seiner nur ein Jahr später erschienenen Levana, mit der er sich sogar Goethes Lob gewann, der doch sonst zu seinen größten literarischen Gegnern zählte. N. Touroff stellt sie in den Mittelpunkt seiner durch Klarheit und liebenswürdige Schlichtheit sich auszeichnenden Betrachtungen über Jean Paul als Pädagogen.[1] Doch begnügt er sich nicht mit der Darstellung und kritischen Bewertung der in dieser Erziehungslehre enthaltenen Gedanken, sondern macht uns auch mit der praktischen Lehrtätigkeit des Dichters in Töpfen, Schwarzenbach und Hof, sowie mit der pädagogischen Bedeutung der Jean Paulschen Dichtungen bekannt. Eine systematische Darstellung seiner Ideen über die wichtigsten Erziehungsfragen bildet den Hauptteil der Arbeit, die mit einer Betrachtung über den Einfluß der Levana auf Jean Pauls Zeitgenossen, besonders auf Schwarz und Schleiermacher, abgeschlossen wird. — Ob freilich alle die Ähnlichkeiten zwischen Schleiermachers und Jean Pauls pädagogischen Gedanken als Beweise der Abhängigkeit des ersteren vom letzteren gedeutet werden können, erscheint mir doch sehr zweifelhaft. Gewiß hat der „Pädagoge unter den Romantikern" sich auch vielfach von dem von ihm bewunderten *Schleiermacher* beeinflussen lassen, wie auch Alfred Hüttner in seiner Dissertation über die Pädagogik Schleiermachers in der Periode seiner Jugendphilosophie betont.[2] Die fleißige Arbeit gibt uns einen dankenswerten Einblick in die Entwicklung der pädagogischen Anschauungen eines Mannes, den wir zu den tiefsinnigsten und philosophisch geschultesten unserer großen Erzieher rechnen müssen. Sie bietet eine wertvolle Hilfe für eine genetische Dar-

[1] Jean Paul als Pädagoge. Lausanne. Librairie Nouvelle. 1906. 92 S.
[2] Die Pädagogik Schleiermachers in der Periode seiner Jugendphilosophie. Leipziger Diss. Langensalza, Beyer & Söhne. 1906. 85 S.

Digitized by Google

stellung seiner Pädagogik. Die romantische Weltanschauung, die neben dem Einfluß herrenhutischen Erziehungsgeistes die eigentliche Grundlage der Jugendpädagogik Schleiermachers bildet, hat Gottfried Thimme zum Gegenstand eines flottgeschriebenen Essays über seine „Monologe" gemacht.[1]) Freilich erzählt er uns darin ebensowenig Neues wie Viktor Müller in seiner Darstellung des Systems der Schleiermacherschen Pädagogik.[2])

Die pädagogischen Meinungen unserer Dichter und Denker erfreuen sich einer steigenden Wertschätzung in der Welt der Jugenderzieher. Nachdem man die großen hinsichtlich ihrer Anschauungen über Erziehung und Unterricht ausgeforscht hat, sieht man sich nun auch die kleineren Geister auf ihr pädagogisches Glaubensbekenntnis hin an. Das ist für die Beurteilung der einzelnen Dichter- oder Denkerpersönlichkeit gewiß von Interesse und Wert, nicht immer aber auch in gleichem Maße für die Erziehungsgeschichte, besonders nicht, wenn die betreffende Persönlichkeit gar kein wirkliches pädagogisches Glaubensbekenntnis aufzuweisen hat. Das ist z. B. bei *Karl Immermann* der Fall, dessen Gedanken über Erziehung und Bildung Oberlehrer Kaiser eine Sonderschrift gewidmet hat.[3]) Der Verf. hat in Immermanns Werken, besonders im „Münchhausen", den „Epigonen", den „Memorabilien", im „Eremiten" und „Neuen Pygmalion", fleißig nach pädagogischer Weisheit geschürft, aber nach meiner Meinung sehr wenig von Bedeutung gefunden. Aus allem, was Kaiser vorbringt, sieht man recht deutlich, daß dieser Dichter sich eigentlich niemals eindringend mit pädagogischen Fragen beschäftigt hat. Wo Erziehungsgrundsätze vorhanden sein sollen, da müßte vor allen Dingen eine gewisse Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Gedanken zu finden sein. Die läßt sich aber bei Immermann nicht nachweisen. Auf der einen Seite preist er mit Rousseau die Allmacht der Natur, die sich nicht vergewaltigen läßt, und auf der anderen macht er doch wieder die Erziehung für alles verantwortlich, als sei sie die Allmächtige. Er preist das Familienleben der guten alten Zeit gegenüber den lockeren Sitten in den Jahren nach den Befreiungskriegen und muß es nachher doch wieder als trocken und gemütsarm schelten. Er rühmt die starrköpfige Strenge seines Vaters und gibt doch selber zu, daß ihn als Knaben geradezu nach Liebe hungerte, die der Vater ihm nicht gab. Er schilt über Frauenemanzipation und Frauenvereine und muß an anderer Stelle wieder gestehen, daß der Wechsel der Zeiten auch die Stellung der Frau zum öffentlichen Leben geändert hat. Seine Gedanken über religiöse Erziehung sind so arm und unklar, daß sie wirklich keine besondere Hervorhebung verdienen. Über den Unterricht in der Mutter-

[1]) Die romantische Weltanschauung in Schleiermachers Monologen. Beil. z. Jahresbericht der Erfurter Oberrealschule. 1906. 16 S. 4°.

[2]) Schleiermachers System der Pädagogik. Beil. z. Jahresbericht des Kalker Gymnasiums. 1906. 18 S. 4°.

[3]) Immermanns Gedanken über Erziehung und Bildung. Festschrift der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen, dargebracht zur Feier der 25jähr. Wirksamkeit des Direktors der Franckeschen Stiftungen, Prof. D. Dr. Wilhelm Fries. Halle, Waisenhaus. 1906. 30 S. 4°.

Digitized by Google

sprache weiß er so gut wie nichts zu sagen. Es tut einem weh zu sehen, wie hilflos Immermann in Wirklichkeit Erziehungs- und Bildungsfragen gegenüber gestanden hat. Schade, daß der Verf. so viel Mühe auf eine verlorene Sache verwandt hat. Seiner Arbeit kann man für die Erziehungsgeschichte wenigstens nur ein Verdienst zusprechen: sie hat uns gezeigt, daß Immermann unter den Pädagogen des 19. Jahrhunderts keinen Platz verdient.

Da bieten *Schopenhauers* pädagogische Ideen, die Otto Arnold im Zusammenhang mit seiner Philosophie darstellt, doch ein weit erfreulicheres Bild dar.[1]) Sie sind aus seiner philosophischen Weltanschauung herausgewachsen und tragen darum das Gepräge der Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit, wenn er sich auch keineswegs systematisch mit Erziehungsfragen auseinander gesetzt hat. „Er hat nur die pädagogischen Konsequenzen aus seiner Philosophie gezogen, mit denen er Anschauungen oder Zuständen seiner Zeit reformierend entgegentreten zu müssen glaubte" (S. 125). Ähnlichkeiten mit Montaigne, Rousseau, den Neuhumanisten und mit Pestalozzi lassen sich nachweisen, beruhen aber sicher nicht auf Entlehnungen, sondern sind zufälliger Art. Es hat keinen Zweck, die Wahrheiten, Übertreibungen und Irrtümer, die Arnold S. 126—128 als das Ergebnis seiner fleißigen Untersuchungen formuliert, hier zu wiederholen. Es kommt keine brauchbare Wahrheit darunter vor, die nicht auch von früheren Pädagogen ausgesprochen worden wäre. Am interessantesten und originellsten erscheinen mir seine Darlegungen über den Wert der Anschauung und Lebenserfahrung als Grundlage alles Wissens. Daß seine Gedanken über die Mathematik schon in den fünfziger und sechziger Jahren die pädagogische Welt beschäftigten, will ich auch nicht unerwähnt lassen. Wenn aber eine zukünftige Geschichte der Pädagogik sich mit Schopenhauer beschäftigen wird, dann wird sie viel weniger die Bedeutung seiner spezifisch pädagogischen Ideen registrieren als den Gesamteinfluß, den dieser Denker viele Jahre hindurch auf die Entwicklung deutschen Geisteslebens gewonnen hat.

Das wird vielleicht auch das wichtigste Verdienst sein, auf das sich *Nietzsches* Anspruch auf eine Einreihung in die Geschichte des deutschen Bildungswesens gründen könnte. Seinen Erziehungsideen sucht Ernst Weber durch eine ungemein klar und sachlich geschriebene Monographie Gehör zu verschaffen.[2]) Er mußte sich freilich mit der Darlegung der pädagogischen Anschauungen des jungen Nietzsche begnügen, da dessen spätere Forderungen über die Grenzen der Realisierbarkeit hinausgehen. Der jugendliche Nietzsche stand bekanntlich im Banne Schopenhauers und Wagners, daher auch sein ausgeprägter pädagogischer Individualismus und seine Überschätzung des Bildungswertes der Kunst. Was er über beide Probleme zu sagen weiß, leidet an starken Übertreibungen. Immerhin

[1]) Schopenhauers pädagogische Ansichten im Zusammenhange mit seiner Philosophie. Leipziger Diss. Langensalza. Beyer & Söhne. 1906. 129 S.
[2]) Nietzsche als Pädagog. Leipzig. Wunderlich. 1907. XVI u. 169 S. 8°.

Digitized by Google

bergen seine Gedanken einen guten Kern, durch den er sowohl der modernen künstlerisch-pädagogischen Bewegung wie der ebenfalls neuzeitlichen Hochschätzung der Persönlichkeitspädagogik nahe steht.

Fritzsch.] Als Karl Kehrbach am 21. Oktober 1905 starb, schien es, als ob seine große *Herbart*-Ausgabe ein Torso bleiben würde.*) Zwanzig Jahre hatte sich das Erscheinen der ersten zehn Bände hingezogen, und gerade das wichtigste — das handschriftliche Material war noch nicht erschienen. Der Verleger, Friedrich Mann in Langensalza, hat es jedoch für eine Ehrenpflicht gehalten, „dafür Sorge zu tragen, daß das verdienstvolle Werk ganz im Sinne und nach den bewährten Grundsätzen des Verstorbenen weiter und zu Ende geführt wird.“ Der beste Herbartkenner der Gegenwart, der langjährige Leiter der Zeitschrift für exakte Philosophie und der Mitherausgeber der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, Otto Flügel, hat die Herausgabe übernommen, und innerhalb Jahresfrist sind bereits drei neue Bände erschienen.[1]) Der 11. Band bringt Herbarts letzte Schriften, zunächst das Programm, das Herbart als Dekan der philosophischen Fakultät 1837 bei Gelegenheit des ersten Jubelfestes der Universität Göttingen zur Ankündigung der von der philosophischen Fakultät vorzunehmenden Ehrenpromotionen zu schreiben hatte: „Commentatio de Realismo Naturali“; ferner die „Erinnerung an die Göttingische Katastrophe 1837“, ein wichtiges Dokument, welches erst nach seinem Tode zunächst bloß für die Privatmitteilung gedruckt worden ist; endlich die „Psychologischen Untersuchungen“ v. J. 1839 u. 40 und die „Aphorismen zur Psychologie“, Bemerkungen über psychologische Gegenstände, oft aus unmittelbarer Erfahrung seiner Umgebung, namentlich seiner Zöglinge, die uns einen Blick tun lassen in die Art, wie der große Denker zu schaffen pflegte. Der 12. und 13. Band bringen die Rezensionen. Kehrbachs ursprünglicher Plan einer zwölfbändigen Ausgabe ist damit allerdings aufgegeben worden, nicht nur weil neues handschriftliches Material aufgefunden wurde, sondern weil auch mit Hilfe desselben bisher unbekannte Rezensionen Herbarts festgestellt werden konnten. Diese Änderung kann der Ausgabe nur zum Vorteil gereichen. Der Fortgang des Werkes ist nun so gedacht, daß der nächste Band die Akten zu dem Königsberger Seminar, bez. dem Didaktischen Institut und zu Herbarts Tätigkeit in der wissenschaftlichen Deputation enthalten wird. Der Schlußband, den der Berichterstatter übernommmen hat, soll die Briefe von und an Herbart bringen, außerdem Regesten zu Herbarts Leben und Werken, die notwendige Vorarbeit zu einer großen Herbartbiographie, die uns noch fehlt.

*) Vgl. Mitt. 15. Jahrg. S. 286.

[1]) Joh. Fr. Herbarts Sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge. 11. Band. Nach K. Kehrbachs Tode herausgegeben von Otto Flügel. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 1906. XVIII u. 432 S. 8°.
Desgl., 12. Band, 1907. XII u. 353 S. 8°.
Desgl., 13. Band, 1907. VIII u. 351 S. 8°.

Digitized by Google

Mitteilungen über Herbartbriefe, die sich in Bibliotheken oder in Privatbesitz befinden, werden mit größtem Dank entgegengenommen; von einem Teil bereits gedruckter Herbartbriefe konnten die Originale bisher nicht ermittelt werden. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, sie wieder aufzufinden. — Wenn diese große Herbart-Ausgabe ohne Unterstützung von Akademien oder Regierungen zustande kommen konnte, so ist das nicht nur ein ehrendes Zeugnis für die Opferwilligkeit des Verlegers, sondern auch ein Beweis dafür, daß für Herbartische Gedanken heute noch großes Interesse vorhanden ist, obwohl die Zeiten längst vorüber sind, wo eine stattliche Reihe von Herbartianern akademische Lehrstühle inne hatte.

Herbart ist wegen seines Verhaltens bei Aufhebung der Landesverfassung durch König Ernst August i. J. 1837 oft hart getadelt worden. Daß er sich nicht den Göttinger Sieben angeschlossen hat, wird sogar gegen seine Ethik ins Feld geführt. Eine gerechtere Beurteilung in dieser Angelegenheit läßt ihm Hans Zimmer[1]) widerfahren, wenn er in einer Studie über die vielumstrittene Sache zu folgendem Schlusse kommt: „Sicher ist, daß die Auffassung der Göttinger Sieben mit dem allgemeinen Empfinden viel besser zusammenklang als die Herbarts: sie hatten ausgesprochen, was weite Kreise dachten; sie hatten getan, was die meisten zu tun nur eben nicht Mut genug fanden. Unter diesen „Meisten" war Herbart gewiß nicht: er war nie unter der Majorität, und bange Furcht blieb dem stolzen, vornehmen Manne ebenso fremd wie unedles Handeln. Wer es weiß, wie sehr Herbart stets ausschließlich seiner Wissenschaft lebte, wie ganz er aufging in seinem Beruf als Universitätslehrer, wie heilig ernst es ihm war mit der Verbreitung seiner Philosophie, der wird seinen Standpunkt verstehen, mag sein Herz auch der mutigen Tat der Göttinger Sieben noch so sehr entgegenschlagen. Herbart war stets ein Ganzer, und er blieb es auch damals." Übrigens stehen noch archivalische Veröffentlichungen über die Göttinger Sieben bevor, die hoffentlich manches aufklären werden, was bisher noch dunkel ist.

Von den Aufsätzen, die zur Erinnerung an das Erscheinen von *Herbarts Allgemeiner Pädagogik* vor 100 Jahren erschienen sind, sind zu erwähnen der von Wilhelm Münch[2]) und der von E. von Sallwürk[3]) sen. Ersterer hebt die „eigenartig edle" Sprache des Meisters hervor, löst das strenge Gedankengewebe des Werkes auf und stellt neue Zusammenhänge durch andere Aufreihung und Verknüpfung der Urteile her. E. von Sallwürk weist auf die unrichtigen Auffassungen hin, welchen das Buch begegnet ist. Einen Grund davon sieht er in der an sich oft so glücklichen Bildersprache, den tieferen Grund aber darin, daß die grundlegenden

[1]) Hans Zimmer, Herbart und die Göttinger Sieben. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. 1906, Nr. 95.

[2]) Wilhelm Münch, Aus J. Fr. Herbarts pädagogischem Gedankenschatz. Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, begr. von J. Lohmeyer. V. Jahrg., Heft 3 u. 4.

[3]) E. von Sallwürk sen., Herbarts Allgemeine Pädagogik. Die deutsche Schule, herausgegeben von R. Rißmann, X. Jahrg., 12. Heft, S. 729—741.

Digitized by Google

philosophischen Ansichten, die erst später bekannt gemacht werden konnten, nur angedeutet sind, während Vorwürfe gegen das philosophische Denken jener Zeit doch mitunter hervorbrachen und anfangs unverständlich bleiben mußten. Von solchen Seitenblicken absehend, zeichnet dann v. S. den „Grundplan“ der Herbartischen Pädagogik. Dabei schreibt er dem „Vorstellungsmechanismus“ eine größere Bedeutung zu, als er darin tatsächlich hat, und obwohl er in dem Grundplan die „Berufung auf die natürliche Aktivität“ wohl bemerkt hat, sagt er am Schlusse unvermittelt, Herbarts Erziehungssystem „geht von der Aktivität aus, . . aber es führt ihn davon zurück zu untätiger Beschaulichkeit: denn diese Aktivität ist ein fremder Gedanke in Herbarts Pädagogik . . . . Handeln darf der Zögling während seiner Erziehung ja nicht.“ (Er beruft sich dabei auf Allg. Päd. 2. Buch, 2. Kap., Abs. 9, die Fußnote sagt irrtümlich II, 3, 9.) Gegen diese Auffassung von Sallwürks wendet sich —e in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (14. Jahrgang, 9. Heft, S. 442), es wird dabei auf N. 187 der Aphorismen zur Pädagogik (Ausg. v. Sallwürks) verwiesen.

Über *Flügels Herbart-Biographie,* über die bereits A. Heubaum berichtet hat,*) hat Theodor Vogt[1]) einen kurzen Aufsatz geschrieben. Er spricht zuerst von der Bedeutung der Biographie überhaupt als Fundgrube und Bestätigung pädagogischer Gedanken, besonders in bezug auf die angeborene Anlage, das absichtlich geweckte Interesse und den Einfluß der sozialen Lage. Weiter erörtert er das Verhältnis der modernen Evolutionstheorie zu Herbarts Lehre von der Ansammlung und Ausbildung der inneren Zustände in den Realen und die Unterschiede der Deszendenztheorie von der pädagogischen Kulturstufenlehre. In der Diskussion über diese Arbeit Vogts auf der Generalversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik zu Naumburg[2]) wird u. a. verwiesen auf die Berichte Delbrücks, des Erziehers der beiden Hohenzollernprinzen, die später als Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. ein weltgeschichtliches Beispiel dafür gegeben haben, was die verschiedene ursprüngliche Beanlagung aus dem Menschen macht.

Auf derselben Versammlung wurde über M. Schmidts Arbeit: „Was ists um Herbarts Zucht?“[3]) verhandelt. Im ersten Teile erörtert Schmidt hauptsächlich den Herbartschen Begriff der „Begegnung“ als Zuchtmittel, und als höchste Maßregel legt er die „idealisierende Begegnung“ dar, er führt damit die bisherige Lehre von der Zucht weiter. Die eingehende

*) Mitt., 15. Jahrg., S. 225.

[1]) Th. Vogt, O. Flügels Biographie Herbarts. Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, herausg. von Th. Vogt. 38. Jahrg. Dresden, Bleyl & Kämmerer. 1906. S. 30—39.

[2]) Erläuterungen zum Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (38. Jahrg.), herausg. von Th. Vogt und K. Just. Dresden, Bleyl & Kämmerer. 1906. S. 52—55.

[3]) M. Schmidt, Was ists um Herbarts Zucht? Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. 37. Jahrg., S. 1—27 und 38. Jahrg., S. 175—204 und Erläuterungen zum Jahrbuch usw. S. 32—46.

Digitized by Google

Besprechung konnte ihm darin meistens zustimmen. Nicht so aber in dem abschließenden Teile, in welchem er die „Begegnung“ in Beziehung setzt zur Formalstufentheorie und zu den sonst verbreiteten Anschauungen über Zucht. Der eigentliche Differenzpunkt liegt darin, daß er behauptet, die Zillersche Richtung wolle die sittliche Bildung aufbauen auf der abstrahierenden Erkenntnis. Aber die „sittliche Einsicht“, welche er als ein intellektuelles Moment für sich auffaßt, ist jener Richtung kein Ding für sich. In dem vollendeten Anschauen gewisser Willensverhältnisse (Subjekt) stellt sich ein Gefühl ein (Prädikat), daraus ergibt sich ein sittliches Grundurteil. „Das zusammengenommen nennen wir sittliche Einsicht und setzen das gleich dem, was Herbart den sittlichen Geschmack nennt.“

Über den Herbartianer *Waitz* hat O. Gebhardt[1]) eine Dissertation geschrieben. Die Arbeit wird dadurch besonders wertvoll, daß sie das reiche handschriftliche Material benutzt hat. Hoffentlich wird dasselbe bald in ganzem Umfange der Öffentlichkeit übergeben, damit es jedermann zugänglich ist; denn Waitz ist durchaus nicht so unbeachtet geblieben, wie Gebhardt annimmt. Das geht schon aus der weiten Verbreitung der Waitzschen Pädagogik hervor. In der Arbeit macht sich die Tendenz bemerkbar, Waitz möglichst weit von Herbart abzurücken. Dadurch wurde eine Abhandlung von dem unermüdlichen Herbart-Forscher O. Flügel[2]) [*]) veranlaßt, in der — im Gegensatz zu Gebhardt — gezeigt wird, wie nahe beide Denker in ihren Ansichten stehen und was von Waitzschen Lehren auf Herbartschem Boden erwachsen ist.

Auch das Ausland hat in jüngster Zeit mehrere wichtige Herbartschriften hervorgebracht, erwähnt sei die große französische Darstellung von Herbarts Leben und Lehre von Gockler und das Buch des Engländers Davidson. Auf beide wird der Bericht des nächsten Jahres eingehen.

Kahl.| Unter den katholischen Pädagogen des 19. Jahrhunderts wird *Sailer*[3]) stets eine bevorzugte Stellung einnehmen. Über seinem pädagogischen Hauptwerke hat insofern ein unglücklicher Stern gewaltet, als es die weiteste Verbreitung in einer nach Sailers Tode veranstalteten Bearbeitung fand, die mit Sailer selbst wenig zu tun hatte. Gansen erwarb sich ein gewisses Verdienst dadurch, daß er in seiner für die Schöninghsche Samm-

[1]) O. Gebhardt, Th. Waitzs pädagogische Grundanschauungen in ihrem Verhältnis zu seiner Psychologie, Ethik, Anthropologie und Persönlichkeit. Leipziger Dissertation. 1906. 140 S. 8°.

[2]) O. Flügel, Herbart und Th. Waitz. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, hrsg. von O. Flügel, K. Just und W. Rein. 14. Jahrg., 6. Heft, S. 241—256. Langensalza, Beyer & Söhne. 1907.

[*]) O. Flügel, Schön und gut nach Herbart. Volks- und Jugendschriftenrundschau 1906, Mai-, Juni-, Juli-Heft. Stuttgart, Th. Benzinger.

[3]) Johann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Bearbeitet und zum schulmäßigen Gebrauch eingerichtet von J. Gansen. 4. Auflage (besorgt von Funke). (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Bd. XXII.) Paderborn, Schöningh. 1905. 266 S.

Digitized by Google

lung bestimmten Ausgabe auf den letzten, noch von Sailer besorgten Druck von 1822 zurückging. Er fehlte aber darin, daß er sich von den Rücksichten auf die pädagogische Seminarlektüre zu sehr leiten ließ und deshalb starke Kürzungen vornahm. In der ersten Auflage hatte der Rotstift so kräftig gearbeitet, daß die Kritik lebhaften Widerspruch erhob. In den folgenden Auflagen wurden mehrere Striche wieder aufgemacht; wissenschaftlichen Zwecken genügt aber allein die Ausgabe von Baier in der Bibliothek der katholischen Pädagogik, Bd. XIII, 1899, die den unverkürzten Text im engsten Anschluß an den Druck von 1822 bringt. Wem es nur darum zu tun ist, Sailers Erziehungsgrundsätze kennen zu lernen, dem bietet sich Gansens Ausgabe als ein bequemes Hilfsmittel an. Die Einleitung unterrichtet, ohne sonderlich in die Tiefe zu gehen, — man vergleiche z. B. das, was G. S. 14 über Sailers Verhältnis zu Pestalozzi sagt, mit dem, was Baier S. 14 hierüber ausführt — über das Leben und die Werke Sailers. Daß weder in der Einleitung noch in den Anmerkungen zum Texte Baiers Ausgabe erwähnt wird, muß immerhin auffallen.

3. Schulmänner.

Von **Martin Wehrmann** und **Eduard Clausnitzer.**

Wehrmann.] Biographische Beiträge, die sich auf Lehrer höherer Schulen und Männer beziehen, welche sich um solche verdient gemacht haben, liegen mehrere vor. Es ist für die Schulgeschichte von Wichtigkeit, nicht nur über die Entwicklung bedeutender Schulmänner etwas zu erfahren, sondern solche Lebensbeschreibungen müssen uns auch einen Blick in die Arbeit und Tätigkeit an der Schule tun lassen, so daß wir ein Bild von dem Wesen und Zustande der Anstalt erhalten. Sehr ausführlich hat Hedwig Nizze[1]) das Leben ihres Vaters *Johann Ernst Nizze* (geb. 1788, gest. 1872) beschrieben, der von 1832 bis 1865 Direktor des Gymnasiums in Stralsund war. Er hat als Lützower Jäger die Freiheitskriege mitgemacht und ist später in der Nationalversammlung in Frankfurt tätig gewesen. Manche Briefe von A. v. Humboldt und E. M. Arndt werden mitgeteilt, sonst enthält das nicht ungeschickt geschriebene Buch hauptsächlich familiengeschichtliche Nachrichten, während für die Geschichte des Stralsunder Gymnasiums verhältnismäßig nicht viel geboten wird. Aufmerksam zu machen ist indessen auf einen Brief von 1833 (S. 87—92), in dem Nizze beachtenswerte Gedanken über den Lehrerberuf äußert. Ein Zeitgenosse von ihm war *Karl Wilhelm Kortüm* (geb. 1789, gest. 1859) dessen Tätigkeit als Direktor des Lyzeums in Düsseldorf Asbach[2]) charakterisiert. Dieser ausgezeichnete Schulmann, der später bekanntlich dem

[1]) Hedwig Nizze. Dr. Johann Ernst Nizze, Prof. u. Dir. a. Gymn. zu Stralsund. Ein Lebensbild eines Lützower Jägers nach alten Papieren. Stralsund, W. Zemsch. 1907. (265 S.)

[2]) Asbach, Zur Charakteristik Karl Wilhelm Kortüms. In: Studien zur niederrheinischen Geschichte. Festschr. z. Feier d. Einzuges in d. neue Schulg. d. Kgl. Gymn. in Düsseldorf. 1906. S. 1—13.

Digitized by Google

preußischen Unterrichtsministerium angehörte, richtete damals die alte Schule im Sinne des Neuhumanismus ein und machte sie zu einem Vorbilde für andere rheinische Gymnasien. Seine Gedanken über Staat und Erziehung verdienen heute noch Beachtung. Der auch für die künstlerischen Bestrebungen interessierte Mann bevorzugte ganz besonders das Griechische, führte aber auch den Turnunterricht ein. Eine ähnlich hervorragende Stellung nahm in Österreich *Alois Egger von Möllwald* (geb. 1829, gest. 1904) ein, der zuletzt Direktor des Theresianischen Gymnasiums in Wien war. Welch einen bedeutenden Anteil er an der Entwicklung des österreichischen Unterrichtswesens hatte, stellt Karl Ziwsa[1]) gut dar und schildert das Wesen und die Tätigkeit des hochverdienten Mannes in trefflicher Weise. Wir erfahren dabei auch manches über die österreichische Schulgeschichte, für die Egger selbst ein lebhaftes Interesse besaß. Ähnliche Verdienste wie er hat sich *Daniel Höhr* (geb. 1837, gest. 1905) um das Schäßburger Gymnasium erworben, dessen Rektor er von 1878—1905 war. Pietätvoll hat Adolf Höhr[2]) den Lebensgang des Vaters geschildert und dabei ein sehr interessantes Bild von dem eigenartigen Wesen des Gymnasiums in Schäßburg um 1850 entworfen, als Daniel Höhr Schüler der Anstalt war, an der er seit 1859 als Lehrer tätig war. So ist sein Leben mit dieser Schule eng verbunden, und das schöne Lebensbild läßt uns einen tiefen Blick in ihre Entwicklung tun. Für die Geschichte des deutschen Schulwesens in Siebenbürgen wird hier viel geboten.

Am 30. Dezember 1906 waren 100 Jahre verflossen, seitdem *Ludwig Wiese*, der ehemalige langjährige Leiter des höheren Schulwesens Preußens, geboren war. Es ist nur erfreulich, daß zwei Schulmänner, K. Credner und R. Busse,[3]) diesen Tag benutzt haben, das Gedächtnis des Mannes, der schon viel zu sehr vergessen ist, zu erneuern und zu beleben. Der erstere stellt Wiese als praktischen Schulmann dar, behandelt ausführlich seine Tätigkeit als Lehrer und gibt eine eingehende Schilderung und Würdigung seiner pädagogischen Lehren und Ansichten, wobei er außer den „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" auch andere Schriften Wieses benutzt. Ergänzt wird diese Schrift durch das Gedenkblatt R. Busses, der aus Wieses pädagogischem Vermächtnis eine kurze anziehende Darstellung gibt. Es ist ein bedeutsames Stück preußischer Schulgeschichte, welches das Leben dieses Mannes umfaßt. Mögen auch manche seiner Anschauungen in die heutige Zeit nicht mehr hineinpassen, so enthalten seine ruhigen, von tiefem sittlichem Ernste getragenen Ansichten so viel Dauerndes, daß es nur zu wünschen ist, man möge sich mit der Pädagogik

[1]) Karl Ziwsa, Alois Egger von Möllwald. Ein Lebensbild. Jhrb. d. Gymn. der k. k. Theresianischen Akademie. Wien. 1906. (16 S.)

[2]) Adolf Höhr, Rektor Daniel Höhr. Sein Leben und seine Lebensarbeit. Pr. des Bischof-Teutsch-Gymn. in Segesvár (Schäßburg) 1906. S. 29—70.

[3]) K. Credner, Ludwig Wiese als praktischer Schulmann. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt. W. B. z. Pr. der Schillersch. zu Jüterbog. (Pr.-Nr. 156.) 1906. (33 S.) — R. Busse, Aus Ludwig Wieses pädagogischem Vermächtnis. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Pr. des Kgl. Gymn. zu Küstrin. 1906. (Pr.-Nr. 91.) S. I—XV.

Digitized by Google

Wieses wieder mehr beschäftigen. Eine unparteiische Würdigung seiner Amtstätigkeit im Ministerium muß erst noch geschrieben werden.

Um das jüdische Schulwesen hat sich sehr verdient gemacht *Israel Jakobson* (geb. 1768, gest. 1828), dessen Namen heute noch die höhere Schule in Seesen am Harz führt. Paul Zimmermann[1]) erzählt sein Leben, das erfüllt war von den Bestrebungen um die Emanzipation und geistige Hebung des Judentums. Zu diesem Zwecke gründete er 1800 in Seesen eine Industrieschule, die er aus eigenen Mitteln lange unterhielt. Hierbei erkannte er mit scharfem Verstande, was seinen Glaubensgenossen not tat.

Clausnitzer.] Von dem Dichter *Adalbert Stifter* (1805—1868), der viele Jahre als Oberschulrat in Linz gewirkt hat, ist eine Zusammenstellung seiner Anschauungen über die verschiedensten Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens auf Grund seiner eigenen Äußerungen veranstaltet worden.[2]) Hier interessieren seine pädagogischen Ansichten. Dadurch wird nicht nur eine lebensvolle Charakteristik Stifters geboten, sondern auch der Erzieher kann daran sehr viel lernen, wie jener über Eltern und Kinder, Erziehung und Unterricht, Schule und Lehrer sowie Bildung gedacht hat. Beschäftigte sich dies Buch mit einem Schulmanne an leitender Stelle, so rühren die folgenden Bücher von Volksschullehrern her. Die „Jugendgeschichte des Hunsrücker Dorfschullehrers *Johann Jakob Röhrig*, von ihm selbst erzählt“ hat dessen Enkel Pfarrer K. Röhrig in Potsdam herausgegeben.[3]) Einen großen Teil nehmen die Schilderungen als Mitkämpfer im napoleonischen Heere ein, und der Historiker wie der Psychologe können ersehen, daß es nicht Frankreich, sondern die Person des großen Korsen war, die seine Soldaten begeisterte und ihr Schicksal an das seine kettete. Verf. erhielt von 1808—1812 in der im Anschluß an das dortige Gymnasium gegründeten Normalschule (Seminar) seine Ausbildung; auch Rechts- und Verwaltungsunterricht wurde dort erteilt. Dann erfolgt die Einberufung zur Armee; er wird nach dem Feldzuge Kgl. Preuß. Leutnant des Landsturms, legt im Oktober 1817 seine Lehrerprüfung in Koblenz ab, um sodann als Gehilfe, später als Nachfolger seines Vaters den Volksschullehrberuf auszuüben. Vieles Interessante findet sich hier, wenngleich es für die Geschichtsforschung meist nur Bestätigung bekannter Tatsachen ist, — und doch bleibt es ein Buch, das verdient, sehr viel gelesen und studiert zu werden, nicht bloß um der wackeren Persönlichkeit des Verf. willen, sondern weil es eine lebensvolle Einführung in die damaligen Zeit-

---

[1]) Paul Zimmermann, Israel Jakobson. In: Braunschweig. Magazin 1906, S. 97—105, 112—115.

[2]) Adalbert Stifter, Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von P. J. Hartmann. Leipzig, R. Piper & Co. XXXXVI und 260 S. (A. u. T.: Die Fruchtschale. Bd. 5.)

[3]) Röhrig, Unter der Fahne des ersten Napoleon. Altenburg, St. Geibel. IV und 188 S.

Digitized by Google

und Schulverhältnisse ist. Das gleiche gilt von dem Büchlein des Rektors *F. A. Block* in Merseburg,[1]) der „Tatsachen und Erinnerungen aus einem langen Lehrerleben" gibt. Er schildert seinen Aufenthalt auf dem Seminar in Weißenfels unter Harnisch. Lehrreich und lesenswert ist auch die Darlegung seiner 36jährigen Tätigkeit in Merseburg, wo Verf. das dortige Schulwesen den pädagogischen und vor allem den wirtschaftlichen Forderungen der Zeit entsprechend hat ausgestalten helfen.

IV. Erziehungs- und Bildungseinrichtungen.

1. Klöster und Orden.

Von **Max Heimbucher.**

Die Zahl der Schriften und Aufsätze, welche in den Jahren 1904 bis 1906 über Kloster- und Ordensgeschichte erschienen sind, beträgt über 300. Mehrere derselben befassen sich mit den kirchlichen und staatlichen Rechtsbestimmungen über Orden und Kongregationen, andere mit der Geschichte des morgenländischen Mönchtums oder einzelner hervorragender gottgeweihter Personen des Orients und kommen hier nicht weiter in Betracht. Dasselbe gilt für eine Reihe geschichtlicher Darstellungen abendländischer Klöster und Ordenspersonen, welche zwar für die geistige Entwicklung jener Länder, in welchen sie blühten und wirkten, teilweise von hoher Bedeutung waren, aber doch für Deutschland keinerlei nachweisbaren Einfluß gewannen.

So mag denn diese Übersicht ein kurzer Hinweis auf das Lebensbild eines Mannes eröffnen, der, noch der vorbenediktinischen Zeit angehörend, in Person und durch seine Schüler auch auf deutsche Gebiete befruchtend einwirkte: es ist der hl. *Kolumban.* Unter gewissenhafter Verwertung der einschlägigen (auch deutschen) Literatur, besonders der Vita des Heiligen von Jonas von Susa und seiner eigenen Schriften, zeichnet der Verfasser, E. Martin,[2]) ein ansprechendes Bild des großen keltischen Mönchsvaters, der durch seine Klostergründungen ein Hauptträger der Kultur war, zwar nicht frei von Fehlern, aber voll sittlicher Strenge, voll Tatkraft, Eifer und Patriotismus. Die Vita Kolumbans von Jonas edierte ein bewährter deutscher Forscher, B. Krusch, aufs neue unter Beifügung von Prolegomena und eines reichen kritischen Apparates.[3])

Der „Patriarch der abendländischen Mönche", St. *Benedikt,* ward in seinem Leben und in seinen Wunderwerken auf Grund der Mitteilungen

---

[1]) Block, Lebensführung und Lebensarbeit. Merseburg, F. Stollberg. 114 S.

[2]) E. Martin, Saint Colomban. Paris, Lecoffre. 1905. 18°. VI und 198 S. (In der Sammlung „Les Saints".)

[3]) Vitae sanctorum Columbani, Vedastis, Johannis recogn. B. Krusch. Hannoverae et Lipsiae, Hahn. 1905. 8°. XII und 366 S. („Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monum. Germ. hist. separatim editi".)

Digitized by Google

des Papstes Gregor I. von Benedikt Sauter, Abt des Stiftes Emaus in Prag, liebevoll dargestellt.[1] Eine ausführliche französische Biographie bot Dom A. L'Huillier,[2] gleichfalls ein Mitglied des Benediktinerordens. Da wir für die Lebensgeschichte des hl. Benedikt fast ausschließlich auf das zweite Buch der Dialoge Gregors des Großen angewiesen sind, deren Glaubwürdigkeit wegen ihrer zahlreichen Wunderberichte oft angezweifelt wurde, so untersucht Dom L'Huillier vor allem den historischen Wert der Dialoge, um sodann das Lebensbild des Heiligen selbst unter eingehender Würdigung aller kontroversen Punkte und Heranziehung aller neueren archäologischen und historischen Forschungen in 19 Kapiteln (S. 1—388) zu entwerfen. In mehreren „Zusätzen" verbreitet sich der Verfasser sodann über Cassiodor und seine Beziehungen zu Benedikt, über Benedikts hervorragendste Jünger Placidus und Maurus, über das Todesjahr Benedikts, über die Übertragung seiner Reliquien und den Ursprung seines Bildnisses in der Kirche San Benedetto in Piscinula. Einer einschlägigen Frage: „War der hl. Benedikt Priester"? widmete Edmund Schmidt O. S. B. eine eingehende Untersuchung.[3] Er gelangt zum Resultate, daß bis jetzt zwar kein durchaus entscheidendes Argument für die Priesterwürde des hl. Benedikt erbracht werden könne, manche schwer wiegende Umstände (häufiges öffentliches Lehren und Predigen, Akte der kirchlichen Jurisdiktion, Behandlung der hl. Eucharistie) und mehrere Kapitel seiner Regel aber unverständlich und unbegreiflich wären und unlösbare Schwierigkeiten bieten würden, wollte man annehmen, Benedikt sei nicht Priester gewesen, wie denn auch die älteste Tradition für seine Priesterwürde spreche, so daß es außer einer erst allzu spät auftretenden gegenteiligen Annahme, der jedoch die Kennzeichen einer ächten Tradition mangeln, und dem Schweigen Gregors d. Gr., dem keine entscheidende Bedeutung zukomme, gar kein Argument gibt, das uns veranlassen könnte, die Priesterwürde des hl. Benedikt in Zweifel zu ziehen.

Es ist das Verdienst des eben genannten Benediktiners von Metten, Edmund Schmidt, die textkritische Forschung über die *Benediktinerregel* in Fluß gebracht zu haben, welche sodann besonders durch den am 19. Mai 1907 der Wissenschaft zu früh entrissenen Professor Ludwig Traube in München eine wesentliche Förderung erfuhr. Auf Traubes und Prof. Grauerts Anregung wurde der von ihnen unter den Görres-Handschriften entdeckte, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammende Codex regularum Benedikts von Aniane aus dem Kloster St. Maximin in Trier für die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München

[1] Benediktus Sauter O. S. B., Der hl. Vater Benediktus nach St. Gregor dem Großen. Zum 13. Zentenarium des hl. Gregor herausgegeben von seinen Mönchen. Freiburg i. Br., Herder. 1904. 8°. X und 282 S.

[2] Dom A. L'Huillier, Le patriarche Saint Benoît. Paris, V. Retaux. 1905. 8°. LXII und 526 S.

[3] Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, XXV. Bd. (1904.) S. 42—62. Vgl. auch einen Aufsatz desselben Verfassers hierüber ebendort XXII, S. 2 ff.

Digitized by Google

erworben, worin er nunmehr als Cod. lat. 28 118 eine der wertvollsten Handschriften bildet. Dem Inhalt dieses Codex nun, vor allem seinem Verhältnis zu anderen Handschriften, zur Concordia regularum Benedikts von Aniane sowie zur Regel des hl. Benedikt selbst widmete der Benediktiner H. Plenkers eine gründliche Untersuchung,[1] durch welche auf die Textgeschichte der Benediktinerregel in mehrfacher Beziehung ein neues Licht fällt. Proben der ersten und der zweiten Hand, welche im Trierer Codex geschrieben haben, sind auf zwei besonderen Lichtdrucktafeln beigegeben. In einem Anhange (S. 53 ff.) bietet Plenkers Auszüge aus der Korrespondenz des Holstenius und der Mauriner sowie zwei Exkurse über die Regula Cassiani und über das älteste spanische (dem hieronymianischen nahe verwandte) Martyrologium in einem Codex des Escorial.

Der Benediktinerregel traten frühzeitig, sie ergänzend und erläuternd, die sog. *Mönchsbräuche* zur Seite. Ein deutscher Benediktiner in Monte Cassino, D. Bruno Albers, widmete diesen monastischen Bräuchen eine eingehende Untersuchung.[2] Danach gehen sie in ihrer größeren Mehrheit auf Benedikt von Aniane und durch diesen auf eine höchst wahrscheinlich in Monte Cassino entstandene Urvorlage zurück, welche noch im Codex Casanat. 54 B uns erhalten ist.

Mehrere Schriften und Abhandlungen betreffen die *künstlerische,* wissenschaftliche und Lehrtätigkeit der Benediktinermönche und -Klöster. In ersterer Beziehung sei nur eine kleine französische Schrift über *„Die Mönche als Vorläufer Gutenbergs“* genannt.[3] Sie beruht auf einem größeren Werke von H. Bouchot (Les origines de la gravure sur bois et les monastères français, Paris, 1902; dazu ein Album mit 191 Phototypien). Die älteste Vervielfältigungsart — dieses ist in Kürze der Inhalt der Schrift — wurde von französischen Mönchen und Künstlern erfunden, welche nach einer ausgeschnittenen Holzform Bilder reproduzierten; diese alten Stiche waren das Vorbild und der Anfang der Wiegendrucke, die Mönche sohin „Vorläufer Gutenbergs“.

Die *literarische Tätigkeit* der Benediktiner im berühmten Kloster *Corvey* ward von drei jungen Geschichtsforschern in anziehender Weise beleuchtet.[4]

---

[1] Heribert Plenkers, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der ältesten lateinischen Mönchsregeln. I.: Die Regelbücher Benedikts von Aniane. II.: Die Regula S. Benedicti. München, C. H. Beck. 1906. 8°. IX und 100 S. („Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters“, herausg. von L. Traube. I. Bd., 3. Heft.)

[2] Bruno Albers O. S. B., Untersuchungen zu den ältesten Mönchsgewohnheiten. Ein Beitrag zur Benediktinerordensgeschichte des 10.–12. Jahrhunderts. München, J. J. Lentner. 1905. 8°. XII und 132 S. Mit einer Tabelle. (Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München. II. Reihe, Nr. 8.)

[3] G. Guillot, Les moines précurseurs de Gutenberg. Paris, Bloud et Cie. 1905. 16°. 64 S. („Science et Religion“ Nr. 372.)

[4] Veröffentlichungen der Historischen Kommission von Westfalen. Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung von J. Backhaus, F. Stentrup und G. Bartels, herausg. von F. Philippi. Münster, Aschendorff. 1906. Kl.-Folio. XXII und 184 S. Mit einem Faksimileblatt.

Digitized by Google

Zwar befaßt sich ein gutes Stück der Arbeit mit den „Corveyer Geschichtsfälschungen", beginnend mit der „Corbeischen Chronika" des Pfarrers Letzner zu Hardegsen im Jahre 1590 bis in das 18. Jahrhundert hinein; aber was die Corveyer Mönche an Originalwerken schufen, ist bedeutend genug, um das Interesse des Geschichtsforschers wie des Gebildeten überhaupt wachzurufen. Vom wissenschaftlichen Eifer der Benediktiner in den Abteien Brauweiler, Deutz, St. Peter in Erfurt, Fulda, Gladbach, Grafschaft, St. Gotthard und St. Michael in Hildesheim, Huysburg, Iburg, Groß St. Martin und St. Pantaleon in Cöln, Lamspring, Liesborn, St. Jakobsberg in Mainz, Marienmünster, Seligenstadt, Siegburg, St. Martin, St. Matthias und St. Maximin in Trier und Werden a. d. Ruhr berichtet uns P. Lindner in seinen Beiträgen zu den Schriftstellern ehemaliger Benediktinerabteien in Deutschland vom Jahre 1750 bis zu ihrem Aussterben;[1]) von der literarischen und künstlerischen Tätigkeit im k. Stifte Emaus in Prag von seiner Gründung bis auf unsere Tage L. Helmling;[2]) von der geradezu staunenswerten literarischen Produktivität der Benediktiner der erst 1837 entstandenen *Kongregation von Frankreich* die Neuauflage ihres Schriftsteller- und Schriftenverzeichnisses,[3]) welches über 10000 Nummern aufweist. Beachtung verdient auch ein Aufsatz Sägmüllers über das philosophisch-theologische Studium innerhalb der *schwäbischen Benediktinerkongregation* im 16. und 17. Jahrhundert.[4])

Dankenswerte Beiträge zur *Lehr- und Schultätigkeit* der Benediktiner boten: A. Altinger durch seine Geschichte des Gymnasiums zu Kremsmünster[5]) und L. Pröll durch Herausgabe der (lateinischen) Schulordnungen der Schola S. Petri in Salzburg.[6]) Auch J. Klappers Untersuchungen und Textausgabe des St. Galler Spieles von der Kindheit Jesu[7]) sei hier genannt; desgleichen eine kleine, aber fleißige Arbeit über die Entwicklung des geistlichen Schauspiels im Elsaß.[8])

Gehen wir in Kürze auf *biographische Darstellungen hervorragender Benediktiner* ein, so ist in erster Linie die alles Lobes würdige Ausgabe

---

[1]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienserorden, XXV. Band (1904), S. 207—221, 569—579, 737—754. — Angaben über die literarischen Leistungen der Professen des Stiftes Mondsee bot Lindner im Archiv für die Geschichte der Diözese Linz. II. Jahrg. (1905), S. 133—199.

[2]) Studien und Mitteilungen usw., XXV. Band (1904), S. 30—42, 480 bis 488, 655—675; XXVI. Band (1905), S. 22—29, 238—247.

[3]) Bibliographie des Bénédictins de la Congrégation de France par les Pères de la même congrégation. Nouvelle édition entièrement refondue. Paris, Champion. 1906. 8°. XXVIII und 190 S.

[4]) Tübinger Theologische Quartalschrift. LXXXVI. Jahrg. (1904), S. 161 bis 207.

[5]) Vier Programme des Obergymnasiums Kremsmünster, zusammen 152 Seiten. 8°.

[6]) Programme des k. k. Staats-Gymnasiums in Salzburg. 16 S. und 12 S. 8°.

[7]) Germanistische Abhandlungen, 21. Heft. Breslau, M. & H. Marcus. 1904. 8°. VIII und 129 S.

[8]) L. Sig. Das geistliche Schauspiel im Elsaß. Straßburg, F. X. Le Roux. 1906. 8°. 48 S.

Digitized by Google

der alten Lebensbeschreibungen des hl. *Bonifatius* durch Levison anzuführen.[1] Sie bringt an erster Stelle die Vita Willibalds, von der alle späteren abhängen, auf grund der Freisinger Handschrift (Cod. Monac. 1081); dann folgen vier spätere Biographien, ferner die zum ersten Male vollständig edierte Vita Othlos, endlich Auszüge aus dem Mainzer Martyrologium. Außer dem textlichen Teile, durch welchen insbesondere die Ausgabe der Vita Willibalds durch G. H. Pertz im zweiten Bande der Mon. Germ. hist. Scriptores (p. 331 ss.) überholt ist, verdient auch die umfassende Einleitung über die veröffentlichten Quellenschriften und einige andere, deren Herausgabe sich nicht gelohnt hat, die volle Beachtung des Forschers. Das Jubeljahr 1905, das ist die Feier des 1150. Todestages des hl. Bonifatius, brachte zugleich neben mehreren Aufsätzen über die liturgische Verehrung des Heiligen als literarische Festgabe[2]) schätzenswerte Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius und zugleich eine höchst interessante Schrift über drei altehrwürdige Buchreliquien in Fulda: den im Jahre 547 abgeschlossenen Victor-Codex, den Ragyndrudis-Codex und das etwa im ersten Drittel des 8. Jahrhunderts entstandene Cadmug-Evangeliar. Den an zweiter Stelle genannten Codex mit Abhandlungen dogmatisch-polemischen und erbaulichen Inhalts soll Bonifatius bei sich getragen haben, als er am 5. Juni 754 bei Dokkum in Holland mit 52 Gefährten den Martertod erlitt; der Codex weist gewalttätige Eingriffe auf, durch welche jedoch der Text keine Einbuße erlitt.

Der „Apostel des Nordens“, *Ansgar,* Benediktinermönch und Erzbischof von Hamburg-Bremen, wurde von H. Bihlmeyer O. S. B. dargestellt und in seiner Bedeutung gewürdigt.[3]) Mit den — nicht hoch einzuschätzenden — Erklärungen der Heiligen Schrift durch den „praeceptor Germaniae“, *Hrabanus Maurus,* befaßte sich Hablitzel,[4]) der auch die Frage der literarischen Abhängigkeit Hrabans von Claudius von Turin aufs neue untersuchte.[5]) Eine dankenswerte Arbeit ist Kleins Leben des hl. *Benno,* Bischofs von Meißen;[6]) wendet sich die Schrift auch an weitere Kreise, so beruht sie doch auf tüchtigen Quellenstudien, wenn schon zuweilen eine noch strengere Kritik sowohl der Quellen als einiger Ereignisse im Leben Bennos angezeigt gewesen wäre. Manche (jedoch unwesentliche) Mängel

---

[1]) Vitae sancti Bonifacii archiepiscopi Moguntini. Recognovit Wilh. Levison. Hannoverae et Lipsiae, Hahn. 1905. 8°. LXXXI und 241 S. („Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum“ etc.)

[2]) G. Richter, Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda. Mit einer Lichtdrucktafel und 6 Abbildungen. C. Scherer, Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 5 Abbildungen. Fulda, Aktiendruckerei. 1905. 4°. LXXXVI und 37 S.

[3]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, XXV. Band (1904). S. 154–172.

[4]) J. B. Hablitzel, Hrabanus Maurus. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Exegese. Freiburg i. Br., Herder. 1906. 8°. VIII und 106 S. („Biblische Studien“ XI. Band, 3. Heft.)

[5]) Historisches Jahrbuch. XXVII. Bd. (1906), S. 74—85.

[6]) E. Klein, Der hl. Benno. Sein Leben und seine Zeit. München, Lentner. 1904. 8°. XV und 184 S.

Digitized by Google

weist auch eine interessante französische Abhandlung[1] über den Mönch *Guibert* (1053—1124), den Verfasser der „Gesta Dei per Francos", auf; der in jugendlichem Alter (am 5. Januar 1905) dahingeraffte Verfasser konnte seinem Werke nicht mehr die letzte Vollendung geben. Er schildert Guiberts Leben auf Grund seiner Selbstbiographie, entwirft an der Hand seiner Schriften ein Bild der damaligen Kulturzustände und zeichnet Guibert als Theologen, Pädagogen, Historiker etc. Einem deutschen Mönche, *Boto von Prüfening* (bei Regensburg) im 12. Jahrhundert, widmete Jos. A Endres eine sehr beachtenswerte Untersuchung.[2] Die unter dem Namen „Potho von Prüm" veröffentlichten Schriften gehören dem Prüfeninger Mönche Boto an, dessen Leben und Schriften unter Berücksichtigung der literarischen Tätigkeit im Kloster Prüfening überhaupt geschildert werden. Einen Schriftsteller „Potho Prumiensis" gab es nicht; er verdankte seine Existenz lediglich einem Lesefehler aus „Potho Pruviningensis". Ein anderer bayrischer Mönch, der im 15. Jahrhundert eine hervorragende Tätigkeit in Durchführung der Melker Reform entfaltete und als Gelehrter, Schriftsteller und Dichter hervorragte, ist *Petrus von Rosenheim,* nach seinem Kloster „Petrus von Melk" genannt. Sein Leben, Wirken nnd literarisches Schaffen behandelte Pfarrer Franz Seraph Rausch in einem eingehenden Vortrage, der auch gedruckt erschien.[3]

Zahlreich sind die Beiträge zur *Geschichte einzelner Benediktinerklöster.* Wir verzeichnen nur die Fortsetzung des Urkundenbuches der Abtei *St. Gallen;*[4] den nunmehr abgeschlossenen, vom hl. Meinrad bis zum Jahre 1526 reichenden ersten Band der von Odilo Ringholz O. S. B. verfaßten „Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U. L. Frau von *Einsiedeln,* seiner Wallfahrt, Propsteien, Pfarreien und übrigen Besitzungen",[5] welche in Wort und Bild Hervorragendes bietet, auf gründlichen archivalischen Forschungen beruht und auch der Kulturgeschichte besondere Berücksichtigung widmet; weiterhin die von G. Richter veröffentlichten wertvollen Beiträge[6] zur Geschichte der alten Fürstabtei *Fulda,* hauptsächlich enthaltend die Reformations- bezw. Visitationsdekrete des Cölner Nuntius Petrus

[1] B. Monod, Le moine Guibert et son temps. Avec une préface de M. E. Gebhart. Paris, Hachette & Cie. 1905. 12°. XXVIII und 342 S.

[2] Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, XXX. Bd. (1905), S. 603—646.

[3] Das Bayerische Oberland am Inn. Organ des Historischen Vereins Rosenheim. III. Jahrgang (1904), S. 17—37. Danach: Historisch-politische Blätter CXXXIV. Band (1904, 2), S. 374 ff.; Beilage zur Augsburger Postzeitung 1904, S. 355 ff. und 363 ff.; Ludwig Eid, Aus Alt-Rosenheim, Rosenheim 1906, S. 54 ff.

[4] Herausgegeben vom Histor. Verein des Kantons St. Gallen. 5. Teil, bearbeitet von Pl. Bütler und T. Schieß. St. Gallen, Febr. 1905 f. 4°. 1. bis 3. Lieferung. V und 600 S.

[5] Einsiedeln, Benziger & Co. 1902 ff. Lex.-8°. XIII und 755 S.

[6] G. Richter, Statuta maioris ecclesiae Fuldensis. Ungedruckte Quellen zur kirchlichen Rechts- und Verfassungsgeschichte der Benediktinerabtei Fulda. Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei. 1904. 8°. L und 118 S. („Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda", herausg. vom Histor. Verein der Diözese Fulda, I. Heft.)

Digitized by Google

Aloysius Carafa vom 31. Juli 1627, des Nuntius Joh. Antonius Dava vom 30. Oktober 1693 und des Nuntius Joh. B. Bussi vom 16. Juli 1710, die „alten Statuten" des Stiftes vom 1. September 1395, die Statuten des Abtes Adolf von Dalberg (1724—1737) und des Abtes und Fürstbischofs Heinrichs VIII. von Bibra (1759—1788); die Untersuchungen des Benediktiners B. Ponschab über die Gründung des Klosters *Metten*[1]) durch Abt Utto (c. 800); die Forschungen zur Geschichte des Klosters *Hirschau* 1065—1105 von W. Süßmann;[2]) Beiträge zur Geschichte des Stiftes *Werden;*[3]) die Fortsetzung des Urkundenbuches des Klosters *Paulinzelle;*[4]) eine Abhandlung von Cl. Becker über die Aufwendungen des Klosters *Liesborn* für Kunst und Wissenschaft um die Wende des 15. Jahrhunderts;[5]) eine auf neuem handschriftlichen Material beruhende Geschichte des Klosters *Melk* durch den Stiftsarchivar P. Ed. Ernst Katschthaler;[6]) endlich eine neue tüchtige Arbeit des P. Laur. Wintera über das „Stift *Braunau* im Dienste der Kultur".[7])

Der *Cisterzienserorden* hatte nach Janauscheks Tod (1898) in P. Otto Grillnberger in Wilhering einen ungemein tätigen Historiographen erhalten. Dieser veröffentlichte noch i. J. 1904 als Nachträge zum ersten (und einzigen) Teile der Origines Cistercienses von Janauschek die erste Abteilung der Abtskataloge,[8]) ferner Beiträge zur inneren Geschichte seines Ordens im 17. Jahrh.,[9]) als dem erst 43jährigen die Feder entfiel (am 19. Aug. 1904). Ein anderer gelehrter Cisterzienser, Franz Placidus Bliemetzrieder in Reun, verdient durch mehrere Arbeiten über das große abendländische Schisma, behandelte den Cisterzienserorden während der Zeit des Schismas;[10]) ein dritter, Eberhard Hoffmann, Professor der Theologie in der Abtei Marienstatt im Westerwalde, die Einführung des Instituts der Konversen (Laienbrüder) im Cisterzienserorden sowie die Stellung, Lebensweise und Tätigkeit der Brüder im Orden,[11]) — eine sehr gute und in Anbetracht der Bedeutung, welche das Konverseninstitut im

---

[1]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, XXV. Jahrg. (1904), S. 181—189; 489—501.

[2]) Hallenser Dissertation. 8°. 46 S. mit Tabelle.

[3]) Herausgegeben von dem Histor. Verein für das Gebiet des ehem. Stiftes Werden. 11. Heft. Bonn. P. Hanstein. 1905. 8°. 151 S.

[4]) Herausgegeben von E. Anemüller, 2. Heft: 1314—1534. Jena, G. Fischer. 1905. 8°. VI, S. 161—581 („Thüringische Geschichtsquellen", Neue Folge, 4. Bd.).

[5]) Programm des Progymnasiums Münster i. W. 1904. 8°. 24 S.

[6]) Topographie von Niederösterreich. VI, 370 ff., und separat. Wien, A. Hölder. 1906.

[7]) Programm. Braunau, F. Bocksch. 1904. 8°. 85 S.

[8]) O. Grillnberger O. Cist., Die Catalogi abbatiarum ordinis Cisterciensis. I: Die Gruppe B 1 und P. Wien, A. Hölder. 1904. 8°. 74 S.

[9]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, XXV. Bd. (1904), S. 465—480, 711—717.

[10]) Ebd. S. 62—82.

[11]) E. Hoffmann, Das Konverseninstitut des Cisterzienserordens in seinem Ursprung und seiner Organisation dargestellt. Freiburg (Schweiz), Universitäts-Buchhandlung. 1905. 8°. VIII und 104 S. (Freiburger Historische Studien, 1. Heft.)

Digitized by Google

Orden und überhaupt gewann, eine für die gesamte Ordensgeschichte verdienstliche Leistung.

E. Vacandard, der Verfasser der besten, auch deutsch erschienenen Biographie des hl. Bernhard von Clairvaux, bot nunmehr auch eine Studie über das Geistesleben des großen Heiligen[1]) mit zahlreichen Auszügen aus seinen Schriften, während der Cisterzienser Tezelin Halusa in Heiligenkreuz ein für weitere Kreise berechnetes Lebensbild des hl. Bernhard veröffentlichte.[2]) Der berühmte mittelalterliche Geschichtsphilosoph Bischof *Otto von Freising* (gest. 1158) ward von Schmidlin in mehreren Aufsätzen und einer eigenen Schrift[3]) aufs neue gewürdigt. Interesse beansprucht ferner eine Abhandlung von A. Clément[4]) über den Cisterzienser *Konrad von Urach* aus dem Hause Fürstenberg, der 1195 als Domdekan von Lüttich zum ersten Male genannt wird, 1199 in das Kloster Villers eintrat, 1209 Abt von Villers, 1214 Abt von Clairvaux, 1217 Abt von Citeaux und anfangs 1219 Kardinal wurde, als welcher er bis zu seinem Tode 1227 eine höchst bedeutsame Tätigkeit entfaltete. Nicht minder verdienen Beachtung die Mitteilungen von G. Sommerfeldt[5]) über den Magister *Konrad von Ebrach* (gest. 1399), der bis 1384 in Prag, dann in Wien lehrte, sowie ein Aufsatz von O. Clemen[6]) über den Abt *Paul Bachmann* in Altzelle (geb. zwischen 1465 und 1468 in Chemnitz, gest. 1538), einen Gegner Luthers, gegen den er eine Reihe von Schriften verfaßte.

Auch die Geschichte mehrerer *Cisterzienserklöster* fand verständnisvolle Bearbeitung. So das älteste auf deutschem Boden, *Kamp* (1123 gegründet), dessen wirtschaftliche Verhältnisse in der älteren Zeit van Laak schilderte.[7]) Ferner *Pforte* (1132 gegr.), dessen „Urkundenbuch“ P. Boehme herausgibt und bis zum Jahre 1350 förderte;[8]) *Tennenbach* bei Freiburg i. Br. (1158 gegr.), dessen Geschichte A. Schneider quellenmäßig be-

[1]) Elph. Vacandard, Saint Bernard. Paris, Bloud & Cie. 1904. IIe éd. 12°. X und 304 S. („La Pensée Chrétienne.“)

[2]) Halusa, Der hl. Bernhard von Clairvaux, Abt und Kirchenlehrer. Dülmen, A. Laumann. 1906. 8°. 320 S. Mit einem Plan des Klosters Cisteaux, einem Porträt des Heiligen und 5 Einschaltbildern.

[3]) Jos. Schmidlin, Die geschichtsphilosophische und kirchenpolitische Weltanschauung Ottos von Freising. Freiburg i. Br., Herder. 1906. XII und 168 S. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, IV. Bd., 2. und 3. Heft.) Von Aufsätzen seien genannt: Albert Haucks Urteil über Otto von Freising, in Historisches Jahrbuch, XXVII. Bd. (1906), S. 316—322; die Philosophie Ottos von Freising, in Philosophisches Jahrbuch, XVIII. Bd. (1905), 156 ff., und: Bischof Otto von Freising als Theologe, in Der Katholik, LXXXV. Jahrg. (1905, 2. Bd.), S. 81—112 und S. 161—182.

[4]) Revue Bénédictine XXI. Bd. (1904), S. 232 ss.; XXII. Bd. (1905), S. 62 ss.; 373 ss.

[5]) Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, XXIX. Jahrg. (1905), S. 747—753.

[6]) Neues Archiv für sächsische Geschichts- und Altertumskunde, XXVI. Bd., S. 10—40.

[7]) L. van Laak, Kloster Kamp. Seine Entwicklung bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Diss. Rheinberg (Sehl.), Chr. Sattler. 1905. 8°. 57 S.

[8]) Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. XXXIII. Bd.: Urkundenbuch des Klosters Pforte, 1. T., 2. Bd.: 1301—1350. 8°. VII S. und S. 341—732.

Digitized by Google

handelte;[1]) *Leubus* in Schlesien (1175 gegr.), dessen Geschichte Wintera O. S. B. an der Hand der „besten Hauschronik" des Stiftes, der noch ungedruckten Historia domestica Lubensis von Arnold Teicher, ehem. Professor der Theologie in Leubus († 1756), im Überblicke bot;[2]) *Kolbatz* in Pommern (1175 gegr.), dem P. Wehrmann[3]) eine für die Geschichte der Germanisierung Pommerns wertvolle Studie widmete; endlich *Pelplin* in Pommern (1267 gegr.), dessen ehem. Territorium Westphal bearbeitete.[4])

Besondere Erwähnung gebührt der tüchtigen Abhandlung von J. Linneborn über die *westphälischen* Klöster des Cisterzienserordens bis zum 14. Jahrhundert,[5]) welche zugleich für die allgemeine Geschichte des Ordens von Wichtigkeit ist.

Die wertvolle, auf 46 Bände berechnete Gesamtausgabe der Schriften des *Kartäusers Dionysius Rickel* (gest. 1471), eines Hauptvertreters der deutschen Theologie im Mittelalter, durch die Kartäuser von Neuville-sous-Montreuil-sur-mer wurde nach ihrer Vertreibung aus Frankreich alsbald in der Karteuse N. D. des Près in Tournai fortgesetzt.

Wenden wir uns zu den Orden mit *Augustinerregel!* Berthold Černík führte in einem neuen Werke[6]) die Schriftsteller der gegenwärtig noch bestehenden sieben *Augustiner-Chorherrenstifte in Österreich* (St. Florian, Reichersberg, Klosterneuburg, Herzogenburg, Neustift bei Brixen, Vorau und Krakau) unter Anfügung biographischer Daten und eines Verzeichnisses ihrer Schriften sowie ihres handschriftlichen Nachlasses seit dem Jahre 1600 auf; wahrlich, eine stattliche Zahl!

Lindbaek in Kopenhagen und Stemann in Ribe boten eine ausführliche und vorzügliche, mit Dokumenten und Bildern ausgestattete Geschichte der Heiliggeistklöster in *Dänemark.*[7])

Von einzelnen Augustiner-Chorherren notieren wir die neue kritische Gesamtausgabe der Werke des *Thomas von Kempen* von Mich. Jos. Pohl,[8]) von welcher im Jahre 1904 der 2. und 3. und im Jahre 1905 der 6. Band

---

[1]) A. Schneider, Die ehemalige Cisterzienser-Abtei Tennenbach. Porta Coeli. im Breisgau. Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, 1904. kl. 8°. VIII und 98 S. Mit Illustrationen.

[2]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, XXV. Bd. (1904). S. 502—514.

[3]) Kloster Kolbatz und die Germanisierung Pommerns. 1. Teil. Programm des Gymn. Pyritz, 1905. 4°. 25 S. mit einer Karte.

[4]) P. Westphal, Ein ehemaliges Klosterterritorium in Pommerellen. Eine Studie zur westpreußischen Geschichte. Danzig, F. Brüning, 1905. 8°. 138 S. mit 2 Karten und einem Plan.

[5]) Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen, Heinrich Finke zum (50. Geburtstage und 25jährigen Doktorjubiläum am) 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern. Münster. W. Aschendorff. 1904. 8°. XVI und 556 S.

[6]) B. O. Černík, Die Schriftsteller der noch bestehenden Augustiner-Chorherrenstifte Österreichs von 1600 bis auf den heutigen Tag. Wien, H. Kirsch. 1905. 8°. 398 S.

[7]) De Danske Helligaandsklostre fremstilling og aktstykker ved J. Lindbaek og G. Stemann. København, G. E. C. Gad. 1906. 4°. XII, 244 u. XXXVI S.

[8]) Thomae Hemerken a Kempis . . . Opera omnia. Freiburg i. Br.. Herder.

Digitized by Google

erschien, während der 5. Band schon im Jahre 1902 veröffentlicht wurde. Den letzteren, Thomas' Orationes et meditationes de vita Christi enthaltend, hat inzwischen Heinrich Pohl, ein Sohn des Herausgebers, ins Deutsche übersetzt[1]) und damit die schönen, gemütvollen Gebete und Betrachtungen weiten Kreisen zugänglich gemacht. Die weltberühmte Imitatio Christi füllt mit den Epilegomena, einer adnotatio critica, den Indices und photographischen Tafeln den ganzen 2. Band aus;[2]) die wertvolle Ausgabe beruht auf dem Brüsseler Autograph (Ms. 5855—61). Obschon der Herausgeber die Behandlung der Streitfragen bezüglich des Thomas von Kempen, namentlich über die Nachfolge Christi, für den 8. Band, der zugleich die Biographie des großen Mystikers enthalten wird, sich vorbehalten hat, führt er stets die inneren und äußeren Zeugnisse für die Urheberschaft des Thomas in den Epilegomena zu jeder einzelnen Schrift auf und nimmt im besonderen Anlaß, die Glaubwürdigkeit des *Johannes Busch,* der (De viris illustribus cap. 21) Thomas von Kempen als Verfasser der Nachfolge Christi bezeichnet, zu verteidigen.[3])

Über das ehemalige *Prämonstratenserstift Knechtsteden,* nunmehr im Besitze der Missionsgenossenschaft der „Väter vom Heiligen Geiste", erhielten wir durch Ehlen Geschichte und Urkundenbuch.[4]) Kulturhistorische Skizzen über das Frauenkloster *Altenberg a. d. Lahn* edierte (nach einer Handschrift des Petrus Diederich) Ebel.[5])

Die für die Geschichte der *Dominikaner* wichtigen Akten der Generalkapitel des Ordens, von einem deutschen Mitglied des Ordens, P. Benedikt Maria Reichert herausgegeben, wurden im 9. Bande bis zum Jahre 1844 fortgeführt.[6]) Die Geschichte der Nachfolger des hl. Dominikus in der Oberleitung des Ordens setzte Mortier bis zum Jahre 1323 fort.[7])

Ziemlich umfassend ist die Literatur über *hervorragende Dominikaner.* Wir heben heraus: M. Grabmanns*) Studien über Leben und Persönlichkeit sowie die schriftstellerische Tätigkeit *Ulrichs von Strafsburg,*[8]) dessen

---

1) Thomas von Kempen, Gebete und Betrachtungen über das Leben Christi. Aus dem Lateinichen übersetzt von H. Pohl. Mit einer Einleitung von J. Pohl. Cöln. Bachem. 1905. 16°. XVI und 376 S.

2) Freiburg, Herder. 1904. Hoch 12°. XVI und 516 S. Mit 12 Tafeln.

3) Historisches Jahrbuch, XXVII. Bd. (1906), S. 322—333; Entgegnung von G. Boerner, ebd. 954—965; Erwiderung von Jos. Pohl, ebd. 965—969, und P. Eschbach, 969—975.

4) Ehlen, Die Prämonstratenser-Abtei Knechtsteden. Cöln, Verlag des Missionshauses Knechtsteden. (Münster, Theißing.) 1904. 8°. VII und 161 S. Mit einer Tafel.

5) Fr. Ebel, Das Prämonstratenserinnenkloster Altenberg a. d. Lahn. Magdeburg, E. Bänsch jun. 1905. 8°. 59 S.

6) Monumenta ordinis fratrum praedicatorum historica, t. XIV. Romae, typ. Poliglotta s. Congr. de propaganda Fide. 1904. 8°. XXV und 298 S.

7) Mortier, Histoire de maîtres généraux de l'ordre des frères prêcheurs, t. 2: 1263—1323. Paris, Picard et fils. 8°. VIII und 597 S. Der 3. Band (1907 erschienen). VII und 697 S., führt die Geschichte bis z. J. 1400 fort.

*) S. Mitt. 16, 64 A. 39.

8) Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, XXIX. Jahrg. (1905), S. 82—107. 315—330. 482—499. 607—630.

Digitized by Google

Werke bei den deutschen Theologen des Mittelalters in hohem Ansehen standen; jene L. Pflegers[1]) über *Hugo von Strafsburg* (Ripelin); die wertvolle Arbeit von Engelbert Krebs über *Meister Dietrich* (Theodoricus Teutonicus de Vriberg), sein Leben, seine Werke und seine Wissenschaft,[2]) mit beachtenswerten neuen Resultaten; eine Abhandlung von H. Zuchhold*) über „des Nikolaus von Landau Sermone als Quelle für die Predigt *Meister Eckharts* und seines Kreises";[3]) einen Aufsatz von K. Bihlmeyer betreffend die Chronologie einiger Schriften *Seuses;*[4]) die Notizen von G. Sommerfeldt über *Heinrich von Bitterfeld,* Professor in Prag;[5]) eine Biographie des als Kanzelredner und als Jugenderzieher bedeutenden P. Martin *Didon;*[6]) endlich Erinnerungen an den (1889 gest.) deutschen Dominikaner Ludwig Maria Graf zu *Stolberg-Stolberg.*[7])

Der Orden der *Dominikanerinnen* ist besonders durch Pflege der Mystik berühmt. Mehrere Schriftsteller machten uns mit den Klöstern bekannt, in welchen diese zarte Blume blühte; so Buhl mit dem Kloster *Unterlinden*[8]) bei Colmar, Sulzer und Rahn mit dem Schweizerkloster *Töfs*[9]) usw., während Engelbert Krebs einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Mystik in *Adelhausen* bot.[10]) In freier Übersetzung erschien ein von einer Dominikanerin in Prouille verfaßtes Lebensbild der seligen Imelda *Lambertini,*[11]) welche in zartestem Alter in das Kloster Val di Pietra bei Bologna eintrat, hier i. J. 1333, erst 11 Jahre alt, starb und als „Schutzpatronin der Erstkommunikanten" verehrt wird.

Den Orden der *Augustiner-Eremiten* betreffen zwei bisher unbekannte Legenden über das Leben des Laienbruders *Friedrich von Regensburg,*[12]) gest. 1329, aus der Bibliothek des Prager Metropolitankapitels. Die Legenden, eine lateinische in Prosa, und eine deutsche in Versen, wurden

---

[1]) Ebd. XXVIII. Jahrg. (1904), S. 429—440.

[2]) Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, V. Bd., 5. und 6. Heft. Münster, Aschendorff. 1906. 8°. XII, 155 und 230 S.

*) S. Mitt. 16, 66 A. 49.

[3]) Dissertation, Halle, 1905. 8°. 48 S.

[4]) Historisches Jahrbuch, XXV. Bd. 1904, S. 176—190.

[5]) Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie. XXIX. Bd. 1905, S. 165 bis 168; Nachtrag S. 600—605.

[6]) S. Reynaud, Le Père Didon, sa vie et son oeuvre 1840—1900. Paris, Perrin et fils. 1904. 8°. XI und 396 S.

[7]) Zusammengestellt und hrsg. von Fr. Mannes Maria Rings, Ord. Praed. Dülmen, Laumann. 1905. 12°. 187 S.

[8]) A. Buhl, Geschichtliche Notizen zum Kloster Unterlinden. Colmar, H. Hüffel. 1904. 8°. 36 S. ill. mit 4 Taf.

[9]) Das Dominikanerinnenkloster Töß. 1.: H. Sulzer, Bilder aus der Geschichte des Klosters Töß. Winterthur, M. Kieschke. 1903. 8°. 67 S. mit einer Tafel. 2.: J. R. Rahn, Seine Bauten und Wandgemälde. Zürich, Fäsi & Beer. 1904. 4°. 32 S. ill. mit 14 Tafeln.

[10]) „Festgabe" usw. (o. S. 62 A. 53); sep. erschienen in Freiburg i. Br., J. Waibel. 1904. 8°. 65 S.

[11]) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. 16°. 131 S. mit 10 Abb.

[12]) Editiones archivi et bibliothecae S. F. Metropolitani Capituli Pragensis, 3. Heft. Pragae, typis archiepiscopalis officinae typograficae Pragae. 1905. Gr. 8°. 24 S. mit 2 Lichtdrucktafeln.

Digitized by Google

von Hieronymus Streitel, von 1515—1518 Prior des Augustinerklosters in Regensburg, geschrieben und nunmehr von A. Podlaha ediert.

Ein Mitglied des Klosters der *Ursulinen* in Innsbruck führte uns das Leben ihrer geistlichen Mutter Angela von Merici in zwölf stimmungsvollen Zeichnungen vor, zu welchen Cölestin Wolfsgruber O. S. B. einen Begleittext schrieb.[1]) Den Stoff für ihre Bilder entnahm die Ordensschwester dem großen und tüchtigen Werke: Geschichte der hl. Angela Merici und des von ihr gestifteten Ordens der Ursulinen, bearbeitet von einer Ursuline, Innsbr. 1893. Diese Ursuline ist die Oberin M. Vincentia Neusee in Innsbruck, welche auch einen zunächst für höhere Töchterschulen berechneten, schon in 3. Auflage vorliegenden Kurzen Abriß der Kunstgeschichte, ferner ein Deutsches Lesebuch für österreichische Mädchen- und Bürgerschulen herausgab. Es ist erstaunlich, welch einen Eifer die Innsbrucker Ursulinen in literarischer und künstlerischer Beziehung entfalten.

Für die Strebsamkeit der *Salesianerinnen* zeugt u. a. die Herausgabe der Werke des hl. Franz von Sales durch die Schwestern zu Annecy; die Edition complète ist bereits bis zum 14. Bande gediehen. Über die Schultätigkeit der Salesianerinnen und anderer Frauengenossenschaften in älterer und neuerer Zeit bot Jos. Heigenmooser im 8. Beihefte der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte schätzbare Beiträge; es sei hier besonders an den (S. 16—25 veröffentlichten) Lehr- und Erziehungsplan der Institute der Salesianerinnen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts erinnert. Die interessante Lebensbeschreibung einer Salesianerin, der i. J. 1670 in Bollweiler i. E. geborenen Tochter eines livländischen Edelmanns und 1746 in Nancy gestorbenen Mutter Ludovika Franziska von *Rosen*, veröffentlichte (großenteils aus handschriftlichen Quellen) Ingold.[2]) Die treffliche Ordensfrau verfaßte auch zahlreiche Schriften asketischen Inhalts, welche nach ihrem Tode herausgegeben wurden und mehrere Bände umfassen.

Die von Sabatier angeregten und von ihm selbst außerordentlich geförderten Studien über den hl. Franziskus, den Stifter des *Franziskanerordens*, zeitigten auch in den Jahren 1904—1906 manch kostbare, für Kloster- und Ordensgeschichte wichtige Frucht. Zunächst eine Reihe von Quellenforschungen über den hl. *Franziskus von Assisi*, aus denen wir besonders jene von Professor Goetz herausheben,[3]) die eindringendste Gesamtuntersuchung dieser Art. Vor kurzem erschien eine von allen Franziskusforschern ersehnte neue kritische Ausgabe der Werke des ersten

---

[1]) Die hl. Ordensstifterin Angela von Merici (1474—1540) in 12 Zeichn. Innsbruck, Marianische Vereinsbuchh. 1906. 73 S.

[2]) A. Ingold, La Mère de Rosen, Visitandine. Colmar, Hüffel. 1904. 12°. 198 S.

[3]) Walter Goetz, Die Quellen zur Geschichte des hl. Franz von Assisi. Gotha, F. A. Perthes. 1904. 8°. X und 259 S. — Vgl. hier auch den Aufsatz „Neuere Quellenforschungen über den hl. Franz von Assisi“ von Schnürer in Historisches Jahrbuch, XXVIII. Bd. (1907), S. 9—43.

Digitized by Google

Biographen des Heiligen, des Minderbruders Thomas von Celano,[1] der noch mehrere Jahre mit Franziskus zusammen verlebte und auch eine Zeitlang (1221—1224) in Deutschland verweilte. Herausgeber ist der Kapuziner Eduard von Alençon, der für sein Werk alle erreichbaren und irgendwie wertvollen Handschriften heranzog, welche er in den Prolegomena im Anschluß an einen Exkurs über das Leben und die Schriften des Fr. Thomas beschreibt; auch die Varianten der verschiedenen Handschriften sind sorgfältig verzeichnet. Wichtig für die Franziskusbiographie und die Geschichte des Ordens sind auch die drei von 1358—1390 entstandenen und 1399 auf dem Generalkapitel von Assisi approbierten Bücher über die Gleichförmigkeit des Lebens des seligen Franziskus mit dem Leben des Herrn Jesus, verfaßt vom Minderbruder Bartholomäus von Pisa. Das Werk diente, wie es schon der Titel ausspricht, hauptsächlich dem Nachweise, daß Franziskus in seinem Leben ein getreues Abbild des Heilandes war; verfuhr sein Verfasser auch wenig kritisch in Aufnahme von mündlichen Legenden und war er ferner nicht frei von Übertreibungen, so doch gewissenhaft in Benutzung der Quellen, deren er viele wörtlich aufführt. Schon das erste von den emsigen Franzikanern des Bonaventura-Kollegs zu Quaracchi bei Florenz neu edierte Buch[2] beweist (wie die Herausgeber mit Recht schreiben), daß der Liber conformitatum, wenn er mit klugem Urteile und gesunder Kritik benutzt wird, von hohem Werte ist. Wertvoll sind aber auch die Mitteilungen der Herausgeber über das Leben des Verfassers und die Handschriften seines 1510 in Mailand erstmals gedruckten Werkes, aus denen erwähnt sei, daß Bartholomäus von Pisa nicht „Albizzi" hieß, sondern B. de Rinonico und im Jahre 1401 starb.

Das Jahr 1904 brachte uns zwei neue Ausgaben der vom hl. Franziskus hinterlassenen Schriftstücke. Beide Herausgeber sind Deutsche: Professor H. Boehmer in Bonn, der seiner größeren Ausgabe[3] (die kleinere enthält nur die Texte ohne das Officium passionis Domini) eine ausführliche Einleitung mit einer Übersicht über die Quellen und die Literatur zur Geschichte des hl. Franziskus, ferner „Regesten zur Geschichte des Franziskus und der Franziskaner 1182—1340" beifügte, und der Franziskaner Eduard Lemmens in Quaracchi, in dessen Ausgabe[4] der „Sonnengesang" des

---

[1] S. Francisci Assiensis vita et miracula additis opusculis liturgicis auctore Fr. Thoma de Celano. Hanc editionem novam ad fidem mss. recensuit P. Eduardus Alenconiensis ord. fr. min. cap. Romae, Desclée, Lefebvre et soc. 1906. 8°. LXXXVIII und 481 S.

[2] Bartholomäus de Pisa, De conformitate vitae beati Francisci ad vitam Domini Jesu. Liber I. Quaracchi ex typographia Collegii S. Bonaventurae. 1906. 4°. XXXV und 668 S. (Analecta Franciscana sive Chronica aliaque varia documenta ad historiam fratrum minorum spectantia. Tom. IV.)

[3] H. Boehmer, Analekten zur Geschichte des Franciscus von Assisi. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904. 8°. LXXII und 146 S. — Die kleinere Ausgabe erschien als 6. Heft der zweiten Reihe der „Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften", herausg. von G. Krüger. Ebd. 8°. XV und 109 S.

[4] Opuscula S. Patris Francisci Assiensis sec. codices mss. emendata et denuo edita a PP. Collegii S. Bonaventurae. Ad Claras Aquas (Quaracchi) ex

Digitized by Google

Heiligen und die zweifelhaft echten Schriften fehlen. Während unter Zugrundelegung der beiden Ausgaben im Jahre 1906 eine englische Übersetzung von Paschal Robinson und eine französische von Ubald d'Alençon erschien, läßt eine deutsche noch immer auf sich warten, und doch würden sich viele an den kindlichen Herzensergüssen des Heiligen erbauen, dessen „Rede und Person“, wie Boehmer schreibt, „auf die Menschen gleich einer Offenbarung wirkte“.

Mit herzlicher Freude bringen wir eine neue deutsche Franziskusbiographie[1]) zur Anzeige. Zwar erhielten wir erst vor einigen Jahren vom Generalminister des Kapuzinerordens, Bernhard Christen von Andermatt, ein schönes Leben des hl. Franziskus; aber die Biographie des Professors Schnürer in Freiburg (Schweiz) zeigt uns den Heiligen von manch neuen Gesichtspunkten aus, steht zugleich auf der Höhe der Franziskusforschung, fördert diese selbst in mehreren Punkten und ragt ferner durch viele andere Vorzüge (schöne Sprache, psychologische Erfassung der Persönlichkeit usw.) hervor, so daß wir sie an die Spitze der Biographien des hl. Franziskus stellen und ihre Lektüre allen Gebildeten empfehlen möchten. Einen herrlichen Schmuck des Buches bilden die zahlreichen Illustrationen, darstellend Örtlichkeiten, welche uns im Leben des Heiligen begegnen, seine Verherrlichung in der Kunst, den beiden auf uns gekommenen Autographen des Heiligen (S. 112 f. und S. 126), sein Brevier (S. 57), das Autograph Bruder Leos in diesem Brevier (S. 59), die Bulle Honorius' III. über die Einführung des Noviziats (S. 96) u. a. m.

Der oben genannte Bruder Leo schrieb eine Vita fratris Aegidii, eines der ersten Begleiter des hl. Franziskus, gest. 1262. Ein deutscher Franziskaner, P. Gisbert Menge, bot neuestens eine deutsche Übersetzung[2]) des Lebens des seligen *Ägidius von Assisi,* welcher er auch eine Übersetzung der „Sprüche“ des Seligen, ferner einen Abschnitt über „des Dieners Gottes Tod, Grab und Glorie“ beifügte. Weitere Monographien behandelten den hl. *Antonius von Padua*[3]) und andere hervorragende Mitglieder des Franziskanerordens. So den bekannten deutschen Volksprediger *Berthold von Regensburg,* dem A. E. Schönbach in seinen Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt abermals mehrere Untersuchungen widmete, von welchen die 7. über Leben, Bildung und Persönlichkeit

---

typographia Collegii S. Bonaventurae. 1904. 16°. XVI und 209 S. (Bibliotheca Franciscana ascetica medii aevi. T. I.)

[1]) Gustav Schnürer. Franz von Assisi. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 1905. 4°. 136 S. mit 73 Abb. (In „Weltgeschichte in Charakterbildern“.)

[2]) G. Menge, O. F. M. Der sel. Ägidius von Assisi. Sein Leben und seine Sprüche. Paderborn, Junfermann. 1906. 8°. XVI und 118 S. — Eine lateinische Ausgabe der Dicta b. Aegidii Assisiensis edierte Menge als 3. Bändchen der „Bibliotheca Franciscana ascetica medii aevi“.

[3]) Léon de Kerval, S. Antonii de Padua vitae duae, in „Collection d'études et de documents sur l'histoire rel. et littér. du moyen-âge“. t. V. (Paris 1904); L. de Chérancé, St. Antoine de Padoue d'après les documents primitifs. Paris, veuve Poussielgue. 1906. 16°. XV und 257 S. (Nouvelle Bibliothèque franciscaine, 1e série, Nr. 18) etc.

Digitized by Google

Bertholds handelt, während Bernhardt eine kurze, aber gute Biographie bot.[1]) Mit *Duns Scotus,* dem berühmtesten Franziskanertheologen, befaßte sich P. Parthenius Minges in mehreren gelehrten Arbeiten, ferner Nik. Paulus in einem gegen Rockwell gerichteten Aufsatz.[2]) Adolph Franz veröffentlichte eine in religions- und kulturgeschichtlicher Beziehung interessante Pergamenthandschrift der Leipziger Universitätsbibliothek (Nr. 639, Blatt 1—18), betitelt „De officio cherubyn", welche im 14. Jahrhundert von einem deutschen Minderbruder, wahrscheinlich Rudolph von Biberach bei Ulm, verfaßt wurde.[3]) Dankbar sind wir auch für die deutsche Übersetzung der Lebensgeschichte des hl. *Bernhardin von Siena* von Paul Thureau-Dangin,[4]) wie nicht minder für die Herausgabe der auf der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen von Reden und Traktaten des *Johannes von Capistran* durch Jacob.[5]) Die Predigten eines deutschen, noch vor Beginn der Reformation lebenden Franziskaners, *Heinrich Kastner,* analysierte nach Form und Inhalt auf Grund einer Kolmarer Handschrift Fl. Landmann.[6]) Der Zeit der kirchlichen Restauration gehört das Wirken des Franziskaners *Nikolaus Wiggers* (Vigerius) an, geb. 1555 zu Haarlem, gest. 1628 in Cöln, dessen Lebensbild[7]) nach einer von Jak. Polius 1646 veröffentlichten Vita auch für die Geschichte des Ordens wichtig ist. Das Gleiche gilt von einer Lebensgeschichte des 1620 als Bischof von Mantua gestorbenen Fra Francesco (Annibale) *Gonzaga,*[8]) der selbst eine Geschichte der Entstehung des Ordens der Minderbrüder und eine Erklärung der Franziskanerregel verfaßte.

Insbesondere aber bietet reiche Ausbeute für die Geschichte des Franziskanerordens überhaupt wie auch für die deutsche Ordensgeschichte der 1904 erschienene 7. Band des großen *Bullarium Franciscanum.*[9]) Der Herausgeber, der bayrische Franziskaner-Konventuale Konrad Eubel, der auch den 5. und 6. Band edierte, bot damit abermals eine reife und herrliche Frucht deutschen Forscherfleißes. Der 7. Band behandelt die Zeit von 1378—1431, also die Zeit des großen Schismas und der Neubegründung geordneter kirchlicher Verhältnisse. Nicht weniger als 1279

---

[1]) E. Bernhardt, Bruder Berthold von Regensburg. Erfurt, H. Günther. 1905. 8°. III, II und 73 S.

[2]) Historisch-politische Blätter, CXXXVI. Bd. (1905, 2), S. 775—783.

[3]) Tübinger Theologische Quartalschrift, LXXXVIII. Jahrg. (1906), S. 411 bis 436.

[4]) Der hl. Bernhardin von Siena. Autor. Übers. von Ambrosius Götzelmann, O. F. M. München, Lentner. 1904. 8°. 218 S.

[5]) E. Jacob, Johannes von Capistran. 2. Teil, 1. Folge. Breslau, M. Woywod. 1905. 8°. 466 S.

[6]) „Festgabe" usw. (o. S. 62, Anm. 5), S. 423—480.

[7]) Historisch-politische Blätter, CXXXVI. Bd. (1905, 2), S. 717—733, 802 bis 815.

[8]) Fr. Paolini, Vita del ven. Francesco Gonzaga, ministro generale di tutto l'ordine dei frati minori, vescovo di Mantova. Roma, tip. Artigianelli s. Guiseppe. 1906. 8°. IX und 209 S.

[9]) Romae, typis Vaticanis. Fol. LVIII und 774 S.

Digitized by Google

päpstliche Bullen wurden innerhalb dieser 53 Jahre in betreff des Ordens erlassen; viele von ihnen beziehen sich auf deutsche Klöster sowie auf die Studien im Orden.

Recht dankbar begrüßen wir eine (nach meist ungedruckten Quellen bearbeitete) Geschichte der *Cölnischen Franziskaner-Ordensprovinz* im Mittelalter von dem deutschen Franziskaner P. Schlager.[1]) Der Verfasser schildert die Entstehung der Franziskanerniederlassungen in Deutschland während des Mittelalters, besonders jener in Hessen-Nassau, Rheinland, Westfalen, im vlämischen Teile von Holland-Belgien und in Luxemburg, welche die im Jahre 1240 gegründete Cölnische Ordensprovinz bildeten; hierauf die Geschichte der Reformbestrebungen in der Provinz und der infolge dieser Bestrebungen entstandenen Observantenklöster; endlich die Wirksamkeit der Franziskaner in der Cölnischen Provinz in bezug auf Predigt, Schriftstellerei und Lebenswandel. Manch klangvolle Namen begegnen uns hier; es genüge, auf Duns Scotus, Heinrich von Werl, Johannes Brugman, Theodor Cölde, Heinrich Harp aufmerksam zu machen. Einige neue Züge zum Leben des Franziskaners *Harp* veröffentlichte Schlager in einem besonderen Artikel.[2])

Ein Pendant zu Schlagers Geschichte der Cölnischen Franziskaner-Provinz bildet Eubels Geschichte der *Cölnischen Minoriten-Provinz.*[3]) Diese fußt im wesentlichen auf einer im Generalarchiv des Minoritenordens in Rom befindlichen Chronik aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, führt aber die Geschichte der zur Provinz gehörigen Klöster bis zur Säkularisation fort und bietet auch sonst zahlreiche und wertvolle Zusätze.

Die Stellung der Bettelorden in den deutschen freien Reichsstädten im Mittelalter behandelte J. Wiesehoff.[4])

Chr. Roder bot eine Geschichte des 1268 gegründeten und 1797 aufgehobenen Franziskanerklosters in *Villingen.*[5]) Mit dem *Kapuzinerkloster in Lindau* und den konfessionellen Wirren von 1630—1649 befaßt sich ein größerer Aufsatz von P. B. Zierler.[6])

Ein bedeutsames, trotz einiger Mängel vortreffliches Werk über die *wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden* in seiner ältesten Zeit[*]) erhielten wir von einem in der Geschichte des hl. Franziskus und seiner Stiftungen wohlbewanderten Kapuziner, dem Lektor der Theologie in Freiburg i. d. Schweiz Dr. Felder.[7]) Nach prinzipiellen Erörterungen über

[1]) Patricius Schlager O. F. M., Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter. Köln, J. P. Bachem. 1904. 8°. X und 304 S.

[2]) Der Katholik. LXXXV. Jahrg. (1905, 2. Bd.), S. 46—48.

[3]) K. Eubel O. F. M. Conv., Geschichte der Kölnischen Minoritenprovinz. Köln, Boisserée. 1905. 8°. IV und 332 S. („Veröffentlichungen des Histor. Vereins für den Niederrhein", 1. Heft.)

[4]) Dissertation. Münster. 1906. 8°. 122 S.

[5]) Freiburger Diözesan-Archiv. N. F. V. Bd. (1904), S. 232—312.

[6]) Ebd. S. 168—231.

[*]) Vgl. Mitt. 1905, S. 46, 1.

[7]) Hilarin Felder O. Cap., Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Freiburg i. Br., Herder. 1904. Gr. 8°. XI und 557 S.

Digitized by Google

den Charakter des Franziskanerordens und seine sich hieraus ergebende Stellung zu den Studien überhaupt behandelt der Verfasser die ursprüngliche Minoritenpredigt sowie den Ordensstifter selbst in ihrem Verhältnis zur Wissenschaft. Im zweiten Abschnitt („Fortentwicklung") bespricht er die bewegenden Ursachen dieser Entwicklung seit dem Abschluß der Ordensorganisation im Jahre 1219 sowie die Geschichte der Minoritenschulen in Bologna, Paris, Oxford usw. bis zum Jahre 1250, während er im dritten Abschnitt („Ausbau") die innere Gliederung und Gestaltung des minoritischen Unterrichtswesens im 13. Jahrhundert darstellt. Von Wichtigkeit für die deutsche Schulgeschichte sind besonders Felders Mitteilungen über das älteste auf deutschem Boden errichtete Ordensstudium, das zu Magdeburg (S. 245 ff.), wo als erster Lektor (1228—1230) der Provinzialminister Simon Anglicus wirkte, dem *Bartholomäus Anglicus* folgte, der Verfasser der ersten namhaften Enzyklopädie des Mittelalters „De proprietatibus rerum".[1]) Für die Schulgeschichte überhaupt bietet der gesamte zweite und dritte Abschnitt reiches und wertvolles Material; der dritte zugleich für die Geschichte der einzelnen Wissenschaften. Mag Felder da und dort auch, besonders in den ersten Partien seines Buches*), allzu lichte Farben verwendet und andererseits wieder allzu grau in grau gemalt haben (so verdient z. B. die S. 51 f. Anm. 6 erwähnte Predigtsammlung „Dormi secure" des Johannes von Werden nicht den herben Tadel, den ihm der Verfasser spendet), sind sohin einzelne Aufstellungen zu berichtigen, so ist das Werk, als Ganzes betrachtet, gleichwohl eine hervorragende Leistung, ein auf verlässigen Quellenstudien und einer Unsumme geduldiger Kleinarbeit beruhender, höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Schulen, des mittelalterlichen Unterrichtsbetriebes und der Gelehrten des Trecento. Alle Geschichtsfreunde werden dem Verfasser hierfür aufrichtigen Dank zollen.

Die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des *Klarissenordens* fand durch Wauer[2]) eine fleißige Darstellung und dankenswerte Förderung. Von Beiträgen zur Geschichte einzelner Klarissenklöster sei eine nach ungedruckten und seither unbenutzten Quellen dargestellte Geschichte des Reichklaraklosters zu *Mainz* angeführt[3])

Zur Versorgung der zahlreichen von ihm gegründeten Wohltätigkeitsanstalten stiftete der 1904 verstorbene Pfarrer von Ursberg, Ringeisen,

---

[1]) A. E. Schönbach, Des Barthol. Anglicus Beschreibung Deutschlands in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. XXVII. Bd. (1906), S. 54—90.

*) Vgl. die kritische Nachprüfung der ersten 100 Seiten des Werkes durch F. X. Seppelt in Kirchengeschichtliche Abhandlungen, herausgegeben von M. Sdralek. IV. Bd., S. 149—182. Breslau, Aderholz. 1906. 8°. II und 182 S.

[2]) Edmund Wauer, Entstehung und Ausbreitung des Klarissenordens, besonders in den deutschen Minoritenprovinzen. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1906. 8°. 179 S.

[3]) H. Schrohe, Geschichte des Reichklaraklosters in Mainz. Mainz, Kirchheim & Co. 1904. IV und 111 S.

Digitized by Google

eine Frauengenossenschaft vom dritten Orden des hl. Franziskus: die *St. Josephskongregation.* Über diese sowie ihren hochsinnigen Stifter unterrichtet eine kurze Lebensskizze.[1])

Zahlreiche und teilweise wichtige Arbeiten erschienen über die *Gesellschaft Jesu.* J. Šusta bot eine quellengeschichtliche Studie und kritische Würdigung der Selbstbiographie des hl. *Ignatius von Loyola;*[2]) Otto Braunsberger S. J. ein kurzes Lebensbild des hl. Ignatius[3]) im Anschluß an den ersten Band der Geschichte der Gesellschaft Jesu in Spanien von Anton Astrain S. J.; Professor Holl in Tübingen eine psychologische Studie über die geistlichen Übungen des hl. Ignatius[4]) mit trefflicher Analyse des Buches, dem „kein katholisches Erbauungsbuch in der breiten Wucht historischen Erfolges sich an die Seite stellen kann".

Interessante Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens in Bayern im 17. und 18. Jahrhundert edierte Bernhard Duhr S. J. aus den reichen Schätzen der Münchener Archive und Bibliotheken.[5])

Die literarische und diplomatische Tätigkeit der Jesuiten in der Zeit vom Prager Frieden bis zum Nürnberger Friedensexekutionshauptrezeß (1635—1650) behandelte Steinberger[6]) unter Zugrundelegung zahlreicher Druckschriften und eines ziemlich umfassenden handschriftlichen Materials, aus dem er viele wertvolle Stücke seiner Arbeit beifügte. Interesse beanspruchen auch die Briefe und Berichte, welche P. Rist über die ersprießliche Wirksamkeit der deutschen Jesuiten in den Kriegen von 1866 und 1870/71 veröffentlichte.[7])

Die *Schulgeschichte* des Jesuitenordens ward durch mehrere treffliche Detailarbeiten bereichert. So untersuchte[8]) H. Bremer S. J. das bekannte Gutachten des Jesuiten Jakob Pontan über die humanistischen Studien in den deutschen Jesuitenschulen (vom Jahre 1593) nach einem Faksimile des Originals im Augsburger Ordinariatsarchiv aufs neue.

In zweiter vermehrter Auflage erschien das monumentale Werk des deutschen Kardinals Steinhuber über das 1552 als Bildungsstätte für

---

[1]) Joseph Pemsel, Monsignore Dominikus Ringeisen. Ursberg, Selbstverlag des Verfassers, o. J. (1904.) Gr. 8°. 52 S., mit Illustrationen.

[2]) Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XXV. Bd. (1904), S. 45—106.

[3]) Stimmen aus Maria-Laach, LXVII. Bd. (1904. 2), S. 188—206.

[4]) K. Holl, Die geistlichen Übungen des hl. Ignatius von Loyola. Tübingen, Mohr. 1908. 8°. 35 S. („Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte", Nr. 41.)

[5]) Historisches Jahrbuch, XXV. Jahrg. (1904), S. 126—167; XXVIII. Jahrg. (1907), S. 61—83, 306—327.

[6]) Ludwig Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage usw. Freiburg i. Br., Herder. 1906. 8°. XXIII und 215 S. („Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", V. Bd., 2. und 3. Heft.)

[7]) Markus Rist S. J., Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71. Freiburg i. Br., Herder. 1904. 8°. XVIII und 324 S.

[8]) Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, XXVIII. Bd. (1904), S. 621—631.

Digitized by Google

deutsche Priester gegründete und der Leitung der Jesuiten übergebene „Germanikum" in *Rom.*[1])

Von Biographien *hervorragender Jesuiten* ist zunächst eine französische des dritten Generals der Gesellschaft, des hl. *Franz von Borja,* anzuführen.[2]) P. Tacchi-Venturi veröffentlichte[3]) Dokumente über den Kardinal *Bellarmin,* dessen kirchenpolitische Ansichten und Bestrebungen Ernst Timpe behandelte.[4]) Zahlreich sind die Schriften, welche den berühmten französischen Kanzelredner *Louis Bourdaloue* betreffen; aber auch ein angesehener deutscher Prediger, *P. Hunolt,* geb. in Siegen, fand einen begeisterten Lobredner.[5]) Zur Biographie des *P. Friedrich Spe* lieferte P. Duhr einige beachtenswerte Beiträge.[6]) Insbesondere aber gab der 300. Geburtstag des berühmten Jesuitendichters *Jakob Balde* Anlaß, sein Leben und seine Werke abermals zu würdigen und zu feiern. Die wertvollste Jubiläumsgabe bot Jos. Bach,[7]) der zu seiner Balde-Biographie besonders die Werke des Dichters heranzog, von denen er eines, die Interpretatio Somnii de cursu Historiae Bavaricae, mit einer Einleitung über die bayrische Historiographie unter Maximilian I. bis zum Jahre 1618 auch neu herausgab.[8]) J. Knepper würdigte[9]) Balde als medizinischen Satyriker an der Hand der 1651 gedichteten Medicinae gloria per satiras XXII asserta; aktuelles Interesse dürfte die 17. Satyre über die — Studentinnen beanspruchen. Der Literaturhistoriker Alexander Baumgartner S. J. behandelte[10]) den spanischen Prediger und Schriftsteller *Joseph Franz de Isla,* dessen humoristischer Roman Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas seiner Zeit auch in Deutschland viel gelesen wurde. Pohle gab sein Lebensbild des Astronomen *Angelo Secchi* in einer umgearbeiteten und stark vermehrten zweiten Auflage heraus.[11]) Mundwiler entwarf auf Grund von Briefen und Tagebüchern ein ansprechendes Charakterbild

---

[1]) Kardinal Andreas Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanikum Hungarikum in Rom. Freiburg i. Br., Herder. 1906. 2 Bde. 8°. XXVIII und 1124 S. Mit 58 Bildern auf 24 Tafeln.

[2]) P. Suau, Saint François de Borgia. Paris, Lecoffre. 1905. 18°. V u. 210 S. (In der Sammlung „Les Saints".)

[3]) Römische Quartalschrift, XVIII. Jahrg. (1904). S. 190—204.

[4]) Kirchengeschichtliche Abhandlungen, herausg. von M. Sdralek. III. Bd., S. 1—135.

[5]) Nik. Scheid S. J., P. Franz Hunolt S. J., ein Prediger aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Regensburg, G. J. Manz. 1906. 8°. VIII und 115 S. Mit einem Faksimile.

[6]) Historisches Jahrbuch, XXVI. Bd. (1905). S. 327—333.

[7]) Jos. Bach, Jakob Balde, ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Freiburg i. Br., Herder. 1904. 8°. XII und 160 S. („Straßburger theologische Studien", VI. Bd., 3. und 4. Heft.)

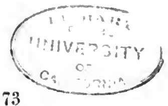
[8]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des bischöfl. Gymnasiums zu Straßburg i. E. 1904. 8°. XXXV und 67 S.

[9]) Archiv für Kulturgeschichte, II. Bd. (1904). S. 38—59.

[10]) Stimmen aus Maria-Laach, LXVIII. Bd. (1905, 1), S. 82—92. 182—205, 299—315.

[11]) Jos. Pohle, P. Angelo Secchi. Köln, J. P. Bachem. 1904. XV und 288 S., mit Illustrationen.

Digitized by Google



des als Volksmissionar tätigen Jesuiten *Georg Grafen von Waldburg-Zeil.*[1]) Endlich verfaßte Baumgartner S. J. eine biographische Skizze mit eingehender Würdigung der Erzählungsschriften des 1905 verstorbenen Jesuiten *Jos. Spillmann.*[2])

Aus der reichen Literatur über die *Männerkongregationen* oder über ausgezeichnete Mitglieder dieser seien angeführt: eine kritische Untersuchung der von R. Doebner (Hannover 1903) veröffentlichten Annalen und Akten der *Brüder des gemeinsamen Lebens* im Lüchtenhofe zu Hildesheim durch Boerner;[3]) ein kleines deutsches, in einzelnen Auffassungen nicht einwandfreies Lebensbild des bekannten Philosophen und Stifters der „Brüder der Liebe" und der „Töchter der Vorsehung", *Antonio Rosmini;*[4]) eine kleine Schrift über Gründung, Entwicklung und jetzigen Stand der *Väter vom hl. Geist;*[5]) eine größere, vom Missionshause in Hiltrup bei Münster i. W. herausgegebene, prächtig ausgestattete Schrift über die Genossenschaft der *Missionare vom heiligsten Herzen Jesu;*[6]) endlich ein gut orientierender Aufsatz über den bekannten Jugendfreund und Stifter der Genossenschaft der Salesianer, *Don Bosco,* und sein Werk von Petry.[7])

Für die Geschichte der Frauenkongregationen bildet eine zur Feier des 200jährigen Bestehens des englischen Institutes in St. Pölten erschienene Festschrift[8]) einen willkommenen Beitrag. Bietet sie doch nicht eine Geschichte dieses Hauses allein, sondern aller von St. Pölten aus in Österreich-Ungarn bis 1904 errichteten Häuser der *englischen Fräulein B. M. V.* Der Stifterin einer anderen, in Frankreich entstandenen und derzeit in Spanien, Italien und Südamerika tätigen Genossenschaft für Mädchenunterricht (der „Töchter U. L. Frau von Bordeaux"), der sel. *Johanna von Lestonnac* (gest. 1640), widmete Couzard eine Biographie.[9]) Vom Ursprung, der inneren Entwicklung und äußeren Ausbreitung sowie dem segensreichen Wirken der *Frauen vom guten Hirten* erzählt uns Bernard.[10])

Noch sind einige Werke aufzuzählen, welche die *sämtlichen* in einzelnen

---

[1]) Johannes Mundwiler S. J., P. Georg von Waldburg-Zeil S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1906. 8°. VIII und 162 S., mit Titelbild.

[2]) Stimmen aus Maria-Laach. LXIX. Bd. (1905. 2), S. 1—22.

[3]) Gustav Boerner. Die Annalen und Akten . . . . untersucht. Fürstenwalde. Joh. Seyfarth. 1905. 8°. 111 S.

[4]) Adolf Dyroff. Rosmini. Mainz und München. Kirchheim o. J. (1906). 18°. 96 S., mit 2 Bildern. („Kultur und Katholizismus", 2. Bändchen.)

[5]) Die Kongregation der Väter vom hl. Geist. Köln. Druck von Heinrich Theissing. 1906. 16°. 16 S.

[6]) Die Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu. Buch- und Lichtdruck von B. Kühlen in M.-Gladbach. 1904. Quer 8°. 33 S., mit 8 Lichtdruckbildern.

[7]) Historisch-politische Blätter. CXXXVIII. Bd. (1906. 2), S. 850—864.

[8]) Das Institut Beatae Mariae Virginis der englischen Fräulein in St. Pölten. St. Pölten. Buchdruckerei „Austria", Franz Doll in Wien. 1905. 8°. 365 S., mit mehreren Einschaltbildern.

[9]) R. Couzard. La bienheureuse Jeanne de Lestonnac. Paris. Lecoffre. 1904. 18°. 224 S. (In der Sammlung „Les Saints".)

[10]) Julius Bernard. Das Liebeswerk der Frauen „Vom guten Hirten". Dülmen, Laumann. 1905. 32°. 76 S.

Digitized by Google

Ländern bezw. Städten früher oder jetzt tätigen Orden und Klöster behandeln. Wir stellen an die Spitze eine deutsche Arbeit: Pfarrer Kremer bot uns eine Geschichte der ehemals in *Eisenach* befindlichen Klöster (der Benediktinerinnen, der Cisterzienserinnen, der Augustiner-Chorherren, der Franziskaner in der Stadt und unter der Wartburg, der Dominikaner, der Cisterzienser von St. Johannistal, der Beghinen und der Kartäuser), eine recht gute, übersichtliche Arbeit, welcher P. Michael Bihl O. F. M. in Fulda eine lateinische Chronik des Franziskanerklosters zur hl. Elisabeth unter der Wartburg aus einer Handschrift der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden beifügte.[1] Es wäre wünschenswert, daß noch viele andere Städte des Deutschen Reiches solche Klostergeschichten erhielten. Vorbildlich für eine Zusammenstellung der in einem ganzen Lande wirkenden Orden und Kongregationen ist ein in Kalocsa erschienenes ungarisches Buch,[2] welches die verschiedenen in *Ungarn* tätigen Ordensgenossenschaften zugleich in 43 guten Trachtenbildern vorführt. Bourassé gab ein illustriertes Werk über Klöster und Klosterruinen *Frankreichs* heraus.[3] Die aus Frankreich vertriebenen Benediktiner edieren ein Monumentalwerk „La France monastique", welches eine vollständige Geschichte der alten Klöster Frankreichs bieten soll. Es erschienen bisher der erste Teil einer bereits 1726 veröffentlichten historischen Übersicht über die französischen Bistümer, Abteien und Priorate von Dom Beaunier, welche durch Aufnahme jener Klöster, welche nicht dem König unterstanden sowie der gesamten handschriftlichen und gedruckten Literatur ergänzt wurde;[4] eine vortreffliche Geschichte des altfränkischen Mönchtums in der römischen und merowingischen Zeit[5] mit zahlreichen Notizen über die alten Mönchsregeln, den Bau der Klöster, Gebetsweise und Arbeit usw.; endlich der erste Teil einer Geschichte und Beschreibung der Besitzungen des ehem. berühmten Benediktinerklosters Saint-Germain des Prés bei Paris.[6] Eine Schilderung des Ordenslebens in *England* bis auf König Heinrich VIII. bot Gasquet.[7] Er beschreibt die Anfänge des Ordenslebens in England,

[1] Joseph Kremer. Beiträge zur Geschichte der klösterlichen Niederlassungen Eisenachs im Mittelalter. Fulda. Druck der Fuldaer Aktiendruckerei. 1905. 8°. VIII und 191 S., mit 3 Abbildungen. („Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda", herausg. von Gregor Richter, II. Bd.)

[2] Tóth Mike S. J., Szerzetes Rendek és Társulatok magyarországon. Kalocsán, Nyomatott jurcsó antal könyvnyomdájában. 1904. 8°. 263 S.

[3] J. J. Bourassé. Abbayes et monastéres de France. Tours, Mame et fils. 1906. 4°. 224 S.

[4] Dom Beaunier, Recueil historique des archévêchés, évêchés, abbayes et prieurés de France. Nouvelle édition, revue et complétée par les Bénédictines de Ligugé. T. I: Province ecclésiastique de Paris. Paris, Poussielgue. 1905. 8°. XXIV und 396 S. („Archives de la France monastique", I.)

[5] J. M. Besse O. S. B., Les moines de l'ancienne France. Paris, Poussielgue. 1906. 8°. XII und 571 S. („Archives de la France monastique", II.)

[6] D. Anger O. S. B., Les dépendances de l'abbaye de Saint-Germain de Prés. T. I: Seine et Seine-et-Marne. Paris, Poussielgue. 1906. 8°. 362 S. („Archives de la France monastique", III.)

[7] A. Gasquet O. S. B., English monastic life. London, Methuen & Co., 1904. 8°. XX und 326 S. Mit 18 Photogravüren und 26 Textillustrationen.

Digitized by Google

die klösterliche Wohnung, die Verwaltung durch die höheren und niederen Klosterbeamten, das tägliche Leben im Kloster usw., berichtet über die verschiedenen ehemals in England vertretenen Orden und bietet zuletzt eine wertvolle nach der alphabetischen Reihe der Ortschaften geordnete Zusammenstellung der bis auf Heinrich VIII. entstandenen Klöster.

Einige dankenswerte Notizen über den Anteil der Klöster und Orden an der *Heranbildung des Klerus* finden sich in einer Schrift über das Seckauer Diözesan-Priesterhaus in Graz, verfaßt vom derzeitigen Direktor Grießl.[1]) Die Schrift will keine streng wissenschaftliche Arbeit, sondern nur eine Gelegenheitsschrift sein zu dem Zwecke, „allen denen, welche das Institut in den letzten 150 Jahren leiteten und förderten, einmal öffentlichen Dank abzustatten, den sie zur Zeit ihrer Tätigkeit, wie es bei solchen Aufgaben zu gehen pflegt, sehr selten ernteten.“ Der Verfasser bietet im ersten Abschnitte (S. 1—23) einen allgemeinen Rückblick über die Ausbildung des Klerus von Entstehung der Kirche bis zum Konzil von Trient; im zweiten Abschnitte führt er zunächst die ältesten klösterlichen Bildungsstätten des Seckauer Klerus auf und schildert sodann Entstehung und Einrichtung des (von Jesuiten geleiteten) Konvikts und des Ferdinandeums in Graz. Den übrigen Teil des Buches (S. 54 ff.) füllt die Geschichte des 1755 gegründeten und 1809 in das ehemalige Jesuitenkolleg verlegten Priesterseminars in Graz aus; unter den hervorragendsten Förderern desselben begegnen wir außer dem — auch im Gebiete des Deutschen Reiches wohlbekannten — asketischen Schriftsteller Dr. Aloys Schlör (gest. 1852) und anderen verdienten Pädagogen wie Dr. Joseph Büchinger (gest. 1886), auch einem Benediktiner: Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Graz (gest. 1848). Grießls Schrift ist durch Mitteilung mehrerer Lehr- und Studienpläne sowie durch zahlreiche historisch-statistische Notizen für die deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte verdienstlich. Dasselbe gilt von einer kleinen, aber beachtenswerten Abhandlung des P. Gregor Müller O. Cist. in Mehrerau über die Errichtung eines Kollegiums für studierende Cisterzienser in Frankfurt a. d. Oder.[2]) Wir erfahren hier auf Grund handschriftlicher Quellen zum ersten Male über einen Versuch der Cisterzienseräbte der Mark und des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, neben den schon länger bestehenden Ordensschulen in Leipzig, Heidelberg, Cöln, Rostock, Erfurt und Greifswald auch ein Kolleg in Frankfurt a. O. zu errichten; ein Plan, der freilich auf Seiten der sächsischen Cisterzienseräbte und Fürsten und sodann auch bei den Generalkapiteln des Ordens auf Widerspruch stieß. Es war der letzte Versuch, ein neues Ordenskolleg in Deutschland zu errichten, der noch unmittelbar vor der Reformation unternommen wurde.

---

[1]) Anton Grießl, Geschichte des Seckauer Diözesan-Priesterhauses. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“. 1906. 8°. VI und 175 S. Mit 13 Einschaltbildern.

[2]) Cisterzienser-Chronik. Nr. 195 vom 1. Mai 1905 (XVII. Jahrgang, S. 129—137).

Digitized by Google

Schließlich sei noch aufmerksam gemacht auf das neue von Professor Michael Buchberger unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegebene *Kirchliche Handlexikon,*[1]) welches dasjenige, was Herzogs Realenzyklopädie und Wetzer und Weltes Kirchenlexikon über Kloster- und Ordensgeschichte sowie hervorragende Ordenspersonen ausführlich bieten, in gedrängter Kürze, aber stets mit reichlicher Literaturangabe behandelt.

2. Universitäten.

Von **Hermann Michel.**

Jede Arbeit, die sich mit der Universität *Paris* im Mittelalter beschäftigt, darf auf den lebhaftesten Anteil aller bildungsgeschichtlich interessierten Forscher rechnen, denn Paris ist nach einem Worte Döllingers die „Königin und Mutter der europäischen Universitäten". Die Entstehung und Organisation dieser Universität, die sich aus der Kathedralschule von Notre-Dame entwickelt hat, schildert mit erschöpfender Verwertung der gedruckten Literatur knapp, doch sehr instruktiv F. X. Seppelt[2]) im ersten Kapitel seiner Untersuchung über den Kampf der Bettelorden an der Pariser Universität. Da erst ein Teil der beachtenswerten Arbeit vorliegt, müssen wir uns eine ausführlichere Würdigung vorläufig versagen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß das zweite Kapitel die Entstehung der beiden großen Mendikantenorden, ihre Beziehungen zur Wissenschaft und ihre Verbindung mit der Universität behandelt. Was Franz von Assisi vom Nutzen und Nachteil des Studiums dachte, tritt in Seppelts präziser Darstellung gut hervor. Seppelt verteidigt seine Anschauungen über das Verhältnis des Poverello von Assisi zur Wissenschaft gegen die anders gearteten H. Felders*) im 4. Bande der „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen" (Breslau 1906, S. 149—179).

Seit den Pariser Kämpfen um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist der Eid, in dem der Lizentiand Gehorsam gegen die Kirche versprach und die Versicherung abgab, die Eintracht zwischen weltlichen und geistlichen Universitätsangehörigen nach Kräften fördern zu wollen, in die Statuten wohl aller theologischer Fakultäten aufgenommen worden. So finden wir ihn auch in den Tübinger Bestimmungen, die H. Hermelink[3]) mit weitem Blick, reicher Kenntnis und treffendem Urteil analysiert hat: sein Buch über die *theologische Fakultät in Tübingen* bringt weit mehr, als der Titel erwarten läßt, und es verschlägt nicht viel, daß der Verfasser in dem

[1]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 1904—1907. Erster Band: A—H. 4°. XVI und 2072 Sp.

[2]) Franz Xaver Seppelt, Der Kampf der Bettelorden an der Universität Paris in der Mitte des 13. Jahrhunderts. I. Teil: Kirchengeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Max Sdralek. 3. Band. Breslau. G. P. Aderholz. 1905. S. 199—241.

*) Vgl. S. 69 f.

[3]) Heinrich Hermelink, Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477—1534. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1906. VIII. 228 S. Rez.: Ohr. Lit. Zentralbl. 1907, Nr. 8. Bossert, Histor. Ztschr. 3. Folge, 3. Bd. 2. Heft 1907. S. 384 ff.

Digitized by Google

löblichen Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen und überall analoge Erscheinungen heranzuziehen, mitunter Tübingen ganz aus den Augen verliert. Er schildert zunächst die äußere Geschichte der Fakultät und behandelt dann eingehend die in Tübingen gelehrte Theologie. Die theologische Fakultät setzte sich aus drei oder vier ordentlichen Lehrern zusammen; ihre Schüler waren bis zur Erwerbung des Doktorgrades (und gelegentlich noch weiterhin) Mitglieder der Artistenfakultät und nur hinsichtlich der Promotionsbestimmungen an die Statuten der facultas theologica gebunden. Eine direkte Folge dieses Verhältnisses war das Aufsichtsrecht der Theologen über die Artistenfakultät. Besonders bemerkenswert sind Hermelinks Ausführungen über die Studienordnung. Was er hier über die Lektionen sagt, über die kursorische Bibellektüre, über die Bibelvorlesungen und die im Zeitalter der Scholastik noch wichtigeren Vorlesungen, in denen die Sentenzen des Petrus Lombardus interpretiert wurden, das hat gerade in unseren Kreisen allen Anspruch auf Beachtung. Energisch betont Hermelink, daß die Promotionen zu den päpstlichen Vorrechten gehörten und nur von einem Kanzler mit apostolischer Autorität ausgeübt werden konnten. Auf Grund dieser und anderer Feststellungen bekämpft er Kaufmanns Ansicht vom staatlichen Charakter der deutschen Universitäten, — im einzelnen mit Glück und Geschick, völlig überzeugt hat er mich trotzdem nicht. Aus dem zweiten Teil will ich an dieser Stelle nur die Darlegungen über die ockamistische Theologie Gabriel Biels hervorheben, die auf Luther, wie Hermelink meint, weit mehr gewirkt hat als der Neuplatonismus, den W. Hunzinger (Lutherstudien I, 1906) in der Theologie des Dr. Martinus wieder finden wollte. Der Anhang enthält ein wertvolles Verzeichnis sämtlicher Lehrer und Schüler der theologischen Fakultät mit reichen biographischen und bibliographischen Angaben. (Über Johann Heynlin aus Stein, 1478 Rektor der Tübinger Universität, ist jetzt die anscheinend sehr tüchtige Arbeit Max Hoßfelds zu vergleichen, von der aber bisher nur ein kleiner, als Berliner Dissertation 1907 gedruckter Teil vorliegt.) Gute Register, in denen auch die Terminologie des mittelalterlichen Universitätsbetriebs berücksichtigt wird, beschließen das erfreuliche Buch.[1])

Hermelink macht darauf aufmerksam, daß selbst die Statuten der theologischen Fakultät Wittenbergs nach den Redaktionen von 1508 und 1513 von denen Tübingens nicht sonderlich verschieden sind: nur ihre Form ist humanistisch, ihr Inhalt im wesentlichen scholastisch. Die Frühzeit der Universität *Wittenberg* muß noch genauer erforscht werden. Auf

[1]) Kurz vor Toresschluß stellte sich noch ein sehr wertvolles Werk ein: Die Matrikeln der Universität Tübingen. Im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von Dr. Heinrich Hermelink. 1. Band: Die Matrikeln von 1477—1600. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1906. VIII. 760 S. Der zweite Band, der bald erscheinen soll, wird die Register und die Einleitungen zu den Matrikeln enthalten und über die Editionsgrundsätze genaueren Aufschluß geben. Hoffentlich kann ich bereits im nächsten Jahresbericht das abgeschlossene Werk nach Gebühr würdigen.

Digitized by Google

ihre Vorgeschichte werfen zwei von O. Clemen veröffentlichte und gut erläuterte Briefe Martin Polichs von Mellrichstadt aus der ersten Hälfte des Jahres 1502 spärliches Licht.[1]) Das Wittenberg zur Zeit der Reformation ist uns besser bekannt. So können wir speziell für die Universitätsgeschichte aus dem zeitgeschichtlich interessanten, frischen, fröhlichen, glaubensstarken Sendbrief eines Studiosus zu Wittenberg nichts Neues lernen.[2]) Die Anmerkungen, die der unermüdliche Clemen dem hübsch ausgestatteten Neudruck beigefügt hat, sind in sprachlichen Dingen nicht immer einwandfrei; so glaube ich durchaus nicht, daß S. 9 Z. 17 ff. eine Textverderbnis vorliegt: die Schwierigkeit löst sich vollkommen, wenn man weiß, daß es ein mittelhochdeutsches Verbum „reiten" gibt, das „zählen", „rechnen" bedeutet und gerade im schwäbischen Dialekt noch bis ins 17. Jahrhundert gebräuchlich war.

Clemen hat auch sonst noch ein paar Beiträge zur Universitätsgeschichte geliefert;[3]) am wichtigsten ist sein Nachweis, daß bereits 1519 die Anatomie in *Leipzig* eingeführt worden ist.[4]) Auf anderen deutschen Universitäten hat es noch lange gedauert, bis der anatomische Unterricht auch nur gestattet wurde. Was Wunder, wenn die jungen Mediziner lieber die berühmten Universitäten Italiens oder Frankreichs aufsuchten, wo von altersher die Heilkunde besser als in deutschen Landen gedieh. So zieht der junge Zürcher *Georg Keller* mit Unterstützung seiner Vaterstadt nach Lausanne und Paris und wiederholt nach Padua, wo er seine Studien zum Abschluß bringt; sein Freund Kaspar Wolf, der Lieblingsschüler und Mitarbeiter Konrad Geßners, begleitete ihn nach Paris, geht dann nach Montpellier und holt sich in Orleans den Doktorhut. Kellers Briefe, die T. Schieß nicht, wie es jetzt leider immer mehr üblich wird, einfach abgedruckt, sondern ihrem wesentlichen Inhalt nach mit den erforderlichen Erläuterungen in angenehm lesbarer Form mitgeteilt hat,[5]) geben uns darüber Aufschluß, wie man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Medizin studierte; anfänglich unterschied sich's kaum vom philologischen Studium. Für die Schilderung der Verhältnisse in Padua hätten die Forschungen Knods*)

[1]) Otto Clemen, Aus den Anfängen der Universität Wittenberg: Neue Jahrbücher f. d. klass. Alt. usw. Leipzig, Teubner. 1906. Bd. 18, S. 133—135.

[2]) Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation, I, 1: Ein Sendbrief von einem jungen Studenten zu Wittenberg an seine Eltern im Schwabenland (1523). — Ein Dialogus oder Gespräch zwischen einem Vater und Sohn. Hrsg. v. O. Clemen. Halle, Rudolf Haupt. 1906. 50 S.

[3]) Leipziger Studentenbriefe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts: Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung, 1906, Nr. 20.

[4]) Die Einführung der Anatomie an der Leipziger Universität i. J. 1519: ebenda Nr. 100. Vgl. jetzt auch Clemens Neudruck des Leipziger Vorlesungsverzeichnisses von 1519 in den „Neuen Jahrbüchern" usw., Bd. 20, (1907). S. 114—124.

[5]) T. Schieß, Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558. Neujahrsblatt herausgegeben von der Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1906. Kommissionsverlag von Fäsi und Beer. 38 S.

*) Oberrheinische Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Universität Padua: Ztschr. f. d. Geschichte des Oberrheins NF. XV. (1900) S. 197 ff., 432 ff.

Digitized by Google

Verwendung finden können. Keller, ein forscher Gesell mit offenem Kopf und heißem Blut, bekleidete später das Amt eines Schultheß, dem die Oberaufsicht über das Zürcherische Schulwesen zufiel. Anno 1576 nahm er an der abenteuerlichen Hirsebreifahrt theil, die Fischart in seinem „Glückhaften Schiff" verewigt hat. Das Neujahrsblatt enthält eine gute Reproduktion eines Stiches von J. C. Werdmüller, der die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach Straßburg darstellt. Fischart benutzte zu seinem Gedicht nicht die zuverlässigen Aufzeichnungen, die Keller darüber hinterlassen hat, sondern die „Argo Figurina" des Rudolph Gualtherus, an dessen gleichnamigen Vater Kellers Briefe gerichtet sind. Der ältere Gualther, ein naher Verwandter Kellers, war Pfarrer am St. Peter und hat sich, wie ich hinzufügen möchte, als neulateinischer Dramatiker und Epiker auch in der deutschen Literaturgeschichte ein Plätzchen erworben.

Mehr als in Deutschland ward schon im 16. Jahrhundert auch in England für die Medizin getan. Das beweist die Gründung des *Royal College of Physicians in London* unter Heinrich VIII., der ältesten Vereinigung medizinischer Fachgenossen zur Abwehr des Kurpfuschertums. Das Institut, über das uns H. Fernow schätzbare Aufklärung gibt,[1] übernahm die Prüfung und Zulassung der Ärzte für London und Umgegend, Befugnisse, die bis dahin allein den Geistlichen zugestanden hatten. Mit den Universitäten Oxford und Cambridge geriet das Kollegium oft in Streitigkeiten, weil es sich das Recht nicht schmälern lassen wollte, die Kenntnisse der Doktorierten nachzuprüfen.

Eine solche Aufsichtsbehörde in Deutschland einzuführen wäre kaum möglich gewesen; schon deshalb nicht, weil auch die approbierten Ärzte oft genug den Kurpfuschern verzweifelt ähnlich sahen. Die Vorbildung der Mediziner war an den meisten Universitäten sehr mangelhaft. Was konnte man denn z. B. in *Greifswald* von der Heilkunst lernen? Zwei Jahrhunderte mußten seit der Stiftung der Universität ins Land gehen, bevor man sich hier zur ersten Sektion entschloß. Das vierhundertfünfzigjährige Bestehen der Pommerschen Hochschule hat man im vorigen Jahre prunkvoll gefeiert,[2] — ob mit Recht oder mit Unrecht bleibe dahingestellt. Die Jubiläumsliteratur kann hier nur ganz summarisch gemustert werden. Die zahlreichen Zeitungsartikel seien stillschweigend übergangen, zwei wissenschaftlich wertvolle Werke aus äußeren Gründen bloß namhaft

---

Weitere Literaturangaben über diese Universität findet man in dem wertvollen Büchlein Brugis „Gli scolari dello studio di Padova nel cinquecento. Seconda edizione riveduta, con un' appendice su gli studenti tedeschi e la S. Inquisizione." Padova-Verona. Fratelli Drucker. 1905. 100 S.

[1]) H. Fernow, Das Royal College of Physicians in London. Ein Beitrag zur englischen Kulturgeschichte. Den Teilnehmern der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg dargeboten von dem Ortskomitee. Hamburg, Lütcke und Wulff. 1905. 19 S.

[2]) Samuel Oettli, Das 450jährige Jubiläum der Universität Greifswald am 3. und 4. August 1906. Greifswald. J. Abel. 1906. 115 S.

Digitized by Google

gemacht[1] [2]) und lediglich der Festschrift ein paar Worte gewidmet, die die Gesellschaft für Pommersche Geschichte der Universität dargebracht hat.[3]) Sie enthält drei Beiträge. Über den Konflikt der Landsmannschaft Pomerania mit einer Art Burschenschaft, der sämtliche Studierende angehörten, hat der Rektor Kannegießer (1821) Aufzeichnungen hinterlassen, die Edmund Lange auszugsweise wiedergiebt. Weiter holt Otto Heinemann aus, der eine quellenmäßige Geschichte des studentischen Verbindungswesens in Greifswald bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bietet, dabei Deposition und den von den Landsmannschaften begünstigten Pennalismus gebührend würdigt, auch die Frequenz im 17. Jahrhundert beachtet und die Verhältnisse auf andern norddeutschen Universitäten zur wechselseitigen Erhellung heranzieht. Merkwürdig, daß sich aus dem 18. Jahrhundert so gut wie gar keine Spuren von studentischen Vereinen in Greifswald erhalten haben; vorhanden werden sie doch wohl gewesen sein? Mit den wissenschaftlichen Vereinigungen älterer Zeit in Pommern hat sich zuerst M. Wehrmann eingehender beschäftigt (Stettin 1900). Dieser vortreffliche Kenner der Pommerschen Geschichte stellt in der Greifswalder Festschrift den Aufenthalt der Söhne des Pommernherzogs Philipp I. in Greifswald dar. Der kleine Aufsatz ist weniger ein Beitrag zur Universitätsgeschichte als zur Geschichte der Prinzenerziehung,*) hierfür aber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Die Studienpläne, die der Präzeptor der Prinzen, Balthasar Rhau, für seine Zöglinge ausgearbeitet hat, gewähren uns z. B. Aufschluß über ihre Lektüre (Terenzens Komödien, Ciceros Briefe, Virgils Eklogen, Erasmus' De civilitate morum, Dedekinds Grobianus u. a.). Die Mutter der jungen Herzöge lernen wir aus einigen von Wehrmann zuerst veröffentlichten Briefen als ernste, fromme, auf das Wohl ihrer Knaben bedachte Frau kennen.

Wehrmann erwähnt im Vorübergehen (S. 23), daß Dr. Christoph Stymmel 1558 an einer Promotionsfeier in Greifswald teilnahm. Dieser Christoph Stymmel oder Stummel, 1556 von Herzog Barnim XI. an die Marienkirche in Stettin berufen, war in *Frankfurt a. O.* geboren und hatte viele Semester auf der Viadrina studiert. Dort hat er auch sein einflußreiches Drama „Studentes“ geschrieben, das H. Bieder mit Recht zum Ausgangspunkt nimmt für seine skizzenhaften „Bilder aus dem Leben an

---

[1]) Victor Schultze, Geschichts- und Kunstdenkmäler der Universität Greifswald. Mit 20 Lichtdrucktafeln, 1 Faksimile und vielen Abbildungen im Text. Greifswald, J. Abel. 1906. IV, 68 S. Folio. (Rubenow-Bildnisse. Ein Blatt der Universitätschronik. Das Universitätsgebäude. Die Scepter. Der Rektormantel. Kette und Ring des Rektors. Der Croyteppich. Die Universitätssiegel. Der Lutherbecher. Das Kloster Eldena. Ein Brief E. M. Arndts.)

[2]) Paul Grawitz, Geschichte der medizinischen Fakultät Greifswald 1806—1906. Mit 29 Abbildungen im Text. Greifswald, J. Abel. 1906. IV, 82 S.

[3]) Aus der Geschichte der Universität Greifswald. Festschrift dargebracht von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin, Herrcke & Lebeling. 1906. 104 S.

*) Vgl. S. 89 ff.

Digitized by Google

der ehemaligen Universität Frankfurt a. O."[1]) Er hätte dabei auf G. Voß' Neudruck der „Studentes" (Aachener Programm 1899) und auf Erich Schmidts noch immer frischen Vortrag „Komödien vom Studentenleben" (Leipzig 1880) hinweisen können. O. Bachmann sieht[2]) die bleibende Bedeutung der Universität Frankfurt darin, daß hier Ulrich von Hutten, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Heinrich von Kleist und Heinrich Zschokke studiert haben; ich bin gewiß der letzte, der das kräftige Erzählertalent des guten Zschokke unterschätzt, aber in so erlauchter Gesellschaft nimmt er sich doch etwas wunderlich aus, obgleich er ja Kleist eine Zeitlang nahe gestanden hat. Im Anhang zu seinen Ausführungen deckt Bachmann einen unzweifelhaften Mangel der Friedlaenderschen Matrikelausgabe auf und reiht namentlich über die Studiengenossen der Humboldts biographische Daten aneinander. Das wenige, was sich über die Leistungen der Frankfurter Professoren auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sagen läßt, hat H. Roedel geschickt zusammengestellt.[3]) Die wechselvolle Geschichte des Collegium majus erzählt Gurnik mit anerkennenswerter Knappheit.[4])

Wichtige Zeugnisse zur Geschichte der Viadriana, vornehmlich in der ersten Periode ihrer Entwicklung, hat G. Bauch veröffentlicht.[5]) Er liefert damit eine Ergänzung zu seinem aufschlußreichen Buche über die Anfänge der Universität Frankfurt (Texte und Forschungen III, Berlin 1900). Wir erhalten außer den leider recht nachlässig geführten Dekanatsbüchern der juristischen und medizinischen Fakultät vier interessante Dokumente, die uns einen Einblick in den fast noch völlig scholastischen Lehrbetrieb gestatten. Schade, daß Bauch, der mit der deutschen Gelehrtengeschichte im Zeitalter des Humanismus besser vertraut ist als jeder andere, seine Publikationen so wenig schmackhaft zuzubereiten pflegt. Ein großer Stilkünstler wird er wohl nie werden, aber ein bißchen mehr Sorgfalt könnte er immerhin auf seinen Satzbau verwenden: S. VII begegnet eine Periode, in der die Worte „Sie gibt sich . . . zu erkennen" durch 11 Zeilen von einander getrennt sind!

Ich weiß nicht, wann zum ersten Mal der Gedanke aufgetaucht ist, die Viadriana nach Breslau zu verlegen oder mit der dort bestehenden Hochschule zu verschmelzen. Derlei Verlegungspläne hat man im 17. und 18. Jahrhundert bei verschiedenen Universitäten erwogen; so hat z. B.

---

[1]) Dem Andenken der Universität Frankfurt. 26. April 1506 bis 10. August 1811. Festschrift zur 400. Wiederkehr ihres Gründungstages 26. April 1906. Herausg. von der Museums-Gesellschaft in Gemeinschaft mit dem Historischen, Naturwissenschaftlichen und Kunst-Verein in Frankfurt a. O., S. 13—32.

[2]) Ottomar Bachmann, Die bleibende Bedeutung der ehemaligen Universität Frankfurt a. O. Festrede. Ebenda S. 33—54.

[3]) H. Roedel, Zur Geschichte der Naturforschung in Frankfurt a. O. Ebenda S. 85—114.

[4]) Gurnik, Das große Kollegienhaus in Frankfurt a. O. Ebenda S. 5—12.

[5]) Gustav Bauch, Aus dem ersten Jahrzehnt der Universität und die ältesten Dekanatsbücher der Juristen- und Mediziner-Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Hg. v. G. Kaufmann und G. Bauch. 6. Heft. Breslau, M. & H. Marcus. 1906. XX, 93 S.

Digitized by Google

Pfalzgraf Karl Ludwig die Universität *Heidelberg* 1658 nach Worms verpflanzen wollen, und im 18. Jahrhundert ist mehrfach dazu geraten worden, die Universität in Mannheim anzusiedeln, wo ohnehin der Schwerpunkt des wissenschaftlichen Lebens der Kurpfalz damals lag. Rudolf Sillib hat diese Pläne mit Benutzung ungedruckten Materials gut erörtert.[1])

Im Reformationsjubeljahr 1817 wurde, wie bekannt, die altersschwache Universität Wittenberg mit der neu organisierten Universität *Halle* vereinigt. Die Geschichte der Friedrichs-Universität hat ihr ehemaliger Kurator Wilhelm Schrader eingehend geschildert (Berlin, Dümmler 1894, 2 Bde.); die Universitätsgeschichte hat nicht viele Werke aufzuweisen, die sich mit dieser monumentalen Darstellung messen können. Aber es ist nicht jedermanns Sache, zwei umfängliche Bände über die Geschichte einer Hochschule durchzulesen. Wer sich rasch zu orientieren wünscht, findet jetzt in dem Büchlein von Brode das Wichtigste beisammen.[2]) Die äußere Geschichte der Universität behandelt Brode nur ganz knapp, lediglich der interessanten Gründungsgeschichte gönnt er etwas breiteren Raum. Den alten Mythus, daß Thomasius (den er übrigens sehr richtig als ein ganz und gar unphilosophisches Weltkind charakterisiert) zum ersten Mal in deutscher Sprache Vorlesungen gehalten habe, hätte er nicht wieder aufwärmen sollen.*)

Wie Halle geriet auch *Erfurt* nach dem Zusammenbruch der preußischen Monarchie unter französische Verwaltung. Über die Schicksale der Universität in dieser Zeit war bisher nicht eben viel bekannt. Um so dankbarer müssen wir Georg Oergel sein, dessen ausgezeichneter Aufsatz die zerfahrenen Verhältnisse mit besonnenem Urteil darstellt und beleuchtet.[3]) Von 1806 bis 1814 haben merkwürdig viel Mediziner in Erfurt promoviert: das hängt wohl damit zusammen, daß man in den kriegerischen Zeiten zahlreiche Ärzte brauchte; auch mag die geldbedürftige Erfurter Fakultät das Examen nicht zu schwer eingerichtet haben. Das Dankschreiben Goethes an die Erfurter Akademie, das Oergel S. 50 nach dem Original mitteilt, ist nach dem fast buchstäblich übereinstimmenden Konzept bereits in der Weimarer Goethe-Ausgabe (Abt. IV, Bd. 22, S. 160) veröffentlicht worden.**)

---

[1]) Rudolf Sillib, Über Verlegungspläne der Universität Heidelberg. Neue Heidelberger Jahrbücher. XIV. Band, S. 1—15.

[2]) Reinhold Brode, Die Friedrichs-Universität zu Halle. Zwei Jahrhunderte deutscher Geistesgeschichte. Halle, Curt Nietschmann, Ploetzsche Buchdruckerei. 1907. 68 S.

*) Vgl. die Hinweise in meinem Jahresbericht für 1904, Mitteilungen Bd. XV, S. 227.

[3]) Georg Oergel, Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft 1806—1814: Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXXII. Erfurt. K. Villaret (A. Frahm). 1906. 57 S.

**) Pastor Oergel hat vor kurzem das Zeitliche gesegnet; mit ihm ist ein vorzüglicher Kenner der Erfurter Gelehrtengeschichte ins Grab gesunken. Seine Beiträge zur Geschichte des Humanismus und der Reformation in Erfurt — sie sind in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie und in den Mitteilungen des

Digitized by Google

Die Geschichte der Universität Erfurt bewegt sich in absteigender Linie. Auf einen leuchtenden Morgen folgte bald die Dämmerung und ein langer, glanzloser Abend. Wie anders, wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit der Georgia Augusta in *Göttingen* zuwenden! „Weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein." Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stand die Universität auf der Höhe ihres Ruhms. François Villers nennt sie die erste der Welt. Eine flotte Schilderung des Studentenlebens in Göttingen zur damaligen Zeit entwirft Bock.[1]) Wir lernen die Tracht der Musensöhne kennen, wir nehmen an ihren Vergnügungen teil, wir begleiten sie in ihre Kneiplokale, wir beobachten ihre Raufhändel und Zweikämpfe, die zwar theoretisch streng verboten waren, nichtsdestoweniger aber oft vorkamen und milde bestraft wurden. (Über die Geschichte des Duells überhaupt unterrichtet, in der Tendenz anerkennenswert, aber ohne Neues zu bieten und mit abgeschmackter Beurteilung des Humanismus Karl Fajkmajer.[2])

Die hübschen Mitteilungen Bocks werden ergänzt und vertieft durch einen in jeder Beziehung meisterhaften Aufsatz Frensdorffs,[3]) der eine ungemein anschauliche Darstellung des Lebens und Treibens in Göttingen von 1786 bis 1790 bietet; daß er außerdem für die Geschichte der Prinzenerziehung von Wichtigkeit ist, versteht sich nach dem Titel von selbst. Man hatte am Hofe Georgs III. — die lebendige Charakteristik Thackerays ist mir unvergeßlich — viel Interesse für deutsche Literatur. Man fand Gefallen an Klopstock, an Haller, an Lavater. Auch auf diese Beziehungen geht Frensdorff ein. Er hebt dann die Gründe hervor, aus denen die Prinzen Ernst, August und Adolf (oder nach ihren späteren Herzogstiteln Cumberland, Sussex und Cambridge) nach Göttingen geschickt wurden: obenan stand wohl der Wunsch, sie dem üblen Einfluß ihres ältesten Bruders zu entziehen, der, in zahlreiche Liebschaften verstrickt, fabelhafte

Erfurter Geschichtsvereins erschienen — darf niemand, der sich mit diesen Dingen beschäftigt, unbeachtet lassen. Auch sein Buch „Vom jungen Luther" (Erfurt 1899) wird man mit Nutzen lesen. Oergel setzte nur die Feder an, wenn er etwas zu sagen hatte. Seine Abhandlungen sind ohne jedes pastorenhafte Pathos, eher trocken, stets sachlich geschrieben. Er suchte nach urkundlichen Belegen, begnügte sich aber nicht damit, nach der bequemen Manier unserer Tage Briefe oder Aktenstücke abzudrucken, sondern strebte danach, die neuen Tatsachen in den Zusammenhang einzugliedern und behutsam auszudeuten. Er stellte seine reichen Kenntnisse auf Verlangen gern anderen zur Verfügung, war aber im persönlichen Verkehr nicht frei von manchen Wunderlichkeiten. Mir scheint, daß das spärliche Interesse, das seine mit heißem Bemühen hergestellten Arbeiten fanden, ihn gegrämt und verbittert hat. Möge die Nachwelt ihm gewähren, was die Mitwelt ihm versagte.

[1]) Göttinger Studentenleben gegen Ende des 18. Jahrhunderts: Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens. Göttingen, Hofer. 1905. 3. Bd., 2. Heft, S. 46—95.

[2]) Das Duell in der Geschichte des deutschen Studententums = Publikationen der Wiener akademischen Anti-Duell-Liga Nr. 1. Wien, C. W. Stern. 1907. 12 S.

[3]) F. Frensdorff, Die englischen Prinzen in Göttingen. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover, Hahn. 1905. Jahrgang 1905. 4. Heft, S. 421—481.

Digitized by Google

Summen verschleuderte. Von den Göttinger Professoren war Lichtenberg der einzige, der in englischer Sprache vortrug; alle anderen mußten sich des Französischen bedienen, bis die Prinzen genügend Deutsch gelernt hatten. Ein Jahr nach ihrer Ankunft galten sie für fähig, sich an den Universitätsvorlesungen zu beteiligen, während sie bis dahin die Lehrer bei sich zum Unterricht empfangen hatten. Sie hörten unter anderem Blumenbachs Kolleg über Naturgeschichte und Pütters hochberühmte Vorlesungen über Reichsgeschichte und teutsches Staatsrecht, — aber sie waren nicht sehr bei der Sache und trieben lieber Allotria. Überhaupt scheinen sie bei ihrem Aufenthalt in Göttingen, der jährlich etwa 35000 Taler kostete, wenig profitiert zu haben. Im Lateinischen unterrichtete sie ein Schüler Heynes, der junge Magister Buhle, der sich später durch eine Geschichte der Philosophie bekannt gemacht hat und 1804 einem Rufe nach Moskau gefolgt ist.

Die kurz zuvor reorganisierte Universität Moskau war zu jener Zeit eine Art russischer Kopie Göttingens. Das zeigt die dankenswerte Arbeit Wischnitzers, von der freilich bisher nur zwei Kapitel vorliegen.[1] Das eine behandelt die Lehrjahre Nikolaj Turgenews, der 1808 nach Göttingen ging, das für ihn von entscheidender Bedeutung wurde. Turgenew wirkte später segensreich in seinem Vaterlande als hoher Verwaltungsbeamter. Das andere Kapitel beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte der geheimen Gesellschaften in Rußland.

Das Leben in Göttingen war teuer; wären wir nicht auch sonst darüber unterrichtet, die Briefe des braven Hofmeisters J. H. Stippius, die Herr von Pappenheim teilweise veröffentlicht,[2] würden es uns lehren. Stippius begleitete seinen Telemach, Louis von Pappenheim, auch nach Marburg, wo man damals recht in dulci jubilo gelebt zu haben scheint. Am lockersten ist es wohl (außer in Jena) in *Giefsen* hergegangen; darüber zu sprechen wird sich im nächsten Jahresbericht Gelegenheit bieten, für den ich mir auch die ergebnisreiche Untersuchung W. M. Beckers[3] aufsparen möchte.

In *Marburg und Giefsen* studierten begreiflicherweise viele *Waldecker*, wie man aus dem mit erstaunlichem Fleiß hergestellten Verzeichnis von A. Leiß ersehen kann.[4] „Bloße Namen — nur Namen stehen hier,“

---

[1] Marcus Wischnitzer, Die Universität Göttingen und die Entwicklung der liberalen Ideen in Rußland im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. (Kapitel 2 und 5). Berliner Diss. 1906. 39 S.

[2] Gustav Freiherr Rabe von Pappenheim, Aus der Studienzeit eines hessischen Edelmannes in den Jahren 1767—1770: Hessenland (Kassel, Scheel). 19. Jahrg., Nr. 19, S. 267—270, Nr. 20, S. 281—284.

[3] Wilhelm Martin Becker, Stärke und Zusammensetzung der Studentenschaft in der Frühzeit der Universität Gießen (1607—1624. Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte. Gießen, Roth. 1906. Bd. 1, Heft 1, 1906, S. 55—76.

[4] A. Leiß, Studierende Waldecker vom 13. bis zum 19. Jahrhundert (Fortsetzung): Geschichtsblätter für Waldeck und Pyrmont. Mengeringhausen, Weigel. 1906. 5. u. 6. Bd. S. 159—298. — Leiß veröffentlicht ebd. S. 315 ein akademisches Abschiedsgedicht aus dem 18. Jahrhundert und bespricht S. 320 bis 322 das Jenaische Stammbuch des Waldeckers H. Reichmann (1796 bis 1798).

Digitized by Google

möchte man da ausrufen, hätte sich Leiß die Mühe nicht verdrießen lassen, wo es irgend anging, auch des Verdienstes zu gedenken, „dem sie den Platz auf dieser Tafel danken.“ Bei den meisten besteht's freilich nur darin, daß sie in Arolsen oder sonst einem waldeckischen Neste geboren sind. Immerhin: für die Familiengeschichte und für die Geschichte der Familiennamen sind solche Untersuchungen, wie auch Weißenborn betont,[1] von erheblichem Wert. Über die Familien Scipio, Curtze, Bunsen, Engelhard, Kreusler, Schumacher, Leusmann und andere erhalten wir bio-bibliographische Nachweise, zu denen Leiß mitunter sehr verstaubte Werke benutzt hat, wunderlicherweise aber nicht das nächstliegende, die Allgemeine Deutsche Biographie, die doch z. B. über den Corbacher Rudolph Goclenius als Philosophen am zuverlässigsten unterrichtet.

Zur selben Zeit, als Goclenius Professor in Marburg wurde, Anno 1581, kam ein gewisser Heinrich Draut dorthin aufs Pädagogium. Dessen Bibliotheksverzeichnis, aus etwas späterer Zeit stammend, hat Diehl veröffentlicht.[2] Die Liste ist an sich interessant, aber Diehl hat den Druck offenbar überhastet. Er hätte bei längerer Beschäftigung damit kaum zu der „Grammatica Graeca Jois Meceleri“ ein Fragezeichen gesetzt, da es sich offenbar um die im 16. Jahrhundert viel gebrauchte griechische Grammatik Johann Metzlers handelt; er hätte dann auch nicht ein „Dictionarium Dasmodii“ aufgeführt, sondern ein Dictionarium Dasypodii.

Viel zu rasch ist man heutzutage mit Neudrucken bei der Hand. Das beweist auch wieder die neue Ausgabe, die Otto Braun von Schellings „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium“ veranstaltet hat.[3] Sie ist wissenschaftlich belanglos. Die Anmerkungen offenbaren uns, daß Polybius ein griechischer Historiker und Galen ein berühmter Arzt gewesen ist. Die Einleitung orientiert nur ganz obenhin über die historische Stellung Schellings, dessen Verwandtschaft mit Diderot (S. XIII) mir bisher noch nicht aufgegangen war. Sie gibt dann spärliche Ansätze zu einer Charakteristik der Vorlesungen, die doch nicht nur auf Ranke (S. XXII f.), sondern z. B. auch auf Savigny (und vielleicht erst durch ihn auf Ranke?) einen meines Erachtens mehr verwirrenden als klärenden Einfluß ausgeübt haben. Ein Register fehlt. Die Bedeutung der Vorlesungen für die Gegenwart schätze ich wesentlich geringer ein als Braun. Wohl erstreben auch wir wiederum nach einem Zeitalter der Kleinarbeit, des Spezialistentums, das wir doch nicht entbehren können, eine höhere Synthese, ein geschlosseneres Weltbild. Aber die phantastisch spielende Metaphysik eines Schelling kann uns dazu nicht den Weg weisen. Vestigia

[1] Die Universitätsmatrikeln als genealogische Quellen: Der deutsche Herold. Berlin, Heymann. 1906. S. 9—15, 37, 54—55, 91, 131—133. (Bibliographie der gedruckten deutschen Matrikeln und Nachweise über die ungedruckten.)

[2] Bibliothek eines Studenten der Theologie aus der Zeit um 1590: Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte. Darmstadt, Bergstraesser. 1906. 3. Bd. 1. Heft. S. 80—82.

[3] Friedrich von Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, herausg. von Otto Braun. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907. XXIII, 170 S.

Digitized by Google

terrent! Hat man so bald schon vergessen, wie jäh die Philosophie in der Mitte des 19. Jahrhunderts zusammenbrach, um dann jahrzehntelang wohl gar als Aschenbrödel der Physiologie ein ruhmloses Dasein zu führen? Es ist traurig, daß das Volk Immanuel Kants sich immer wieder von falschen Propheten in die Irre leiten läßt.

3. Fachschulen.

Von **Hugo Dietze** und **Alfred Heubaum.**

Dietze.] Gilows Werk über das *Berliner Handelsschulwesen*[1]) ist im Jahre 1906 bei Gelegenheit der Eröffnung der Berliner Handelshochschule erschienen und den Begründern dieser Anstalt, den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, gewidmet worden. Es ist nicht nur ein im hohen Grade wertvoller Beitrag für die Geschichte des Schulwesens der Reichshauptstadt, sondern für die deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte überhaupt, insbesondere für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Handelsschulwesens. Der Verfasser bietet seinen Lesern den von ihm behandelten Stoff in vier Hauptkapiteln. Das erste Kapitel befaßt sich mit dem kaufmännischen Unterricht in der bekannten Heckerschen Realschule (1747 ff.) und knüpft daran eine hier zum ersten Mal auftretende Würdigung der handelspädagogischen Bestrebungen im Philanthropin zu Dessau. Im zweiten Kapitel kommen die ersten Ansätze zu besonderen Handelsschulen in Berlin und die erste tatsächliche Begründung solcher Anstalten zur Darstellung. Das dritte Kapitel beschäftigt sich in ausführlicher Weise mit der Berliner Handlungsschule von J. M. F. Schulz als Privatanstalt (1791—1803) und das vierte Kapitel mit der aus der Schulzschen Anstalt hervorgegangenen Königlichen Handlungsschule (1803—1806). Außerdem gibt das Buch noch 14 Beilagen, ein Personenregister, ein Sachregister und Nachträge und Berichtigungen. Sehr umfangreich ist das dem Werke zugrunde liegende Quellenmaterial. Der Verfasser hat als solches nicht nur eine große Anzahl zum Teil recht selten gewordener Programme und Schulschriften benutzt, die in der Mehrzahl aus den Kreisen der Berliner Handlungsschule selbst hervorgegangen sind, sondern er hat auch — und das ist sehr wichtig — das gesamte ihm zugängige handschriftliche Material des K. Geh. Staatsarchivs in Berlin verarbeitet, welches für seine Studie in Betracht kam; dazu die im Archiv des H. Gymnasiums zu Dessau ruhenden sogen. Reliquiae Philanthropini und die einschlägigen Akten und Manuskripte des Zerbster Archivs, der H. Behörden-Bibliothek in Dessau und der H. Bibliothek ebenda.

Den Hauptgegenstand des Buches bildet die Geschichte der Schulzschen Handlungsschule, die — wie der Verfasser sagt — „in der Tat eine Vorläuferin für die erst im 19. Jahrh. von der Stadt Berlin, dem Staate und

[1]) Hermann Gilow, Das Berliner Handelsschulwesen des 18. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit dargestellt. 342 S. Mon. Germ. Paed. Bd. XXXV. Berlin, A. Hofmann & Co. 1906.

Digitized by Google

Privatmännern gegründeten gewerblichen Anstalten geworden ist". Die Geschichte dieser Anstalt ist im ganzen eine Leidensgeschichte. Obwohl die Schule von ihrem Begründer 1791 mit großen Hoffnungen ins Leben gerufen worden war, zunächst auch empor zu blühen begann und die volle Anerkennung und das Vertrauen der Berliner Kaufmannschaft genoß, von dieser sogar als „ganz unentbehrlich" für die Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses bezeichnet wurde, wollte sie doch nicht gedeihen. Versuche, Unterstützung aus Staatsmitteln zu erhalten, mißglückten, und Schulz, der seinem Unternehmen bereits große finanzielle Opfer gebracht hatte, war kaum noch im stande, es zu halten. Etwas günstiger schienen die Verhältnisse zu werden, als die Anstalt nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. auf Betreiben des Ministers von Struensee zur „Königlichen Handlungsschule" erhoben wurde und von da an eine jährliche Staatsunterstützung erhielt. Mit dieser Umwandlung änderte sich aber vollständig der Charakter der Schule. Hatte sie bisher in ihrem Lehrplan sowohl der kaufmännischen als der allgemeinen Bildung Rechnung getragen und die ihr anvertrauten Knaben von der untersten Stufe an erziehen und bilden wollen, so wurde sie jetzt zur „bloßen höhern Fachschule, ohne Unterbau für jüngere Schüler". Es wurde eine Art Gewerbe- oder technische Schule aus ihr, bei welcher der handelswissenschaftliche Unterricht, den Schulz gerade mit besonderer Liebe gepflegt hatte, ganz und gar in den Hintergrund trat. Aber auch mit dieser neuorganisierten Anstalt ging es nicht vorwärts. Das Publikum wurde dem Schulzschen Institut gegenüber immer teilnahmloser, und die Schülerzahl sank mehr und mehr. Dazu kam, daß das Oberschuldepartement der Anstalt kaum noch das erforderliche Interesse, eher Abneigung entgegen brachte. Zur Zeit des Ministers von Stein plante man, die Schule als selbständige Anstalt aufzuheben und einem andern bestehenden Schulorganismus anzugliedern. Schulz verlor schließlich jede Freudigkeit an der Leitung und ließ eines schönen Tages, enttäuscht und von einer über Gebühr angewachsenen Schuldenlast gedrückt, die Stätte seiner Tätigkeit im Stich. Bald nach seinem Weggange hatte die Schule aufgehört zu existieren; im September 1806 wurde sie aufgelöst.

Obwohl die Schulzsche Handlungsschule demnach also nur eine verhältnismäßig kurze Zeit bestand, hat sie doch verschiedene Wandlungen erfahren. Bei ihrer Gründung war sie philanthropistisches Erziehungsinstitut für zukünftige Kaufleute, von 1803 an bis zur Aufhebung kaufmännische oder gewerbliche Fachschule. Gilow hat sich in seine Aufgabe, die Entstehung, Entwicklung, das Leben und Sterben der Schulzschen Handlungsschule darzustellen, mit großem Fleiß und mit viel Liebe vertieft. Jede einzelne Phase der Geschichte der Anstalt zeigt er aufs genaueste und macht den Leser mit allem bekannt, was vom Standpunkt der Geschichte der Pädagogik, insbesondere vom Standpunkt der Geschichte des kaufmännischen Fachschulwesens aus betrachtet, von Wert und von Bedeutung ist.

Die Arbeit auf dem Gebiete der Handelsschulgeschichte hat noch nicht

Digitized by Google

allzuviel zutage gefördert. Kein Wunder, widmet man sich ihr doch erst seit etwa 10 Jahren, seitdem Bruno Zieger durch seine Veröffentlichungen über „Marperger" und den „Handelsschulgedanken in Kursachsen im 18. Jahrhundert" den ersten Anstoß dazu gegeben hat. Durch Gilows Werk sind die von Zieger begonnenen Forschungen wieder ein tüchtiges Stück vorwärts gebracht worden. Möge das interessante und inhaltsreiche Buch recht viele Schulmänner zur Weiterarbeit anregen!

Heubaum.] Für die Geschichte des *Potsdamer Kadettenhauses*[1]) war man bisher auf die Angaben von Crousaz in seiner Geschichte des preußischen Kadettenkorps und auf die kurze Übersicht Potens in seiner Geschichte des Militärbildungswesens angewiesen. Nun hat sich Graf von Haslingen der Mühe unterzogen, auf Grund archivalischer Quellen, soweit sie ihm noch erreichbar waren, die wechselvollen Schicksale der für die Heranbildung des Offiziersersatzes wichtigen Anstalt darzustellen. Die heutige Potsdamer Kadettenanstalt bildet nicht die Fortsetzung des einst mit dem Militärwaisenhaus verbundenen und erst Anfang des 19. Jahrhunderts völlig von ihm losgelösten und zur Selbständigkeit erhobenen Kadetteninstituts in Potsdam, sondern ihre Ursprünge weisen nach Stolpe in Pommern. Vor allem sucht uns der Verf. daher mit der Entstehung und Entwicklung dieser Anstalt bekannt zu machen. Für die Gründungsgeschichte bringt er eine Reihe wertvoller Dokumente bei, die uns den bekannten Kriegs- und Domänenrat Friedrichs des Großen Brenkenhoff bei der Entstehung lebhaft und erfolgreich beteiligt zeigen. Einfach und schlicht werden uns dann die innern und äußern Zustände der Anstalt vorgeführt. Die Niederlage Preußens 1806, die auf allen Gebieten tiefe Umwälzungen und Vereinfachung herbeiführte, bewirkte auch eingreifende Veränderungen in der Gestaltung des Kadettenkorps. Den kleineren Staatsverhältnissen entsprechend wurde beabsichtigt, die gesamte Kadettenausbildung in Berlin zu konzentrieren. So sollte auch das Stolper Haus 1811 nach der Hauptstadt verlegt werden. Äußere Umstände verhinderten die Ausführung dieses Planes, und so kam es nach Potsdam, von wo etwa gleichzeitig die bisher dort bestehende Anstalt nach Berlin übergesiedelt war. Auch die Vorgeschichte dieser Schule wird uns in den einzelnen Phasen, in denen sie sich aus dem Militärwaisenhaus heraus entwickelte, vorgeführt. In großen Zügen gehen dann die weiteren Geschicke der Anstalt an uns vorüber. Wir sehen die große Reorganisation, die sich im Zusammenhange mit der ganzen Militärreform 1816 bis 1818 mit dem Potsdamer Kadettenhaus vollzog, lernen den Geographen Karl Ritter als Studiendirektor des Kadettenkorps kennen, hören von der bedeutenden Fortführung der Reformen am Schluß der dreißiger Jahre, von der Einrichtung neuer Anstalten, der Erweiterung des Potsdamer Instituts und endlich in den siebziger Jahren von der Ein-

[1]) Graf von Haslingen, Geschichte des Kadettenhauses in Potsdam. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906. 98 S.

Digitized by Google

gliederung der Kadettenanstalten in den Gesamtorganismus des Bildungswesens. Mehrfach werden Erinnerungen früherer Zöglinge benutzt, um das Bild vom Leben und Treiben in der Anstalt in den verschiedenen Zeiten anschaulicher zu gestalten und die Dürre der Tatsachen und Ereignisse zu beleben.

4. Privat (Prinzen)-Erziehung.

Von **Hermann Wäschke** und **Georg Schuster.**

Wäschke.] Die Mon. Germ. Paed. bezeichnen durch den Untertitel: „Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge“ ihre Aufgabe als die eines Publikationsinstitutes historischer Denkmäler aus dem Bereiche der pädagogischen Wissenschaft. In diesem Sinne haben sie bisher zu wirken gesucht, und eine stattliche Reihe von Bänden bezeichnet ihre eifrige Tätigkeit. Ob diese Tätigkeit im besten Sinne fruchtbar geworden ist, d. h. nicht allein das historische Interesse befriedigt, sondern auch auf die pädagogische Praxis durch Anregung, Beispiel usw. eingewirkt hat, das zu entscheiden, wird nur einer besonderen Untersuchung möglich sein, ich gestehe aber ein, daß nach meinem persönlichen Empfinden die Befriedigung selbst des rein historischen Interesses der Pädagogen durch Kürzung und auszügliche Publikation der Vorlagen in einzelnen Fällen ebenso gut erreicht wäre, als es durch die Totalreproduktion geschehen ist.

Die vorliegende Publikation[1]) tritt aus diesem ursprünglichen Plane der Monumenta entschieden und grundsätzlich heraus, indem sie dem Objekt der Erziehung sich zuwendet. Daß die Anregung dazu, wie die Vorrede angiebt, noch von Kehrbach selbst gegeben ist, erweist, daß auch er diese Ergänzung für notwendig erachtet habe. Der Vollständigkeit wegen würde allerdings noch eine Ergänzung nach der Seite des erziehenden Subjektes, des Lehrers, nötig sein durch Publikationen über Methode und Wirksamkeit bekannter hervorragender Pädagogen. Nach meiner Überzeugung ist in der Pädagogik die Persönlichkeit, sowohl im Subjekt als Objekt der Erziehung, das Wichtigste; das bloße Schema der Schulordnung des Lehrplanes usw. ist vielleicht nicht unwichtig, aber doch Nebensache.

Aus dieser Anschauung heraus begrüße ich diese Publikation mit großer Freude, denn sie wird der pädagogischen Praxis eine ganz andere Anregung geben können als der Abdruck einer alten Schulordnung. Sie kann dies umsomehr, weil ja in der Erziehung der Fürstensöhne die Grundbedingungen des Erfolges in ausreichendem Maße gegeben zu sein pflegen, — die idealsten Grundsätze, die vorzüglichsten Lehrkräfte, Lehr-

[1]) Georg Schuster und Friedrich Wagner, Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg und Könige v. Preußen. 1. Band: Die Kurfürsten Friedrich I. und II., Albrecht, Johann, Joachim I. und II Mon. Germ. Paed., Bd. 34. Berlin, A. Hofmann & Co. 1906. XXIV u. 608 S.

Digitized by Google

mittel usw. und doch meist auch eine zu erziehende Persönlichkeit von reichentwickeltem allgemeinem Interesse; — zugleich aber pflegt das Gefühl der Verantwortlichkeit, ohne das der Lehrer überhaupt nicht schaffen kann, nicht schaffen sollte, einer solchen Schülerpersönlichkeit gegenüber ihn, den Lehrer, noch mehr zur Entfaltung seines besten Wissens und Könnens anzuspornen.

Die Herausgeber dieses Werkes sind aber noch einen guten Schritt weiter aus dem Rahmen der Mon. herausgetreten, sie haben nicht nur die Erziehung der betreffenden Persönlichkeiten, sondern ihre Jugendgeschichte insgesamt dargestellt. Damit ist das Werk ein rein historisches geworden, in welchem die Darstellung der Erziehungsgrundsätze und Erziehungsmethode, die Würdigung der Lehrer und Erzieher zwar in vollständigster Weise mit umfassender Kenntnis geboten wird, aber doch auch alles übrige an Ereignissen und Erlebnissen, was die Jugendgeschichte ausfüllt.

Soll man das tadeln? Ich für meine Person kann nur anerkennen, daß hier erfüllt ist, was ich mir als wertvolles Material für die pädagogische Praxis denke, die Geschichte der werdenden Persönlichkeit nach all ihren Beziehungen; und an dieser erfüllen ja nicht nur die Lehrer, sondern auch die Eltern und viele andere, kurz, ihre gesamte Zeit, der sie zugehören, die Erziehungsaufgabe. Und alle diese Einflüsse, soweit das Material und die Divinationsgabe reicht, dargelegt zu haben, auch den Erfolg der Erziehung im Handeln der Persönlichkeit anschaulich gemacht zu haben, das ist das unbestreitbare Verdienst dieser Publikation.

Der erste Band derselben, der uns bisher nur vorliegt, behandelt die Jugend und Erziehung der Hohenzollern bis zu Joachim II., und zwar hat Archivrat Dr. Georg Schuster die Kurfürsten Friedrich I., Friedrich II. und Albrecht, der vor der Herausgabe des Werkes leider verstorbene Prof. Dr. Friedr. Wagner die Kurfürsten Johann, Joachim I. und Joachim II. bearbeitet.

Die Darstellung ruht auf fleißiger Durchforschung des vorhandenen Materials und erweist eine vollständige Durchdringung des Stoffes in jeder Beziehung. Im ganzen ist der von Dr. Schuster gelieferte Teil, soweit einem die Prüfung und ein Urteil ohne volle Kenntnis des zerstreuten Materials zusteht, zuverlässiger und erschöpfender, dem zweiten Teile blieb es ja durch das vorzeitige Hinscheiden des Verfassers versagt, die nachbessernde Hand desselben zu erfahren; und wenn auch Dr. Schuster mit seiner umfassenden Kenntnis am besten geeignet war, dem Werke seines Freundes die letzte Feile anzulegen, so weiß doch jeder Einsichtige, wie schwer es ist, sich so in die Arbeitsweise eines andern zu vertiefen, daß man unter pietätvoller Schonung der Arbeit des andern seine eigenen Ansichten und Studienergebnisse hineinweben kann. Die Nachbesserung wird sich vermutlich auf einzelne Berichtigungen beschränkt haben. Das, was ich an diesem zweiten Teile vermisse, ist die Benutzung auswärtiger Archive. So hätte z. B. das in unserm Hausarchiv vorhandene Material für die Jugendgeschichte Joachims II. noch mancherlei Aufschlüsse geben

Digitized by Google

können, die ich gelegentlich zu geben gedenke als Zeichen des Dankes, den ich beiden Verfassern für ihre treffliche Arbeit zu schulden glaube.

Auf Einzelheiten einzugehen, wird man sich gegenüber der Trefflichkeit der Gesamtleistung gern versagen. Ich erwähne nur noch, daß der Darstellung auf S. 407—512 Anmerkungen, auf S. 513—554 Anlagen, auf S. 555—601 ausführliche Sach-, Orts- und Personennamen-Register und auf S. 601—607 Itinerare (Aufenthaltsorte) der geschilderten Persönlichkeiten beigegeben sind. Die Anmerkungen bieten nicht nur den Nachweis der urkundlichen oder literarischen Grundlage der Darstellung, sondern zum Teil kurze, selbständige Abhandlungen, unter denen namentlich die Biographien von Lehrern und die Ausführungen über Unterrichtsmittel und Methoden den Pädagogen sehr willkommen sein dürften.

Auch Bildschmuck ist dem Werke beigegeben. Ich stehe diesem Anschauungsmittel im ganzen ablehnend gegenüber und halte die vielfach an den Markt sich drängende Illustration im Buche, namentlich in Schulbüchern, für eine Gefahr, die bei ihrem Anwachsen ein phantasiearmes Geschlecht verschulden wird, aber wo die Auswahl nicht nur der Neugier, sondern der Verdeutlichung, gewissermaßen als Zusammenfassung der literarischen oder wissenschaftlichen Belehrung dient, ist das Bild wohl am Platze, denn dann ist es zweckmäßig. Von diesem Standpunkt aus erkenne ich die hier getroffene Auswahl von Bildern, die noch dazu sich in den allerbescheidensten Grenzen hält, als zweckentsprechend an; es zeigt sich auch darin das besonnene Urteil des Herausgebers.

Insgesamt darf man also diesem Werke, dessen Fortsetzung hoffentlich bald erscheinen wird, rückhaltlos seine Anerkennung zollen.

Schuster.] Die Nachrichten über Erziehung und Unterricht des *Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau*[1]) sind bisher ziemlich dürftig gewesen, ein Schicksal, das der „alte Dessauer" übrigens mit zahlreichen andern Fürstlichkeiten teilt. Außer Varnhagen haben nur noch Jochmus und L. Würdig mehr oder weniger phantasievolle Beiträge zur Geschichte seiner Erziehung geliefert, Beiträge, die leider noch heute das Urteil fachkundiger und dilettantischer Kreise maßgebend beeinflussen. Als ihr Gesamtinhalt darf die Vorstellung gelten, daß die Erziehung des Prinzen Leopold eine mangelhafte gewesen, „die einerseits durch das falsche Erziehungsprinzip des Vaters, andererseits durch die Abneigung des Prinzen gegen wissenschaftlichen Unterricht verursacht sei; nur seine Willenskraft sei gefestigt: freilich entbehre auch die der beherrschenden Einsicht, sei mehr zügellos, als in wünschenswerter Zucht geblieben. Wissenschaftlichen Studien abhold, sei er nur einseitig für militärische und körperliche Übungen befähigt gewesen."

Dieser einseitigen und unhaltbaren Auffassung tritt Hermann Wäschke

[1]) Hermann Wäschke, Des alten Dessauers Jugendzeit. Neujahrsblätter aus Anhalt. Herausgegeb. von H. Wäschke. 3. Heft. 34 S. Dessau, Verlag der Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt. 1906.

Digitized by Google

in einer ergebnisreichen, anregenden, gründlichen Studie erfolgreich entgegen und zwar an der Hand einer Reihe authentischer Dokumente, die der berufene Autor meist ihrem Wortlaut nach aus den reichen Schätzen des von ihm so musterhaft und mit so liebevoller Hingebung verwalteten herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst mitteilt. Von höchstem Werte ist vor allem die nach den Angaben des Vaters, des tüchtigen Fürsten Johann Georg II., entworfene, von ihm durchgearbeitete und vielfach verbesserte Instruktion für die Erzieher des jugendlichen Prinzen. „Hier ist nichts von einer an Fahrlässigkeit grenzenden Gleichgiltigkeit gegen wissenschaftliche Bildung, nichts von Nachgiebigkeit gegenüber dem kindlichen Willen, nichts von einseitiger Bevorzugung körperlicher Ausbildung, im Gegenteil eine nüchterne, auf das Praktische gerichtete, tief ernste und tief religiöse Persönlichkeit stellt als Ziel für die Erziehung seines Sohnes hin die Entwicklung zur Humanität, Religiosität und praktischen Lebensweisheit, und in der Darlegung der Wege, auf denen die Lehrer ihren fürstlichen Schüler zu diesem Ziele führen sollen, zeigt er sich nicht allein in den pädagogischen Dingen, sondern überhaupt als einen trefflichen Menschenkenner."

Im Anschluß hieran wird die Persönlichkeit des Prinzen Leopold, eines „eher zarten als robusten Knaben, nach seinen Anlagen, Neigungen, Trieben" geschildert. Wir erfahren hier, daß der Eigenwille des Prinzen „gelegentlich allzusehr hervortrat", daß es „auch wohl ab und zu an der nötigen Unterordnung unter die Autorität der Lehrer" fehlte, daß „das Interesse von den Wissenschaften mehrfach abgelenkt wurde auf die Unterhaltung durch Reiten und Jagen" und andere Dinge.

Indes wurde darüber der wissenschaftliche Unterricht keineswegs vernachlässigt. Der Prinz erwarb sich namentlich im Französischen gute Kenntnisse, zeigte Lust und Liebe für die lateinische und italienische Sprache und zeichnete sich besonders in der Geometrie und Fortifikationslehre aus. Seiner Vorliebe für diesen Gegenstand und den reichen Kenntnissen, die er sich auf diesem Gebiete erwarb, verdanken wir jene „deutliche und ausführliche Beschreibung: Wie eine Stadt soll Belagert und nachher die Belagerung mit gutem Succeß = biß zur Übergabe geführt . . . werden!" — die der Fürst im Jahre 1737 für den Kronprinzen Friedrich (II.) von Preußen verfaßte.

Zwei weitere beachtenswerte Abschnitte befassen sich mit dem Umgang des Prinzen, seinen Reisen und seiner „ersten militärischen Würde". Noch nicht zwölf Jahre alt, erhielt Leopold am 5. Januar 1688 die Würde eines Obersten und wurde „Inhaber eines alten kaiserlichen Regiments, das von da an den Namen Regiment Anhalt zu Fuß führte". Als Einleitung geht dem Ganzen voran ein interessantes Kapitel über „Geburt und Elternhaus".

Digitized by Google

V. Unterrichtsgegenstände.

1. Religion.

Von **Martin Schian.**

Die Übersicht kann diesmal mit dem Hinweis auf eine Darstellung der *Gesamtgeschichte des Religionsunterrichts* beginnen, die der durch mancherlei Arbeiten bekannte Vollmer verfaßt hat.[1]) Das Bedürfnis zu solcher zusammenfassenden Arbeit war entschieden vorhanden. Einzelstudien sind schön und gut; aber sie sind naturgemäß immer nur wenigen zugänglich; und von denen, welche sie zu lesen bekommen, vermag nur ein Teil den Ertrag derselben für sich selber völlig auszunützen, weil die allgemeine Übersicht über das ganze Gebiet unmöglich jedem mit allen Details immer im Gedächtnis sein kann. Schade nur, daß Vollmers Arbeit als Teil einer größeren Darstellung den Spezial-Interessenten an der Geschichte des Religionsunterrichts schwerer anschaffbar geworden ist. Soviel als im Rahmen dieses Werkes überhaupt möglich, nämlich fast 24 Seiten großen Formats, ist dem geschichtlichen Überblick gewidmet; davon 17 der Geschichte des Religionsunterrichts im allgemeinen, der Rest der Entwicklung in einzelnen Ländern und statistischen Angaben. Erstere reicht bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts; nachher tritt die Gliederung ein. Natürlich muß sich die Darstellung auf diesem Raum ganz knapp halten. Auf Einzelheiten konnte nur eingegangen werden, soweit sie entweder besonders wichtig oder besonders illustrativ waren. Das Hauptgewicht fällt auf die Unterrichtspraxis, während die Unterrichtshilfsmittel naturgemäß zurücktreten. Was zur Unterrichtspraxis gehört, wird, wenn auch manches nur in kurzen Hinweisen, alles behandelt. Auf seine eigenen (in der vorigen Übersicht erwähnten) Vorarbeiten kann Vollmer dabei verweisen. Aus Eigenem kann V. aber auch sonst manchen Hinweis, manche Besonderheit der Beleuchtung geben. Die wichtigste Literatur zur Sache ist in Anmerkungen notiert. Natürlich kann man darüber rechten, ob dies oder jenes vor anderm angeführt werden mußte. Aber im allgemeinen wird jeder, der es bisher schmerzlich empfunden hat, daß es etwas Zusammenfassendes über dies Thema nicht gab, dem Vf. für seine sorgfältige, mühsam und wirklich fördernde Übersicht herzlich dankbar sein. Ich möchte den Wunsch anschließen, daß es ihm vergönnt sein möge, den gleichen Gegenstand in größerer Ausführlichkeit umfassender behandeln zu können.

Vollmer klagt u. a. darüber, daß die Zeitschrift für den Religionsunterricht die Geschichte dieses Unterrichts bisher fast gar nicht berücksichtigt habe. Diese Klage scheint bereits etwas genützt zu haben. Der unten zu nennende Aufsatz von Windel ist durch dieselbe angeregt worden; und die Redaktion ist gewillt, weiteres zur Sache zu bringen.*)

---

[1]) Lic. Hans Vollmer, Evangelische Religionslehre. Im Handbuch für Lehrer höherer Schulen. Leipzig, Teubner. 1905. S. 71—127.

*) Zeitschr. f. d. evangel. Religionsunterricht, hersg. von Köster und Schuster. 18. Jahrgang. 2. Heft (Nov.). S. 67.

Digitized by Google

Außerdem ist zur allgemeinen Geschichte des Religionsunterrichts nicht viel zu melden. Daß in der von Drews gegebenen sehr schönen geschichtlichen Darstellung des *deutschen Pfarrerstandes*[1] auch manches über katechetische und pädagogische Arbeit gesagt wird (S. 30, 33, 36, 107, 108, 139, 143), ist selbstverständlich. Aber Drews hat sich die Aufgabe so gestellt, daß er den Pfarrerstand in engster Verbindung mit den geistlichen Amtsfunktionen und mit seiner sozialen Stellung zu beschreiben hatte. Somit hat er auch nur die mit der eigentlichen Amtsarbeit zusammenhängende unterrichtliche Betätigung besprochen; und bei der Anlage des Ganzen mußte auch diese sehr kurz wegkommen. Die mit dem Amt nicht so eng verbundene pädagogische Tätigkeit der Pfarrer wird für die Aufklärungszeit kurz erwähnt (S. 139, 143). Aber es hätte doch wohl zur Charakterisierung des Standes wesentlich beigetragen, wenn die enge Verbindung von Kirche und Schule in den beschriebenen Jahrhunderten (mit dem Anfang des 19. bricht das Buch ab) stärker betont worden wäre.

Ich habe in der letzten Übersicht das Buch von E. Fischer über die *Geschichte der evangelischen Beichte* erwähnt, weil es unter demselben Gesichtspunkt, unter dem Drews die katechetische Arbeit des Pfarrers mehrfach erwähnt, für diese und damit für den Religionsunterricht wertvoll ist. Das Fischersche Buch reichte nur bis an die Anfänge der Reformationszeit. Die Weiterführung dieser Untersuchungen wird durch die ungeheure Verzweigung des Stoffes natürlich sehr schwierig. Da müssen Spezialarbeiter vor. Einer, und zwar ein tüchtiger, hat sich für Sachsen bereits gefunden in dem Chemnitzer Pastor R. Franke.[2] Er setzt bei dem Unterricht der Visitatoren 1528 ein und bespricht alle die Privatbeichte betreffenden Fragen bis in die Gegenwart hinein; denn manche kirchliche Einrichtung auch des 19. Jahrhunderts wies Reminiszenzen an jene Institution auf (z. B. das Beichtgeld). Das Schwergewicht fällt aber natürlich auf die Zeit, in welcher der Brauch in Blüte stand; und für diese Zeit hat Franke erfreulicherweise keinen der in Betracht kommenden Gesichtspunkte außer acht gelassen, selbst (was sehr nützlich ist) die alleräußerlichsten nicht. So ist denn auch das pädagogische Interesse zu seinem Recht gekommen; ja es steht mit in erster Linie. „Zunächst stand die Privatbeichte im Dienste der kirchlichen Pädagogik“ (S. 51). Das Katechismusexamen, welches einen wesentlichen Teil derselben bildete, wird genau beschrieben (S. 52 ff.). Dieses Examen diente nicht bloß zur Prüfung, sondern auch zur Belehrung; der Geistliche mußte korrigierend eingreifen, gegebenenfalls den Beichtenden zurückweisen. Damit ergab sich zugleich

[1] Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit. Mit 110 Abbildungen und Beilagen nach Originalen, größtenteils aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Bd. 12 der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hersg. von Georg Steinhausen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1905. 146 S. Geh. 4 M.

[2] R. Franke, Geschichte der evangelischen Privatbeichte in Sachsen. Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, herausg. von Dibelius und Brieger. 19. Heft (Jahresheft für 1905). Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 1906. S. 41 bis 142. 4.

Digitized by Google

die Möglichkeit eines inquirierenden Verhörs auf Rechtgläubigkeit. Auch der Pietismus hielt (S. 87 ff.) grundsätzlich die pädagogischen Aufgaben fest, doch nicht mehr in so enger Verbindung mit der Privatbeichte. Wir können aus dieser Studie für unsere Zwecke nicht gerade Neues entnehmen; aber sie zeigt uns, wie der bestehende Brauch sich in einem sehr wichtigen Landesgebiet praktisch gestaltete, wie er aufgenommen und durchgeführt ward und woran er schließlich sterben mußte. Solche genauen Einzeluntersuchungen soll man nie gering schätzen; sie bringen Anschauung in die Erkenntnis und tun damit ein wichtiges Stück Arbeit.

Die Persönlichkeit des Johann Sleidanus, des Historiographen der deutschen Reformation, des Übersetzers von Butzers kürzerem Katechismus, wird uns gewiß auch für die Geschichte des Religionsunterrichtes interessieren. Aber ein vorliegendes Programm von Oberlehrer A. Krieg,[1]) welches ihn behandelt, trägt für dies Fach nichts aus. Ebenso können einige Arbeiten nur ganz kurz Erwähnung finden, die bei weitem in erster Linie der *Kirchenmusik* als solcher gelten und von denen nur einzelne wenige Bemerkungen nach der Beschäftigung der Schule mit der Kirchenmusik hinüberdeuten. So erfahren wir durch die Sammlung liturgischen und kirchenmusikalischen Materials aus Rothenburg o. d. T., welche der dortige Musikdirektor und erste Organist an der Hauptkirche St. Jakob Ernst Schmidt[2]) aus einer ganzen Anzahl von Bibliotheken gesammelt hat, zwar auch manches über das Verhältnis von Rothenburger Kantoren und Organisten zur Schule (S. 67, 119 Erasmus Widmann; S. 172, 173 Buttstett) und über das Verhältnis der Studienanstalten zur Kirchenmusik (S. 187 ff., 197 ff.). Aber aus alledem ergibt sich nicht viel mehr, als daß auf die Pflege des Gesanges auf dem Gymnasium großes Gewicht gelegt wurde. Ein Alumnat verpflichtete seine Zöglinge, an den Vokalmusiken in der Kirche teilzunehmen; aber das Alumnat ward in der gestifteten Form aufgehoben und zu Stipendien verwandt. Ein wenig merkwürdig berührt die aktenmäßige Berichterstattung des Verfassers über seine eigene Wirksamkeit (S. 180 ff.).

In ähnlicher Weise zeigt die Studie von Diehl[3]) über die *Chori musici* im Darmstädtischen Oberhessen die enge Verbindung von Schule und Kirchenmusik. Aber die Studie ist ganz darauf angelegt, Grundlagen zu einer Geschichte des kirchlich-musikalischen Lebens in Hessen zu schaffen und trägt daher für uns nicht viel aus. Die Chori musici, von denen gehandelt wird, sind Organisationen von Bürgern und Bürgerssöhnen zum

[1]) A. Krieg, Zur Charakteristik Johann Sleidans. Ein Beitrag zur Geschichte des elsässischen Humanismus. Beilage zum 10. Jahresbericht des Gymnasiums mit Realschule i. E. zu Zehlendorf. 1907.

[2]) E. Schmidt, Zur Geschichte des Gottesdienstes und der Kirchenmusik in Rothenburg o. d. T. J. P. Peter, Rothenburg o. d. T. 1905. 231 S. 4°. 3 Mark.

[3]) Lic. Dr. Wilhelm Diehl, Pfarrer in Hirschhorn: Aus der Geschichte der Chori musici im Darmstädtischen Oberhessen. Monatsschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst, IX. (1904.) S. 307 ff., 366 ff.

Digitized by Google

Zweck der kirchlichen instrumentalen Musik, die in oberhessischen Landstädtchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im Anfange des 18. Jahrhunderts zu hoher Blüte gelangten.

Wir kommen zu den *Unterrichtsstoffen* und Hilfsmitteln. Da liegt diesmal eine Arbeit vor, die ein wichtiges Stück des Religionsunterrichtsstoffes zwar nicht nach seiner unterrichtlichen Behandlung, aber doch nach seiner Fassung und Deutung durch die Geschichte verfolgt und darum sicherlich hier angeführt werden muß. Es sind fünf Vorträge, welche Konsistorialrat Prof. D. E. Chr. Achelis in Marburg[1]) beim Hessisch-Nassauischen theologischen Ferienkursus 1904 über den Dekalog gehalten hat. Der erste Vortrag greift ins Alte Testament hinein; die Fassung und Stellung des Dekalogs im Zusammenhang der israelitischen Literaturgeschichte und Religionsgeschichte wird behandelt. Darauf folgt eine Untersuchung über das Verständnis des Dekalogs bis auf Christus und Paulus (2. Vortrag) und nach dem Neuen Testament (3. Vortrag). Den Schluß bilden je eine Darlegung über den offiziellen Text und die offizielle Erklärung des Dekalogs in der evangelischen Kirche (4) und über seine Stellung in den Katechismen und im Religionsunterricht (5). Die ersten Vorträge fassen im wesentlichen das Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit am Alten Testament zusammen; sie geben dem, der in dieser Arbeit Bescheid weiß, nichts Neues; aber sie bieten allen, die mit derselben nicht vertraut sind, eine vorzügliche Übersicht und einen klaren Einblick. In den drei letzten Vorträgen gibt A. viel Selbsterarbeitetes. Am meisten Interesse wird der Nachweis erregen, daß wir in den evangelisch-lutherischen Bekenntnissen einen dreifachen Text des Dekalogs besitzen. Die Textrezensionen des Kleinen Katechismus sind zahlreich gewesen; Kawerau hat in der Braunschweiger (jetzt Berliner) Lutherausgabe, Bd. 3, die von Luther selbst vorgenommenen Änderungen verzeichnet. Die Concordia von 1580 hat einen autoritativen Text im Kleinen Katechismus gegeben. Aber sie hat unterlassen, denselben Text in den Großen Katechismus zu bringen; und der in der zweiten Vorrede zum Großen Katechismus (Praef. minor) befindliche Text ist wiederum mit diesen beiden nicht ausgeglichen. Am allermeisten wird aber vielfach der weitere Hinweis frappieren: der von der Eisenacher Kirchenkonferenz 1884 aufgestellte Normaltext des Kleinen Katechismus, der jetzt zumeist kirchenregimentlich eingeführt ist, stimmt weder mit einem der drei symbolischen Texte überein, noch versucht er eine Kombination, sondern er gibt einen in mehreren wichtigen Punkten von allen drei Rezensionen abweichenden neuen Text. Er, nicht die Symbole, hat die Drohung beim zweiten, die Verheißung beim vierten Gebot eingefügt und damit manche katechetische Schwierigkeit für den evangelischen Religionsunterricht geschaffen! Auch sonst findet sich hier viel wertvolles Material zur Dekalogbehandlung. Luthers eigenes Verständnis des Stückes wird erörtert, aber auch die Frage aufgeworfen (und

[1]) E. Chr. Achelis, Der Dekalog als katechetisches Lehrstück. Gießen, Verlag A. Toepelmann. 1905. 75 S. 1,50 M.

Digitized by Google

bejaht), ob es nicht gegebenenfalls des evangelischen Theologen Pflicht sei, mit der Schrift in der Hand Luther zu korrigieren. Mit diesen Ausführungen wird die Grenze der historischen Darlegung überschritten; es muß daher an dieser Stelle genügen, auf die sehr guten prinzipiellen Sätze, die A. hier anschließt, aufmerksam gemacht zu haben. Jedenfalls haben wir in dieser kleinen Schrift eine musterhafte Studie zur Grundlegung für katechetische Arbeit, allerdings eine, die uns zeigt, wie tief man gehen muß und zwar immer wieder bei jedem Einzelpunkt, um ganz sicheren Boden unter den Füßen zu haben. Der Verf. selbst erklärt im Eingang, er wolle an einem Beispiel die Fruchtbarkeit der historisch-kritischen Forschung für den katechetischen Betrieb und die Erfordernisse seiner Reform aus der Natur der Sache aufzeigen. Das ist ihm in ausgezeichneter Weise gelungen.

Zur Vorgeschichte von Luthers Katechismen ist wichtig *Luthers erste deutsche Auslegung des Vaterunsers* von 1518. Otto Seitz[1]) hat dieselbe neu herausgegeben nach einem im Wittenberger Lutherhaus vorhandenen Exemplar (Ausgabe von 1519). Das Buch zerfällt in zwei Teile: einen sehr guten, sehr schönen Faksimileabdruck auf 67 Seiten und eine Übertragung in die heutige Ausdrucksweise. Die letztere schließt sich getreu an Luther an, gibt aber einen für unsere Zeit durchaus lesbaren Text, und das war nur möglich, wenn nicht eine ganz wortwörtliche Übertragungsweise gewählt wurde. Die Ausgabe hat solchen Anklang gefunden, daß sie in kurzer Frist vergriffen gewesen ist.

Nun zu den *Katechismen und Lehrbüchern* selbst. Über *Luthers kleinen Katechismus* (von dem ja teilweise auch die ebengenannte Arbeit handelt) haben wir wieder eine große Arbeit zu verzeichnen: den von O. Albrecht[2]) besorgten Faksimile-Neudruck der Ausgabe Wittenberg, Schirlentz 1536, auf den ich, da er zur Besprechung nicht vorlag, hier nur kurz hinweise. Albrecht legt im Gegensatz zu Knoke, der (s. vorige Übersicht) der Leipziger Ausgabe von Valentin Bapst 1543 den Vorzug gibt, großes Gewicht auf diese Ausgabe, von der er überzeugt ist, daß Luthers Auge auf ihr geruht habe. Er hat selbst ein vollständiges Exemplar (das erste vollständige) davon in Thorn gefunden und macht es nun mit peinlicher Sorgfalt im Abdruck zugänglich. Ich verweise auf die Einleitungen zu dieser Albrechtschen Ausgabe und auf die zu der Knokeschen (s. vorige Übersicht). Hinsichtlich der Entscheidung der Frage, ob Luther wirklich, wie Albrecht meint, auch um die späteren Ausgaben sich gekümmert oder gar sie irgendwie überwacht hat, sind wir fast nur auf Vermutungen angewiesen

---

[1]) Lic. Otto Seitz, Pastor, Dr. Martin Luthers erste deutsche Auslegung des Vaterunsers von 1518. In Faksimiledruck herausgegeben mit einer Übertragung in die heutige Ausdrucksweise. Wittenberg, Gustav Ziemsen. 116 S. 3 M.

[2]) Lic. O. Albrecht, Pastor, Enchiridion. Der kleine Catechismus fur die gemeine pfarher vnd Prediger. D. Mart. Luth. Wittemberg, gedruckt Nick. Schir. 1536. Faksimile-Neudruck, Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1905. Mit einer Katechismustafel und 8 Bogen Text auf Büttenpapier, dazu 124 S. Einleitung. In Pergament geb. 8 M.

Digitized by Google

daher wird der Streit sich endgültig schwer erledigen lassen. Hätte Albrecht aber im allgemeinen Recht, so würde bezüglich jeder einzelnen Ausgabe die Frage immer noch offen bleiben. Ich schätze es als Gewinn, daß wir Albrechts und Knokes Editionen mit der gründlichen Behandlung der einschlägigen Fragen haben. — Über die *französische Übersetzung* von *Luthers kleinem Katechismus* gibt Knoke[1]) kurze Nachricht. Bisher stand darüber gar nichts Sicheres fest. Knoke berichtet nun von einer solchen Übersetzung, welche 1594 in Frankfurt a. M. für die dortige französische lutherische Gemeinde gedruckt ist. Die Herausgeber derselben haben eine frühere französische Übersetzung nicht gekannt. Näheres hat Knoke über diese Übersetzung nicht mitgeteilt; er behielt sich weitere Darlegungen vor; dieselben sind aber noch nicht erschienen.

Für die *übrige evangelische Katechismen-Literatur* war in der letzten Übersicht vor allem das umfassende Werk von M. Reu zu verzeichnen. Wie dankbar man ihm für dies Werk und seine kommende Weiterführung sein muß, das ist mir bei der Durchmusterung der neuen zu diesem Thema gehörigen Literatur wieder recht klar geworden. Einmal nämlich ist es nun möglich bezw. wird es möglich werden, daß auch der nicht in alle Details Eingeweihte sich eine Übersicht über das bisher Bekannte und Erarbeitete verschafft. Der eine veröffentlicht in dieser Zeitschrift, der andere in jenem Archiv etwas zur Sache Gehöriges. Wer kann alle diese Einzelheiten überschauen und im Gedächtnis behalten? Es mag manchmal vorgekommen sein, daß jemand einen zufälligen Fund nicht weitergegeben und kundgetan hat, weil er sich nicht darüber orientieren konnte, ob er etwas Neues oder etwas der eigentlichen Gelehrtenwelt längst Bekanntes unter den Fingern hatte. Nun wird das Studium von Reu in solchem Falle aushelfen. Freilich, damit das ganz geschehe, muß erstens das Reusche Werk vollendet sein, zweitens aber muß es durch Ergänzungshefte fortgeführt werden, solange neues Material herauskommt. Reu hat, wie er in einem vorliegenden Aufsatz erklärt, die Absicht, derartige Ergänzungen im Schlußband zu geben. Außerdem aber hat die Sammlung von Reu für das bisher bekannte süddeutsche Gebiet auch direkt anregend gewirkt, deß sind die vorliegenden Veröffentlichungen Zeugen.

Nachträge zu der Sammlung gibt zunächst Reu[2]) selber. Er hat aufs neue Bibliotheken durchsucht und wieder manches gefunden, so die Originalausgabe des „Güldenen Kleinods“ von Joh. Tetelbach, so eine deutsche Übertragung der Schrift des Nürnberger Seb. Heyden, so die Katechismuspredigten des Andr. Pangratius und manches andere. Knoke hatte in Theol. Lit.-Ztg. (1905, Sp. 115) einen Katechismus des Bartholomaeus

[1]) P. K. Knoke, Prof. in Göttingen, Der liturgische Anhang zu dem Katechismus der französischen lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. vom Jahre 1594. In der Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst. 1905. Nr. 8. S. 241 ff.

[2]) M. Reu, Prof. in Dubuque, Ja., Zur katechetischen Literatur Bayerns im 16. Jahrhundert. Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte, herausg. von Th. Kolde. Bd. 12. S. 122 ff.

Digitized by Google

Wolffhart erwähnt. Reu hat die zweite Ausgabe desselben in Höxter gefunden; die Schrift wird, weil eigentlich nach Hannover gehörig, in dem die norddeutschen Katechismen umfassenden Band abgedruckt werden. Er hat ferner festgestellt, daß ein von Friederike Fricke in ihrer Schrift über die Einwirkung von Luthers kl. Katechismus auf die katechetische Literatur des Reformationsjahrhunderts erwähnter, zu Augsburg erschienener „Katechismus" in Wirklichkeit ein für die Jugend in Graz (Steiermark) bestimmtes Schulbuch ist. Besonders ausführliche Mitteilungen gibt er ferner über einen Augsburger Interimskatechismus von 1551, den er in Bremen entdeckt, und über den von ihm abgedruckten, dann von Wilke (s. vorige Übersicht) behandelten Onoltzbacher Katechismus Kargs. Dieser Katechismus ist nach Kargs Manuskript schon einmal ediert gewesen, ehe Karg selbst ihn herausgab; diesen unerlaubten Erstdruck hat Reu gefunden. Dadurch ist manche auch von Wilke nicht klargestellte Frage erledigt. Endlich bringt er einen Katechismus von Jac. Lachkern von 1563 teilweis zum Abdruck.

Weitere Ergänzungen haben andere geliefert. Kolde[1]) hat einen höchst interessanten kryptocalvinistischen Katechismus für die Grafschaft Ortenburg von 1598 mitgeteilt. In der Tat, das ist ganz klar tendenziöser Kryptokalvinismus. „Unter der Maske des Luthertums und unter dem Vorgeben, seine christliche Unterweisung nur aus der Ortenburger Kirchenordnung zu wiederholen, gibt der Verfasser eine nicht ungeschickte Zusammenstellung von Sätzen aus Luthers und aus dem Heidelberger Katechismus, doch so, daß bei den zwischen Lutheranern und Calvinisten streitigen Fragen die calvinische Auffassung vorgetragen wird.

Knodt[2]) hat den recht unbekannten, in Haucks Real-Enzyklopädie nicht einmal erwähnten *Bauern-Katechismus* des Caspar Olevianus wieder abgedruckt. Reu hatte dies Stück nicht erwähnt; es gehört ja auch nicht eigentlich dorthin, sondern nach Anhalt. Knoke,[3]) dem Knodt mit dem Wiederabdruck zuvorgekommen war, gibt einige Notizen über Druckausgaben dieses Bauern-Katechismus, die Knodts Angaben teils ergänzen, teils berichtigen. Ebenda macht Knoke dankenswerte Mitteilungen über andere katechetische Arbeiten Olevians, deren eine zeigt, wie seitens der reformierten Theologen in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Propaganda (aber hier keineswegs im Verborgenen!) für ihre Lehre gemacht wurde. Knoke hofft, daß diese Mitteilungen Anlaß geben zu eingehenderer Untersuchung der Bedeutung dieser Schriften für die Unionsversuche zwischen den beiden evangelischen Kirchen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts.

---

[1]) D. Theodor Kolde, Ein kryptocalvinistischer Katechismus für die Grafschaft Ortenburg aus dem Jahre 1598. Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte, herausg. von Th. Kolde. Bd. 11, S. 241 ff.

[2]) D. Knodt, Prof. in Herborn. Der Bauern-Katechismus des Caspar Olevianus. Katechetische Ztschr., herausg. von A. Spanuth. 9. Jahrg., Heft 6, S. 241 ff.; Heft 7, S. 297 ff.

[3]) D. K. Knoke, Nachricht über einige katechetische Arbeiten des Caspar Olevianus. Ebenda. Heft 7, S. 304 ff.

Digitized by Google

Ergänzungen des Reuschen Buchs liefert auch Haller.[1] Der erste Aufsatzteil bringt eine gründliche und nach allen Seiten hin reichende Beschreibung des ältesten Ulmer Katechismus von Sam in verschiedenen Ausgaben: von 1528, 1536 und 1540, der eine Kombination aus mehreren vorhandenen Katechismen darstellt. Besonderes Interesse ist der Abhängigkeitsfrage gewidmet; hier schließt sich übrigens Haller zum Teil an die Arbeiten von Cohrs an, der die starke Abhängigkeit Sams z. B. von Capito gezeigt hatte. Interessant ist an diesem Ulmer Katechismus früher Zeit die ausgesprochen reformierte Haltung. Es folgen dann genaue Mitteilungen über einen an den württembergischen Landeskatechismus von 1553 sich anlehnenden „Kinderbericht" von 1556 in einer sicherlich Ulmer Ausgabe, aber wahrscheinlich auswärts gedruckt; er repräsentierte den Versuch, dem württembergischen Katechismus in Ulm Eingang zu schaffen; — ferner über einen ganz wenig geänderten Abdruck des genannten Landeskatechismus, erschienen Ende der 1550er Jahre; war der Kinderbericht noch mit Ulmer Zutaten versehen, so stellt dieser Katechismus den vollendeten Sieg des württembergischen Katechismus dar; — ferner über den Katechismus von Rabus 1561; er zeigt den Einfluß von Luthers Katechismus, der zur Ergänzung und Erklärung des württembergischen Katechismus herangezogen wird; — sodann über Veesenbecks Katechismus 1598, Dieterichs Katechismus 1616, Veiels katechetische Anweisung 1680, Ringmachers Auszug daraus 1700 (hier S. 68 f. sehr interessante Angaben über den damaligen Betrieb des Religionsunterrichts in Ulm), die Widmannsche Ausgabe des Ringmacherschen Auszugs 1790. Damit endet die Separat-Katechismusgeschichte Ulms; die freie Reichsstadt ward nicht lange darauf dem Königreich Württemberg einverleibt. Haller weist mit Recht darauf hin, wie außerordentlich reich und mannigfaltig die Katechismenliteratur in einem beschränkten Kirchengebiet sein konnte. Allerdings hat dem Ulmer Kirchenwesen die Kraft selbständiger Produktion gefehlt; es war in Katechismussachen stets abhängig. Welche reiche Ergänzung durch diese Studien auch dem Werke Reus zuteil wird, das liegt auf der Hand. Allerdings kommt man angesichts dieser Fälle vor die Frage, ob eine derart auf die einzelnen Texte eingehende Arbeit wie die Reus überhaupt bis zu vollkommener Stofferschöpfung durchführbar sein wird. Reu wird für alles weitere sehr knapp bleiben müssen. Die Berühmtheiten hat er ja auch mitgeteilt; was nachzutragen ist, das sind Sachen zweiten, dritten oder gar vierten Ranges.

Die *norddeutschen Katechismen* sind noch nicht gesammelt; hier arbeitet Pastor Rothert[2]) Reu vor, indem er alles, was ihm zur westfälischen

---

[1]) J. Haller, Stattpfarrer in Tuttlingen, Die Ulmer Katechismusliteratur vom 16.—18. Jahrhundert. Blätter für württemberg. Kirchengeschichte. Neue Folge. Herausg. von F. Keidel. IX. Jahrg (1905), Heft 1 u. 2, S. 42 ff.; Heft 3 u. 4, S. 124 ff.; X. Jahrg. (1906), Heft 1 u. 2, S. 51 ff.

[2]) Rothert, Pastor, Beiträge zur westfälischen Katechismusgeschichte. Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens. 7. Jahrg. 1905. S. 154 ff.

Digitized by Google

Katechismusgeschichte bekannt geworden ist, zusammenstellt. Über einige Katechismen hat er nur kurze Notizen zu geben, und zwar z. T. nach anderen. Er scheint anzunehmen, daß von den hier genannten wirklich nur der Name auf uns gekommen ist. Das ist doch fraglich. Warten wir ab, was Reu zu sagen haben wird! Er hat ja neuerdings auch in Höxter gesucht, vielleicht auch in anderen Bibliotheken westfälischen Landes. Vielleicht kommt da noch manches zum Vorschein. Rothert macht alsdann noch nähere Mitteilungen über einige ihm vorliegende Schriften: Westermanns Katechismus 1524 (schon ediert von Knodt), das Handbüchlein von Meynertzhagen, ursprünglich von Arnt von Aich; es ist von Cosack in seinem Buch „Zur Geschichte der evangel.-asket. Literatur“ schon eingehend besprochen, aber Rothert hat selbst ein Exemplar in Händen gehabt und kann danach manches klarstellen, namentlich, daß Meynertzhagen nur der Bearbeiter ist, — ferner den Katechismus von Justus Gesenius, das offizielle Unterrichtsbuch in der Grafschaft Mark durch lange Jahre, den Bergischen Katechismus von 1765, die Gott-geheiligte Kinderlehre von 1710, den bekannten „Pilger“, in 2. Aufl., 1810, und einen weniger verbreiteten von Busch, 1829. Zum Schluß stellt er zusammen, was er über den Gebrauch des Katechismus in Schule und Kirche hat finden können. Das alles ist ohne Frage als Anfang einer westfälischen Katechismenkunde sehr dankenswert; Rothert, der seine Mitteilungen mit großer Bescheidenheit an die Öffentlichkeit bringt, hat Recht daran getan, den Anfang zu machen. Einiges fällt freilich auf; so z. B., daß er den Hinweis auf das Cosacksche Buch von Simons (und diesen glaubt er noch in Bonn) und den auf Bratkes Buch über Gesenius von Knoke hat bekommen müssen. Das „Handbüchlein“ gehört streng genommen nicht zur westfälischen, sondern zur rheinischen Katechismusliteratur.

Das ist die Ausbeute zur Katechismusgeschichte. Über *andere Unterrichtsbücher* ist nicht viel verhandelt worden. Von der Straßburger Laienbibel von 1540 hat Knoke[1]) erstmals ein Exemplar gefunden. Es ist ihm nicht zweifelhaft, daß das Buch in der Geschichte des biblischen Geschichtsunterrichtes eine bisher nicht bekannte Stellung einnimmt. Das Buch enthält 24 Bilder von biblischen Geschichten des Alten Testaments, 9 Holzschnitte zu den 10 Geboten, 94 Darstellungen aus dem Leben Jesu, 4 aus der Apostelgeschichte, 26 zur Apokalypse. Die Bilder sind durch summarische Angabe der illustrierten Geschichte und durch Reimzeilen erläutert. Nicht eine biblische Geschichte soll gegeben werden, sondern eine Laienbibel. Aber der Verleger Wendel Rihel empfiehlt im Vorwort den Müttern, die er sich als die ersten Lehrerinnen ihrer Kinder in der biblischen Geschichte denkt, die Benutzung von Bildern. Knoke sagt: „Wir erhalten daraus einen Wink, wie bereits im Reformationszeitalter die Mutter ihre Kinder in den ersten Anschauungen der biblischen Welt unterrichtet hat, und wie sie sich dabei der Bilderbibeln oder der Bibeln in Bildern bediente.“

[1]) D. K. Knoke, Die Straßburger Laienbibel von 1540. Katech. Ztschr. 9. Jahrg. (1906). S. 345 ff.

Digitized by Google

Endlich hat **Windel**,[1] anschließend an Vollmers, in der vorigen Übersicht besprochenen Aufsatz über des Seb. Castellio Dialogi sacri, auf eine Nachahmung dieser Dialogi durch den Jesuiten Jac. Pontanus aufmerksam gemacht: Colloquiorum sacrorum libri quattuor. 2. Ausg. Ingolstadt. 1610. Er gestaltet viel freier und ausführlicher als Castellio und nicht immer mit Geschmack. Das beweist Windel durch eine Gegenüberstellung der die Geburt des Moses behandelnden Dialoge aus beiden Schriften. An diese Mitteilung hat Windel noch einige kleinere Notizen zur Geschichte des Religionsunterrichts angeschlossen.

Noch ist das Material zu einer umfassenden Geschichte des Religionsunterrichts längst nicht beisammen. Aber viele fleißige Arbeiter sind am Werk, es zusammenzutragen. Und die Zeit ist wohl nicht allzu fern, wo diese Arbeit, die freilich noch lange nicht stillstehen darf, einen umfassenden Überblick ermöglichen wird.

2. Französisch und Englisch.

Von **Georg Huth.**

In dem ersten Jahresbericht über Französisch, den ich in den „Mitteilungen" 1905 erstattete, betonte ich die Notwendigkeit, daß für eine zu schreibende Geschichte des französischen Unterrichts in deutschen Landen noch viel mehr neues Material gesammelt werden müßte. Seitdem ist in dieser kurzen Zeit die Ausbeute, welche ich besonders aus Festschriften und Programmen älterer Schulen und den Mitteilungen sowie Beiheften unserer Gesellschaft gewonnen habe, über Erwarten reich gewesen.

Von *zusammenhängenden Darstellungen* ist zunächst der geschichtliche Abriß zu erwähnen, den **Dorfeld** in der 2. Auflage von Reins[2] Handbuch der Pädagogik gibt. Doch ist diese neue Auflage, abgesehen von Zusätzen über seitdem veränderte Lehrpläne in einigen Staaten, nur ein fast unveränderter Abdruck der ersten Auflage von 1896. Dorfeld scheint daher seine früheren verdienstvollen Untersuchungen*) nicht weiter fortzusetzen; auch das von mir schon besprochene wertvolle Programm von **Lehmann****) hat er noch nicht benutzt. Trotzdem aber bietet für die ältere Zeit dieser Abriß von Dorfeld immer noch das beste, was wir überhaupt haben. Ferner hat O. **Börner**, der rührige Verfasser von neusprachlichen Lehrbüchern, im Verein mit E. **Stiehler** einen umfangreichen Aufsatz „Zur Geschichte der neueren Sprachen" erscheinen lassen,[3] der aber durchaus nichts Neues

---

[1] R. Windel, Prof. in Halle a. S., Zur Geschichte des Religionsunterrichts. Ztschr. f. evangel. Religionsunterricht, herausg. von Köster & Schuster. 18. Jahrg. (1906/07), 2. Heft, S. 67 ff.

[2] W. Rein. Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. Langensalza. 1905. Band 3.

*) Karl Dorfeld, Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichts in Deutschland. Pr. Gießen 1891/92.

**) Alwin Lehmann, Der neusprachliche Unterricht im 17. u. 18. Jahrh. Pr. Annensch. Dresden-Altstadt. 1904. Vgl. meine Rez. Mitt. 15. Jahrg. S. 328.

[3] Neue Jahrbücher für Pädagogik 1906, S. 334—351, S. 392—412 und S. 459—471. Dieser Aufsatz sollte ursprünglich als Einleitung zu der im

Digitized by Google

bietet. Wie ich durch Vergleichung festgestellt habe, enthält die 50 Druckseiten starke Schrift für Französisch nur das in den oben erwähnten beiden Abhandlungen von Dorfeld und von Lehmann, für Englisch das von Wüllenweber*) gewonnene Material in veränderter Gruppierung. Allerdings werden von den Verfassern diese drei Quellen reichlich zitiert, doch wird dadurch der Zweck einer solchen Darstellung aus zweiter Hand noch nicht ersichtlich. Mehr vertraut sind Boerner und Stiehler mit dem neusprachlichen Unterricht im 19. Jahrhundert, den sie in dem genannten Handbuch darstellen. Hier wird besonders für die neuste Zeit und die Reformbewegung manches Wertvolle geboten.

Ein klares Bild von der Entwicklung eines einzelnen Zweiges des neusprachlichen Unterrichts, nämlich von den *schriftlichen Arbeiten*, wie sie in Preußen im Laufe des 19. Jahrhunderts verlangt und angefertigt wurden, gewinnen wir aus der vortrefflichen Arbeit von Budde.[1]) Im ersten Abschnitt, welcher die Zeit von 1816—1882 behandelt, werden die amtlichen Erlasse und Programme, soweit sie die schriftlichen Arbeiten sowohl als Zielleistung bei den Abgangsprüfungen wie als Übung im innern Schulbetrieb betreffen, für Gymnasien und Realschulen mitgeteilt. Als Probe, wie seit 1859 an den Realschulen I. O., den späteren Realgymnasien, die schriftlichen Arbeiten im neusprachlichen Unterricht im allgemeinen aussahen, wird aus dem Programm von 1875 der Realschule I. O. in Leer in Ostfriesland eine Zusammenstellung der Themen der französischen und englischen Aufsätze gegeben. Während dieser ganzen Zeitperiode richteten sich die schriftlichen Arbeiten im neusprachlichen Unterricht der höheren Knabenschulen mehr oder weniger nach dem altsprachlichen. Im zweiten Abschnitt, der vom Eintritt der neusprachlichen Reformbewegung bis auf die Gegenwart handelt, gibt Budde eine Übersicht der in den verschiedenen Lehrplänen geforderten Lehrziele, sodann eine allgemeine Charakteristik der jetzt herrschenden schriftlichen Arbeiten und schließt mit der Anerkennung, daß die neusprachliche Methodik im allgemeinen mit ihren schriftlichen Arbeiten auf dem richtigen Wege wandelt.

Über die gegenwärtige Stellung des Französischen an den *preußischen Lehrerseminaren* berichtet Finger[2]) mit froher Hoffnung auf die Zukunft. Die neuen Bestimmungen von 1901, durch welche eine fremde Sprache als obligatorisches Unterrichtsfach in den Lehrplan der Lehrerbildungsanstalten aufgenommen ist, bedeuteten einen großen Fortschritt. Zwar

„Handbuch für Lehrer höherer Schulen" (Teubner) enthaltenen Abhandlung „Französisch und Englisch" dienen.

*) F. Wüllenweber, Beiträge zur Geschichte der englischen Grammatik. Pr. d. 3. höh. Bürgersch. Berlin 1892.

[1]) Gerhard Budde, Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höhern Knabenschulen von 1812 bis auf die Gegenwart. Halle, Waisenhaus. 1905. Hierin ist der erste grössere Teil der Geschichte der altsprachlichen schriftlichen Arbeiten, der Schluß S. 156—171 dem Französischen und Englischen gewidmet.

[2]) Michael Finger, Der fremdsprachliche Unterricht in den Lehrerbildungsanstalten. Leipzig, Dürr. 1907.

Digitized by Google

wäre ja auch früher die eine oder die andere fremde Sprache am Seminar gelehrt worden, aber der Unterricht wäre nur fakultativ gewesen; jeder Zögling, dem es an Lust gebrach, hätte sich davon befreien können, und so wäre schließlich nur ein winziges Häuflein Getreuer übrig geblieben, denen man ob ihrer Treue erst recht die goldene Freiheit, wenn auch in anderer Weise, gewähren mußte. Viele Lehrer hätten es dann später als Lücke in ihrer Bildung empfunden, nicht wenigstens eine fremde Sprache gelernt zu haben und hätten weder Zeit noch Geld, noch Kraft gespart, um diese Lücke auszumerzen. Die gesamte Lehrerschaft sei der Kgl. Staatsregierung zu großem Dank verpflichtet. Jeder Zögling erhält jetzt während der sechs Jahre seiner Vorbereitungszeit französischen Unterricht und zwar in der Präparande drei Stunden, im Seminar zwei Stunden wöchentlich. Doch seien bisher die Leistungen oft noch unbefriedigend, da kein bestimmtes Ziel gesteckt sei, und es zudem an geeigneten Fachlehrern fehle. Es muß dahin kommen, so fährt der Verfasser sehr richtig fort, daß an jeder Lehrerbildungsanstalt auch Lehrer tätig sind, die das Mittelschullehrerexamen in den Sprachen und das volle Rektoratsexamen abgelegt haben. Im fremdsprachlichen Unterricht gebe es kein Mitlernen kein Sichhineinarbeiten, da müsse der Lehrer schon über dem Stoffe stehen wenn er anfange, zu unterrichten, sonst gebe es Stümperei; es genüge auch nicht ein „Frühereinmalfranzösischgehabthaben". Es wird endlich passend empfohlen, nach Möglichkeit abwechselnd die französische und englische Sprache zu lehren, d. h. der eine Kursus habe die sechs Jahre hindurch französischen, der andere englischen Unterricht. Auch die weiteren organisatorischen und methodischen Vorschläge des in der Fachliteratur gut bewanderten Verfassers sind bemerkenswert, wenn auch für die Gegenwart schwer auszuführen.

Über den Unterricht in den romanischen Sprachen an den *Universitäten* und den *Technischen Hochschulen* werden wir von jetzt ab dauernd die vorzüglichste Belehrung dadurch erhalten, daß Vollmöller[1]) für seinen „Kritischen Jahresbericht" als berufenste Berichterstatter meist die Inhaber der Lehrstühle für Romanistik gewonnen hat, welche durchweg neues und authentisches Material bringen. Allerdings wird wohl auf Verabredung fast nur die neuere Zeit, seitdem es eine romanische Philologie gibt, berücksichtigt. So spricht H. Schneegans, der über die drei bayerischen Universitäten München, Würzburg und Erlangen berichtet, von vier Perioden, deren erste bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Sprachmeisterperiode genannt werden könnte. In der zweiten, der germanisch-romanischen Periode, von den 50ern bis in die 70er Jahre reichend, verschwinden allmählich die Lektoren und es werden wissenschaftliche Professuren eingerichtet. Die dritte Periode, die sich bis in die 90er Jahre erstreckt, bringt die Verbindung der romanischen und englischen Philologie durch ein Ordinariat in einer Hand. Die vierte Periode bedeutet die Trennung

[1]) Karl Vollmöller, Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie. Erlangen, Fr. Junge. VI. und VII. Band, 1905.

Digitized by Google

vom Romanischen und Englischen (für München 1892, für Würzburg und Erlangen 1898). In dem ältesten vorhandenen Vorlesungsverzeichnis der Universität Leipzig, über die E. Michael berichtet, vom Jahre 1777 werden Lektoren für Englisch, Italienisch, Polnisch, Spanisch, Portugiesisch und Französisch erwähnt. Eingehend wird die Bedeutung Adolf Eberts, des ersten ordentlichen Professors für romanische Philologie (1862—1890) gewürdigt.

Über die Verhältnisse in Tübingen im Laufe des 19. Jahrhunderts berichtet C. Voretzsch, indem er kurz über die Personalien der Professoren und Lektoren, näher über die Vorlesungen und das Seminar spricht. Heidelberg und Freiburg i. Br. werden von L. Sütterlin von 1850 an behandelt. Auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte auf den beiden badischen Universitäten zunächst noch das Sprachmeistertum; einen wirklichen und dauernden wissenschaftlichen Betrieb führte in Heidelberg erst K. Bartsch 1871, in Freiburg gar erst Neumann 1882 ein. Über Gießen erteilt E. Heuser eingehende, über Jena W. Cloetta kurze Auskunft. H. Schneegans wieder übernimmt es, das Wirken von Böhmer und Gröber an der jungen Universität Straßburg zu zeichnen. Über die Zustände auf den drei Universitäten der deutschen Schweiz, Basel, Bern und Zürich seit 1870 gibt J. Ulrich die nötigen Angaben. Bis ins 17. Jahrhundert dagegen reichen die Nachrichten zurück, welche R. Zenker über Rostock bringt. Dort plante der franzosenfreundliche Herzog Christian bereits 1659 die Begründung einer außerordentlichen Professur für französische Sprache und wollte sie einem gewissen François Marseville anvertrauen. Eine statistische Übersicht über die Lehrkräfte an den österreichischen Universitäten 1894—1904 gibt Elise Richter.

Seinem Bericht über die *Technischen Hochschulen* des Deutschen Reiches 1901—1903 setzt W. Scheffler als Motto vor: „Die neueren Sprachen müssen für die Technischen Hochschulen werden, was die alten für die Universitäten sind." Er charakterisiert kurz die Zustände in Karlsruhe, Darmstadt, Hannover, München, Berlin, Braunschweig, Dresden, Aachen und Stuttgart und kommt zu dem Schluß, daß die Stellung der Vertreter neuerer Sprachen an den Technischen Hochschulen ebenso verschieden ist, wie die Art und Weise, in der die neueren Sprachen daselbst gelehrt werden. Noch fehlten feste Normen. Von den jüngst gegründeten *Handelshochschulen* ist in dem obigen Bericht zwar die in Leipzig an die Universität angeschlossene erwähnt, doch fehlt leider jede Angabe über die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M., an deren Spitze H. Morf steht und über die Handelshochschule zu Cöln, wo A. Schröer das englische Seminar leitet. An anderer Stelle dieses Jahresberichtes macht E. Stengel einige berichtigende Angaben über Diez und erwähnt, daß er selbst 1873 in Marburg die Professur für Französisch und Englisch übernommen und nach 7jähriger Bemühung die Trennung beider Fächer erreicht habe. G. Groeber,[1]) dessen Grundriß in zweiter Auflage zu

[1]) G. Groeber, Grundriß der romanischen Philologie. Straßburg, Trübner. 1904. Bd. 1.

Digitized by Google

erscheinen beginnt, gibt in seiner Skizze einer Geschichte der romanischen Philologie ziemlich beträchtliche Zusätze zur ersten Auflage.

Von Einzelschriften über Universitätsverhältnisse sind zwei zu erwähnen. Im Anschluß an seine anerkennende Rezenzion, der auch von mir im vorigen Jahresbericht rühmend erwähnten Tübinger akademischen Antrittsrede von Voretsch, teilt Behrens[1]) reiches Material über die Sprachmeister an der Universität Gießen nach den Akten mit. Schon gleich nach der Gründung dieser Hochschule 1608 finden wir dort stets französische Sprachlehrer, die seit 1775 daneben auch am Pädagog, dem jetzigen Gymnasium, beschäftigt waren. Die drei ersten, der bekannte Philipp Garnier, Marcellus Oliva und Dr. Jacob Lebleu, hatten auch den Professortitel. Im 18. Jahrhundert scheint der bedeutendste Lektor der Franzose Chastel gewesen zu sein, dem „eine gelehrte Kenntnis der französischen Sprache und ihrer Grammatik“ nachgesagt wurde. Gleich zu Anfang gab es auch einen italienischen Lektor, einen englischen seit 1766. Zum ersten „außerordentlichen“ Professor der neueren Sprachen und Literaturen wurde 1823 Adrian berufen, dem 1867—1884 Lemcke, sodann Birch-Hirschfeld und Behrens selbst folgten. Auf die interessanten Angaben, die Behrens über Stellung, Fähigkeiten und Methode der Lektoren macht, kann leider hier nicht eingegangen werden. Im Zusammenhang hiermit erwähne ich eine Notiz, die sich in den Sammlungen des Mag. Franz Rambach 1650 zur Geschichte der Universität und des Pädagogs zu Gießen findet.*) Dort wird bei der Aufzählung der Universitätsprofessoren von 1621 als letzter der oben erwähnte Marcellus Oliva Ling. Gallicae Prof. ord. genannt. Wenn kein Irrtum vorliegt, hätten wir in Oliva den allerältesten Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls der romanischen Philologie an einer deutschen Universität.

Voretzsch[2]) hat seine ergebnisreichen Forschungen über die Anfänge der romanischen Philologie auf den deutschen Universitäten weiter fortgesetzt und schildert jetzt auf Grund der Universitätsakten die *Hallenser Verhältnisse.* Um 1815 waren dort schon eine Reihe von Lektoren und anderen magistri für moderne Sprachen tätig: als lectores publici Abbé Masnier, Lesti-Boudoir und Müller, für letzteren seit 1816 Beck. Als ältester Privatdozent las bis Sommer 1816 Penzelius über Italienisch. Wie der Verfasser vermutet, wurde dieser durch Wachsmuth ersetzt, den der Dekan der Fakultät zu einer Professura extraordinaria empfahl, „da er kein gewöhnlicher Sprachmeister sei, sondern Philosophie und Geschichte mit feiner Kenntnis alter und neuer Sprache verbinde.“ Wachsmuth war 1811 auf Grund seiner „Comparatio grammatica linguae Gallicae et Italicae

1) D. Behrens, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur Bd. XXVII, S. 164—190.

*) Schädel, Beiträge zur Geschichte des Großh. Gymn. zu Gießen für die Dreijahrhundertfeier am 10. Oktober 1905. Gießen. 1905. S. 38.

2) Carl Voretzsch, Ernst W. G. Wachsmuth und Ludwig G. Blanc, die Begründer der romanischen Professur an der Universität Halle. Halle, Niemeyer. 1905.

Digitized by Google


UNIVERSITY

cum matre Latina" in Halle zum Doktor promoviert worden. Voretzsch gibt den Inhalt dieser Dissertation an, der einzigen Leistung Wachsmuths auf romanistischem Gebiet und bezeichnet sie als eine bemerkenswerte Probe wissenschaftlicher Betrachtung romanischer Sprachen in einer Zeit, die Raynouard und Diez noch voraufgeht. Wachsmuth, der dann als Subrektor an das Gymnasium in Zerbst gegangen war, las nun vom Sommer 1815 bis Winter 1819/20 an der Universität Halle, während er gleichzeitig eine Lehrstelle an den Franckeschen Stiftungen verwaltete. Nach den Indices lectionum scheint er sehr vielseitig gewesen zu sein. Wie die Rubrik: Linguas recentiores discendi opportunitas ankündigt, las er abwechselnd mit den übrigen oben erwähnten Herren Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch. 1816 verfaßte er auch eine „Grammatik der englischen Sprache". Daneben aber las er auch über Latein, Griechisch und Geschichte, auf die er bald das Hauptgewicht legte.

Nach seinem Fortgang 1820 erbat Ludwig Gottfried Blanc für sich eine „Professur der südlich romanischen Sprachen". „Ich muß," heißt es in seinem Bewerbungsschreiben, „auf diese Bezeichnung des Amtes dringen, teils weil eigentlicher elementarmäßiger Sprachunterricht oder Sprachmeisterei mir dem Bedürfnis der Universität fremd zu sein scheint, und auch meiner Neigung durchaus widerspricht, teils weil die bisherigen Lektoren offenbar in der öffentlichen Meinung und in der der Studierenden besonders allzutief gesunken sind." Blanc war 1781 als Sohn französischer Eltern in Berlin geboren, war seit 1806 Prediger der französischen Gemeinde in Halle gewesen, hatte unter der Fremdherrschaft seine patriotische Gesinnung mit mehrjähriger Gefangenschaft in Kassel zu büßen und wirkte seit 1815 wieder als Domprediger der reformierten Gemeinde in Halle. 1822 wurde dem Domprediger Blanc die Bestallung als außerordentlicher Professor der südeuropäischen Sprachen und ihrer Literatur in der philosophischen Fakultät ausgehändigt. 1833 wird er zum ordentlichen Professor in Halle befördert und der dortige Kurator Delbrück bezeugt, „daß der Professor Blanc seinen, die französische und italienische Sprache und Literatur betreffenden, meist publice gehaltenen Vorlesungen den regsten Eifer widmet und daß letztere deshalb zwar allerdings nicht zahlreich besucht, aber von denen, welche sie besuchen, mit desto größerem Fleiße gehört und benutzt werden." Über 40 Jahre hat der treue Mann an der Hallenser Universität französische und italienische Grammatik, Literaturgeschichte und Texte behandelt, bis ein Schlaganfall ihn, den 83jährigen lähmte und seiner Lehrtätigkeit und bald (1866) auch seinem Leben ein Ziel setzte. Eduard Böhmer wurde sein nächster Nachfolger. Anfangs wirkten neben Blanc noch eine Zeitlang die oben erwähnten Lektoren Masnier, Lesti-Boudoir und Beck, seit Winter 1831/32 der Lektor Giroud für Italienisch und bis 1835 Hofrat Holmann für Italienisch, Spanisch, Französisch, Englisch. Nach dieser Zeit scheint das Institut allmählich in Wegfall gekommen zu sein. Als es viel später wieder auflebt, wird es als eine Neuerung dargestellt, um „neben der streng-wissenschaftlichen

Digitized by Google

Behandlung beider Sprachen und Literaturen auch wie früher Gelegenheit zur Einführung in ihren heutigen Sprachschatz und Gebrauch zu geben.“ *)

Die *neusprachlichen Reformbestrebungen der Gegenwart* haben noch immer nicht zu einer Einigung geführt und die Hoffnung, die Reinhardt**) schon 1901 aussprach, „die streitenden Parteien werden wohl voneinander lernen und es wird sich eine Mittellinie finden lassen,“ hat sich bis jetzt leider noch nicht erfüllt. Dies zeigt auch die Debatte, welche auf dem letzten Neuphilologentage in München dem Vortrage des gemäßigten Reformers Steinmüller[1]) folgte. Nun kommt es meines Erachtens jetzt nicht mehr darauf an, wie es nach der Forderung der verschiedenen Rufer im Streit gemacht werden soll, sondern wie es tatsächlich in den Schulen gemacht wird. Wenn darüber ein künftiger Schulhistoriker unserer Zeit besonders aus den Revisionsberichten der Schulaufsichtsbeamten genügendes Material sammeln sollte, so dürfte das Ergebnis sein, daß die vermittelnde Reformmethode, wenigstens was die deutschen höhern Knabenschulen anlangt, den Sieg errungen hat. Einstweilen aber schwillt der mächtige Strom der Reformschriften durch Neuerscheinungen ununterbrochen weiter an und nur durch einige periodisch erscheinende Arbeiten, in denen das riesige Material gesichtet wird, ist es noch möglich, sich auf dem Laufenden zu erhalten.

Da ist zunächst als unentbehrlich das stattliche dritte Heft der bibliographisch-kritischen Übersicht von Breymann-Steinmüller[2]) (1899 bis 1904 umfassend) rühmend zu erwähnen. Hierin ist für die französische Reformliteratur — für die englische blieb keine Zeit — absolute Vollständigkeit erstrebt und, soweit ich sehen kann, fast erreicht. Mit erstaunlichem Fleiß sind auch die Rezensionen der genannten Schriften zitiert und durch ein Stichwort gekennzeichnet.

Ein zweiter bewährter Ratgeber sind die bekannten Jahresberichte von Rethwisch,[3]) in deren letztem Bande Hausknecht über die wichtigsten in den Jahren 1904 und 1905 erschienenen Bücher für französischen und englischen Unterricht ebenso sachkundig wie maßvoll berichtet.

Drittens endlich enthält der schon oben erwähnte kritische Jahresbericht von Vollmöller[4]) in jedem Bande auch eine von Dickmanns kundiger Hand redigierte Abteilung für den Unterricht in der französischen Sprache an höheren Lehranstalten. Hierin werden die Publikationen der

---

*) Über das, was aus den Neuerscheinungen der letzten Jahre für den neusprachlichen Schul- und Privatunterricht gewonnen ist, wird im nächsten Heft der Mitteilungen berichtet werden.

**) Bericht über die im Nov. 1901 zu Cassel abgehaltene Versammlung der Leiter der Reformschulen.

[1]) Verhandlungen des 12. deutschen Neuphilologentages in München. Fr. Junge, Erlangen. 1906.

[2]) Hermann Breymanns Neusprachliche Reformliteratur. (Drittes Heft.) Bearbeitet von Steinmüller. Leipzig, A. Deichert. 1905.

[3]) C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XX. Jahrg. 1905. Berlin. Weidmann. 1906.

[4]) K. Vollmöller, a. a. O.

Digitized by Google

letzten Jahre, soweit sie die allgemeine Methodik des neusprachlichen Unterrichts und den Stand des Französischen in den einzelnen Staaten betreffen, ferner die neuen Schulgrammatiken, Übungsbücher und Schulausgaben kurz und unparteiisch besprochen.

3. Mathematik und Physik.

Von **Franz Pahl.**

Die auch im 20. Jahrhundert noch andauernde Neigung zu historischen Studien, die dem vorhergehenden den Beinamen saeculum historicum verschaffte, hat auch für die Geschichte des mathematischen und des physikalischen Unterrichts wieder einige Früchte gezeitigt. Freilich ist unter ihnen kein das ganze Gebiet behandelndes, umfassendes Werk, es sind vielmehr nur Abhandlungen, also kleinere Früchte an dem mächtigen Baume geschichtlicher Forschung, allein in der Größe der Frucht ruht ja auch durchaus nicht immer eine Gewähr für ihre Güte und Schmackhaftigkeit. Als eine solche kleinere, aber den Geschmack jedes Kenners befriedigende Frucht ist die Abhandlung von Max Schmidt[1]) zu bezeichnen, die der *Entstehung der elementaren Mathematik* nachspürt und ihre Terminologie einer interessanten Untersuchung unterwirft. Der Verfasser ist ein Philologe, nicht ein Mathematiker, aber jeder Lehrer der Mathematik sollte sie lesen; er begeht gewiß kein Verbrechen an seinen Schülern, wenn er sie dann gelegentlich darauf aufmerksam macht, daß die in der Geometrie gebräuchlichen Fachausdrücke meist griechisch, die der Zahlenkunde lateinisch, die der Bruchrechnung deutsch sind. Das ist nicht zufällig, und auch der Mathematiker sollte sich und seinen Schülern immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß die in der Mathematik gebräuchlichen Fremdwörter gleichsam „historische Urkunden" sind. Treffend vergleicht Schmidt diese sprachliche Schichtung in der mathematischen Nomenklatur mit den geologischen Schichten der Erdrinde. Wenn man vielleicht auch aus seinen hierüber geäußerten Worten allzu deutlich den Philologen und Historiker heraushört, so kann man doch seinem Wunsche, daß die Verdeutschungssucht vor der Pietät gegen jene altehrwürdigen Urkunden, die das heilige Erbe des Altertums bilden, Halt machen möge, nur beipflichten. Nicht oft genug kann man die Jugend des 20. Jahrhunderts an die „pietas" gemahnen. Für den Philologen bildet naturgemäß die Untersuchung der Sprache der Mathematik das Mittel, um über die ersten Anfänge dieser Wissenschaft bei den Griechen und Römern Licht zu verbreiten. Daher ist der Charakter der Abhandlung im wesentlichen philologisch; allein es ist sorgfältig darauf Bedacht genommen, daß der Text für jeden Gebildeten

[1]) Max Schmidt, Zur Entstehung und Terminologie der elementaren Mathematik. Erstes Heft der Kulturhistorischen Beiträge zur Kenntnis des griechischen und römischen Altertums. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1906. Gr. 8°. 134 S. 2,40 M.

Digitized by Google

lesbar, also auch dem Mathematiker genießbar bleibt. Selbst für den, der sich eingehender mit der Geschichte der Mathematik und ihres Unterrichts beschäftigt hat, bietet die Abhandlung eine Fülle des Interessanten, und was ihm vielleicht schon bekannt war, das wird ihm durch die Art der Darbietung und der Beweisführung interessant. Dem Lehrer der Mathematik, der häufig, und wohl nicht ganz mit Unrecht, den Vorwurf eines Mangels an geschichtlichem Sinn über sich ergehen lassen muß, dürfte die Entstehungsgeschichte der Terminologie seiner Wissenschaft nicht gleichgültig sein, soll er doch beim Unterricht vor allen Dingen auch zur Genauigkeit und Präzision im Ausdruck erziehen. Hier erfährt er nun, aus welchen teils natürlichen und sachlichen, teils sprachlichen und methodischen Gründen in der Geometrie neben Bezeichnungen griechischen Ursprungs auch solche lateinischen, halblateinischen und deutschen Ursprungs gebräuchlich sind. Verblüfft wird mancher sein, wenn er hört, wie wenige Ausdrücke in der Zahlenkunde nicht lateinischen Ursprungs sind, und daß trotzdem von allen lateinischen Bezeichnungen nicht eine gut lateinisch ist, d. h. zur Zeit Ciceros schon gebraucht wurde, daß nur wenige ihren Ursprung auf die Kaiserzeit zurückführen können und weitaus die meisten erst dem Mittelalter oder gar der Neuzeit entstammen. Ausführlicher bespricht der Verfasser die Herkunft der Wörter Hypotenuse, Peripherie und Summe. Das erste hat Pythagoras von dem „Hinaufspannen" der Saite bei der Harfe entnommen, heißt daher die „Hinaufgespannte"; das zweite bedeutete ursprünglich die Umführungslinie des Zirkelfußes und wurde zur Umschwungslinie der Planeten; zu summa ist linea zu ergänzen, weil die Römer das Ergebnis der Addition oberhalb der Summanden hinschrieben. Interessant ist es auch, daß die Römer das Resultat der Subtraktion und der Multiplikation ebenfalls als summa bezeichneten: summa reliqui und summa multiplicationis. Die Tatsache, daß den griechischen Namen in der Geometrie gewisse, der griechischen Volkssprache eigentümliche Merkmale gänzlich fehlen, veranlaßt den Verfasser zu dem Schlusse, daß die Geometrie der Griechen eine vornehme, aristokratische Wissenschaft war, in der, namentlich durch Plato und Euklid alle Ausdrücke ängstlich ausgemerzt wurden, die an die Sprache der „Banausen", d. i. Handwerker, erinnern konnten. Eine Untersuchung der euklidischen Bezeichnungen für die geometrischen Grundbegriffe: „Punkt, Gerade, Winkel, Fläche, Ebene" führt zu dem durch die schriftliche Überlieferung des Proklus bestätigten und ja auch allgemein bekannten Ergebnis, daß die Geometrie aus der Ackervermessung, aus dem Bedürfnis, Karten, Pläne und Risse herzustellen, ententstanden ist. Es werden dann die wirtschaftlichen und politischen Gründe erörtert, warum gerade die jonischen Pflanzstädte Kleinasiens die Geburtsstätte der Geometrie werden konnten. Äußerst sympathisch berührt es, wie vorsichtig und besonnen der Philologe, von dem man leicht eine begeisterte Überschätzung der Kenntnisse und Leistung der Alten erwarten könnte, das Urgebiet geometrischen Wissens, d. h. die dem Thales bekannten geometrischen Gebilde und Gesetze, umgrenzt. Den Lehrer der

Digitized by Google

Mathematik mag es freilich schmerzlich berühren, daß der in allen Lehrbüchern als „Satz des Thales“ bezeichnete und unter diesem Namen der Jugend mit Vorliebe eingeprägte Satz gerade nicht von Thales ist; allein man kann sich den Gründen, die den Philologen zu diesem Schlusse führen, nicht gut verschließen, und so wird sich der Mathematiker es wohl gefallen lassen müssen, daß jener ihm diesen Jahrhunderte hindurch sorgfältig gehegten historischen Schatz plötzlich entwertet, den Wert dieser alten Überlieferung auf eine Stufe mit dem der „Cardanischen Formel“ stellt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß selbst Cantor, der in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik diejenigen scharfsinnig widerlegt, die dem alten Milesier eine noch über diesen Satz hinausgehende Kenntnis der Geometrie zuschreiben, diesen Satz selbst doch unangetastet läßt, nirgends auch nur andeutet, daß der Satz des Thales seinen Namen zu Unrecht trägt. Die von dem Verfasser durchweg befolgte Regel, das Ergebnis jeder Untersuchung am Ende derselben noch einmal klar und kurz zusammenzufassen, giebt uns von dem Umfange dessen, was Thales in der Geometrie wußte, folgende Darstellung: „Thales kannte 1. folgende Gebilde: den rechten Winkel, das gleichschenklige und das gleichseitige Dreieck, die Scheitelwinkel, das Quadrat mit seinen Diagonalen, den Kreis und seinen Durchmesser; 2. folgende Gesetze: das Verhältnis senkrechter Körper zu ihren Schatten ist zu gleichen Zeiten konstant, die Basiswinkel gleichschenkliger Dreiecke sind ähnlich, Scheitelwinkel sind einander gleich, der Durchmesser halbiert den Kreis.“ Wie deutlich prägt sich das durch diese wenigen Sätze gezeichnete Bild von dem geometrischen Wissen des Thales dem Gedächtnis selbst desjenigen ein, der diese Abhandlung nur einmal liest! Wieviel Mühe kostet es dagegen oft, aus den ausführlichen Werken über die Geschichte der Mathematik sich ein so deutliches Bild herauszuarbeiten! Neben dem mathematischen Wissen, wird auch das astronomische sorgfältig umgrenzt. Auch die Instrumente, deren sich Thales bedient haben kann, werden besprochen, durch Wiedergabe alter Abbildungen erläutert, und es wird als ziemlich unzweifelhaft hingestellt, daß Lineal, Richtschnur, Lotstift, Lotschnur, Winkelmaß und Zirkel schon in den Händen des ältesten griechischen Geometers waren. Nach Thales wird Pythagoras mit derselben Sorgfalt behandelt. In vernichtender Kritik wird die Unglaubwürdigkeit so vieler Erzählungen über diesen Weisen dargetan, und nachdem aus seinem Leben, seiner Wirksamkeit und seinen Entdeckungen alles Unzuverlässige beseitigt ist, bleiben doch die Entdeckung des pythagoräischen Lehrsatzes, die Entdeckung der Abhängigkeit der Tonhöhe einer schwingenden Saite von ihrer Länge, die Bestimmung der Schwingungsverhältnisse Quarte, Quinte und Oktave und die Erfindung des ältesten physikalischen Apparates, des Monochords, in unangetastetem Glanze bestehen. Wie Thales, so hat auch Pythagoras die erste Anregung zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Ägypten erfahren. Die ägyptische Harfe mit ihren ungleich langen Saiten gab ihm den Anlaß zur Entdeckung der vorher erwähnten Gesetze auf geometrischem und akustischem Gebiet.

Digitized by Google

„Ägyptischen Instrumenten verdanken wir die älteste akustische Anregung, einem griechischen Weisen aber das älteste akustische Gesetz.“ So klingt an mehreren Stellen der Abhandlung das ihr vorgesetzte Motto hindurch: „Ex oriente lux, ex occidente lex.“

Mit einer Besprechung der Geometrie des Thales und des Pythagoras ist der Entstehungsgeschichte der Elementargeometrie bei den Griechen Genüge getan. Allein der Verfasser kann es sich nicht versagen, noch einen Blick auf den großen Euklid zu werfen. Nachdrücklich weist er darauf hin, wie jung damals diese Wissenschaft war. Kaum 200 Jahre nach dem Tode des Pythagoras gibt Euklid durch seine „Elemente“ dem Lehrgebäude der Geometrie die vollendetste Darstellung. Er verleiht ihr „die gefügige, treffsichere, einheitliche Terminologie“, ihren festgefügten, lückenlosen, harmonischen Aufbau und macht sie dadurch zum Muster einer echten Wissenschaft, zur „Lehre an und für sich (μαθήματα).“ Euklid ist daher einer der größten Lehrmeister aller Zeiten. So uneingeschränkt Euklid dieses Lob verdient, so ist es doch bedenklich, wenn der Verfasser im Anschluß daran lobend hervorhebt, daß die Elemente des Euklid noch heute in England dem geometrischen Unterricht auf den Schulen zugrunde gelegt werden. Wenn er damit empfehlen will, diesem Beispiel auch bei uns nachzuahmen, so kann der Lehrer der Mathematik ihm hierin nicht zustimmen. Euklids Elemente sind eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges, aber kein Schulbuch. Auch sagt Schmidt selbst bei der Untersuchung der geometrischen Kenntnisse des Thales, daß dieser zur Erkenntnis seiner Gebilde und Gesetze lediglich der Induktion und der Reißkunst bedurfte. „Die Induktion ist echt griechische Methode. Induktionsschlüsse sind das natürliche Mittel griechischer Denkprozesse. Die Induktion ist die Urmethode auch der Geometrie.“ Dies sind wahrhaft goldene Sätze, von denen der letzte auch heute noch den Anfangsunterricht in der Geometrie beherrschen, den Lehrer bei der Einführung des Schülers in die Mathematik, ja auch noch bei jedem Vorwärtsschreiten leiten sollte.

Der Geometrie gegenüber scheint das Rechnen im Altertum bei der Besprechung zu kurz zu kommen, allein diese Kulturerscheinung läuft vom Altertum ohne Unterbrechung in das Mittelalter und die Neuzeit hinein; gerechnet hat man fort und fort, eine ununterbrochene Tradition verbindet hier alle Zeiten und daher ist auch die Arithmetik im Altertum nicht literarisch behandelt worden. „Wie Eltern ihren Kindern zweierlei Güter hinterlassen, mittelbare, die erst spät, vielleicht bei Enkeln und Urenkeln, zur Geltung kommen, und unmittelbare, die sofort Gegenstände der Verwertung und Verwendung, wohl gar auch des Zankes, werden, so haben auch die Griechen und Römer den jüngeren Generationen solche Güter hinterlassen. Zu den mittelbaren gehört die Geometrie der Griechen, zu den unmittelbaren das Rechnen der Lateiner.“ Mit diesem hübschen Vergleich schließt die Abhandlung, die neben der Freude, daß in ihr der alte Gegensatz zwischen dem Philologen und dem Mathematiker völlig geschwunden ist, auch den Wunsch rege macht, der Philologe oder Historiker

Digitized by Google

möge noch oft durch ähnliche Arbeiten dem Mathematiker wertvolle Anregungen für die Belebung seines Unterrichts geben.

Unter den Ausdrücken der Arithmetik, die erst der Neuzeit entstammen, zählt Schmidt auch den Logarithmus auf. Er setzt daneben die Jahreszahl 1611, ein Zeichen, daß ihm bekannt ist, wie schon vor Neper, der gewöhnlich als der Erfinder der Logarithmen genannt wird, Jost Bürgi das Rechnen mit Logarithmen gekannnt hat. Da dieser aber erst nach Neper zur Veröffentlichung dieses neuen, von ihm schon mehrere Jahre benutzten Hilfsmittels beim Rechnen schritt, so bleibt das Verdienst Nepers ungeschmälert. Weniger bekannt dürfte eine zweite Erfindung dieses Mannes sein, die *Rechenstäbchen,* die im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert viel gebraucht wurden und die Joseph Heigenmooser in seiner Abhandlung[1] der Vergessenheit zu entziehen sucht. Mit ausführlicher Gründlichkeit wird die Verwendung dieser „virgulae numerationis“ oder „Bacilli Neperiani“, wie sie später manchmal genannt worden, bei der Multiplikation und Division, bei der Regeldetri und bei der Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel dargelegt. Für die Besprechung sind außer der Rabdologie Nepers, die in lateinischer Sprache die Herstellung, die Verwendung und die Anweisung zum richtigen Gebrauch dieser Stäbe enthält und natürlich den Ausgangspunkt der Untersuchungen bildet, auch die Schriften der deutschen Rechenschriftsteller Kessler, Heckenberg und Wolff zum Vergleich herangezogen. Der Nutzen dieser Stäbchen wird vom Verfasser ganz richtig dahin festgelegt, daß sie es ermöglichen, die bei der Multiplikation und Division auftretenden Teilprodukte einfach und rein mechanisch durch richtiges Legen der zehn „Neperschen Bazillen“ zu finden. Sie sollen also die Schwierigkeiten beseitigen helfen, die bei der Multiplikation vielstelliger Zahlen auftreten, namentlich auch die, festzustellen, wie oft ein vielstelliger Divisor in einem Partialdividenden enthalten ist. Wenn solche Mathematiker, wie Tartaglia, es nicht verschmähen, als Hilfsmittel bei jeder solchen Division sich erst eine Produktentabelle durch Multiplikation des Divisors mit den Zahlen zwei bis neun herzustellen, so kann man dem Verfasser nur beipflichten, wenn er sagt: „Neper schafft in einem genialen Gedanken aus dem Pythag. Einmaleins mit zehn Stäbchen, die vier Flächen haben, nicht bloß 40 Produktentabellen, sondern, da er die Stäbchen beweglich macht, so daß man sie in allen möglichen Kombinationen neben einander legen kann, eine unendliche Zahl derselben, um alle möglichen Divisoren und Multiplikanden mit ihren Vielfachen herstellen zu können. Das ist ja Gutenbergs Erfindung auf das Rechnen übertragen!“

Die Abhandlung bringt auch eine Abbildung der im Besitze des Verfassers befindlichen Rechenstäbe in natürlicher Größe. Ein Blick auf die quadratischen Felder mit ihren Diagonalen und den hineingeschriebenen

[1] Joseph Heigenmooser, Die Neperschen Rechenstäbe aus dem 17. Jahrhundert. In: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erz.- und Schulgesch. 2. Heft. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1906. Gr. 8°. 32 S. 2 M.

Digitized by Google

Ziffern erinnert sofort an die indische Multiplikationsmethode, die sich in Colebrookes englischer Übersetzung der Werke von Brahmagupta und Bhaskara findet und die auch Lucas Pacioli uns unter dem Namen multiplicatio per gelosia überliefert hat. Die Anweisung von der Art, wie bei den Rechenstäben die Summe der Vielfachen abzulesen ist, bestätigt diese Vermutung. Dem Verfasser scheint dies entgangen zu sein, sonst hätte er sicher darauf aufmerksam gemacht, daß den Neperschen Rechenstäbchen in ähnlicher Weise die indische Multiplikationsmethode zugrunde liegt, wie dem heutigen in Banken gebrauchten Rechenmaschinen die schachbrettartige, die ja heute ausschließlich geübt wird. Wer sich über die im 15. bis 18. Jahrhundert gebräuchlichen Rechenmethoden unterrichten will, findet in der Abhandlung manche eingehende Belehrung sowie auch Literaturnachweis, der gelegentlich sogar für den wertvoll wird, der eingehendere Studien auf diesem Gebiete macht. Vermissen könnte man nur den Hinweis auf Ungers äußerst wertvolle „Methodik der praktischen Arithmetik", in der sich die Neperschen Rechenstäbe ebenfalls abgebildet finden, das Rechnen mit denselben kurz erläutert und ihr Nutzen dahin charakterisiert wird, daß man die Operationen mit ihrer Hilfe ohne Kenntnis des Einmaleins vollziehen kann.

Heigenmooser schließt seine Abhandlung „in Bewunderung für den genialen Mathematiker Neper, der durch seine Erfindung der schwierigen Rechenkunst seinerzeit eine große Erleichterung verschafft hat". Unwillkürlich wird man durch diese Worte an jene erinnert, die *Schellbach* in seinem Aufsatze „Über den Wert und die Bedeutung der Mathematik" über Neper äußert: „Er verrechnete mit edler Aufopferung einen schönen Teil seines Lebens, um anderen Menschen künftig das Rechnen entbehrlich zu machen. Dafür verehren ihn die Geometer auch jetzt wahrhaft abgöttisch. Denn dieser Mann hat das Leben vieler seiner Mitmathematiker um mehr als das Dreifache verlängert." Dem Andenken Schellbachs, der für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte des mathematischen Unterrichts einnehmen wird, ist eine Abhandlung von Felix Müller[1]) gewidmet, als „Gedenkblatt" zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (25. Dez. 1904). Keiner war auch wohl mehr dazu berufen, das Andenken Schellbachs lebendig zu erhalten als er, der selbst einst sein Schüler, dann unter ihm Seminarkandidat, einer seiner „Atome", gewesen war und auch als Lehrer an derselben Anstalt wirkte, an der einst Schellbach fast ein halbes Jahrhundert lang eine so fruchtbare, segensreiche Tätigkeit entfaltet hat. Ein warmer Ton der Verehrung durchzieht die ganze Abhandlung, die uns in erster Linie den Entwicklungsgang der wissenschaftlichen Tätigkeit Schellbachs zeigen soll. Nicht weniger als 46 Schriften, teils Abhandlungen, teils auch größere Werke, ziehen, nach Inhalt und Bedeutung kurz ge-

[1]) Felix Müller, Karl Schellbach. Rückblick auf sein wissenschaftliches Leben. In: Abhandlungen zur Geschichte der Mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen. Begründet von Moritz Cantor. XX. Heft, 1. Stück. Leipzig. B. G. Teubner. 1905. Gr. 8°. 86 S. (Vorw. 2 S.) 2,80 M.

Digitized by Google

würdigt, an uns vorüber und wir müssen über den Fleiß und die Arbeitskraft eines Mannes staunen, der bei seiner aufreibenden Lehrtätigkeit in der Schule sich doch stets auf der Höhe der Wissenschaft hielt, mit ihren führenden Geistern in regem Verkehr und Gedankenaustausch blieb, ohne selbst jemals den Lehrstuhl einer Hochschule zu besteigen. Allein auch die große pädagogische Bedeutung des Mannes, dessen Lehrtätigkeit zum ersten Male die Anschauung widerlegte, als ob zum „Begreifen der Mathematik" bei dem Schüler eine besondere Anlage nötig sei, wird ins rechte Licht zu setzen gesucht. Obwohl allgemeiner anerkannt als die wissenschaftliche, scheint sie dem Verfasser „immer noch nicht voll und ganz" von den Männern gewürdigt, die, wie Felix Klein, in der modernen Reformbewegung auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts an erster Stelle stehen. Er gibt zu, daß Klein die „hervorragende pädagogische Veranlagung" Schellbachs gebührend anerkennt, allein seiner Meinung nach verlegt jener den Einfluß Schellbachs auf eine zu späte Zeit. Nachdrücklich wird betont, daß Schellbachs „Unterrichtsmethode nicht von so großem Einfluß gewesen wäre, wenn Schellbach nicht zugleich ein hervorragender Gelehrter gewesen wäre". Zu der Erfüllung dieser für den Erfolg der Lehrtätigkeit unerläßlichen Grundbedingung gesellt sich bei Schellbach ein zweites wichtiges Moment, seine edle, selbst im späten Alter nicht erkaltende Begeisterung für die Mathematik. „Ihm war die Mathematik ein erhabenes Gedicht, und das Lehren der Mathematik Religion. Auch ihm galten die Lehrer der Mathematik als die glücklichsten Menschen." Der dritte der für seine Lehrtätigkeit wertbestimmenden Faktoren war der Mensch Schellbach, der wahre Freund der Jugend, der stets warmen Anteil an dem Geschick seiner Schüler und seiner Kandidaten nahm, dessen ganzes Leben die Lehre predigte, die er ihnen mit auf den Lebensweg gab, „daß der Mensch das höchste Glück des Lebens in der Selbsttätigkeit findet, zu der die Erkenntnis der Wahrheit anregt."

Ein weiteres Verdienst um das Andenken seines unvergeßlichen Lehrers erwirbt sich F. Müller dadurch, daß er aus seinem Nachlaß zwei bisher ungedruckte Schriften veröffentlicht, die uns Schellbachs Persönlichkeit in ihrem reinsten Lichte zeigen, ihn als einen Vorläufer der modernen Reformbewegung auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts kennzeichnen. Die eine ist die Denkschrift, die er 1844 über den Plan zur Errichtung eines mathematischen Instituts nach dem Muster der École Polytechnique zu Paris dem Ministerium einreichte, die zweite ist ein 1845 gehaltener Vortrag „Über Wert und Bedeutung der Mathematik". Aus dem letzteren sind mehrere Gedanken in die berühmte Programmabhandlung vom Jahre 1866 „Über den Inhalt und die Bedeutung des mathematischen und physikalischen Unterrichts am Gymnasium" aufgenommen, deren Studium der Verfasser allen Erziehern der Jugend dringend ans Herz legt; aber „trotz wiederholter Auflage scheint dieser begeisterte Hymnus auf die Mathematik wenig bekannt und geachtet zu sein". Die drei zuletzt erwähnten Schriften, besonders aber die Programmabhandlung, bilden für die

Digitized by Google

Geschichte des mathematischen Unterrichts wahrhafte Dokumente von unvergänglichem Werte, in denen der Mann, der Jahrzehnte hindurch von allen Lehrern der Mathematik als ihr Wortführer verehrt wurde, über den damaligen Zustand des mathematischen Unterrichts, seine Bedeutung für die Erziehung und Bildung der Jugend, seine Stellung innerhalb der übrigen Unterrichtsfächer sowie die Rolle, die damals die Mathematik im Kulturleben spielte, seine Ansichten in formvollendeter, begeisternder Sprache niederlegt.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jener Zeit vergangen. Die Saat, die Schellbach streute, hat ihre Früchte getragen; *die Pflege der Mathematik auf den höheren Schulen* hat sich zusehends gehoben, neue Schulgattungen sind entstanden, die der Mathematik ein breiteres Feld im Unterrichtsplane einräumen, überall macht sich eifriges Streben und reges Leben in der Ausgestaltung des mathematischen Unterrichts bemerkbar, neue fruchtbare Ideen sind aufgetaucht und augenblicklich stehen wir wieder mitten in einer Reformbewegung. Da wäre das Erscheinen eines Dokuments, das für die heutige Zeit das leistet, was Schellbachs Programmabhandlung für die damalige, wohl am Platze. Dem Bedürfnis nach solchen Dokumenten in allen Unterrichtsfächern will das von der Teubnerschen Buchhandlung herausgegebene *Handbuch für Lehrer höherer Schulen* entgegenkommen. Wie es im Vorwort heißt, will es nicht nur dem Fachlehrer „Anregung und Belehrung“ bieten, es will auch dem Hochschullehrer zeigen, welche Forderungen das höhere Lehramt später an seine Zuhörer stellen wird, es will „dem Bewußtsein der Lebensgemeinschaft bei den Mitgliedern eines Lehrerkollegiums dienen“. Der Lehrer der Mathematik darf daher erwarten, daß in ihm die Stellung, welche die Mathematik in dem heutigen Unterrichtsbetriebe einnimmt, allseitig und eingehend erörtert wird, daß er eine gründliche Belehrung über die Bedeutung erhält, die der mathematische Unterricht für die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten besitzt, über den Wert, den er für die Erweckung sittlicher Kräfte hat, sowie über die Mittel, ihm diesen Wert zu verleihen. Denn der Lehrer der Mathematik ist doch nicht nur Verkünder seiner Wissenschaft, sondern auch Erzieher der Jugend. Ebenso darf er hoffen, über die Stellung Klarheit zu erhalten, die die Mathematik innerhalb des heutigen Kulturlebens einnimmt, den Anteil kennen zu lernen, den sie überhaupt an der Schaffung unseres augenblicklichen Kulturzustandes hat. Dadurch möchte er einen Maßstab gewinnen, der die sichere Beurteilung des mathematischen Unterrichts nach Umfang, Inhalt und Methode ermöglicht, und zugleich zur Einsicht in den Zusammenhang gelangen, in dem die augenblicklichen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts mit dem Kulturfortschritt stehen. Solche Gedanken sind es auch, die die vorhin erwähnte Programmschrift Schellbachs so sehr auszeichnen, sie zu einem für die Geschichte des mathematischen Unterrichts wertvollen Dokument allerersten Ranges machen. Von solchen allgemeinen, leitenden Gesichtspunkten bietet jedoch in dem Handbuche der von Heinrich

Digitized by Google

Müller bearbeitete Abschnitt: „Rechnen und Mathematik“ so gut wie nichts. Der Verfasser, dessen Name durch sein „Mathematisches Unterrichtswerk“ gewiß in den weitesten Berufskreisen bekannt geworden ist, bringt zunächst eine kurze, jedoch lesenswerte Entwicklungsgeschichte des mathematischen Unterrichts von der Reformationszeit bis jetzt, mit reichem Literaturnachweis. Nach vergleichender Übersicht über die in den verschiedenen Ländern Deutschlands jetzt geltenden Lehrpläne werden dann, namentlich an der Hand der preußischen Bestimmungen Umfang und Lehrziele des mathematischen Unterrichts erörtert. Sämtliche mathematische Disziplinen, die Gegenstand des Unterrichts an unseren höheren Schulen geworden sind, werden hinsichtlich des Inhalts und des einzuschlagenden Lehrverfahrens besprochen. Fast ein Fünftel der ganzen Abhandlung ist dem Streite gewidmet, ob und wie weit die Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung als obligatorischer Lehrstoff einzuführen sind. Wohl lernt man die sich hier entgegenstehenden Ansichten und ihre Vertreter kennen, allein der Verfasser formuliert nirgends klar und bündig seinen eigenen Standpunkt in dieser Frage und somit trägt seine Darstellung des Streites wenig zu ihrer Klärung bei. Die bei dieser Darstellung gelegentlich sehr stark hervortretende Neigung des Verfassers, gegen F. Klein, als den Vorkämpfer der Einführung von Differenzial- und Integralrechnung zu polemisieren, hat etwas Bedenkliches. Es muß nachdrücklich betont werden, daß der Mittelpunkt der reformatorischen Bestrebungen Kleins in der Forderung liegt, der mathematische Unterricht soll den Schüler zu funktionalem Denken erziehen. Die Entwicklung des Funktionsbegriffs ist ihm die Hauptsache, und nur insofern für diese auch die Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung von Wichtigkeit sind, will er letztere in den Rahmen des Unterrichts hineingezogen wissen. Wenn H. Müller aber an einer Stelle sagt, es sei „an der Zeit, gegen die Forderung Kleins, daß die Grundgedanken der Differential- und Integralrechnung, soweit sie auf den verschiedenen Stufen des Schulunterrichts gebraucht werden, in den Mittelpunkt desselben zu rücken und der übrige in Betracht kommende Lehrstoff um das so geschaffene Zentrum herumzugruppieren sei, soweit sie wenigstens das Gymnasium angeht, energisch Einspruch“ zu erheben, so heißt dies, Kleins Forderung etwas entstellen. Die Entwicklung des Funktionsbegriffs ist das Zentrum, um das Klein den übrigen Lehrstoff — also auch die Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung — gruppiert wissen will.

Auch sonst lassen sich gegen den sachlichen Inhalt noch einige Einwendungen erheben. Die Erläuterung des Lehrverfahrens hätte bei den planimetrischen Konstruktionsaufgaben nicht soweit getrieben zu werden brauchen, daß die Lösung bestimmter Aufgaben vorgeführt wird. Noch viel weniger war es nötig, bei der Behandlung der kubischen Gleichung das äußerst triviale Verfahren zur Auffindung der ganzzahligen Wurzeln einer numerischen Gleichung dritten Grades mitzuteilen. Es ist weder „einfacher“ noch „eleganter“ als die gewöhnliche Hornersche Methode,

Digitized by Google

läßt sich auch nur bei der schon reduzierten Gleichung dritten Grades anwenden, während letztere bei der numerischen Gleichung jeder beliebigen Ordnung anwendbar bleibt. Für die Behandlung der Kegelschnitte braucht man auch nicht die Forderung zu erheben, daß die Herleitung dieser Kurven als Kegelschnitte an den Anfang zu stellen ist. Man kann ebenso gut, wie Wellstein in der Enzyklopädie der Elementarmathematik zeigt, von dem Apollonischen Berührungsproblem ausgehend zu diesen Kurven gelangen, oder, mit den einfachen Definitionen der Parabel, Ellipse und Hyperbel beginnend, die Eigenschaften jeder dieser Kurven gesondert elementargeometrisch ableiten, um dann ihre gemeinsamen Eigenschaften zusammenzufassen und das Ganze durch die Rechtfertigung ihrer Bezeichnung als Kegelschnitte zu krönen. Wie aber der Schüler zur Erkenntnis gebracht wird, daß die gemeinsame Eigenschaft dieser Kurven mit ihrer Entstehung als Kegelschnitte zusammenhängt, das hätte wohl nicht vorgeführt zu werden brauchen, zumal die angegebene Art der Herleitung nichts Neues bringt, sich im wesentlichen mit der deckt, die schon der alte Apollonios anwandte. Den Schluß der Abhandlung bildet eine Besprechung der Fachliteratur, die jedoch selten über allgemeine Bemerkungn hinausgeht, so daß eine einfache Aufzählung an ihrer Stelle ebenfalls genügt hätte.

In demselben Handbuche ist auch *der Unterricht in Physik*[1]) behandelt. Der Verfasser ist E. Grimsehl, der durch seine rastlose, bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiet der physikalischen Schülerübungen, durch die Herstellung vieler instruktiver, sehr brauchbarer Schulapparate seit Jahren rühmlich bekannt ist. Nach gedrängter Skizzierung des geschichtlichen Entwicklungsganges, den der Unterricht in der Physik bis heute genommen hat, wird in ruhiger, sachlicher, durch keine Polemik getrübter Weise der Umfang und die Anordnung des Lehrstoffs und die den Unterricht augenblicklich beherrschenden Gesichtspunkte besprochen. Deutlich kommt der Kampf der ihn vorwärts treibenden Kräfte mit der Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Zeit und Unterrichtsmittel zum Ausdruck, und obwohl ein leiser Ton des Bedauerns hindurchklingt, so wird doch den Umständen Rechnung getragen und werden empfehlenswerte Vorschläge gemacht, wie die im physikalischen Unterricht liegenden Bildungselemente trotz solcher inneren und äußeren Schwierigkeiten doch fruchtbringend herausgeholt werden können. Die augenblicklich im Vordergrund des Interesses stehenden physikalischen Schülerübungen werden warm empfohlen und doch ein weises Maß der Beschränkung für sie verlangt. Der Auffassung, daß die höheren Schulen durch sie zu Fachschulen werden, wird in kurzer, entschiedener Weise entgegengetreten. Für die Handhabung des Unterrichts werden die von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte 1905 aufgestellten drei Leitsätze als diejenigen bezeichnet, die für die nächste Zukunft maßgebend sein müssen; daran

[1]) E. Grimsehl, Der Unterricht in Physik. In: Handbuch für Lehrer höherer Schulen. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. Gr. 8°. 20 S.

Digitized by Google

knüpft sich eine Erörterung der Änderungen, die die Durchführung dieser Grundsätze nötig machen wird. Die Sprache ist durchweg schlicht, nur hier und da spürt man, welch warmes Feuer unter der Knappheit und Straffheit der Form verborgen ist. Die Sätze sind kurz, aber jeder hat einen festen, scharf bestimmten Inhalt, uud so kommt es, daß man von der verhältnismäßig kurzen Schrift doch ein klares Bild von dem physikalischen Unterricht, seiner Methode und seinen Aufgaben gewinnt, neue, anregende Gedanken in dem Leser ausgelöst werden. Man erhält das Gefühl der Befriedigung und wird die gehaltvolle Abhandlung gewiß wieder zur Hand nehmen.

Jedem, der sich für *die Geschichte der Physik* interessiert, sei am Schlusse dieser Übersicht noch eine Abhandlung von Sebastian Vogl[1]) empfohlen, welche die Physik Roger Bacos wieder ans Licht zieht. Es ist eine Doktordissertation, geht aber weit über den gewöhnlichen Rahmen einer solchen hinaus, leistet auch weit mehr, als der Titel verspricht. Zunächst wird der Bildungsgang dieses bedeutenden Vorläufers Galileis dargestellt, seine Lebensschicksale werden besprochen, seine Lehrer und Freunde aufgezählt und nach Abschätzung ihres Einflusses auf ihn wird sein wissenschaftlicher Standpunkt so klar wie möglich herauszuarbeiten gesucht. Diesem interessanten Abschnitt schließt sich eine Aufzählung aller Schriftsteller bei den Griechen, Römern und Arabern an, auf die Baco als seine Quellen zurückgeht. Es ist dies ein äußerst wertvolles, beinah vollständiges Verzeichnis aller Physikschriftsteller von Aristoteles bis Roger Baco, das namentlich bei den Arabern viele Namen bringt, die sonst ziemlich unbekannt sein mögen. Dann folgt die Besprechung der Physik Roger Bacos selbst, die aber zugleich eine Darstellung des gesamten physikalischen Wissens vor Baco bringt, um dessen eigene Leistungen, seine Berichtigungen und Hinzufügungen, ins rechte Licht zu setzen. So gewinnen wir ein Bild von dem, was bis zu Bacos Tode in der Optik, der Wärmelehre, der Akustik, der Mechanik, der Elektrizität und dem Magnetismus bekannt gewesen, gelehrt, abgeändert und nachher doch wieder gelehrt, spekuliert und auch induktiv geforscht worden ist; ein äußerst interessantes Bild, das auch für den Unterricht nutzbringend verwertet werden kann, indem es uns das allmähliche Fortschreiten physikalischer Einsicht zeigt, den Kampf der induktiven Methode mit scholastischer Überlieferung und metaphysischer Spekulation. Roger selbst ist ein gutes Beispiel dafür: nachdrücklich hält er seinen Zeitgenossen ihre vier Grundfehler gegen den Fortschritt in den Wissenschaften vor Augen: „das Schwören auf eine unwürdige und hinfällige Autorität, die Macht der Gewohnheit, die Denkweise der gewöhnlichen großen Masse und die Blindheit gegen die eigene Unwissenheit verbunden mit der Prahlerei mit eigener Weisheit." Gleichwohl bleibt er z. B. hinsichtlich des Regenbogens noch in der üblichen Erklärungsweise befangen, kann wenigstens die Fesseln derselben nicht

[1]) Sebastian Vogl, Die Physik Roger Bacos. Doktordissertation. Erlangen, Junge & Sohn. 1906. Kl. 8°. 105 S.

Digitized by Google

vollständig abstreifen. Hat nicht auch der Lehrer der Physik bei seinem Unterricht stets einen ähnlichen Kampf zu führen?

Wir sind am Ende unserer Übersicht angelangt und beschließen sie mit dem Ausdruck lebhafter Freude, daß die Beschäftigung mit geschichtlichen Studien auch dem exaktwissenschaftlichen Unterrichte in so befruchtender und anregender Weise zugute gekommen ist.

4. Naturwissenschaften.

Von **Johann Norrenberg.**

Eine sehr wertvolle Bereicherung der Literatur über die Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts ist die Hallersche Monographie über Comenius.[1] Während wir über die Bedeutung der Natur und des Naturbegriffes für die Philosophie und die theoretische Pädagogik des Comenius längst aufgeklärt waren, fehlte bisher eine zusammenfassende Darlegung alles dessen, was der Vater des „realen Realismus" über den naturkundlichen Unterricht gedacht hat und wie sich seine Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt haben. Wie auch aus der mit Geschick entworfenen Skizze von den Strömungen auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts sowie vom Stande der naturwissenschaftlichen Forschung bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hervorgeht, hat Comenius ja nichts unbedingt Neues in die pädagogische Welt gebracht; auch er lehnt sich an Vorgänger an, so an Ratke, Helwig und Andreä. Aber daß Comenius unmittelbar von Andreä abhängig sei und von ihm entlehnt habe, wie Haller im Gegensatze zu Möhrke annimmt, bleibt doch eine unbewiesene Vermutung. Recht scharf hebt der Verf. den Zusammenhang der pädagogischen Anschauungen des Comenius zu seiner religiösen Stellung, den keineswegs unedlen Nützlichkeitszug, der das Ziel seines naturwissenschaftlichen Unterrichts beeinflußt, die Unterordnung des sittlichen und wissenschaftlichen Ziels unter das religiöse Endziel die innige Durchdringung des materialen und und formalen Zweckes hervor und bestätigt auch die von mir an anderer Stelle vertretene Auffassung, daß es vorwiegend Comenius war, der den Unterricht in der Naturkunde auf die Höhe eines Erziehungsmittels emporgehoben habe. Überzeugend ist auch der Nachweis, daß die hier in Betracht kommenden Schulbücher, das Vestibulum latinae linguae, die janua linguarum reserata, das Atrium und namentlich der orbis pictus, die gewöhnlich als sprachliche angesprochen werden, von ihrem Verfasser in erster Linie als sachliche Lehrbücher, als Realienbücher gedacht und eingerichtet waren. Eine eingehende und wohlgeordnete Darlegung des Stoffes und der Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichts bei Comenius läßt die umfassende Weise, in der er die Natur in die Schule eingeführt sehen wollte, die Art der Hereinziehung

[1] Paul Haller, Comenius und der naturwissenschaftliche Unterricht. Progr. Leisnig, Progymn. 1906. 131 S.

Digitized by Google

dieses Stoffes in das System der übrigen Lehrfächer, die Wertschätzung dieses Gebietes für die Sinnesbildung (Anschauung), Verstandes- und Gemütsbildung, die Ausnutzung der als methodische Hilfsmittel dienenden Bilder- und sonstigen Sammlungen klar erkennen. Von besonderem Werte sind auch die auf einem gründlichem Studium beruhenden Nachweisungen über die Nachwirkung der Anschauungen des Comenius auf die Praxis und die Theorie des naturwissenschaftlichen Unterrichts, namentlich aber über die räumliche und zeitliche Verbreitung der obengenannten realistischen Schulbücher.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von *Emil Adolf Roßmäßler*[1]) hat eine Reihe von Erinnerungsblättern ausgestreut, die sich aber zumeist auf einen Auszug aus den von ihm selbst aufgezeichneten Lebenserinnerungen des genannten Naturforschers, Volkslehrers und Methodikers beschränken. — Den Namen eines fast vergessenen Methodikers auf dem Gebiete des naturkundlichen Unterrichts entzieht Klinkhardt[2]) der Vergessenheit. Es ist der Magister *Gottlob Eusebius Fischer* (1769—1847) aus Zschaitz bei Döbeln, der in seinem vierbändigen „Vollständigen Handbuch einer technologischen und ökonomischen Naturgeschichte für deutsche Bürger, Landwirte und ihre Kinder“ (1800) auch über den Unterricht in der Naturgeschichte seine Ansichten äußert. Die Gedanken, mit denen Fischer seinen Versuch, den Unterricht in der Naturgeschichte in eine Anleitung zum Naturforschen umzuschaffen, erläutert, lassen ihn als einen seiner Zeit weit vorauseilenden Methodiker erkennen. Auch über die Art des naturwissenschaftlichen Studiums an den Hochschulen enthält der mitgeteilte Auszug einige Bemerkungen, die von Interesse sind. — Einen warmempfundenen Nachruf für den am 28. Mai 1905 gestorbenen Reformator des naturbeschreibenden Unterrichts *Friedrich Junge* verdanken wir Oppermann,[3]) der sowohl die äußeren Lebensschicksale wie auch die methodischen Bestrebungen des in der Geschichte der Methodik als Markstein dienenden Schulmannes in kurzen, aber treffenden Zügen schildert.

Über den Stand des *naturkundlichen Unterrichts vor 100 Jahren* gibt eine i. J. 1805 erschienene Ausgabe von Rochows „Kinderfreund“ Auskunft. Sie war von Völker in Heidenheim „unter der Oberleitung des würdigen Herrn Schulinspektors Riecke in Stuttgart“ für württembergische Verhältnisse bearbeitet und durch eine Beschreibung der gefährlichen Giftpflanzen erweitert worden. Einige Proben, die Lauffer[4]) wiedergiebt,

[1]) H. Horn. Emil Adolf Roßmäßler. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage am 3. März 1906. In: Die Deutsche Schule. X. Jahrg. S. 146—157. Leipzig, Klinkhardt. 1906.

[2]) Friedrich Klinkhardt. Ein vergessener Methodiker des naturkundlichen Unterrichts aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. In: Natur und Schule. V. Bd. S. 185—195. Leipzig, Teubner. 1906.

[3]) E. Oppermann. Friedrich Junge †. Gedenkblatt mit einem Porträt. In: Natur und Schule. S. 329—339. Leipzig, Teubner. 1906.

[4]) Friedrich Lauffer. Auch ein hundertjähriges Jubiläum. Zur Geschichte des Naturkundeunterrichts in Württemberg. In: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht. 35. Jahrg. S. 269—274. Stuttgart, Belser. 1906.

Digitized by Google

zeigen, daß es auch hier hauptsächlich darauf ankam, durch Erzählung recht gruseliger Geschichtchen die Kinder vor dem Genusse der Giftpflanzen zu warnen.

Die in der Zeitschrift „Natur und Schule" zwischen Breitenbach und Wasmann ausgefochtene Fehde über den bekannten Lippstädter Fall[1]) hat zur Aufklärung und Fixierung der diesem zugrunde liegenden Tatsachen nicht wesentlich beigetragen. Im übrigen sind ja aber auch diese Tatsachen selbst für uns kaum noch von Bedeutung — an den Wirkungen der damaligen Beschuldigungen wird ein Streit über deren Berechtigung nichts mehr ändern. Also sei die Streitaxt begraben!

Die Arbeit von Landsberg[2]) liefert einen beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis der neueren *Entwicklung des biologischen Unterrichts an den höheren Schulen.* Das Königsberger Friedrichs-Kollegium, an dem Kant seine erste Ausbildung erhalten hat, nimmt in der Geschichte des höheren Schulwesens, namentlich aber in der des naturwissenschaftlichen Unterrichts eine hervorragende Stellung ein. Die Männer, die hier wirkten, sind Typen, die den für unser Gebiet bedeutsamsten Zeiten angehören: Wald, der das enzyklopädische Bildungsideal der Instruktion Friedrichs des Großen vom Jahre 1780 durch eine starke Berücksichtigung der realen Wissenschaften zur Durchführung brachte, — der Herbartianer Gotthold, der die aus den Naturwissenschaften resultierenden allgemeinen, für die Weltanschauung bedeutsamen Ideen in dem biologischen Unterricht der Oberstufe zur Geltung brachte, — endlich Bujak, der im Geiste des Süvernschen Universalismus die Naturwissenschaften mehr als anderwärts zur Entfaltung kommen ließ. Die bekannte Arbeit von Zippel über die Geschichte des Kgl. Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i. Pr. ist durch die Untersuchungen Landsbergs wertvoll ergänzt worden. — Für die Geschichte der Bestrebungen, *der Chemie* eine mehr oder minder selbständige Stellung im Lehrplan der Volksschulen zu sichern, gibt Böttger[3]) in dem ersten Teile seiner Arbeit eine trefflich disponierte Übersicht. Bei der Dürftigkeit des zu verarbeitenden Stoffes ist es begreiflich, daß der Verfasser hier und da auf Nachbargebiete übergreift und auch die Bemühungen um Popularisierung der chemischen Wissenschaft und die Fortschritte des chemischen Unterrichts auf den Mittelschulen mit in die Darstelluug hineinzieht. Wertvoll sind die Notizen über die beim Unterricht und zur Vorbereitung benutzten Leitfäden: von Raffs „Naturgeschichte für Kinder" (1781) und Büschings „Unterricht in der Naturgeschichte (1791) an, die unter den mineralogischen und technologischen Kenntnissen auch solche chemischer Art zu verbreiten strebten,

---

1) Wilhelm Breitenbach, Zum Gedächtnis Hermann Müllers, und E. Wasmann, Noch ein Wort über den Fall Müller. In: Natur und Schule. V. Bd., S. 304—310 und 505—510. Leipzig, Teubner. 1906.

2) Bernhard Landsberg, Bilder aus dem naturwissenschaftlichen, besonders dem biologischen Unterricht an Königsberger Gelehrtenschulen. Progr. Königsberg, Wilh.-Gymn. 1906. 53 S.

3) Rudolf Böttger, Beiträge zur Geschichte und Methode des chemischen Unterichts in der Volkschule. Leipzig, Teubner. 1906. VI, 78 S.

Digitized by Google

bis zu den modernsten Arbeiten wie Ostwalds „Schule der Chemie". Bei der gesteigerten Differenzierung der Wissenschaften ist es naheliegend, daß die Untersuchungen über die chemische Unterweisung auf der Volksschule für die neuere Zeit weniger zu positiven Ergebnissen führten als für die weiter zurückliegenden Perioden. Die modernen Bestrebungen sind daher wesentlich von methodischen Gesichtspunkten aus betrachtet worden.

VI. Kindes- und Schülerleben.

Von **Eduard Clausnitzer.**

Eine Monographie hat Spiegel in Würzburg dem *fahrenden Schülertum* gewidmet.[1] Er geht den Ursachen nach, die in dem erhöhten Bildungsbedürfnis der Zeit lagen. Am meisten war dies ursprünglich bei den Kaufleuten der Fall, die bezüglich der Sprachen auf Privatlehrer angewiesen waren. Die Ärmeren konnten sich dies nicht leisten, so wird dies mit eine Veranlassung zur Gründung der Stadtschulen, wobei, wie bekannt, heftige Kämpfe mit dem sich im Bestande seiner Stiftsschulen bedroht sehenden Klerus stattfanden. Diese umfangreiche Gründung von Stadtschulen, die in Norddeutschland die Stiftsschulen fast völlig verdrängten, veranlaßten die Schüler zur Wanderung. Verf. schildert nun diese Wanderungen und den Aufenthalt in den Städten; im 17. Jahrhundert hörte dies alles auf. Die Beteiligung der Schüler Mühlhausens an den kirchlichen Einrichtungen sowie an den Festen, insbesondere am *Gregoriusfest*, das zu Ehren Gregors des Großen, des Schutzpatrons der Schulen gefeiert wurde, schildert Jordan.[2] Über die Feier dieses Festes im Nassauischen berichtet K. Wolff.[3] Hier hatte es, z. B. in Kronberg, während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen militärischen Anstrich erhalten. Teilweise blieb daneben der geistliche Charakter, so in Lorch (bis 1815), oder das Bischofsspiel, das man ursprünglich am Feste abhielt, wurde erneuert, so 1843 in Winkel im Rheingau. Eine kurze Monographie über die *Prügelstrafe* hat Nelly Wolffheim geschrieben, die eine handliche Zusammenstellung des zumeist bekannten Materials bietet.[4] Dem gleichen Thema ist ein Buch von O. Kiefer gewidmet.[5] — Eine Quellensammlung

---

[1]) Nic. Spiegel, Das fahrende Schülertum, ein Ergebnis der deutschen Schulverhältnisse während des 15./16. Jahrhunderts. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. alten Gymnasiums zu Würzburg f. d. Studienjahr 1905/06.

[2]) Jordan. Aus dem Schülerleben alter Zeit in der Reichsstadt Mühlhausen i. Th. In „Mühlhausener Anzeiger", 1906, Nr. 211—213.

[3]) K. Wolff, Das ehemalige Gregoriusfest und seine Feier in Nassau. In „Nassovia", Zeitschrift f. nass. Gesch. u. Heimatskunde. Herausgegeben von C. Spielmann. Druck und Verlag von P. Plann, 1906, Nr. 9, S. 109 ff.

[4]) Wolffheim, Zur Geschichte der Prügelstrafe in Schule und Haus. 71 S. Berlin, E. Frensdorff. (o. J.)

[5]) O. Kiefer, Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. VI u. 196 S. Berlin, A. Kohler. 1904.

Digitized by Google

von großer Bedeutung für die Geschichte *des Kindes* ist ein von Richard Wossidlo im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde herausgegebenes Werk.[1] Hier sind aus der mecklenburgischen Volksüberlieferung die sprichwörtlichen Redewendungen gebucht, die Kinderwartung und Kinderzucht betreffen. Gerade das bisher wenig bekannte Gebiet der tatsächlichen häuslichen Erziehung und des häuslichen Kindeslebens erfährt hier für ein größeres Territorium eine unerwartete Bereicherung. Der den 2117 Nummern beigegebene wissenschaftliche Apparat, der gegen 200 Seiten ausmacht, bringt das vergleichende Material aus anderen Gegenden Deutschlands und steigert so den Wert des mühseligen Unternehmens. Ähnlich ist das lübeckische Spiel- und Rätselbuch von Colmar Schumann[2]) zu beurteilen, das bezüglich der alten Hansestadt eine wertvolle Quellensammlung zur Geschichte des *kindlichen Spieles* bedeutet. Die Geschichte der *Jugendliteratur* behandelt H. L. Köster in Hamburg.[3]) Er hat dazu den Weg der Monographie gewählt, indem er das große Gebiet zunächst sachlich je nach dem Charakter der Jugendschriften in einzelne Untergebiete zerlegt, und diese Einzelgebiete geschichtlich verfolgt, um sodann die großen Entwicklungslinien der Jugendliteratur in einer Gesamtgeschichte zusammenzufassen. Nach dem augenblicklichen Forschungsstand ist diese Methode des Verf. als durchaus richtig, unter den gegenwärtigen Umständen vielleicht sogar als der einzige Weg zu bezeichnen, der wirklich zu dem Ziele führt, nämlich einen tatsächlichen Überblick über die Entwicklung zu erhalten. Der vorliegende erste Teil behandelt: Bilderbuch, Bilderbogen, Volkslied, Kinderreim (als Volkskinderlied charakterisiert!), Kinderliederdichter, Märchen, Kunstmärchen, Volkssagen, Volksbücher. Der zweite Teil wird u. a. enthalten: Geschichte der Göttersagen, der erzählenden Jugendliteratur, der Jugendschriftenkritik. Hierauf sich gründend, soll dann Teil 3 die zusammenfassende Gesamtentwicklung bringen. Es ist zu wünschen, daß Verf. es recht bald vergönnt sei, das lehrreiche und verdienstvolle Werk zu vollenden, das nicht bloß dem geschichtsforschenden, sondern auch dem nach guten Jugendschriften Ausschau haltenden Pädagogen ein trefflicher Führer und Berater ist. Daß die jetzt von der Wissenschaft mit umfassenden Hilfsmitteln aufgenommene *Kinderforschung* und Kinderbeobachtung schon früher Gegenstand des Studiums war, zeigt Th. Fritzsch in Leipzig.[4]) Es hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine große Reihe von Kinderforschern gegeben, in erster Linie waren es die Philanthropinisten in Dessau. Ihre Tätigkeit schildert Verf. und erbringt damit zugleich den Nachweis, daß nicht, wie es meist,

[1]) Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, Bd. 3: Kinderwartung und Kinderzucht. XIX und 453 S., 10 S. Noten. Wismar, Hinstorff. 1906.

[2]) Colmar Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. XXII und 208 S. Lübeck, Gebr. Borchers. (o. J.)

[3]) H. L. Köster, Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. Bd. 1. VIII und 196 S. Hamburg, Janssen.

[4]) Th. Fritzsch, Zur Gesch. d. Kinderforschung und Kinderbeobachtung. In: Zeitschr. f. Phil. u. Pädag. 1906, Heft 11, S. 497 ff.

Digitized by Google

heißt, der Marburger Professor Dietrich Tiedemann der Begründer der Kinderforschung ist, auch nicht Karl Philipp Moritz, der Herausgeber des „Magazins zur Erfahrungsseelenkunde". Beide sind vielmehr nur Glieder in der Reihe anderer Forscher.

VII. Das Mittelalter.

Von **Richard Galle** und **Max Manitius.**

Galle.] Bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes, welchem unsere Betrachtung zu gelten hat, ist Beschränkung, Verzicht auf Vollständigkeit von vornherein geboten, obgleich es eigentlich notwendig wäre, den ungeheuren Stoff in seiner vollen Ausdehnung und das Material in seiner ganzen Größe zu zeigen. Die Furcht der für die bildungsgeschichtliche Betrachtungsweise zugänglichen Forscher vor der völligen Unzulänglichkeit der Quellen der ältesten deutschen Erziehungsgeschichte, aus denen nur so kleine Minderwertigkeiten zu gewinnen seien, wird ja in Zukunft einmal schwinden. Gegenwärtig leidet unter dieser Furcht ohne Zweifel die Bildungsgeschichte des Mittelalters noch arg. Diese überwinden zu helfen ist mit eine Aufgabe unserer Gesellschaft und besonders der mittelalterlichen Teile unseres Jahresberichtes.

Da ist gerade von *methodologischem* Interesse ein schöner Aufsatz des gelehrten Jesuiten von Dunin Borkowski,[1]) der in gewandtester Form und mit höchst anregender Wärme die Methode bei der Erforschung alter Institutionen, namentlich der altchristlichen Gemeindezustände, untersucht. In lehrreicher Übersicht prüft er die Verfahren der geschichtlichen Quellenverwertung von Niebuhr bis Mommsen, Eduard Meyer, Madwig usw. und zeigt, welche Rolle bei den neueren Forschern die „kristallisierten Schätze der Vergangenheit", die „latenten historischen Daten", die „vorsichtigen Rückschlüsse aus antiquarischen Überbleibseln in noch lebenden Einrichtungen" gespielt haben. Solchen „Rekonstruktionen" begegnen wir schon bei Thukydides und Aristoteles. Von der Anwendung der „Theorie der methodischen Rückschlüsse" verspricht sich nun der Verfasser Erfolge besonders bei der Erforschung altchristlicher Institutionen, z. B. der Entwicklung der Ämter, und erklärt es für einen methodischen Irrtum, wenn man die Geschichte so behandeln wolle, als ob man mit den Zeitgenossen gelebt habe und als ob man die darauf folgende Entwicklung gar nicht kenne. Diese mit echt wissenschaftlicher Vorsicht vorgetragenen methodologischen Gedanken können auch für die ältere Bildungs-, Unterrichts- und Anstalts-Geschichte von tiefgreifender Bedeutung sein. Nur darf man

---

1) Stanislaus v. Dunin-Borkowski, S. J., Die Methode bei Erforschung alter Institutionen. [Z. f. kath. Theologie, 1905, II, S. 211 ff.]

Digitized by Google

nicht — wovor der Verfasser selbst warnt — Borkowskis „methodische Rückschlüsse“ mit einfacher Analogie verwechseln, worüber man sich bei ihm, der vorher schon ähnliche methodologische Abhandlungen veröffentlicht hatte, fein durchdachte Belehrung holen kann. Die Furcht vor der Ertragslosigkeit der erziehungsgeschichtlichen Quellen des Mittelalters würde unter diesen methodischen Gesichtspunkten umso eher schwinden.

Je rückständiger, weil jünger, die Entwicklung eines Wissenszweiges ist, desto größere Schwierigkeit macht die Gliederung einer Literaturübersicht insofern, als strenger abgegrenzte Forschungsgebiete, nach denen am sachgemäßesten die Einteilung erfolgen würde, noch fehlen. Wir gruppieren den Stoff zunächst um einzelne Persönlichkeiten, wenn auch nur wenigen von den in Betracht kommenden der Name von Pädagogen im modernen Sinne zukommt.

Viele moralisch-pädagogische Ideen, denen das Mittelalter treu blieb, haben ihren Verbreitungsanfang in den Werken des berühmten *Clemens von Alexandrien,* dessen umfangreichstes Werk, die Stromata, im Berichtsjahre in Otto Stählins[1]) großer Ausgabe zu erscheinen begonnen hat. Von dem zuvor schon ausgegebenen Paidagogos entwirft J. Tixeront[2]) ein Bild, wesentliches Gewicht allerdings auf die allgemeinen, zur Erscheinung kommenden sittlichen Anschauungen legend. — Ein andrer, in neuerer Zeit sich mehr der Forschung darbietender Alexandriner, *Didymus der Blinde,* erhält von Joh. Leipoldt[3]) eine ausführliche Monographie, durch die auch die bisher beste Darstellung von de Tillemont überflügelt worden ist, wie Spezialkenner betont haben. Auf die bildungsgeschichtliche Seite von Didymus Bedeutung wird neben der dogmengeschichtlichen erfreulich geachtet. Die für theologische wie für volkstümliche Bibelkommentierungen so wichtigen Bibelcatenen enthalten auch manches von Didymus Herstammendes. Dessen Sinn für Mathematik, seine Zahlenspielereien, seine Kenntnisse in altheidnischer Philosophie etc. werden gewürdigt, selbst die Schätzung fremder Sprachkenntnisse wird erörtert. Der frühere Ruhm seiner ungeheuren Belesenheit, den zeitgenössische Schriftsteller um ihn gebreitet haben, wird jedoch wesentlich eingeschränkt. — Die Echtheit von desselben Kirchenvaters Kommentaren zu den kanonischen Briefen wurde zuvor (1905) von E. Klostermann[4]) untersucht, konnte jedoch nicht mit Sicherheit festgestellt werden. — Didymus spielt auch als Quelle des Ambrosius und des Hieronymus eine Rolle, und dieser drei Kirchenväter Quellenverhältnis er-

---

[1]) Clemens Alexandrinus, Bd. II. Stromata. Buch 1—6. Hrsg. von Otto Stählin. 8°. 519 S. (M. 6.50.) Leipzig. Hinrichs. 1906. [Die griech. christl. Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, Bd. 15.]

[2]) Tixeront, J., Le pédagogue de Clément d'Alexandrie. [L'Université catholique, 1906, 2, p. 161 ff.]

[3]) Leipoldt, Joh., Didymus der Blinde von Alexandrien. [Texte u. Untersuchungen zur Gesch. d. altchristl. Lit., ed. Gebhardt u. Harnack, N. F. XIV. Heft 3.] 148 S. 1906.

[4]) Klostermann, E., Über des Didymus von Alexandrien in epistolas canonicas enarratio. [Texte u. Untersuchungen z. Gesch. d. altchristl. Lit., N. F., 13. Bd., Heft 2.] 1905.

Digitized by Google

örtert eine Abhandlung von **Stolz.**[1]) In teilweiser Polemik zu Schermann*) weist Stolz die unleugbare Gegnerschaft zwischen Hieronymus und Ambrosius nach, welche sich auch in dem von jenem erhobenen Vorwurfe des Plagiats zeigt. Die Benutzung, resp. Übersetzung des origenistischen Didymus durch Ambrosius sowie durch Hieronymus findet quellenmäßig nachgeprüfte Darstellung. Zu etwa den gleichen Resultaten ist über diese Punkte — etwa zu gleicher Zeit — unabhängig **Grützmacher**[2]) in seiner großen *Hieronymus*-Biographie gekommen, die nunmehr das umfassendste Werk über den vielseitigen, ebenso oft übermäßig bewunderten als wegen seines Charakters übermäßig gescholtenen Mannes ist. Dessen Bedeutung für die Nachwelt und deren Geistesrichtung findet darin allerdings noch keine eingehende Beachtung. Eine ausführliche Darlegung seiner „Pädagogik" hat jetzt der Italiener **Ottolini****) veröffentlicht, die uns leider (auch an Bibliotheken) nicht zugänglich war.

Eine Persönlichkeit wie *Augustin,* dessen bildungsgeschichtliche Bedeutung noch nicht in vollem Umfange erkannt ist, lockt immer von neuem zum Eindringen in sein Wesen und sein Streben. Ein bisher gänzlich unbeachtetes Werk Augustins, seine „Retractationen", das sind kritische Rückblicke auf seine eignen Werke mit Verbesserungen derselben, also ein wirklich autobiographisches Quellenstück, ein Gegenstück zu seinen Confessionen, untersucht zum ersten Male **Adolf Harnack.**[3]) Wenn auch Augustin diese Selbstkritiken hier, im Alter von 58 Jahren, meist in asketisch-strengem Sinne übt, so werden sie im einzelnen für seine Gedankenentwicklung und den Zeitgeist beachtenswerte Momente ergeben können. Seltsam ist die Achtlosigkeit, mit der nächste und fernere Nachwelt an dieser selbstbiographischen Erscheinung vorüber gegangen ist. — Als geistigen Erben des klassischen Altertums, zugleich als selbständigen Fortbildner der alten rhetorischen Bildungsformen zeigt denselben Augustin der Philologe **Josef Zurek,**[4]) der seine Bewunderung vor dem großen christlichen Prosaisten nicht verbirgt. Es ist ja längst die Zeit gekommen, in der man auch an die spätlateinische und selbst an die christlich-theologische Literatur mit philologischem Rüstzeug herantritt, und man erweitert damit allgemach auch das bildungsgeschichtliche Betrachtungsfeld. Die Ausdehnung der philologischen Studien wirkt aber ebenso befruchtend auf die alten Gebiete zurück. Zurek unternimmt es, Augustins rhetorische

---

[1]) **Stolz,** Eugen, Didymus, Ambrosius, Hieronymus. [Theol. Quartalschrift, Tübingen 87. Jg., 1905, S. 371—401.]

*) Th. **Schermann,** Über die griechische Quelle des hl. Ambrosius in De Spiritu sancto. [Veröffentl. aus d. kirchen-hist. Seminar, München, Nr. 16.] 1902.

[2]) **Grützmacher,** G. Hieronymus. Eine biograph. Studie zur alten Kirchengeschichte. 2 Bde. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906. 270 S. (M. 7,00.)

) **Ottolini, A., La paedagogica di Girolamo da Stridone. Umbertide, Tiberino. 1905. 80 S.

[3]) **Harnack,** Adolf, Die Retractationen Augustins. [Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1905, 2. S. 1096 ff.]

[4]) **Zurek,** Jos., De S. Aurelii Augustini praeceptis rhetoricis. [Diss. philol. Vindobonenses. Bd. 8, 1905. S. 71—110.]

Digitized by Google

Anschauungen und Praxis darzulegen, während noch — wie er selbst betont — selbst für eines Cicero Rhetorik noch wenig geleistet worden ist. Unter Augustins Namen geht ein eignes rhetorisches Lehrstück, Fragmentum artis rhetoricae, aber außerdem gewähren seine sonstigen Schriften reiche Ausbeute an rhetorischen Vorschriften, vor allem De doctrina christiana, worin Augustin großes Verständnis und Gedächtnis für Cicero an den Tag legt. — Der Zahlensymbolik, die schon bei Didymus als älteres Erbgut erschien, huldigte auch Augustin. Sie wird in einer Programmabhandlung von Knappitsch*) erörtert. — Die ausgesprochen pädagogische Schrift Augustins „De rudibus catechizandis" hat schon oft begeisterte Freunde unter Theologen und Pädagogen gefunden; es liegen auch bequeme Übersetzungen und Ausgaben vor. Der mecklenburger Rektor Eberhard[1]) hat sie jetzt einmal, etwas tiefergehend, in einer schönen Abhandlung auf „ihre Bedeutung für die Entwicklung und den heutigen Stand der Katechetik" hin geprüft. In anregender Darstellung zeigt er, daß in dieser Augustinischen Schrift die Wurzeln der Wissenschaft der Katechetik in dem Sinne der gesamten kirchlichen Unterweisung und Erziehung der kirchlich Unmündigen zu suchen seien; die systematische Ausbildung dieser Katechetik falle freilich erst in die Zeit nach der Reformation. Die Einheitlichkeit in der Auffassung von dem göttlichen Heilsplane, die wir im Mittelalter so vielfach zu beobachten haben, findet sich hier — ob zuerst? — als sichere theoretische und methodische Forderung. Die „Narratio" Augustins führt vom ersten Verse der Genesis bis zur Gegenwart, wobei aber doch der christo-zentrische Standpunkt nicht verlassen wird. Hier finden wir auch jenen Grundgedanken für die bildlichen Darstellungen der Heilsgeschichte, wie sie uns u. a. in der Biblia pauperum begegnen: das bekannte Wort „in veteri testamento occultatio novi, in novo testamento manifestatio veteris", und hier finden wir auch schon die ganze typische Deutung der alttestamentlichen Geschichte. Die gesamte biblische Geschichte tritt zuerst bei Augustin als reiner Lehrgegenstand auf, während Justin, Irenäus, Origenes usw. sie nur polemisch und apologetisch ins Feld führten. Und so ist die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung der „narratio" für den katechetischen Unterricht ein großes Verdienst Augustins, wenn er auch zunächst keine Nachfolger fand, da zu seiner Zeit noch kein Kinderkatechumenat existierte. Eberhard gibt dann eine Übersicht über die Entwicklung des biblischen Geschichtsunterrichts; die Bedeutung der narratio tritt erst nach Francke wieder ans Licht und gelangt erst seit

*) Knappitsch, A., St. Augustins Zahlensymbolik. Progr. Graz. 1905. (Nicht zu erlangen.)

[1]) Eberhard (Rektor in Zarrentin, Mecklenburg), Augustins Schrift De rudibus catechizandis in ihrer Bedeutung für die Entwicklung und den heutigen Stand der Katechetik. [Neue kirchl. Z., ed. Engelhardt, Jg. 17, 1906, S. 238 bis 246, 272—288.]

Chenevière, C., Etude sur la réception des catéchumènes. Diss. Genf. 1905. (Uns nicht zugänglich.) —

Magistretti, P. M., De la missa ou dimissio cathecumenorum. [Revue bénédictine, 22. 1905. S. 569—572.]

Digitized by Google

Pestalozzi und Zahn — trotz einzelner Rückschritte — zum vollen Siege. Diese an sich wertvolle Übersicht lädt freilich noch zu eingehenderer Betrachtung ein. Auch von der Entwicklung der katechetischen Form, der Frage und Antwort, wovon sich Ansätze auch schon bei Augustin vorfinden, gibt Eberhard eine Skizze: selbst die moderne, entwickelnde Lehrform und die Individualisierung des Lehrverfahrens findet er in nuce bereits bei Augustin, der seiner Auseinandersetzung zwei Musterkatechesen beigegeben hat. Am Schlusse formt der Verfasser die Summe der Forderungen, die als Frucht geschichtlichen Werdens an unsere heutige Methodenlehre zu stellen sei. Der lehrreiche Aufsatz würde durch reichlichere quellenmäßige Beweise noch gewonnen haben.

In das 6. Jahrhundert wird durch den Bonner Privatdozenten Dr. E. Bickel[1]) die bisher vielfach rätselhafte Schrift *Formula vitae honestae* angesetzt und — wie man wohl sagen darf — endgültig dem Bischof *Martinus von Bracara* zugeteilt. Wer bei der Durchsicht von mittelalterlichen Handschriften, von Beschreibungen und Katalogen fort und fort dieser vielgelesenen Schrift, die auch Schullektüre war, begegnete und dabei die Verwirrung in Tradition und Deutung bemerkte, über den wird es wie eine kleine Erlösung kommen, wenn er sich durch Bickels hervorragende Untersuchung zur Summe seiner Resultate durchgearbeitet hat. Eine gewisse Arbeit aber erfordert das Eindringen in diese schwere Masse, diese drückend methodische Kleinarbeit, die durch die Darstellung keinerlei Schwingen empfängt, durch die Fülle von im einzelnen sehr interessanten und beweiskräftigen Belägen. Aber Bickel schafft Licht. Seneca, de quattuor virtutibus, de copia verborum, formula oder formulae vitae honestae — diese Titel gingen wirr durcheinander. Die schon erhebliche, aber bisher oft irregeleitete literarhistorische Kritik wird auf mühsamen Wegen aus dem Wirrsal herausgeführt: Sprachliche, stilistische, lexikalische sowie philosophie-geschichtliche Merkmale mußten ebenso dazu mitwirken wie die genaue Betrachtung der Handschriften. U. a. ist auch die Prüfung des dem Martinus besonders geläufigen Kursus und der accentuierend-rhythmischen Satzschlüsse erfolgreich gewesen. Um das wesentlichste Ergebnis hier kurz wiederzugeben: Die genannten, einander sehr ähnlichen Moraltraktate sind sämtlich spätlateinischer Bildung. Der eine Titel erklärt sich durch die Benutzung einer verschollenen rhetorischen Schrift Senecas „Liber de verborum copia", welche auch dem sog. Paulus-Seneca-Briefwechsel an einer bekannten Stelle zugrunde liegt. Alle drei Traktate sind aber in der Hauptsache die gleichen. In der Schrift des Martinus von Bracara „Formula vitae honestae" ist die Quelle der genannten Traktate und der mittelalterlichen Exzerpte über die vier Tugenden zu suchen. Formell ist dieses Werk des 6. Jahrhunderts einigermaßen individuell gestaltet, inhaltlich, aber auch sprachlich ist es in der Tat weniger von Cicero als von Senecas Moralphilosophie abhängig. Die Untersuchung über die Art der Benutzung Senecas durch Martin wird da-

[1]) Bickel, E., Die Schrift des Martinus von Bracara: Formula vitae honestae. [Rhein. Museum f. Philol. N. F. 60, 4.]

Digitized by Google

durch erleichtert, daß eine Schrift des letzteren „De ira“ nur eine Umformung oder ein Auszug aus einer Schrift gleichen Namens des ersteren ist. Martins eigene Arbeit darum schrumpft bei genauer Betrachtung auf die Umformung der Rhythmik in den Klauseln zusammen. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die Schrift formula honestae vitae nur eine Umformung, resp. eine Epitome eines echten Seneca-Textes sei. Zur Feststellung, welche von den verloren gegangenen Schriften Senecas hier das Muster abgegeben habe, unternimmt Bickel nun eine schwierige Erörterung der antiken Moralschriftstellerei. „Wenn es gelingt, die Arten der praktischen Moralschriften festzulegen, wie sie, jede in ihrer besonderen Eigentümlichkeit, Seneca selbst vor Augen standen, wird der sichere Maßstab für die literar-historische Einordnung des Tugend-Traktates gewonnen sein.“ Nun gibt Seneca selbst einmal genauen Aufschluß über die stilistische Doppelform der Ausführungen seines verlorenen Werkes De officio und „es lehrt uns ein Blick auf die formula vitae honestae, daß die meisten Sätze dieser Schrift in dem gleichen sprachlichen Ausdruck gehalten sind“, und daß sie auch sonst, z. B. hinsichtlich der Aufteilung der Pflichten auf 4 Grundtugenden, mit Senecas Werk übereinstimmt. Es schadet nichts, daß Bickels Streben als eines klassischen Philologen wesentlich darauf geht, jene verlorne Schrift Senecas möglichst wieder zu rekonstruieren. Für uns ist seine Arbeit deshalb nicht weniger wertvoll; sie ebnet die Pfade zur richtigen Kenntnis einer ganzen Gruppe moralischer Schulschriften des Mittelalters.

Das Interesse der Freunde des mittelalterlichen Bildungswesens legte sich einige Male durch das Streben an den Tag, gewisse Jubiläumsdaten durch Festvorträge auszuzeichnen. Auf diese Weise erhielt *Bonifatius,* der Apostel der Deutschen, an seinem 1150. Todestage eine Jubiläumsbiographie durch Koch[1]) in Form eines für katholische Theologiestudenten bestimmten Vortrages. Bei einem solchen verwundert nicht, wenn er keine neuen Forschungen bietet und keine wesentlich neuen Auffassungen verrät. Aber der frisch und lebendig darstellende Vortrag repräsentiert die Ergebnisse der neuesten Forschung und ist so für seinen Zweck durchaus angemessen gewesen. Die für uns wichtigsten Teile über Bonifaz' Stellung zum klassischen Studium und über seine Schulbücher sind jedoch etwas mager ausgefallen. Der Verfasser hatte nicht unrecht, wenn er es für wünschenswert hielt, zu zeigen, welch starkes wissenschaftliches und in damaligem Sinne pädagogisches Interesse doch diesem Angelsachsen innewohnte, was gegenüber seiner bedeutsamen politischen und missionarischen Tätigkeit nur zu leicht in den Hintergrund tritt. — Auch der Engländer Kylie[2]) erörtert die bildungsfreundliche Seite des Bonifaz, die auch dem

[1]) Koch, H., Stellung des hl. Bonifaz zu Bildung und Wissenschaft. [Pastoralbl. f. d. Diözese Ermland 1905.]

[2]) Kylie, E. J., The condition of the German Provinces as illustrating the methods of St. Boniface. [Journal of theolog. studies, 7, S. 29—39.] 1906.

Al., Alcuins farewell to the school of York [St. Johns Univers. Record]. 1906 (uns nicht zugänglich).

Digitized by Google

weiblichen Geschlechte zu gute kam, wie dessen Verkehr mit der Lioba, der Thecla, der Chunihilt zeigt. K. betont aber besonders den volkswirtschaftlich wichtigen Einfluß, der von England durch Bonifaz ausging: Einführung von Weinbau, Unterricht in weiblichen Handarbeiten etc.

Wie Bonifaz wurde, in Erinnerung an ein vielhundertjähriges Jubiläum, ein Nachfolger desselben in der geistigen Führung Deutschlands, *Hrabanus Maurus*, Gegenstand geschichtlicher Darlegungen. Ebenfalls aus einem Vortrage in einer geistlichen Berufsbildungsanstalt ist das „Zeit und Lebensbild" von Dr. J. Schmidt[1]) hervorgegangen. Die neuere Forschung hat dem berühmten Mainzer Erzbischofe manches von seinem schriftstellerischen Ruhme genommen; seine Originalität wird jetzt sehr gering eingeschätzt. Das gilt besonders auch für seine speziell pädagogischen Arbeiten, von denen besonders die bekannte Institutio clericorum durch Knöpflers Ausgabe (1900) erst ihre richtige Beurteilung fand. Schmidt schließt sich durchaus der neuen Erkenntnis an und dehnt sehr richtig diese Auffassung auch auf Hrabans Bibelkommentare, seine Enzyklopädie etc. aus. Von Wert ist, daß Schmidt — mehr als es bisher geschehen — die mystische Richtung Hrabans betont, der die allegorische und typologische Ausdeutung der heil. Schrift erst recht in der theologischen Literatur heimisch gemacht hat. — Eine streng philologische Untersuchung über die Chronologie Hrabanscher Bibelkommentare, wie sie Schönbach forderte, stellt mit schönem Erfolg Hablitzel[2]) an, auf dessen beachtenswerte Schrift Referent gern genauer eingehen würde, wenn sie nicht schon anderwärts erledigt wäre.

Wir erkennen in den eben genannten Arbeiten eine erfreuliche Objektivität, eine ruhige, wissenschaftliche Darlegung, die kaum noch etwas mit dem panegyrisch-apologetischen Tone gemein hat, wie er sich so oft zum Schaden der Sache in derartigen Schriften breitgemacht hat, und die wachsende Schätzung wissenschaftlicher Methode in den Kreisen der Verfasser ist in die Augen fallend. Die Arbeiten des kirchenhistorischen Seminars in München unter Knöpflers Leitung haben da gewiß gute Muster abgegeben. So gewinnen diese und ähnliche Arbeiten auch methodologische Bedeutung, und es ist von ihnen etwa das Gleiche zu sagen, was kürzlich einmal Remigius Stölzle von einer Abhandlung von Hertlings über Augustin und Thomas von Aquin sagte: „Diese Abhandlungen sind nur der Anfang einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung, aber sie sind vielleicht geeignet, da, wo man objektiv urteilen will, an die Stelle einer panegyrischen Auffassung eine kritische treten zu lassen. Dadurch bekämen solche Abhandlungen indirekt auch eine Bedeutung für die moderne Gedankenbewegung."

---

[1]) Schmidt, Dr. J., Rabanus Maurus. Ein Zeit- und Lebensbild. (Vortrag im bischöfl. Priesterseminar zu Mainz.) [Der Katholik, 86. Jahrg. 1906. S. 241—258.]

[2]) Hablitzel, Joh. Bapt., Hrabanus Maurus. E. Beitr. z. Gesch. der mittelalterl. Exegese. [Biblische Studien, IX. 3.] 1906. 105 S. Freiburg i. Br., Herder.

Hablitzel, J. B., Hrabanus Maurus und Claudius von Turin. [Hist. Jb. d. Görres-Ges. 1906. S. 74—82.]

Digitized by Google

Von Männern des 10. Jahrhunderts wird vor allem der berühmte *Bischof von Lüttich, Notger*, durch Prof. G. Kurth[1]) in einer ausführlichen Monographie behandelt, vielleicht dem für die Bildungsgeschichte des Mittelalters bedeutendsten Werke aus der Zeit unseres Berichtes. Durch den zweiten Teil des Buchtitels wird schon der umfassende Ausblick angedeutet, der von der Persönlichkeit des berühmten Kirchenfürsten aus über die gesamten Kulturzustände seiner Zeit erstrebt und — wie wir sagen müssen — gewonnen wird. Hier sehen wir eine volle Beherrschung des mannigfaltigen Quellenmaterials, bereitgestellt, aber sich nicht vordrängend, in einem bequem nebenhergehenden gelehrten Apparat; keine historische Anschauung bleibt ungeprüft und es dürfte schwer halten, die Forschung über den gleichen Stoff sobald zu mehren. Das 14. Kapitel L'instruction publique (S. 251 ff.) erfordert natürlich unsere besondere Aufmerksamkeit. Es wird die geschichtliche Entwicklung des geistigen Lebens in Lüttich seit Karl dem Großen verfolgt; Männer wie Bruno von Köln, Rather von Verona und dessen Schüler, der Sachse Eraclius, stellen eine Reihe bedeutsamer bildender Einflüsse für Lüttich dar. Besonders der letztere, „un des principaux promoteurs du mouvement intellectuel dans les Pays-bas", verdient unsere volle Beachtung und müßte gewiß noch einmal für sich behandelt werden. Die vielumstrittene Frage nach Lage und Entwicklung des Scholasteramtes wird für die Lütticher Schulen von neuem erörtert. Es werden neue Beweise dafür erbracht, daß der Scholastikus oft zugleich Kanzler war, so daß am Ende an der Kathedralschule, die mehr einem Seminar oder gar einer Universität ähnelte, der Titel écolâtre ganz verschwindet, verdrängt durch den des chancellier. Auch die capella, das Kaplanamt, war eng mit der écolâtrie verbunden. Der Scholaster der Kathedrale war als Visitator und Oberleiter sämtlicher Kollegiatschulen geradezu eine Art Unterrichtsminister. Die Verhältnisse der Schulen selbst finden genaue Darstellung, und der fortwährende Vergleich mit anderen ähnlichen Schulen der Zeit, wie Utrecht, Poitiers, Tours, Chartres usw., ist ein Vorzug der Methode, der, da sie nicht in vage Analogie ausartet, sehr lehrreich ist. Notgers Sorge für das Schulwesen, auch nach seiner Erhebung zum Bischof, zeigt sich besonders noch darin, daß er die besten Schüler selbst auf seine Reisen mitnahm: „ein reisendes Seminar." Aber auch die Klosterschule, die vom Bischofe unabhängiger war, bedachte er mit seiner Aufsicht. Das systematische Programm der Studien (S. 269 ff.) und ihr Betrieb nach den verschiedenen Schulstufen vermag freilich selbst Kurth nur mehr nach Analogieschlüssen und allgemeinen Erwägungen als nach bestimmten Quellenangaben aufzustellen.

[1]) Kurth Godefroid. Notger de Liège et la Civilisation au 10. siècle. 2 Bde. 8°. Paris. 390 u. 87 S.

Schlockwerder, K. T., Das Konzil zu St. Basle. (Ein Beitr. z Lebensgeschichte Gerberts v. Aurillac.) Progr. Magdeburg 1906. (Uns nicht zugänglich.)

Beissel, Steph., Deutschlands Glanz im finstersten Jahrhundert. [Stimmen aus Maria-Larch. . . .] (Will die kulturell hohe Stellung Deutschlands im 10. Jh. nachweisen, besonders an der Höhe der Kunst und des Handwerks.]

Digitized by Google

Über die Gegenstände der Lektüre weiß er einiges mitzuteilen; das schulmäßige Versemachen wird an den Eintragungen in die Totenbücher der Kirchen erörtert. Kurths Ausführungen über das Studium der Rhetorik, eines Unterrichtszweiges, dem meist eine, durch das Wort veranlaßte, irrige Deutung gegeben wurde, sind zwar nicht etwa neu, aber in ihrer Bestimmtheit immerhin nicht ohne Wert. Unter Rhetorik begriff man mehr stilistische Schreibstudien und Dinge, die mit eigentlicher Rhetorik wenig zu tun haben. Dagegen wurde Deklamation noch „à la Seneca“ getrieben. Ebenso instruktiv ist die scharfe und ausgeführte Kennzeichnung der Dialektik als des Versuches, die Gedanken anderer genau zu analysieren. So werden alle sieben freien Künste in ihrem Wesen im Hinblick auf die speziellen Zustände in den Schulen Lüttichs klargelegt. Hervorragend nutzbringend ist diese Übersicht betr. die mathematischen Fächer, die ja in Lüttich besonderer Pflege genossen, und an manchen weniger beachteten Mann wird der Leser da erinnert. Ganz im Sinne von eigentlichen Unterrichtsgegenständen werden vom Verfasser noch die nach der Vorbereitung durch die sieben freien Künste folgenden höheren theologischen Studien, Meßdienst, Exegese, Liturgie, ferner Jura und Medizin betrachtet. Die Schilderung der allgemeinen Schulverhältnisse, der Schuldisziplin u. a. kommt kaum über das schon Bekannte hinaus und der unersetzliche „Specht“ mußte auch hier vielfach die fehlenden neu entdeckten Quellen ersetzen. Der zweite Band des Werkes enthält die Appendices: die biographischen Arbeiten des Mittelalters über Notger und einige Monographien über die Stadt Lüttich und ihre Kathedrale von rein lokaler Bedeutung etc.

Das erwachte philologisch-literarhistorische Interesse auch für die rein in theologischer Denkart wandelnden und schreibenden Gelehrten des hohen Mittelalters kam auch dem noch vielfach rätselhaften *Honorius von Autun* (12. Jh.) zugute, auf den — ein erfreuliches Zeichen wissenschaftlichen Wettstreites — die Wirksamkeit mehrerer ausgezeichneter Forscher, *Kelle's* in Wien und *Endres'* in Regensburg, in Verfolg früherer Studien zusammentraf. Obwohl hierüber ein genaueres Referat wohl verlohnte, um die noch nicht endgültig erledigten Fragen auch der pädagogischen Welt näher zu rücken, müssen wir uns hier mit diesem Hinweis begnügen, da an anderer Stelle etwas von jenen Schriften gesagt wird.

Alberts des Großen bildungsgeschichtlich erhebliche Bedeutung steht heutzutage schon längst fest, und ihn braucht niemand mehr zu „retten“ oder zu „entdecken“. Indess ist es doch sicher, daß er noch lange nicht in vollem Umfange erkannt und gewürdigt ist. Einen hübschen Beitrag zum Fortschritt in dieser Hinsicht ergibt der gehaltvolle Aufsatz von H. Stadler[1] über den großen Dominikaner als selbständigen Naturforscher. Stadler schreibt ihm, trotz der starken, zuweilen sklavischen Benutzung des Aristoteles eine überragende Originalität auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu und sucht das durch viele Aussprüche und Beispiele aus

[1] Stadler, H., Albertus Magnus als selbständiger Naturforscher. [Forschungen zur Gesch. Bayerns, 14. S. 95—114.]

Digitized by Google

Albertus Schriften zu beweisen. Er zeigt, daß Albertus unendlich viel selbst beobachtet, gesammelt, mit echt naturwissenschaftlicher Klarheit und Exaktheit beschrieben hat, und ist der Meinung, das starke Kopieren des Aristoteles und seiner arabischen Ausleger sei oft nur aus berechtigter Furcht vor den Feinden freierer Wissenschaft erfolgt, über die Albertus selbst bittere Worte spricht, indem er sie mit den engherzigen, neidvollen Freunden eines Sokrates, eines Plato und eines Aristoteles vergleicht. Sein naturwissenschaftlicher Grundsatz stimmt — lange vor Bacon — ganz mit der modernen Wissenschaft: „Die Erfahrung (experimentum) allein gibt Gewißheit in solchen Dingen (der Naturerkenntnis), da bei Einzelwesen ein Vernunftschluß nicht mehr möglich ist." Nach zahlreichen Proben aus zweifellos originalen Stellen von Albertus Schriften, die, so gesammelt, in der Tat einen hohen Begriff von seinem Urteil und seinem naturwissenschaftlichen Blick geben, bilden die Gründe, weshalb Albertus nicht rechten Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft hat gewinnen können, den Schluß von Stadlers Darstellung. Dieser geht in der Bewunderung für Albertus noch über von Hertling hinaus und meint: „Wer im 13. Jahrhundert Anatomie an Insekten machte, wer so viel und so gut zu beobachten und zu schildern versteht, der verdient auch den Namen eines Naturforschers."

Als einer der letzten naturwissenschaftlichen Benutzer und Nachahmer des Albertus im Mittelalter wird von Stadler *Petrus de Crescentiis* genannt. Diesem Schriftsteller des 13. Jahrhunderts gilt eine Skizze von Dr. Paul Weise[1]) in einer Hamburger Programm-Beilage, die dessen Schrift „Ruralium commodorum libri XII" zum Gegenstande hat. Wenn behauptet wird, daß selbst auch die altrömischen scriptores rei rusticae im späteren Mittelalter weit und breit bekannt gewesen seien, so scheint diese Folgerung aus Petrus doch übereilt. Dieser stand wohl sehr vereinzelt mit der Kenntnis jener Schriftengattung da und verdankt der in seinem enzyklopädischen Werke verratenen ungewöhnlichen Belesenheit in ihnen seinen großen Schriftsteller-Erfolg. Über Art und Inhalt von Petrus Werk selbst erfährt man bei Weise nicht gerade viel. Es wird nur eine biographisch und literarhistorische Übersicht gegeben, die freilich wohl geeignet ist, zum Studium des mittelalterlichen Landwirtschaftslehrers anzuregen. Kurz werden auch des Petrus Quellen, unter denen eben auch Albertus ist, aufgeführt. Inwieweit diese gewerblich-technische Fachschrift, die Land- und Gartenbau, Weinbau, Viehzucht und Jagd umfaßt, dies alles aber nicht banausisch, äußerlich behandelnd, sondern auf eine gewisse naturwissenschaftliche Grundlage stellend, etwa zu irgendwelchem Unterricht benutzt wurde, welche Kreise ihre Fachbildung aus ihr schöpften, welche Absichten den Verfasser selbst leiteten, — derartige Fragen werden hier nicht berührt.

Eine umfassende Enzyklopädie des 12. Jahrhunderts, die des *Arnoldus Saxo*, war schon im vorigen Jahresbericht mit aufgeführt.*) Der Heraus-

[1]) Weise, Paul, Petrus de Crescentiis: E. Beitr. z. Gesch. d. lat. Literatur des M.A. Beil. z. Jber. d. Realgymn. des Johanneums zu Hamburg. 1906. 8°. 14 S.

*) Mitteilungen 1906, S. 65.

Digitized by Google

geber, Dr. **Stange**,[1]) veröffentlicht jetzt, seinen Abdruck fortsetzend, — ebenfalls als Programm — die Teile 2—4 dieser Enzyklopädie. Noch immer fehlt jede einleitende oder begleitende Erörterung zum Text, die aber wohl nach Abschluß des Abdrucks noch zu erhoffen ist. Die neu vorliegenden Teile enthalten: De naturis animalium (2), De gemmarum virtutibus (3) und die seltsame Zusammenstellung De virtute universali, in der in skizzenhaft aneinandergereihten, fast nur aus Zitaten bestehenden Sätzen von Menschen, Tieren, Pflanzen, optischen Vorgängen bei Spiegeln, beim Sehen usw. gehandelt wird. Der Einfluß dieser frühesten Enzyklopädie des hohen Mittelalters auf ihre Nachfolger und alle sonstigen bildungsgeschichtlichen Momente harren noch der Nachforschung. Die neue Textausgabe wird mit dazu verhelfen.

Hieran müssen wir die große Enzyklopädie De proprietatibus rerum des sogen. *Bartholomaeus Anglicus* anschließen, die von A. E. **Schönbach**[2]) als eine „Hauptquelle der Bildung des späteren Mittelalters" einer Betrachtung unterzogen wird. Freilich ist es nur ein ganz geringer Teil des ganzen Werkes, der hier genauere Berücksichtigung findet und zugleich kritischen Abdruck erfährt, nämlich die auf Deutschland und die anliegenden Landschaften bezüglichen geographischen Stellen. Aber der weite Blick des bekannten Literarhistorikers und Kenners des Mittelalters zeigt sich in den einleitenden, biographischen und entwicklungsgeschichtlichen Bemerkungen. Alles, was Schönbach über die lange Reihe der Enzyklopädien des Mittelalters, ein Erbe des Altertums, über das Verhältnis Bertholds von Regensburg zu seinem Lehrer Bartholomäus, über die Nationalität und Lebenszeit des letzteren, über die Stellung seines Werkes in seiner Zeit, als eine Frucht der ersten, durch arabische Wissenschaft verursachte Renaissance des geistigen Lebens, über Handschriften und Drucke sagt, ist kaum abschließend, und konnte es in so engem Rahmen nicht sein, aber alles enthält wichtige Fingerzeige für die Bildungsgeschichte. Hilarin Felders sorgfältige Studien zu Bartholomäus Leben sind hier nicht herangezogen worden. Schönbach glaubt die ganze Enzyklopädie nur für Geistliche bestimmt und besonders für die Ordensbrüder des Autors, die Minoriten; aber er selbst hat aus dem Prohemium dessen Absicht angeführt, für Laien **und** Priester ein Handbuch zum Verständnis der Realien der Bibel sowie ihres tropologischen Sinnes zu liefern. Auch Schönbach bot die Beachtung der stilistischen Satzschlüsse, der rhetorische Kursus, bei der Festsetzung des Textes, soweit er ihn herausgibt, eine wesentliche Hilfe.

Ein Beispiel, an wie versteckten Stellen sich zuweilen die Bausteine zur Geschichte mittelalterlicher Pädagogik finden, bietet der sonst nur als Jurist oder Politiker bekannte *Petrus de Bosco* oder Pierre Dubois, ein

[1]) **Stange**, E., Die Enzyklopädie des Arnoldus Saxo, zum ersten Mal nach einem Erfurter Codex herausgegeben. Teil II—IV. — Beil. z. Jber. d. Kgl. Gymn. in Erfurt. 8°. 1906. S. 47—88.

[2]) **Schönbach**, **Anton** E., Des Bartholomaeus Anglicus Beschreibung Deutschlands gegen 1240. [Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung, XXVII, 1, S. 54—90.]

Digitized by Google

Rechtsgelehrter der Normandie, dem Prof. Heyck[1]) ein ebenfalls versteckt stehendes Feuilleton widmet. Jenes Dubois' Werke waren noch nie auf ihren pädagogischen Gehalt hin angesehen worden; aber wie wir noch weiter an die Verwandtschaft volkswirtschaftlicher und pädagogischer Ideen im Mittelalter erinnern werden, so finden sich des Dubois erzieherische Gedanken in Schriften rein politisch-staatsrechtlichen Aussehens. Was uns aber Heyck — ohne wissenschaftliche Absicht — daraus mitteilt, setzt teilweise in Erstaunen, da wir dort — im 13. Jahrhundert — Ansichten begegnen, die kurzweg als modern zu bezeichnen sind: Bevorzugung der neueren Sprachen gegenüber dem Latein, höhere Schulen für Mädchen u. ä., und es beeinträchtigt unsere Verwunderung kaum der Umstand, daß das alles nach Dubois' Sinne nur der Eroberung des heiligen Landes dienen sollte. Es wird sich verlohnen, diesem neu entdeckten pädagogischen Geiste etwas weiter nachzuspüren und ihn unsern Lesern bald einmal bekannter zu machen.

In einer schwierigen literarhistorischen Untersuchung führt uns Adalb. Huemer[2]) nach St. Florian, wo wir auch im Vorjahre verweilten. Huemer sucht Klarheit zu schaffen in das Verhältnis der verschiedenen Schriftsteller mit dem Namen *Altmann,* die dort gewirkt haben. Ganz Sicheres war über diese Gelehrten aber nicht zu ermitteln. Jedenfalls sind mehrere, bisher verwechselte juristische Lehrgedichte, von verschiedenen Verfassern herrührend, zu unterscheiden: ein „ordo judiciarius“ und eine spätere „iuris ysagoge“. Das erstere ist eine Formularlehre aus der Zeit Philipps von Schwaben, das zweite ein Lehrbuch, das sich eng an die Dekretalen Gregors IX. anschließt. Beide didaktischen Schriften aber zeigen, welche hohe Stufe der Unterricht an der Klosterschule dort einnahm, indem er dem Universitätsbetrieb fast gleichkam. Von einem Altmann stammt ferner ein poetischer Kommentar zum Hohen Liede, das der Dichter selbst als eine Nachahmung der Aurora (des Petrus Riga) bezeichnet. Von Interesse ist auch das in einem Kodex mit Werken Altmanns des Älteren verbundene carmen de figuris, und Huemer vermutet in diesem Altmann nun den Verfasser eben jenes, nach seiner Entstehung mannigfach gedeuteten Lehrgedichtes, dessen Quelle dasselbe sog. Alphabetum maius war, das Alexander de villa dei bei seinem Doctrinale mit benutzte.

Für die religiöse pädagogische Literatur des Mittelalters ist von Belang die dem kirchenhistorischen Seminar in München zu dankende Schrift von Koeniger[3]) über die Beichte, wie sie nach dem berühmten Zisterzienser *Caesarius von Heisterbach* gepflegt werden soll. Der Zusammenhang des Beichtwesens mit religiöser Unterweisung und der späteren katechetischen Lehrweise bedarf — obwohl im allgemeinen längst bekannt

[1]) Heyck, Ed., Prof. Dr., Mädchengymnasium und ewiger Friede ums Jahr 1300 [Daheim, 15, IV.].

[2]) Adalb. Huemer, Altmann von St. Florian. Ein Beitr. z. Gesch. d. Paed. d. 13. Jh. [Z. f. d. österr. Gymn. 56, 12.]

[3]) Koeniger, Michael, Die Beicht nach Caesarius von Heisterbach. [Veröff. a. d. kirchenhistor. Seminar München, 9.] München, J. J. Lentner. 1906. 8°. 107 S. (M. 3,50.)

Digitized by Google

— noch eindringender Forschungen; und es ist erfreulich, daß sich ι Spezialuntersuchungen über die Beichte neuerdings mehren. Die Beicht praxis war durchaus nicht konstant während des Mittelalters. Die ältere Übung des Fragens durch den Beichtiger suchte am Ende des 12. Jahrhunderts eine neue Methode zu verdrängen, die das Beichtkind zum freien, selbständigen Bekenntnis führen wollte. In dieser Absicht entstanden die zahlreichen Beichtspiegel für die Laien mit ihren seltsam anmutenden Sündenverzeichnissen. In dieser Entwicklung gebührt dem Caesarius eine hervorragende Stellung, so daß Koenigers Schrift für diesen Teil der Unterrichtsgeschichte von Wichtigkeit ist.

In das letzte Jahrhundert des sog. Mittelalters, z. T. in die Anfänge des humanistischen Aufschwungs führt uns der letzte Teil der hier zu erwähnenden Arbeiten. Ein Verdienst hat sich Kahl[1]) durch Erweiterung unserer Kenntnis der theoretischen Pädagogik einer Zeit erworben, die überhaupt noch vieles aufzuweisen vermag, das ihr außerordentlich lebhaftes pädagogisch-theoretisches Streben beweisen würde. Der Ausgangspunkt der Forschungen Kahls ist an sich schon ein Verdienst, indem er die von Lorenz von Stein begeistert verfochtene Idee, das Bildungswesen als einen Teil der Staats- und Volkswirtschaft anzusehen, und dies auch auf geschichtlichem Wege zu erweisen, sich zu eigen macht. Kahls Mitteilungen über pädagogische Ansichten aus Schriften von Nationalökonomen des 17. Jahrhunderts[*]) hatten deshalb pfadweisende Bedeutung. Nun ist es zu begrüßen, daß er seine zunächst durch Joh. Just. Winkelmanns „Einfältiges Bedenken" veranlaßten Studien auch weiter zurück bis ins Mittelalter ausgedehnt hat. Auf diesem Wege mußte er auf den Bischof *Franziskus Patrizius von Siena* stoßen, mit dessen pädagogischen Gedanken er uns jetzt bekannt macht. Kahl betont öfter selbst, daß dieser Mann noch eine eingehendere Beschäftigung erheischt und verdient, aber die gegebene Anregung ist wertvoll genug, um von ihr gute Früchte zu erwarten. Der Verfasser legt mit Recht Gewicht auf den konstanten Zusammenhang volkswirtschaftlicher und pädagogischer Anschauungen, der durch das ganze Mittelalter auf Grund aristotelischer Grundsätze vorgewaltet habe. An der Hand der sog. regimina principum ist darauf ja schon verschiedentlich geachtet worden. Aber wie oberflächlich ist noch alle unsere Kenntnis von diesen und ähnlichen Schriften! Sehr richtig auch deutet Kahl ferner auf die Verwandtschaft vieler moralischer Schriften, der Tugendspiegel usw. mit pädagogischen Absichten. Patrizius als Sozialökonomiker ist nicht ganz unberücksichtigt geblieben, aber seine Pädagogik wird hier zum ersten Male bekannt gemacht. Sie ist in mehreren seiner Schriften verstreut. Er hat viel gemein mit den stereotypen Gedankengängen der meisten Pädagogen rein scholastischen Gepräges. Sein spezielles Eigentum herauszuschälen, seine Quellen aufzufinden, seinen Zusammenhang mit den huma-

[1]) Kahl, Die Pädagogik des Bischofs Franziskus Patricius von Siena (gest. 1494). [Der Katholik, 86. Jg., 1906, S. 345—361.]

[*]) Mitteilungen, 1906.

Digitized by Google

nistischen Strebungen und der zeitgenössischen Literatur — diese Aufgaben sind erst noch zu lösen, und Kahl stellt sie zumeist selbst. Sein Hinweis auf die italienischen Humanisten Alberti und Palmieri, die neben Aeneas Sylvius in Betracht kommen, kann den Beginn der Quellenkritik erleichtern.

Mit einigen theologischen Gelehrten und Wiener Universitätsprofessoren des ausgehenden 14. Jahrhunderts beschäftigt sich in mehreren Aufsätzen Gustav Sommerfeldt:[1—5]) mit *Heinrich Totting von Oyta*, mit *Konrad von Ebrach*, mit *Johann Falkenberg* und mit den — für uns wichtigsten — *Heinrich von Langenstein* oder, wie er bekannter ist, *Henricus de Hassia*. Es genügt hier, auf diese meist biographischen und literarhistorischen Arbeiten hinzuweisen. Über den berühmten Theologen, Universitätslehrer und Katecheten *Nicolaus von Lyra* handelt in mehreren Aufsätzen *Labrosse.*[6])

In einer lehrreichen Untersuchung von Otto Jensch[7]) über *Erasmus Alberus*, den Schüler und Freund Luthers, der an sich einer anderen Periode unseres Berichts zuzuweisen ist, kommt die Fabel- und Spruchdichtung des Mittelalters sowie die gleichen Dichtungskategorien der Alten zur Erwähnung, in einem Vergleich mit Albers Praecepta morum und dessen Fabeln.

Ein wackerer Geistlicher aus der Mitte des letzten mittelalterlichen Jahrhunderts soll den Beschluß der personellen Abteilung unseres Berichts bilden. Sein ausgezeichnetes Werk ist jetzt durch eine ausgezeichnete Ausgabe uns bekannt gemacht. Es gehört zur katechetischen Literatur, besonders zur Beichtliteratur, ist also kein ausgesprochenes Unterrichtsbuch für Kinder, ragt aber in mehrfacher Hinsicht hervor. Wir meinen das „Deutsche Beichtbüchlein“ des Frankfurter Pfarrers *Joh. Wolff* oder Joh. Lupi. Dieses harmlose Buch ist s. Z. in dem Kampfe zwischen katholischen und protestantischen Anschauungen von dem Bildungszustande vor der Reformation als Waffe gebraucht und dadurch bekannt geworden; Geffken und dann Janssen haben von ihm berichtet. Und so ist es jetzt doppelt interessant, daß es fast gleichzeitig von einem protestantischen und einem

---

[1]) Sommerfeldt, G., Zu Heinrich Totting von Oyta († 1397). [Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung, 25.]

[2]) Sommerfeldt, G., Konrad von Ebrach, ein Zisterzienser aus Mittelfranken. [Z. f. kath. Theologie, 1905.]

[3]) Sommerfeldt, G., Das Vorwort zu Johann Falkenbergs Schrift „De monarchia mundi“ und seine Erwiderung in einem Klageverfahren vom Jahre 1406. [Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellsch 27. 1906. S. 606—617.]

[4]) Sommerfeldt, G., Des Magisters Heinrich von Langenstein Traktate „De contemptu mundi“. [Z. f. kathol. Theologie, Jg. 29, 1905. S. 404—412.]

[5]) Sommerfeldt, G., Zu Langensteins „De contemptu mundi“. [Neues Archiv, Bd. 31, 1906, S. 483—486.]

Wimmer, J. B., Das Buch der göttlichen Weisheit von Meister Heinrich von Hessen. Progr. Kalksburg, 1905. (Uns nicht zugänglich.)

[6]) Labrosse, H., Recherches sur la vie et l'oeuvre de Nicolas de Lire de l'ordre des frères mineurs. [Bibl. de l'École nat. des Chartes, 1906, p. 128 ff.]

Labrosse, H., Sources de Biographie de Nicolas de Lyres. [Études Franciscaines, Jg. 8, 1906.]

[7]) Jensch, Otto, Zur Spruchdichtung des Erasmus Alberus (Die Praecepta morum). Progr. d. städt. König-Wiilhelms-Gymnasium zu Magdburg. 1906. 4°. 28 S.

Townsend, W. J., The great schoolmen of the Middle Ages. New York, 1905. (361 S.) (Uns nicht zugänglich.)

Digitized by Google

katholischen Forscher herausgegeben und gewürdigt wird. Der erstere ist der späte Nachfolger des Autors im Amte, Pfarrer Battenberg,[1]) der andere ist der bekannte Quellensammler und katholische Apologet Franz Falk*). Der erste liefert eine umfangreiche kritische Ausgabe, der zweite, einige Monate später und offenbar ohne Kenntnisnahme dieser, eine kürzere Textausgabe. Da die letztgenannte erst in das folgende Berichtsjahr (1907) fällt, so brauchen wir uns auf Vergleiche nicht einzulassen. Pfarrer Battenberg hat ein schönes Buch geliefert; er hat nicht nur auf die Herstellung eines sicheren und fehlerfreien Textes, sondern auch vor allem auf den Nachweis der Herkunft der vielen scholastischen Zitate in lateinischer Sprache ungemeine Sorgfalt verwandt, so daß nur noch eine Nachlese hierzu übrig bleibt. Dem Text wird eine orientierende Einleitung, eine Übersetzung ins Neuhochdeutsche beigegeben sowie zahlreiche Erläuterungen, die manches Neue und zu Beachtende enthalten. Seine Absicht kennzeichnet der Herausgeber mit den Worten: „Wenn wir eines der vielen Beichtbüchlein — und vielleicht eines der interessantesten — deren Bedeutung vielleicht nicht immer in protestantischen Kreisen gebührend gewürdigt wurde, im Neudruck vorlegen, und doch eine glatte Übersetzung einer auch für Laien bequemen Kenntnisnahme darbieten, . . . so hoffen wir dadurch einen kleinen Beitrag zu liefern sowohl zur gerechten Würdigung christlicher Frömmigkeit in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als auch zur genaueren Kenntnis dieser Literatur, die zwar nicht gleichbedeutend ist mit den späteren Katechismen, wohl aber dieselben, besonders den von Luther, vorbereitet hat.“ Die reichhaltige Einleitung zum Text berührt als Ausdruck eines vielseitigen Interesses literarische, sprachliche, pädagogische, druck- und kunstgeschichtliche Interessen. Der einzige Punkt, in dem wir nicht völlig der Ansicht des Herausgebers zu sein vermögen, ist seine Darlegung von den Schulverhältnissen von Lupis Zeit. Es ist uns allerdings unmöglich, hier an dieser Stelle unsere Bedenken ausreichend zu begründen oder gar andere Ansichten zu beweisen. Auch Battenberg hält nämlich Lupis Beichtbüchlein für geeignet, an ihm die alte Streitfrage: Welche Verdienste um das Schulwesen hat die Kirche vor der Reformation? zu erörtern. Er erklärt die Lösung dieser Frage selbst für außerordentlich schwierig, aber im Eifer gegen die katholischen, wohl ebenso übereifrigen Gegner vermag er sich nicht zur Resignation zu erheben. Er gibt seine Entscheidung, aber diese ist noch ganz gewiß keine allgemeingültige. Das Ergebnis seiner zwar vorsichtigen, immerhin aber nicht ausreichenden Untersuchung ist, daß es

[1]) Beichtbüchlein des Magisters Johannes Wolff (Lupi), ersten Pfarrers an der St. Peterskirche in Frankfurt a. M. 1453—1468. Neu herausgegeben mit einer Einleitung, einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche und mit erklärenden Noten versehen von F. W. Battenberg, Pfarrer an der St. Peterskirche zu Frankfurt a. M. (Mit einer Abbildung des neuentdeckten Grabsteins Lupis und der Gebetstafel, sowie einem Faksimile einer Seite des Originaldruckes.) Gießen, Alfr. Toepelmann. 1907. 8°. 264 S. (M. 8,00).

*) Drei Beichtbüchlein nach den 10 Geboten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst. Münster, 1907. [Reformationsgeschichtl. Studien und Texte, ed. Dr. J. Greving, II.]

Digitized by Google

um die Zeit von 1470 neben der Kirche keine Schule als selbständiges Ganzes gegeben habe; jede Schule sei fast ganz abhängig von der Kirchengewalt gewesen. Wird dies im allgemeinen aber bestritten? obwohl doch die vielen Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Stadtmagistraten sowie Privatschulhaltern gar viele Ausnahmen konstatieren. Und ist denn das der Kernpunkt der Frage? Wenn irgendwo von weltlichen Schulen gesprochen worden ist, so braucht man darunter nicht Schulen weltlicher Gründung, weltlicher Verwaltung, rein staatlicher oder kommunaler Leitung zu verstehen, sondern weltliche Schulen sind solche, die nicht eine rein theologische Fachbildung vermitteln sollten. Und was tut es zur Sache, wenn wirklich an der Spitze aller dieser Latein-, Stadt-, Kloster-, Pfarr- und Stiftsschulen meist Geistliche gestanden haben? Sie wurden dadurch nicht zu kirchlichen Schulen im Sinne von rein geistlichen Berufsschulen. Sie blieben Vorbereitungsschulen, in erster Linie freilich für den geistlichen Stand, den aber viele Schüler dann nicht ergriffen haben. Aber auch Laien sind genug nachweisbar an der Spitze solcher Schulen, sogar Klosterschulen standen unter der Leitung von Laien. Es war eigentlich keine Notwendigkeit für den Herausgeber vorhanden, sich auf dieses umstrittene Gebiet zu begeben. Haben ihn unberechtigte Folgerungen katholischer Geschichtsforscher aus den Äußerungen Lupis dazu geführt, so ist er ungefähr in dieselben Fehler verfallen. Es gewährt doch ein falsches Bild, wenn Battenberg bestreitet, daß Lupis Beichtbüchlein irgendeinen Bezug zur Schule zeige. Freilich, es ist kein religiöses Lehrbuch für die Schüler. Religionsunterricht in Schulen — das muß immer wiederholt werden — war selten vorhanden, denn er war nicht nötig, weil er eben als der Kirche Aufgabe angesehen wurde. Und doch sagt Lupi ausdrücklich: Similiter et rectores scolarum inducerent ut suos precepta docerent, und was ändert es an Lupis ausdrücklicher Bezugnahme auf die Schule, wenn sein Herausgeber hinzufügt: „Aber diese rectores scolarum waren Kleriker im Dienst der Kirche?" Das Beichtbuch war, wie Battenberg auch selbst sagt (S. 180), kein Lernbuch, sondern ein Lehrbuch für die Lehrenden, besonders die Geistlichen. Das geht auch aus der ganzen Anlage des Lupischen Buches hervor. Also ist es doch eine Art Unterrichtsbuch. Battenbergs fleißige Studien reichen denn doch nicht weit genug, um eine derartige mannigfaltig verwickelte Frage so ziemlich kurzer Hand zu lösen, und er sieht selbst ein, daß die Entscheidung „jedenfalls den Rahmen seiner Untersuchung überschreiten würde." Die Ausgabe hätte einheitlicheren Beifall erzeugen können, wenn das heikle Thema, das doch nicht erschöpft werden konnte, nicht ohne Not hier so bedenklich gestreift worden wäre.

Viel, sehr viel Arbeit steckt in Battenbergs „Erläuterungen", die jeder zu schätzen wissen wird, der ähnliche Quellennachforschungen einmal versucht hat, obwohl einiges darin etwas populär gehalten ist. Die reiche Sentenzenliteratur des Mittelalters ist ihm offenbar ziemlich fremd gewesen; manchen der hier aufgeführten Sentenzen begegnet man auch in anderen

Digitized by Google

pädagogischen Schriften der scholastischen Zeit, z. B. bei Bitschin, Aegidius, Pseudo-Seneca u. a.; ebenso scheint er keine ausgebreitete Kenntnis von der sonstigen Beichtbuchliteratur zu besitzen. Durch Unterstützung des Frankfurter Magistrats wurde die Beigabe eines guten Faksimile des alten, einzigen Originaldruckes ermöglicht. Vor allem gereicht aber die illuminierte Abbildung des Grabdenkmals des alten Pfarrers der St. Peterskirche nebst dem sehr interessanten Bilderkatechismus dem Buche zur Zierde, das auch im übrigen splendid und vornehm ausgestattet worden ist. — Auf eine wichtige Ergänzung der Ausgabe und zugleich eine begeisterte wissenschaftliche Wertung derselben müssen wir noch hinweisen, welche Kirchensenior Dr. W. Bornemann, der schon dem Buche während seines Entstehens sein Interesse entgegengebracht hatte, in einer ausführlichen Rezension*) gibt. Er schließt seine warme Empfehlung des Buches, indem er es nennt „eine eindringliche Mahnung zur Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, wo es sich um Vergleichung der Konfessionen und die Beurteilung vorreformatorischer Zeit" handelt.

Einige pädagogische Persönlichkeiten des Mittelalters fanden in Schriften von nicht eigentlich wissenschaftlichem Charakter Beachtung. Diese Schriften sind bibliographisch neben anderen mit verzeichnet worden und in ihrer Anregung spendenden Art immerhin zu begrüßen.**)

In Erwägung des engen Zusammenhanges der philosophischen Studien mit den höheren und niederen Schuldisziplinen im Mittelalter müssen wir auch einiger *philosophisch-geschichtlicher Arbeiten* gedenken. Einen Fortschritt in der Auffassung der Psychologie des *Duns Scotus* bezeichnet der Aufsatz des Minoriten P. Parthenius Minges,[1]) der den großen Gegner der Thomisten in quellenmäßiger Darstellung von dem Vorwurfe des Indeterminismus oder Voluntarismus befreit.

Als ein Vorbild der abendländischen Kommentatoren des Aristoteles, in erster Linie der des Albertus Magnus, kommt des arabischen Gelehrten *Farabis* Buch der Ringsteine in Betracht, dessen lateinische Bearbeitung M. Horten[2]) in einer sehr wertvollen Arbeit allen genauer bekannt macht,

---

*) S. Z. f. d. evangel. Religionsunterr. 1907, 1.

Lafontaine, Jehan Gerson (1363—1429). Paris, 1906. 18°. 340 S. (Uns nicht zugänglich.)

Marx, Jak., Nikolaus von Cues und seine Stiftungen zu Cues und Daventer. Trier, 1906. 8°. 415 S.

**) Basilius der Große: Rede an die Jünglinge, wie sie mit Nutzen heidnische Schriftsteller lesen können. — Über die Aufnahme und Erziehung der Kinder im Kloster. — Chrysostomus, Joh.: Seine pädagogischen Grundsätze. Bearbeitet von Hülster. Paderborn, F. Schöningh. 1906. (0,60.) [Samml. d. bed. pädagog. Schriften, Bd. 31.]

Alkuins pädagogische Schriften. Übersetzt und mit einer Einleitung und erklär. Anmerkungen versehen von Jos. Freundgen. 2. Aufl. [ib. Bd. 4.] (1,20.)

Geiler von Kaysersberg. Die helltönenden Wörtlein des. Zus. gestellt v. Peter Lang. [Elsäss. Volksschriften. S. 62.] Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

[1]) Minges, Parthenius, O. Fratr. Min. Ist Duns Scotus Indeterminist? [Beitrr. z. Gesch. d. Phil. d. MA., Bd. V., H. 4.] Münster 1905. 138 S.

[2]) Das Buch der Ringsteine, Farabis († 950). Mit dem Kommentar . . .

Digitized by Google

die die arabische Sprache nicht verstehen. Dies Werk war ein sehr gebräuchliches Handbuch an den arabischen Hochschulen und von großem Einfluß auf die christlichen Nachahmer. Farabi gehört der griechisch-philosophischen Richtung unter den Arabern an und stellt deshalb ein Glied in der Kette dar, die „Aristoteles mit den Scholastikern verbindet“ Sein System ist, „wie jedes, das im Banne der sokratischen Denkart steht, eine begriffliche Systematisierung der naiven Weltanschauung: auf dem Wege logischer Formulierung allgemeiner Gedanken, nicht auf dem des Experiments, sucht er das Wesen der Dinge zu erfassen.“*) —

Die *Unterrichtsbücher* der mittelalterlichen Zeit (im weitesten Sinne) haben manche fördernde Untersuchung erfahren. Eine umfassende Überschau über *die der klassischen Literatur entstammende Schullektüre* gab, wie die Leser unserer Mitteilungen wissen, M. Manitius.[1]) — Eine interessante Sammlung alter *lateinischer Grammatiken,* die im 10. Jahrhundert von einer gelehrten Frau, Eugenia, abgeschrieben wurden, vermehrt die Zahl der uns bekannten gelehrten Frauen jener Zeit um eine, und wird von dem französischen Akademiemitgliede H. Omont[2]) beschrieben. Hervorzuheben sind aus der Sammlung eine Kompilation eines gewissen Sigebert, Auszüge aus Priscian, aus Honoratus grammaticus, die Werke des Phokas und des Charisius sowie einige anonyme Stücke.

Die Frage, ob *Apulejus von Madaura* im Mittelalter bekannt gewesen sei, muß unbedingt bejaht werden, zu welchem Schlusse auch Kawczynski[3]) kommt. Seine Metamorphosen, besonders das berühmte Stück Amor und Psyche, aber auch — und vielleicht am meisten — sein De deo Socratis werden nicht nur genannt, sondern auch zitiert. In wie weit er zur Schullektüre gerechnet werden kann, ist freilich noch ungewiß.

Ein auf antike Tradition zurückgehendes Werk ist auch das *Buoch von Troja,* das E. Thiede[4]) zum Thema seiner Dissertation genommen hat. Wie dessen Vorbilder, Konrad von Würzburg und Guido von Columna, wird es selbst dem Schulbetriebe nicht ferngeblieben sein.

übersetzt und erläutert von Dr. M. Horten. [Beitr. z. Gesch. d. Phil. d. Mt. Bd. V., H. III.] Münster 1906. 510 S.

*) Die entsprechenden arabischen Texte sind in der Zeitschrift für Assyriologie erschienen.

Ortler, Heinr., Die Psychologie des Hugo v. St. Viktor . . . (An anderer Stelle erwähnt.)

Schneider, Arth., Die Psychologie Alberts des Großen, nach den Quellen dargestellt. [Beitrr. z. Gesch. d. Philos. d. MA. II.] Münster 1906.

Bihl, Michel, Roger Bacon. [Etudes Franciscaines, Jg. 8. 1906.]

[1]) Manitius, M., Analekten zur Schulgeschichte des Mittelalters. [Mitt. 16, 1906. S. 35 ff.] — Zur Überlieferungsgesch. mittelalterlicher Schulautoren. [ib. S. 232 ff.]

[2]) Omont, H., Note sur un recueil de grammairiens latins copié par une femme de X. siècle. [Acad. des Inscriptions et belles lettres. Comptes-rendus 1905. p. 15 ff.]

[3]) M. Kawczynski, Ist Apuleius im Mittelalter bekannt gewesen? [Bausteine zur Romanischen Philologie, Festgabe f. Adolfo Mussafia. S. 193—210] Halle 1905.

[4]) Thiede, Emil, Studien über Daz Buoch von Troja. Diss. Greifswald 1906. 8°. 96 S.

Digitized by Google

Aus einer klagenfurter Handschrift druckt A. E. Schönbach[1]) einige *Gebete in Versform* ab. Mehr aber als diese interessiert uns einiges andere, was er daraus mitzuteilen weiß. Die Randbemerkungen und Notizen des Schreibers, eines Studierenden, „gewähren ein Bild von einem Vorlesungsheft eines Studenten der Wiener Universität aus dem 14. Jahrhundert." Der Inhalt besteht zumeist aus dialektischen Lehrstücken, z. B. aus Thomas Maulfeldt, Petrus Hispanus, Johannes de Holandria. Von einem zweiten Schreiber ist auch ein Algorismus hinzugefügt.

Vielfach schulmäßige Verwendung zur Ausbildung junger Geistlicher werden die *dogmatischen Florilegien* gefunden haben, die besonders seit Didymus von Alexandrien entstanden und den sog. patristischen Beweis zu apologetischen Zwecken einführten und erleichterten. Th. Schermann[2]) hat diese Gegenstücke zu den sog. heiligen Parallelen und den exegetischen Katenen aus Konzilsakten und anderen Handschriften gesammelt und damit eine bedeutende Vorarbeit für manche literarhistorische Aufgabe geleistet.

Die nun schon seit vier Jahren fortgeführte Arbeit des Pfarrers Joh. Dietterle[3]) über die *Summae confessorum* ist jetzt bis zum 14. und 15. Jahrhundert gelangt, aber noch nicht zu Ende geführt. Nach Beendigung dieser bedeutenden Stoffsammlung werden wir auf sie zurückkommen müssen, denn viele dieser Beichtbücher sind Lehrbücher für Geistliche, zuweilen direkt in Form von Anleitungen für junge Anfänger. Alle aber haben mehr oder weniger Verwandtes mit der katechetischen Literatur überhaupt. Ein Buch wie die Summa rudium ist weit weniger dogmatisch, als pädagogisch-methodisch von Interesse.

Die *Didaktische Poesie* des Mittelalters war zu einem Teile recht eigentlich der Volksbildung gewidmet, und oft wird sie zum wirklichen Unterrichtsmittel. Eine interessante Form solcher Lehrdichtung führt uns J. Bathe[4]) in einer Programmabhandlung vor. Jene Entwicklung von allgemeiner Belehrung in gefälliger, poetischer Form zu wirklichen Lehrschriften haben die provenzalischen *„Ensenhamens"* vollendet. Man unterscheidet „wissenschaftliche" Ensenhamens (für die Spielleute) und „moralische". Nur die letzteren werden von Bathe berücksichtigt. Die Literaturen der übrigen Kulturnationen des Mittelalters weisen nach Bathes

---

[1]) Schoenbach, Anton E., Klagenfurter Gebete. [Z. f. dtsch. Altertum, 48, 1906.]

[2]) Schermann, Th. Geschichte der dogmatischen Florilegien vom 5.—8. Jahrhundert. [Texte und Untersuchungen zur Gesch. der altchristl. Lit., Bd. 28.] Leipzig 1905, H. 1. 105 S.

[3]) Dietterle, Joh., Summae confessorum. [Z. f. Kirchengeschichte, Bd. 27, 1906.

[4]) Bathe, J., Die moralischen Ensenhamens im Altprovenzalischen. Progr. Gymnas. zu Warburg, 1906. 4°. 29 S.

Krabbo, Hermann, Der Reinhardsbrunner Briefsteller aus dem 12. Jh. [N. Arch., Bd. 32, 1906. S. 53—81.]

Haskins, Charles H., The sources for the history of the papal penitentiary. [S.-A. aus The American Journal of Theologie. IX. 3.] Chicago 1905. (Uns nicht zugänglich.)

Digitized by Google

sehr instruktiver literarischer Übersicht kaum etwas Gleiches auf. Aber uns scheint hierbei das Spezifische, Unterscheidende gegenüber dem Gemeinsamen mit den sog. Tischzuchten, den italienischen Dichtungen über die cortesia, den enseignemens der Altfranzosen, den Faceti und Ähnlichem der deutschen und lateinischen Literatur zu sehr in den Vordergrund gerückt zu sein. Gerade schon aus dieser Übersicht werden doch die gemeinsamen Züge und die gemeinsame Tendenz in dieser ganzen Schriftgattung erkennbar. Die Charakterisierung der einzelnen in Betracht kommenden Ensenhamens erweckt die Lust, sie genauer kennen zu lernen und sie auch nach der pädagogischen Seite geschichtlich zu prüfen, während hier nur eine Blütenlese „kulturhistorischer" Beobachtungen aus diesen Dichtungen gegeben wird.

Der größere oder geringere Eifer im *Bibelstudium* kann für das Mittelalter, welches in der Bibel den Extrakt aller geistigen Nahrung suchte, geradezu als Bildungsgradmesser dienen. In gewissem Sinne kann die Bibel auch für diese Zeit als ein Schulbuch bezeichnet werden. Der auf dem Gebiete geschichtlicher Würdigung des Bibelstudiums schon so mannigfach tätig gewesene Mainzer Dom-Archivar Dr. Franz Falk [1]) hat wiederum eine „Teilarbeit" zu der Aufgabe erscheinen lassen, um zu beweisen, „daß allzeit und überall den Büchern des A. u. N. Testaments die gebührende Würdigung seitens der Kirche nie fehlte." Diese Tendenz bleibt auch im Buche nicht versteckt und gibt sich in der Neigung zu gewissen Verallgemeinerungen zu erkennen. Ohne in die Tiefe zu gehen, unterrichtet uns Falk vortrefflich über das Wesen und die Formen der damaligen offiziellen Bibelstudien. Eigentlich besteht sein Buch aus einzelnen bibliographischen Mitteilungen, die nur durch ihre Beziehung zum Bibelstudium einen, oft mehr äußerlichen Zusammenhalt erlangen. Ein Weniges wird dann auch von der Ars memorandi, dem bekannten xylographischen Druck und seinen Nachfolgern, verraten, worauf eine Reihe von zerstreuten Meinungsäußerungen berühmter Männer des 14. und 15. Jahrhunderts über die notwendige Lektüre der Bibel folgen. Nach bibliographischer Zusammenstellung der Bibeldrucke bis 1520 wird speziell der Psalter und die „Postille" betrachtet. Weitere bibliographische Hinweise — aber auch nicht mehr — bringt der Abschnitt „Der Psalter als Lernbuch der Kinder", und die gleiche bibliographische Gelehrsamkeit zeigen die Abschnitte: „Die Bibel bei den einzelnen Gesellschaftsgruppen, die Tischlesung in Klöstern und geistlichen Anstalten, die Fraterherren und der Laienunterricht." Die Fraterherren werden gegenüber anderen Ansichten als prinzipielle Vertreter des religiösen Volksunterrichts gezeigt. Falk erwähnt noch einiges über Bibelillustration, um mit seinem Lieblingsthema von der oft ungerechten Beurteilung des vorreformatorischen Volkslebens zu schließen.

Rein kirchlichen Charakter haben immer die sog. *Evangelienbücher*

[1]) Falk, Franz, Die Bibel am Ausgange des Mittelalters, ihre Kenntnis und ihre Verbreitung. [Vereinsschr. d. Görres-Ges. 2.] 8°. Köln, Bachem. 1905. Ders., Bibelkenntnis und Bibelverbreitung im Mittelalter. [Der Katholik. 1906.].

Digitized by Google

an sich getragen. Sie waren das größte Buchheiligtum jeder christlichen Kirche, und auf ihre Ausstattung wurde deshalb immer die größte Sorgfalt und der größte Aufwand gewendet. So sind sie vielfach kunsthistorische Denkmäler ersten Ranges geworden, mit ihren Illustrationen, Miniaturen, Vignetten usw. Die kunsthistorische Seite der Evangelienbücher von ihrem Auftreten bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts legt der gelehrte Kenner und Darsteller christlicher Kunst und Kultur, Stephan Beissel[1]) in einem ausgezeichneten Buche uns dar, das, geschmückt mit vielen veranschaulichenden Abbildungen, sowohl dem Verfasser, als auch dem großen katholischen Verlage zur besonderen Ehre gereicht. Ein Zusammenhang der in den Evangelienbüchern vorhandenen Illustration mit jener der späteren Passionsbücher und ähnlicher für das Volk bestimmten Literatur, würde sich wohl erst bei einer weiteren Verfolgung der Entwicklung in spätere Jahrhunderte hinein ergeben können, die der Verfasser zunächst nicht unternimmt. Die ältere, mit der Mitte des 11. Jahrhunderts abgeschlossene Entwicklung der Evangelienbücher erfährt hier aber eine — zunächst wohl — abschließende Behandlung. In den vier Anhängen sind bibliographisch-wertvolle Angaben gesammelt, und das Verzeichnis der benutzten Handschriften läßt den Umfang der vom Verfasser gemachten Studien ahnen.

Daß gerade unter den *illustrierten Handschriften* und Druckbüchern ein großer Teil den Volksbildungsinteressen, ja direkt dem Schulwesen und dem kirchlichen Unterrichte gedient hat, ist von uns schon wiederholt gelegentlich betont worden. Mit Freuden begrüßen wir deshalb jeden Fortschritt in der allgemeinen Kenntnis von dem Illustrationswesen des Mittelalters, der uns häufig mit zu statten kommen wird, und freuen uns, wenn mit Energie auf die endgültige Sammlung und Herausgabe aller in Betracht kommenden Handschriften gedrungen wird, wie von Max Dvořák[2]) neuerdings geschehen ist, gelegentlich einer Anzeige des neuen Beschreibenden Verzeichnisses der illuminierten Handschriften in Österreich in Wickhoffs[3]) Ausgabe. Mit nur zu gutem Recht mahnt Dvořák die Kunstgeschichtsforscher an die Notwendigkeit regerer Quellenpublikation, die trotz der großen Vorteile, wie sie gegenwärtig die Photographie bietet, in den letzten Jahren recht langsam von statten gegangen sei. Nur auf diesem Wege könne sich auch die Kunstwissenschaft vom Doktrinarismus frei machen, wie es die Geschichtschreibung und die humanistischen Disziplinen schon längst getan. Den Quelleneditionen sei in allen historischen Zweigen, sagt Dvořák, der größte Anteil an der Ausbildung einer exakten historischen Methode

---

[1]) Beissel, Stephan S. J., Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters. (Mit 91 Bildern.) 8°. 365 S. [Ergänzungsheft zu Stimmen aus Maria Laach. 92 u. 93.] Freiburg i. Br., Herder. 1906. (M. 6,50.)

[2]) Max Dvořák, Illuminierte Handschriften in Österreich. [Mitt. d. Österr. Ver. f. Bibliothekswesen. 10. Jg. 1906. S. 69—76.]

[3]) Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich. Hrsg. von Franz Wickhoff. 1. Bd. (Tirol) von H. J. Hermann; 2 Bde., (Salzburg) von H. Tietze.

Digitized by Google

zuzuschreiben, ein Wort, dessen Wahrheit hoffentlich auch unser Geschichtszweig recht bald mehr als bisher an sich erfahren kann.

Die geschichtlich überlieferten Vorgänge aus der heiligen Geschichte wurden sehr oft dem Volke und den „rudibus“ überhaupt durch Abbildungen vor Augen geführt. In erster Linie steht unter derartigen Illustrationswerken die sog. ***Biblia pauperum,*** **die im Jahre 1906 insofern besonders starke Beachtung erfahren hat, als drei wertvolle Werke über sie erschienen sind. Die große Einleitung Schreibers[1]) zu seiner im Jahre 1903 erschienenen Ausgabe der ersten Druckausgabe nach dem einzigen Pariser Exemplar wurde jetzt separat veröffentlicht; zugleich aber traten zwei weitere Neudrucke — außerhalb des Buchhandels — nach anderen Bearbeitungen hervor: eine von der Graphischen Gesellschaft[2]) veranstaltete Ausgabe nach dem ältesten xylographischen Exemplar, zu dem der Kunsthistoriker Paul Kristeller die Einleitung geschrieben hat, und eine von der Gesellschaft der Bibliophilen,[3]) welche das alte Blockbuch von 1471 reproduziert und mit druck- und kunstgeschichtlichen Erläuterungen von R. Ehwald versehen hat. Diese kunstgeschichtlichen Arbeiten wenden dem Text dieser eigentümlichen Veranschaulichungs- und Merkbücher des Mittelalters wenig Aufmerksamkeit zu. Daß aber auch das vom unterrichtsgeschichtlichen Standpunkte wohl wünschenswert wäre, hat Referent an anderer Stelle angedeutet, und es muß hier kurz auf die diesbezüglichen Ausführungen in seiner Abhandlung „An der Wiege des Biblischen Geschichtsunterrichts . . .“ *) verwiesen werden.**

An derselben Stelle wurde versucht, auch dem mit der Biblia pauperum verwandten ***Speculum humanae salvationis*** **seine Stellung als einem Unterrichtsbuch (in weiterem Sinne) anzuweisen. Von diesem kunst- und bildungsgeschichtlich wichtigen Werke ist eine große kritische Ausgabe im Erscheinen begriffen, die von J. Lutz und P. Perdrizet[4]) veranstaltet ist. Da aber bisher nur der erste Teil (Text und Tafeln) ausgegeben ist und der zweite Teil, der das kritische Beiwerk und die geschichtliche Darstellung enthalten wird, nicht vor Schluß des Jahres 1907 erscheinen wird, so müssen wir die eingehende Besprechung für den nächsten Bericht aufsparen.**

[1]) Schreiber, W. L., Die Entstehung und Entwicklung der Biblia Pauperum unter besonderer Berücksichtigung der uns erhaltenen Handschriften. [Aus P. Heitz und W. L. Schreiber, Biblia Pauperum.] 45 S. mit Abbildungen etc. 4°. Straßburg. J. H. E. Heitz. 1906.

[2]) Biblia Pauperum. Unicum der Heidelberger Univ.-Bibliothek. In 34 Lichtdrucktafeln und 4 Tafeln in Farbenlichtdruck hrsg. von Paul Kristeller — Graph. Gesellschaft. 2. Veröffentlichung. Berlin. Bruno Cassirer. 1906. fol.

[3]) Biblia pauperum, Deutsche Ausgabe von 1471. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen. 1906. Faksimile der Reichsdruckerei. 4°. Mit einer Einleitung von R. Ehwald, Gotha.

*) Mitteilungen 1907. Heft 3 u. 4.

[4]) Speculum humanae salvationis. Kritische Ausgabe. Die Quellen des Speculums und seine Bedeutung in der Ikonographie, besonders in der elsässischen Kunst des 14. Jh. Mit der Wiedergabe in Lichtdruck (140 Tafeln) der Schlettstadter Handschrift, ferner sämtlicher alten Mülhauser Glasmalereien sowie einiger Scheiben aus Colmar, Weißenburg etc. von J. Lutz und P. Perdrizet. Mülhausen, Ernest Meininger. 1906. fol. (60 M.)

Digitized by Google

In ähnlicher Weise wie die Biblia pauperum, das Speculum und die Passionsbücher bieten bildliche Darstellungen zwei illustrierte Handschriften in Düsseldorf aus dem 15. und den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, die in einer Festschrift Prof. K. Bone[1]) ausführlich und sachkundig beschreibt. Es sind zwei sog. Livres d'heures, deren Typus, aus Frankreich stammend, auch in Deutschland meist unter dem Namen „Zeitglöcklein“ oder „Getide-book“ verbreitet war. Sie waren umfassende Unterrichts- und Erbauungsbücher für Laien, und Bone sagt: Sie waren für die Laien das, was für die Geistlichen das Brevier war. Der Inhalt, der ziemlich stereotyp blieb, und mit dem vieler sog. Psalterbücher übereinstimmt, zeigt ihre lehrhafte und zugleich praktische Bestimmung: Ein Kalendarium, die Anfänge der vier Evangelien, die Passionsgeschichte (meist nach dem Evang. Johannis), die heiligen Stunden der Jungfrau Maria, mehrere Psalmen, auf die kanonischen Stunden (Prim, Sekund, Terz etc.) verteilt, die heiligen Stunden vom heil. Geiste und vom heil. Kreuze, die sieben Bußpsalmen, das Totenoffizium, Litaneien und eine Anzahl Gebete. In der zweiten der hier besprochenen Handschriften finden sich bildliche Darstellungen, die sich ganz mit den gewöhnlichen Passionsbildern berühren. Die Sprache ist niederdeutsch, und die Übersetzung aus dem Lateinischen ist ganz wörtlich, wie der alte Herausgeber in seiner Vorbemerkung sagt, aber er hat sich öfter auch freier ausdrücken müssen, denn er hat schwere Bedenken bei seiner Übersetzung gehabt, ob die einfachen deutschen Worte immer den bestimmten richtigen Sinn wiedergeben könnten. Diese Vorrede (zu Teil 8) ist für die damalige Übersetzungskunst und das Bemühen nach sprachlicher Gewandtheit recht charakteristisch.

Ein großes, besonders schwieriges Gebiet der ältesten deutschen Erziehungsgeschichte ist das, was im engeren Sinne als *Schulgeschichte* zu bezeichnen ist: Die Erforschung und Darstellung der äußeren und inneren Verhältnisse der schulmäßigen Einrichtungen im allgemeinen. Diese Aufgabe ist schwieriger als die Betrachtung einzelner Pädagogen, einzelner Lehrbücher u. ä., aber auch fast noch wichtiger. Und hier treffen die Geister noch fort und fort in ernstem Kampfe zusammen. Der Zwiespalt der Konfessionen verhindert eine einheitliche Auffassung, er verhindert aber auch eine bequeme Beruhigung auf gewissen Wahrscheinlichkeitsergebnissen. Gerade das konfessionell gespaltene Deutschland muß besonders bemüht sein, hier der historischen Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Wie schwierig aber die Forschung auf diesem Felde, und wie schwer es ist, von allen Vorurteilen sich zu emanzipieren, das erkennen wir an jedem neuen Versuch, die Frage zu lösen. Immer noch treten uns die bedenklichen Analogieschlüsse viel zu häufig entgegen, die Möglichkeitsannahmen in Ermangelung irgend bestimmter Nachrichten, die einfachen Behauptungen ohne genügenden quellenmäßigen Beweis.

[1]) Bone, Karl, Prof. Dr., Zwei illuminierte Mss. der Bibliothek des Kgl. Gymnasiums zu Düsseldorf. [Studien zur niederrhein. Gesch. Festschrift z. Feier des Einzugs in d. neue Schulgebäude. S. 14—24.] Düsseldorf. 8°.

Digitized by Google

In dieser Weise arbeitet noch ganz der Aufsatz von Robert Hillmann.[1]) Obwohl immerhin mit Benutztung vieler und guter Literatur eine gewisse Summe von Tatsächlichem und eine nützliche Übersicht gegeben wird, so fehlt doch zu sehr das kritische, wissenschaftliche Moment. Mit Wendungen: Wenn es aber in manchen Städten so war, weshalb nicht in der größten Mehrzahl? — es unterliegt keinem Zweifel, daß . . . — mit einem guten Teil von Recht können wir annehmen — u. ä. ist wahrlich nichts anzufangen. Mindestens aber mußten da, wo wirklich Quellenbeweise vorhanden sind, diese durch genaue Angaben auffindbar und vergleichbar gemacht werden. Zwar ist der Aufsatz nicht direkt für Geschichtsforscher geschrieben, sondern für die Leser eines angesehenen katholischen Lehrerblattes. Aber auch diese haben heutzutage Anspruch auf einen gewissen Grad wissenschaftlicher Darstellung, damit ihnen ihre Lektüre zur Überzeugung, nicht nur zum äußerlich aufgepfropften geistigen Gute werden könne. Dieser Anspruch gründet sich auf die erworbene und die von ihnen ersehnte Bildung, — auch der Anspruch der katholischen Lehrer. Die gesamte Lehrerschaft müßte ja durch ihr inneres Interesse und z. T. auch durch ihre Mitarbeit eine wesentliche Stütze der gesamten Wissenschaft der Erziehungsgeschichte werden. Das kann aber nur geschehen, wenn man ihr Respekt einzuflößen weiß vor wirklich wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete. Das sollten die Herausgeber und Leiter der Lehrerfachblätter nicht außer acht lassen. Und werden die Gegner, die Verkleinerer mittelalterlichen Schulwesens, ihre Meinungen ändern, bevor ihnen die wirklichen Verhältnisse vorgeführt werden können? Soweit tatsächlich nichts, rein gar nichts aus dem gesamten Quellenmaterial zu gewinnen ist, ist es besser, sich mit dem non liquet zu begnügen, als sich dem Eifer des berechtigten Widerspruchs auszusetzen. Daß Hillmann mit seinem Aufsatz nur in erster Linie eine Verteidigung der Kirche hinsichtlich ihrer Tätigkeit für die Schule bezweckt, ist — leider — nur zu deutlich.

Auf demselben Standpunkt steht Prof. Franz Falk,[2]) aber — welch ein wohltuender Gegensatz! Hier fehlen die ausgesponnenen Vermutungen, hier ist nichts als wohlbeglaubigte und belegte Tatsache. Diese Tatsachen sind zwar ohne Zusammenhang, nur lokal verbunden und geographisch aneinander gereiht, aber welche Fülle wichtiger und interessanter Nachrichten! Falk war freilich in der glücklichen Lage, eines der gesegnetsten und ältesten Kulturgebiete Deutschlands, die alten Bistümer Mainz und Worms, als Gegenstände seiner Nachforschungen vor sich zu haben, und

---

[1]) Hillmann, Robert, Deutsches Schulwesen vom Ende der Karolingerherrschaft bis zur Blüte des Städtewesens (1000—1400). Ein Beitr. zur Schulgeschichte d. MA. [Pädagog. Monatshefte XII, Heft 3—6. S. 113—122; 169—178; 223—231; 279—287.] 1906.

[2]) Falk, Franz, Beiträge zur Gesch. des mittelalterlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens in den linksrheinischen Gebieten der ehemaligen Bistümer Mainz und Worms. [Beitr. z. hess. Schul- und Universitätsgesch., ed. Dr. Diehl und Prof. Dr. Messer, Bd. I, H. 1.] 1906.

Digitized by Google

verhältnismäßig reichlich fließen da die Quellen über alle die Kirchen, die Stifter, die Klöster. Ein abgerundetes Bild oder gar eine Entwicklungsgeschichte ist nicht im mindesten beabsichtigt, was sich schon aus dem vielbeliebten und alles entschuldigenden Nebentitel „Beiträge" ergibt. Zuweilen geht der Sammler in seinem Eifer bis weit in das 16. Jahrhundert hinein, und nur wenig gibt er den Quellen hinzu, so sehr man Erläuterungen auch oft wünschen muß. Auch ist es von Wert, hier von dem erfahrenen Quellensammler die wichtigsten heuristischen Verfahren angewendet zu sehen. Es ist — solange man wissenschaftliche Vorsicht anwendet — sehr richtig, wenn Falk am Schlusse sagt, daß auch durch Rückschlüsse Licht von allen Gebieten menschlicher Kulturtätigkeit auf das Schulwesen fallen könne. Die Erfolge dieser Sucharbeit sind wahrlich auch nicht gering, wenn auch das meiste schon durch andere Publikationen ans Licht gezogen wurde. Als Beilagen erfreuen uns einige hochwichtige Quellenstücke in Originalform, während im übrigen die Urkunden umschrieben sind. — Auf dem entgegengesetzten Standpunkte steht der Aufsatz von Eugen Schmid (Beih. zu unsern Mitt. 11), der an anderer Stelle besprochen ist. Es muß aber hier um der Gerechtigkeit willen gesagt werden, daß seine nur negativen Beweise vom völligen Fehlen eines vorreformatorischen „Volksschulwesens" in Württemberg uns nicht überzeugen konnten, da er den Charakter des damaligen Schulwesens überhaupt zu verkennen scheint und seine Quellenbenutzung keineswegs ausreicht.

Die Frage nach den wirklichen Verhältnissen von Schulen und Lehrern vor der Zeit des Druckes und der Entstehung zahlreicherer systematischer Archive ist zusammengesetzt aus einer ganzen Anzahl von Einzelfragen, deren Lösung erst versucht werden muß, bevor eine Lösung der Hauptfrage möglich sein wird. Viele kirchengeschichtliche und rechtliche, besonders kirchenrechtliche Momente spielen da hinein, wie die Geschichte der Kirchenamtsverfassung, des Pfarrinstituts, der Scholasterie etc. Kleine Beiträge dazu, die besonders wertvoll im Hinblick auf die damit gegebene Anregung erscheinen, sind auch in den letzten Jahren zu verzeichnen. Die Frage nach der Licentia docendi, die mit der venia legendi der Universitäten und mit dem kirchlichen Benifizialwesen in unmittelbarem historischen Zusammenhange steht, wird gestreift durch eine interessante Urkunde, die der Kirchenhistoriker Sauerland[1]) aus dem vatikanischen Archiv uns mitteilt. Sauerlands wertvolle Archivstudien sind auch für uns sehr wichtig, besonders wenn wir die von anderer Seite[2]) erfolgten Ergänzungen und Richtigstellungen mit beachten. Jene Urkunde ist eine Bittschrift des Offizials des Bischofs von Metz, der für einen rector scholarum vom Papste eine ihm bereits verliehene Domherrnpfründe erbittet

[1]) Ein Zeugnis für den Leiter der Metzer Domschule vom Jahre 1363 Mitgeteilt von H. V. Sauerland. [Jahrb. d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde. Bd. XV. 1903.

[2]) Schäfer, H. K., Dr., Zur Kritik mittelalterl. kirchl. Zustände. [Röm. Quartalschrift, II. Teil. S. 125—141.

Digitized by Google

und ihm dabei ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Sauerland hat nur wenige Worte dem interessanten Dokumente hinzugefügt, es wäre aber geradezu geeignet, es zum Ausgangspunkte für Untersuchungen über die Stellung der rectores scholarum im 14. Jahrhundert zu nehmen.

Reichhaltiger als die deutschen und italienischen Archive an derartigen wichtigen Dokumenten zur eigentlichen Schulgeschichte des Mittelalters scheinen die französischen zu sein, wenn nicht etwa die dort herkömmliche, viel lebhaftere Beschäftigung mit allen diesen Dingen die Blicke der Archivbenutzer schon mehr geschärft hat. Welche beneidenswerte Literatur haben doch diese Franzosen bereits auf dem Gebiete des mittelalterlichen Schulwesens! Die soeben berührte Frage der Licentia docendi ist ebenfalls in der Neuzeit am eingehendsten von Franzosen, von Thurot und Bourbon, behandelt worden. Einen reizenden und wertvollen Beitrag hierzu gab im Vorjahre Poupé,[1] indem er die Installationsurkunde eines Rektors mitteilt, der aus freien Stücken bei der Anstellung eine Probelektion mit seinen Schülern veranstaltete, und zwar über den Anfang des berühmten „Graecismus" des Eberhardus Bethuniensis, um seine Lehrbefähigung recht deutlich zu beweisen und somit sich seiner Stellung würdig zu zeigen.

Die wichtige Frage der *Bildung der Geistlichen,* die zugleich doch die Lehrer waren, beschäftigte bekanntlich oft die Geister im Mittelalter und besonders des letzten Jahrhunderts, wo vielfache Entartung nicht zu verkennen war. Daher die immer wiederkehrenden diesbezüglichen Vorschriften kirchlicher Behörden und die Weckrufe politischer Köpfe und Reformatoren vor der Reformation. Ein solcher war unzweifelhaft auch der Verfasser der berühmten Reformschrift, die, als Reformatio Sigismundi bekannt, in Augsburg im Jahre 1438 oder 39 entstand. Diese war kürzlich von H. Wiemer literarhistorisch untersucht, aber jetzt wendet sich Carl Koehne[2]) teilweise gegen dessen Auffassung und ergänzt dessen

---

[1]) Poupé, Edmond, Procés-verbal de l'installation d'un Régent des écoles de Draguignan en 1403. [Bulletin hist. et philol. du Comité des traveaux hist. et scient. (Ministère de l'Instruction publique et des Beaux-Arts.) S. 49—51. 1905.]

Paquay, J., Regesta de Reniers (13. Jh.), écolâtre de Tongres, vicaire général de Henri de Gueldre. [Bull. de l'Inst. archéol. liégeois. 35.]

[2]) Koehne, Carl, Zur sog. Reformation Kaiser Sigismunds. [N. Archiv. 31. 1906. S. 214 ff.]

Kisky, Wilh., Die Domkapitel der geistl. Kurfürsten in ihrer persönl. Zusammensetzung im 14. u. 15. Jh. (Gekrönte Preisschrift der Bonner philos. Fakultät.) [Quellen und Studien zur Verfassungsgesch. des Deutschen Reichs im MA. u. Neuzeit. Bd. 1. H. 3.] Weimar 1906. 197 S.] (Auch Einiges vom Studium der Domherren, vom Scholaster usw.) —

Bastgen, Hubert, Die Entstehungsgesch. der Trierer Archidiakonate. Diss. Breslau. 1906. 56 S. (Bes. d. Verhältnis der Archidiakone zum Archiprespyter und Chorepiskopus.) —

Rieder, Karl, Das sizilianische Formel- und Ämterbuch des Bartholomaeus von Capua. [Röm. Quartalschr. 20. 1906. Abteilg. Geschichte. S. 1—26.] —

Göller, Emil, Die Kommentatoren der päpstl. Kanzleiregeln vom Ende des 15. bis zu Beginn des 17. Jh. Ein Beitr. z. Gesch. d. Quellen des kanon. Rechts. [Arch. f. kath. Kirchenrecht, 85, 3. H., 1905.] —

Consuetudines Monasticae. Bd. II. Consuetudines Cluniacenses antiquiores

Digitized by Google

Forschungen in sehr wichtigen Punkten. Auch der Verfasser, ein Priester Friedrich, verlangt, daß der Bischof keinen Pfarrer anstellen solle, der nicht ein Universitätszeugnis mitbringe und nicht mindestens Baccalaureus sei. Koehne irrt aber, wenn er ähnliche Forderungen als ganz vereinzelt hinstellt.

Zum Schluß müssen wir noch die Abhandlung von Bibliothekar Dr. A. Bömer[1]) über das *Bildungswesen in Münster* im Mittelalter hervorheben. Bömer hat schon so viel Interesse für das Ganze des geistigen Lebens in seiner geschichtlichen Entwicklung bewiesen, und zugleich ist die strenge Wissenschaftlichkeit seiner Forschungsweise bekannt genug, daß man sich aus seinem neuen Werke ebenfalls schönen Gewinn versprechen konnte, und man sieht sich nicht getäuscht. Seine Arbeit beweist, wie viele Seiten geschichtlicher Forschung zusammentreffen müssen, wenn man eine Geschichte des „geistigen Lebens" oder — was in der Hauptsache dasselbe ist — des „Bildungswesens" schreiben will. Das konnte nur jemand unternehmen und erreichen, der durch lange Studien mit der intimsten Geschichte seines Gebietes genau vertraut ist und — was bei Bömer selbstverständlich — Quellen und Literatur gewissenhaft zu verwerten weiß. Nicht alles, was Bömer uns mitteilt, konnte neu sein, aber in der Gesamtheit liefert er doch ein völlig Neues, in klarer Zeichnung und frischen Farben. Und dann — wer nur Anregungen aufzunehmen weiß, wird sie in Fülle in diesem Buche finden. Schulen und Lehrer, Lehrbücher und allgemeine Lektüre, Erzeugnisse der schönen Literatur

nec non consuetudines Sublacenses et sacri specus nunc primum ed. Bruno Albers Congr. Casinensis. 1905. 240 S. 4°. M. 10. (Textausg. mit krit. Apparat.) —

Albers, Bruno, O. S. B., Untersuchungen zu den ältesten Mönchsgewohnheiten. Ein Beitr. z. Benediktinerordensgesch. des 10.—12. Jh. München, Lentner. 1905. [Veröff. aus d. kirchenhist. Seminar in München, II. Reihe, Nr. 8.] M. 3,20. (Nur über die Quellen der Consuetudines.) —

(?) Die Regel des hl. Benediktus, erklärt in ihrem geschichtl. Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistl. Leben. Freiburg, Herder. 1906.

Barnes, Arch. Stapylton, Winchester, mother of schools. [Dublin Review, Bd. 139, 1906, S. 383—99.] (Gesch. des dortigen College im Vergleich mit andern berühmten engl. Anstalten.)

[1]) Bömer, A., Das literarische Leben in Münster bis zur endgültigen Rezeption des Humanismus. (Zur Eröffnung des Neubaues der Kgl. Universitätsbibliothek.) Münster, Coppenrath. 1906. 8°. 79 S.

Schöttle, Gust., Postrat, Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen im Ausgang des MA. [S.-A. aus d. Tübinger Bl. 1905. (Auch über Schulwesen.] —

Die Züricher Stadtbücher des 14. u. 15. Jh., hrsg. v. Hans Nabholz, Direkt. des Zür. Staatsarchivs. III. (letzter) Bd. Leipzig, Hirzel. 1906. 8°. (Enthält auch das Register, das mehrfach auf Schulwesen verweist.) —

Uzureau, F., Andegaviana. Paris, A. Picard et fils, Angers, J. Siraudeau. 1906. 8°. 511 S. (Uns nicht zugänglich. — Handelt aber ausdrücklich mit über Geschichte des Schulwesens.) —

Vandepitte, Notre vieille Flandre, depuis ses origines. L'Instruction élémentaire en Flandre avant et après le concile de Trente. [Revue des sciences ecclésiastiques.] Lille. 36 S. (Uns nicht zugänglich.) —

Poland, W., History of scools. A suppressed Chapter. [American cathol. quarterly Review, 28. 1903. S. 248—59.] (Uns nicht zugänglich.)

Digitized by Google

und der Kunst werden nicht nur genannt, sondern in ihrer Bedeutung verfolgt. Man lese z. B., was von Bernhards von der Geist Palpanista als einem Repräsentanten der mittelalterlichen Streitgedichte und deren literarische Stellung, oder über das merkwürdige grammatische Lehrbuch „Tractatulus dans modum teutonisandi casus ac tempora .... (1451) gesagt wird. Derartige Skizzen konnten im Rahmen seines Buches keine volle Abrundung erfahren, aber sie bringen für künftige Forschung schon reichen Gewinn. Zu bezweifeln ist es, ob es — bei der Weite seines Thema — richtig von Bömer war, daß er gelehrte Arbeiten, Klosterchroniken u. ä. absichtlich aus dem Spiele gelassen hat; indes vermag man die Schwierigkeit der notwendigen Beschränkung wohl einzusehen. Viel Bedeutsames bietet das Buch für die Beurteilung der Brüder vom gemeinsamen Leben, und die Anfänge des Humanismus in Münster finden eine durch Einzelheiten lebendige Schilderung, die genau mit dem Beginn des 16. Jh. schließen kann, nämlich mit der großen Schulreform von 1500. Das geistige Leben im letzten Jahrhundert des Mittelalters zeigt sich in keinem ungünstigen Lichte, und es wäre zu wünschen, daß ein Kenner wie Bömer sich entschlösse, seine Studien auch auf weitere Gebiete Westfalens auszudehnen, bei denen dann vor allem die Geschichte der Kirchen, Klöster und Orden sowie die handschriftlichen Denkmale noch intensivere Beachtung finden könnten.

Endlich seien noch zwei Hilfsmittel für Studien auf dem Gebiete mittelalterlicher Literatur und Wissenschaft erwähnt, die zugleich einen Nachtrag zu unsrer bibliographischen Abteilung des Jahresberichts darstellen. Zunächst liegt eine Ergänzung zu den Initia Patrum latinorum der Wiener Akademie für ihre Kirchenväter-Ausgaben in ihrem ersten Bande vor;[1]) sodann gibt Ruelle ein lateinisches Pendant zu seiner sehr geschätzten Revue des Études grecques in einer Bibliotheca latina.[2])

Manitius.] In den Bericht wurde einiges aufgenommen, was im vorigen Jahresbericht nicht besprochen wurde. Den Beginn sollen Arbeiten machen, die über neue Funde aus dem Mittelalter zur altlat. Literatur handeln. Zunächst hat R. Kauer[3]) einen wichtigen Beitrag zur *Überlieferung von Terenz* gegeben. Die Stadtbibliothek von Lyon enthält im Cod. 788 s. IX, f. 91—97 die von W. Förster schlecht kollationierten Verse Haut. 522—904. Das Fragment wird zeitlich fixiert, genau beschrieben und sorgfältig kollationiert. Es zeigt Hinneigung zu C P und ist der beste Vertreter der γ-Klasse. Es bietet eine ganze Reihe von Verbesserungen für den Terenz-

[1]) Initia Patrum aliorumque scriptorum ecclesiasticorum latinorum ex Mignei Patrologia et ex compluribus aliis libris conlegit ac literarum ordine disposuit Marcus Vatasso. Vol. I. Romae. 1906.

[2]) C. Ruelle, Bibliotheca latina. Bibliographie annuelle des études latines. Paris. 1905.

[3]) R. Kauer, Handschriftliches zu Terenz, Wiener Studien f. klass. Philologie. XXVIII, Heft 1.

Digitized by Google

text und ist in hohem Grade wichtig. Die Verse Haut. 464—516 und 602—642 stehen im Admont. 227 s. XIII; die von Kauer gebotene Kollation ergibt, daß es sich um einen Vertreter der δ-Klasse handelt, der G ausserordentlich ähnlich ist. Über die *Terenzkritiker* im Altertum handelt M. Dorn.[1]) Er stellt zuerst die in Betracht kommenden (meist nicht erhaltenen) Autoren zusammen, die über Terenz geschrieben haben und bespricht dann die sehr häufigen Stellen (144), an denen der Dichter von seinen Kritikern getadelt wird. Diese Stellen werden in acht Kategorien eingeteilt, die der Reihe nach mit Einflechtung interessanter, literarischer Beobachtungen durchgegangen werden. Eine Ausgabe des Eugraphiuskommentars zu Terenz ist von dem auf dem Gebiete der alten Scholienliteratur sehr erfahrenen P. Wessner zu erwarten; sie wird jedenfalls viel neues Licht auf die mittelalterlichen Erklärungen werfen, was auch schon zum Teil durch die vortrefflichen Vorbemerkungen geschieht, die soeben erschienen (Rheinisches Museum 62, 203—228). Kulturgeschichtlich von Wert ist eine Arbeit von O. Engelhardt[2]) über *die illustrierten Terenzhsch.* Es sind zwölf solcher Handschriften bekannt, die zum großen Teil aus Nordfrankreich oder aus Gegenden stammen, die kulturell von diesem Gebiete abhängig sind. Die in den Bildern dargestellten Momente gehören ziemlich später Zeit an und schließen eine frühere Ansetzung des Archetypus als saec. V—VI aus. Wichtig ist dabei die Frage, ob die Bilder auf lebendige Anschauung wirklicher Aufführungen zurückgehen. Es zeigt sich bei der Besprechung der einzelnen Bilder nach der Reihenfolge der Stücke, daß sie vielfach stark vom dazugehörigen Text abweichen und sogar in offenbare Fehler verfallen. Danach ist es unwahrscheinlich, daß der Maler die Stücke jemals auf der Bühne gesehen hat. Die Bilder entsprechen vielmehr den Kirchenmosaiken, und ihre Entstehungszeit würde auch aus dissem Grunde etwa zwischen 440—540 fallen. Damit stimmt, daß der Calliopius, auf dessen Rezension die Bilderhsch. unmittelbar oder mittelbar zurückgehen, nicht vor dem Ende des 5. Jhdts. gelebt haben kann. Die Bilder scheinen von einem Barbaren und zwar außerhalb Italiens gezeichnet zu sein und es wäre möglich, daß Calliopius nach Nordfrankreich oder Umgegend gehörte. — C. Brakman[3]) vergleicht mit steter Benutzung von Stangls Buche *„Der Gronovscholiast“* die von Orelli V, 1, 382—444 abgedruckten Scholien mit der Hsch. Leid. Voss. lat. 130, indem er alle von Orelli nicht bemerkten Korrekturen und Randbemerkungen sorgsam aufführt und alle Abweichungen vom Text Orellis notiert. — Ueber *Poggios Fund in St. Gallen (Asconius Pedianus etc.)* und die daraus geflossenen Abschriften handelt P. Schmiedeberg,[4]) der zu dem Resultat

[1]) M. Dorn, De veteribus grammaticis artis Terentianae iudicibus. Halle. 1906. Diss. 84 S.

[2]) O. Engelhardt, Die Illustrationen der Terenz-Handschriften. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchschmucks. Jena. 1905. Diss. 97 S.

[3]) Mnemosyne XXXIII, 85—134.

[4]) Paulus Schmiedeberg, De Asconi codicibus et de Ciceronis scholiis Sangallensibus.

Digitized by Google

kommt, daß Matrit. X, 81 von Poggio selbst geschrieben ist. Diese Hsch. besaß ursprünglich nicht den jetzt vorgebundenen Sigebert, sie ist flüchtig und ungleichmäßig geschrieben. Aus diesem Exemplar sind alle übrigen Hdsch. geflossen, bei deren Aufzählung Verf. den noch neuen Neap. V. B. 20 beschreibt, der nicht auf die Abschrift des Sozomenos oder Bartholomaeus zurückgeht. Um zu erweisen, daß Matrit. von Poggio geschrieben ist, stellt Verf. am Ende der Arbeit Matrit. X, 81 f. 43a und Berol. Ham. 166 f. 40a (Cic. ad Attic. II, 3 mit Poggios Korrekturen) nebeneinander; große Ähnlichkeit beider Schreibarten ist allerdings vorhanden. Die Arbeit handelt dann über die von Poggio gleichfalls gefundenen Scholien zu den Verrinen. Der Satzschluß ergibt, daß sie nicht von einem einzigen Verf. herrühren können. Der Scholiast ist kaum von Servius abhängig, sondern die Gleichheiten erklären sich eher aus der Gemeinsamkeit der Quelle. Am Ende der Arbeit werden Textverbesserungen zu dem Scholiasten gegeben. Es sei übrigens bemerkt, daß in der Bibliothek des Cosimo de' Medici schon 1418 eine Abschrift des Asconius war (Pintor, La libreria di Cos. de' Medici nel 1418 S. 14 n. 30. — Poggio machte aber auch auf einer Reise nach Frankreich einen wichtigen Cicerofund, indem er 1413 bis 1414 neben anderen Reden diejenigen pro Sex. Roscio und pro Murena fand.[1]) Über diesen Fund und die hiervon abgeleiteten Hsch. spricht A. Clark ausführlich in einer wertvollen Schrift.[2]) Die Hsch. muß mit der im Katalog von Cluni s. XII. N. 496 genannten identisch gewesen sein, ihre weiter auffindbare Geschichte wird gründlich erläutert. Daran schließt sich eine Charakteristik der in Italien genommenen wichtigen Abschriften (eine solche befand sich übrigens zu Fiesole s. XV, f. Bandini III, 533 N. 90). Danach war die Hsch. in Cluni von karolingischer Orthographie noch unberührt und s. XV fast unleserlich, doch waren schon Abschriften in Frankreich vor Poggio genommen; die Hsch. hat in der Cicerokritik wesentliche Veränderungen hervorgebracht. Hiernach werden im 2. Teil des Buches die Lesarten der Excerpta Montepolitiana aus Laur. LIV, 5 und vor allem die Kollation von Paris. 14749 mit steter Berücksichtigung von Laur. XLVIII, 10 gegeben. — Über die *erste Vergilausgabe*, die zu Paris zwischen 1470 und 1472 gedruckt worden ist, handelt Ch. Mortet.[3]) Referent[4]) bespricht eine der vielen Ableitungen der ***Publiliussprüche***, die im Dresd. J. 44 s. XIII (aus Altenzelle) steht. Es ist ungefähr die Überlieferung von Ψ, doch läßt D die aus Π stammenden aus und gibt dafür Ersatz durch andere Sententiae und Sprüche aus den Senecabriefen. Be-

[1]) In den alten Katalogen fehlen sie fast ganz, ich konnte sie nur in Fiesole s. XV (Bandini III, 533) 90 entdecken.

[2]) The vetus Cluniacensis of Poggio being a contribution of the textual criticism of Cicero pro Sex Roscio etc. Anecdota Oxonensia, classical series, part. X. Oxford, 1905. Clarendon Press. LXX, 57 S. 4°.

[3]) Ch. Mortet, La première édition de Virgile inprimée à Paris (1470 bis 1472). Besançon, 1906. Jacquin. 11 p. et pl. (Extrait du Bibliographe moderne.) s. Moyen âge (1906) X, 649.

[4]) Hermes XLI, 293—299.

Digitized by Google

züglich der Überlieferungsgeschichte des *Horaz* wendet sich A. Keller[1]) gegen Vollmers Ansicht, daß nämlich die sämtlichen Hsch. in letzter Linie auf ein Exemplar der Horazausgabe von Probus zurückgehen sollen. Außerdem weist Keller die von Vollmer berechneten Abfassungszeiten der Archetypi der einzelnen Klassen zurück und verneint, daß Heiric von Auxerre der Interpolator von Serm. I, 10 gewesen sei. — Bei Besprechung einer Arbeit von L. Legras über die *Thebais des Statius* kommt G. Lafaye[2]) auch ganz kurz auf einzelnes aus dem mittelalterlichen Fortleben des Statius zu sprechen, ohne die Frage wesentlich zu fördern. — In ein neues Stadium der Kritik treten die, „Annotationes" genannten, alten Erklärungen zu *Lucan* durch eine Arbeit von J. Endt[3]) Voss. I (Leid. Voss. XIX q. 51 s. X) enthält das Werk nämlich nicht am vollständigsten und am besten, vorzuziehen sind der Wallersteinensis und Bern. 370. Es wird gezeigt, daß V viel Falsches überliefert und jene zwei Hsch. ohne den Text Lucans sind auch an Vollständigkeit die vorzüglicheren. Für das Stück I, 1—396 ist eine Doppeltradition WCU—VGB vorhanden. Übrigens findet sich das Werk in alten Katalogen nur zu Corbie s. XII (Becker 79, 216) namentlich bezeichnet; vielleicht ist damit identisch Corbie 1200 (B. 136, 330) „Vaca in Lucanum". — Ebenfalls neue Grundlinien für die Textbehandlung und zwar von *Suetons* Schrift De grammaticis et rhetoribus werden von M. Ihm gegeben.[4]) Die Handschrift des Wiener k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs 711, die 1466 in Rom geschrieben ist, gibt im ersten Teile Tacitus' Germania und Dialogus und Suetons Schrift. Endt legt dar, daß manches, was Reifferscheid nicht in den Text zu setzen wagte, durch diese Wiener Hsch., besonders in ihrem Zusammengehen mit O, als richtig bestätigt wird. Hiernach wird die Kritik dieses Werkes von wesentlich anderen Grundsätzen als bisher auszugehen haben. — Den Abschnitt des Grammatikers *Diomedes* über Poetik behandelt eindringend E. Koett.[5]) Der bisherigen Ansicht, daß diese Stücke aus Sueton oder Probus abgeschrieben seien, tritt Koett mit dem Beweis entgegen, daß hier teilweise völlige Kongruenz mit den Schol. Londinensia zu Dionysius Thrax und mit der Chrestomathia des Proclus stattfindet; der Bericht des Diomedes ist zum Teil eine Übersetzung dieser Quellen und verbindet damit als weitere Quelle Theophrast. Für römische Verhältnisse ist besonders Varro, daneben Sueton und vielleicht Probus benutzt. Doch scheint Diomedes alle diese Berichte schon vereinigt vorgefunden zu haben, und diese lateinische Bearbeitung der Quelle hat vielleicht Remmius Palämon vorgenommen, auf sie stützt sich Diomedes. — Eine wichtige Arbeit zum *Pseudoacron* hat J. Endt[6]) geliefert. Die Glossen zu Horaz im Vatic. 3257, den schon

[1]) Rheinisches Museum LXI, 78—90. (Zur Überlieferungsgeschichte des Horaz.)

[2]) Le Thébaide de Stace, Journal des Savants 1906, 535.

[3]) Zur Überlieferung der Adnotationes super Lucanum. 32. Jahresb. d. k. k. deutsch. Staatsgymnasiums zu Smichow. 1906. 14 S.

[4]) Rheinisches Museum 1906 (LXI, 543—553.)

[5]) De Diomedis artis poeticae fontibus. Diss. Jena. 1904. 50 S.

[6]) Die Glossen des Vaticanus Latinus 3257. Sonderabdr. aus d. 31. Jahresb. d. k. k. Staatsgymnasiums zu Smichow. Smichow. 1905. 26 S.

Digitized by Google

Keller in seiner Ausgabe des Pseudoacron benutzt hat, unterzieht Endt einer genauen Prüfung und Klassifizierung. V enthält einen großen Teil der Γ-Scholien. In den Carmina, Epoden und Carm. Saec. zum Teil sind die Randscholien von V' Quelle für ζ. Für die Sermones und Ars poetica benutzt der Verfasser der Rezension ζ neben den Randscholien von V' auch die Glossen V'; ausser V ist Γ von ζ benutzt. Wenn die Glossen von V die Randscholien wiederholen, so hat der Rand die bessere Überlieferung, die Glossen sind oft nur Bruchstücke der Scholien. V enthält abgesehen von den Γ-Glossen auch solche aus Fz. Manche Mitteilungen der alten Ausgaben, die Γ fremd sind, werden durch V belegt. — Über das *Verhältnis von Dictys zu Dares* spricht W. Schmid. Er weist nach, daß Dares von Dictys abhängig ist; allerdings bleibt bei Dares noch viel eigenes bestehen, trotzdem man sich die Verstümmelung des griechischen Ur-Dares in dem lateinischen Buche gar nicht groß genug vorstellen kann.

Den *Briefwechsel des Paulinus von Nola* mit Sulpicius Severus d. h. zweier Autoren, die der späteren Zeit viel Bildungselemente geliefert haben, untersucht J. Brochet.[1]) Einen wichtigen Beitrag zur *Vita Martini etc. des Sulp. Severus* gibt Ch. Babut.[2]) Nämlich das berühmte Armaghbook, von dem Gwynn eine diplomatisch genaue Ausgabe veranstaltet, enthält in seinem letzten Teile die Vita Martini und die Dialoge in einer sonst unbekannten Überlieferung. Diese irische Tradition hat sich sicher schon vor 460 von der festländischen getrennt, sie ist hier allein erhalten und besitzt die Überarbeitungen nicht, die die italienisch-fränkische Überlieferung in Tours zur Zeit des Bischofs Perpetuus (461—490) erhalten hat. Babut nimmt an, daß frühzeitig ein irisches Mscr. nach Tours kam und dort zur Verbesserung der Schriften gedient hat. Mehrere Lesarten, die sich im Armaghbook finden, sind wichtig, besonders eine Einschaltung im Dial. III, 18, 1 nach sparge graminibus. Außerdem weist Babut nach, daß die Dialogi nicht nur eine Ergänzung der Vita Martini, sondern auch ein Werk contra Vigilantium darstellen sollen. — Eine neue Hsch. für *Avians Fabeln* ist Caroliruh. Aug. LXXIII s. X f. 109—111, wo die Vorrede an Theodosius und Fab. 1, 1—29, 18 stehen, das übrige aber abgeschnitten ist (206 Verse). A. Holder[3]) gibt von dieser Hsch. sorgfältige Kollation mit der Ausgabe von Baehrens. Verbesserungen zum Texte des *Apollinaris Sidonius* und zwar zu Ep. VI, 12, 6 (confirmat) und VI, 8, 2 (meraciorem), sowie zu Boeth. cons. phil. IV, 7, 43 (ac re) gibt P. H. Damsté.[4]) — Die *Placidusglossen,* die entweder selbständig oder mit anderen Glossen vereint überliefert werden (Paris nouv. acq. 1298 s. XI, im Lib. gloss. Paris. 11529. 11530 s. VIII—IX, Vat. Palat. 1773 s. X) werden von P. Karl[5]) auf ihre

[1]) La correspondance de Saint Paulin de Nole et de Sulpice-Sévère. Paris, Fontemoing. 1906. 112 S.

[2]) Trois lignes de Sulpice Sévère, Moyen âge 1906. S. 205—213.

[3]) Zu Avianus, Philologus 65, 91—96.

[4]) Mnemosyne XXXIII. 185, 188, 332.

[5]) De Placidi glossis Dissertatio philologica. Lipsiae 1905 (= Commentationes philol. Jenensis tom. VII fasc. II p. 83—138.

Digitized by Google

Zusammensetzung und auf ihren Ursprung untersucht. Es sind zwei Teile (kürzere und längere Glossen) zu scheiden, und die Glossen können unmöglich auf eine und dieselbe Quelle zurückgehen; die größeren Stücke beruhen auf Kommentaren zu Schriftstellern. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt im Vergleich der Placidusglossen mit den Resten des Festus (und Paulus). Es ist ein völliger Unterschied in den Lemmata beider Werke zu konstatieren und eine genaue Analyse des Wortlautes der Glossen und der Erklärungen bei Festus ergibt, daß die Quelle des Placidus nicht Festus gewesen sein kann. — Der gelehrte Jesuit H. Brewer[1]) hat uns mit einem Werke über *Commodian* beschenkt, das eine sehr bedeutende wissenschaftliche Leistung darstellt. Es ist mit derselben Freude zu begrüßen, wie die Arbeiten von A. Poncelet und anderer Bollandisten, denen es jetzt nicht mehr darauf ankommt, die Überlieferung zu retten, sondern verstehen zu lernen. Schritt für Schritt zerstört Brewer die frühere Ansicht, daß Commodian dem 3. Jahrhundert und Afrika angehört, durch scharfsinnige Untersuchungen der Zeitumstände weist er nach, daß Instr. II, 27 höchst wahrscheinlich ins Jahr 462 und das sog. Carmen apologeticum — der richtige Titel wird De Antichristo sein — ins Jahr 466 gehört. Der Dichter aber lebte in Gallien, wie aus einigen augenfälligen Gallizismen und aus Benutzung von Aktenstücken der gallischen Kirche hervorgeht. Mit dieser zeitlichen und örtlichen Fixierung stimmen auch die Angaben in den Gedichten, aus denen die Stellung Commodians zum Christentum hervorgeht; und dasselbe ergibt sich aus der Chronologie der von ihm benutzten Quellen, die in reicher Anzahl eruiert werden. Und um das Bild zu vervollständigen, erhält auch die Sprache Commodians eine eindringende Untersuchung, wobei sich zeigt, daß der Dichter dem Gregor v. Tours viel näher steht als etwa dem Tertullian oder Cyprian. So hat Brewer nach allen Seiten hin über den merkwürdigen Dichter neues Licht geworfen und die Ergebnisse der Untersuchung sind so gesicherte, daß Commodian forthin als ein gallischer Poet aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zu gelten haben wird. — Die auf Anregung Pius' X. aus den vatikanischen Schätzen auf photographischem Wege hergestellten Veröffentlichungen haben eine vortreffliche Fortsetzung[2]) erhalten durch die *Publication des Vatic. 5750.* Diese Hsch., ein altes Bobienser Palimpsest, ist mit andern gleichen 1618 nach Rom gelangt, allerdings nur zur Hälfte, der andere Teil befindet sich in Mailand (= Ambros. E. 147 sup., vgl. Reifferscheid, Wiener Sitz.-Ber. 67, 486 ff.). Beide Teile enthalten viel Fragmente aus den Briefen Frontos (im Vatic. 106 Seiten) und reichliche Fragmente aus Cicero; außerdem befinden sich hier bekanntlich die Scholia Bobiensia zu sieben Reden Ciceros (ebenso im Ambrosianus). Sonst enthält

[1]) H. Brewer S. J., Kommodian von Gaza. Ein arelatensischer Laiendichter aus der Mitte des 5. Jahrhunderts. Paderhorn, Schöningh. 1906. IX, 370 S.

[2]) M. Cornelii Frontonis aliorumque reliquiae quae codice Vaticano 5750 rescripto continentur. (= Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi iussu Pii pp. Vol. VII. Milano, Hoepli. 1906. 31 S. 286 Tafeln. 2°.

Digitized by Google

die Hsch. Reste arianischer Predigten, Fragmente von Reden des Symmachus, von Juvenal und Persius und Teile eines mösogotischen Kommentars zum Johannesevangelium. Es sind drei ursprüngliche Hände zu unterscheiden, von denen I und II in Semiunciale schrieben, während III die römische Semikursive verwendet. S. 27—31 wird eine genaue tabellarische Übersicht über den alten und späteren Inhalt der Hsch. geboten, indem für jede Seite der Hsch. neben dem ursprünglichen Text auch das übergeschriebene Werk verzeichnet wird. Es folgen dann die 286 Tafeln des Textes in vortrefflicher Wiedergabe. Für die Geschichte der Philologie und für die Paläographie ist das Werk von hervorragender Bedeutung und die Untersuchung vieler bisher noch unklarer Stellen aus dem ursprünglichen Texte wird durch diese Veröffentlichung nun wesentlich erleichtert werden. — Die neue kritische Ausgabe der Werke des *Fulgentius* durch Helm hat für diesen lange Zeit stark vernachlässigten Autor ein nicht geringes Interesse wieder erstehen lassen. Helm selbst hat es wahrscheinlich gemacht, daß die drei Fulgentii eine und dieselbe Person sind. Aber die Ausgabe zeigt doch auch Mängel, namentlich nach der hsch. Seite. So veröffentlicht jetzt P. Lehmann[1]) aus dem cod. Cassel. theol. fol. 49 zu Buch I und II, 1—9 der Mitologiae sehr wichtige Lesarten. Die Hsch. stammt aus Fulda und ist im 10. Jhdt. in kontinentaler Minuskel geschrieben. Sie enthält fol. 120—153 das bezeichnete Stück (p. 3—49, 15 H.) mit Ausnahme einer Lücke p. 8, 25—11, 9 H. Ihr Text trägt ebenso zur Verbesserung der Ausgabe Helms bei wie die von L. Delisle (Journ. des Savants 1899, 126—129) berührten Fragmente im Valentian. 288 s. IX. Schon die Aufschrift läßt erkennen, daß F zur besten Überlieferung (α) gehört. In der Hsch. ist zwischen den ursprünglichen Lesarten (F1) und häufigen späteren Korrekturen zu scheiden; F1 steht T sehr nahe, es bietet oft dieselbe eigentümliche Orthographlie, hat aber nicht dieselben Lücken wie T. Beide Hsch. mögen aus derselben insularen Quelle abgeschrieben sein. Die korrigierte Lesart stimmt häufig mit D. Lehmann kollationiert nun F mit T, indem er alle Lesarten erster Hand anführt, die T nicht hat. Jedenfalls ist durch die Auffindung von F die Textkritik der Mitologiae in ein neues Stadium getreten. Referent verweist übrigens für die Mitologiae auf Monac. 19416 s. X f. 91—165 und 15514 s. IX/X f. 59—61 (p. 74,13 bis Ende) und auf die Exzerpte im Vindob. 171 s. XI f. 45b, für die Virg. cont. auf Monac. 15514 s. IX/X f. 61—66, 19416 s. X f. 165—187, für die Expos. serm. auf Colon. 200 s. XI f. 140b und Monac. 19451 s. XI f. 2—15 (p. 114, 3 bis Schluß). — Zu *Priscian* veröffentlichte Referent[2]) aus zwei in Dresd. R 52 u m befindlichen Pergamentblättern saec. XI verschiedener Provenienz (wahrscheinlich aus Deutschland) die abweichenden Lesarten zu Hertz bei Keil G. L. III, 205,1—207,14 und 222,24—225,15. Die Überlieferung geht mit den guten Hsch. und zeigt einige wichtige Besonderheiten. Die so lange sehnlichst erwartete *Boethiusausgabe*, die der leider

[1]) Rheinisches Museum für Philologie Bd. 61, 107—116.
[2]) Philologus 65, 478—480.

Digitized by Google

zu früh verstorbene Schepss vorbereitete, ist nun durch einen von S. Brandt[1]) vortrefflich gearbeiteten Band ins Erscheinen getreten, nachdem die Editorentätigkeit bezüglich der meisten philosophischen Werke des Boethius mehrere Jahrhunderte geruht hatte, so daß man gewöhnlich auf die Baseler Ausgabe oder deren Neudruck angewiesen war. Dieser erste Band enthält die zwei Dialoge des B. zur Victorinusübersetzung der Isagoge des Porphyrius und den großen Kommentar zu diesem Werke nach Boethius' eigener Übersetzung. Beide Werke stehen zeitlich wahrscheinlich an der Spitze der philosophischen Schriftstellerei des B. und beide sind von Brandt mit der gewohnten Umsicht und Erfahrung bearbeitet worden, wozu ein sehr reiches Material an Hsch. hinzugezogen werden mußte, das natürlich zum großen Teil den Schätzen der Bibliotheken von München und Paris (auch Köln und Einsiedeln) entstammt. Eine ausführliche Einleitung orientiert über die einschlägigen literarischen und Überlieferungsfragen. Hoffentlich werden in einer Abteilung der bändereichen Ausgabe die Vitae des Boethius herausgegeben, die ein besonderes literarhistorisches Interesse bieten. — Höchst bedeutende Arbeiten vereinigt der Schlußband (?) der *Auctores antiquissimi* in den Mon. Germ. hist.[2]) An erster Stelle stehen die Gedichte des Merobaudes aus Sangall. 908 s. V—VI, die seit siebzig Jahren nicht mehr herausgegeben waren. Vollmer bezieht Paneg. I auf das dritte Konsulat des Aetius (437), Paneg. I und II sind also voneinander unabhängig. Es folgen die Gedichte des Dracontius und zwar hier zum ersten Male in einer wissenschaftlich vollgültigen Ausgabe, wie auch in der Vorrede S. V—XXXVII die erste urkundliche Textgeschichte der Gedichte geboten wird. Die wichtigen, bisher meist gar nicht ausgenutzten Textesquellen sind Bruxell. 10723 s. XII (Haupthsch.), Bamberg, B. II. 10 s. X (unbekannte Exzerptsammlung Alchvines) und Matrit. 14, 22 s. IX—X, sowie Paris. 8093 s. VIII—IX und 2832 s. IX, die auf ein unvollständiges spanisches Exemplar zurückgehen, aus welchem Eugenius v. Toledo das Hexaemeron und die Satisfactio neu herausgab; außerdem Laudun. 279 und 273 s. IX und für die Satisfactio Vat. Reg. 1267 s. IX und Darmst. 3303 s. IX. Für die Romulea kommen in Betracht Neap. IV E. 48 s. XV und Veron. cap. CLXVIII, für die Orestis tragoedia Bern 45 s. IX und Ambros. O. 74, sowie ein Florileg s. XI—XII in mehreren Hsch. Auf Grund dieser Hsch.-Untersuchungen hat der Text vielfach eine andere Gestalt gewonnen, und besonders dankenswert ist, daß das Hexaemeron und die Satisfactio in der Ausgabe des Eugenius neben dem genuinen Dracontiustext abgedruckt wird. An dritter Stelle erscheint Eugenius Toletanus, von dem eine vollständige Hsch. fehlt; die beste Überlieferung in doppelter

[1]) Anicii Manlii Severini Boethii in isagogen Porphyrii commenta. Copiis a Georgio Schepss comparatis suisque usus recensuit Samuel Brandt. Wien, Tempsky (Leipzig, G. Freitag). 1906. (=Corpus script. eccl. Latinorum Vol. XXXXVIII). LXXXVI, 423 S.

[2]) Fl. Merobaudis reliquiae, Blossii Aemilii Dracontii carmina, Eugenii Toletani episcopi carmina et epistulae cum appendicula carminum spuriorum edidit Fridericus Vollmer. Berlin, Weidmann. 1905. L, 455 S. 4°.

Digitized by Google

Auswahl bietet Matrit. 14, 22 s. X, außerdem Legion. cath. 22 s. X. Die kurzen Gedichte, die Vollmer im Anhang abdruckt, gehören wahrscheinlich in diese Umgebung, vielleicht übrigens auch die von Val. Rose*) aus Berol. Meerm. 167 s. IX (aus Angers) veröffentlichten kurzen Gedichte; hingegen scheinen die von B. de Rossi**) aus Paris 8093 s. VIII—IX f. 15—16 und f. 24 herausgegebenen Gedichte, die hauptsächlich rhythmische Hexameter zeigen, anderer spanischer Herkunft zu sein. Von hervorragendem Werte für die Wissenschaft sind endlich in Vollmers Ausgabe die Indices, von denen der Ind. verborum unter genauer Berücksichtigung der Textkritik eine sprachliche Fundgrube ist (S. 312—429). Denn man hat es ja bei Dracontius und Eugenius fast nur mit alter Überlieferung zu tun, da man sich in späteren Zeiten, als man die alte echte Orthographie zu verwischen anfing, fast nicht mehr mit diesen Gedichten beschäftigte. Später als Vollmers Ausgabe erschienen zwei Arbeiten von Giarratano, eine kritische Neuausgabe der *Orestis tragoedia*[1]) und eine Schrift vermischten Inhalts zu *Dracontius*,[2]) nämlich Nachkollation des Neap. IV. E. 48 zu Duhns Ausgabe der Romulea, Textverbesserungen zu den Laudes dei und zur Romulea und Zusammenstellung der metrischen und prosodischen Eigentümlichkeiten bei Dracontius. Mit Ausnahme des letzten Teiles der zweiten Arbeit sind aber die Bemühungen von Giarratano beinahe belanglos, denn der Verf. kennt Vollmers Ausgabe noch nicht und konnte daher ohne Heranziehung hsch. Materials nicht weit kommen. — Ein Seitenstück oder vielmehr eine treffliche Ergänzung zu dem weiter unten in 2. Auflage zu erwähnenden Werke von Sandys ist ein sehr wichtiges Buch von M. Roger,[3]) das sich mit dem *Unterricht und den Studien in der klassischen Literatur von Ausonius bis zu Alchvine* beschäftigt und, da Gallien das Hauptzentrum für die klassischen Studien geworden war, sich in der Hauptsache auf Gallien beschränkt. Freilich gehen sehr viele feine Fäden von diesem Zentrum nach Britannien, Irland und Germanien aus und daher ist die Anzeige dieses Werkes hier nicht nur nützlich, sondern sogar geboten. Zunächst wird der Einfluß geschildert, den die Annahme des Christentums und das mönchische Leben auf die galloromanische Gesellschaft ausgeübt hat. Für die Zeit des Sidonius wird nachgewiesen, daß mit Ausnahme von Bordeaux damals kaum eine gallische Stadt mehr eine öffentliche Schule besaß. Und in keinem Heiligenleben wird erwähnt, daß in der fränkischen Hofschule Unterricht in den Artes liberales erteilt worden ist; nur ein einziger Lehrer (Securus Melior Felix) ist dem Namen nach bekannt. Wichtig ist dann der Abschnitt über den Grammatiker Virgilius Maro, dessen wissenschaftliches Bild

*) Die latein. Handschriften der Berliner Kgl. Bibliothek I, 461.

**) Inscriptiones christianae urbis Romae II. 1, 293—296.

1) Caesar Giarratano, Blossii Aemilii Dracontii Orestes. Mediolani—Panormi—Neapoli. 1906. 61 S.

2) Commentationes Dracontianae. Neapoli. 1906. 51 S.

3) M. Roger, L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. Introduction à l'histoire des écoles carolingiennes. Paris, Picard et Fils. 1905. XVIII, 457 S.

Digitized by Google

klarer als bisher herausgearbeitet wird. Noch Benedikt v. Nursia scheint nichts getan zu haben, um seinen Schülern weltliches Wissen zu vermitteln, erst Cassiodor trat in bewußten Gegensatz zu dem früheren Standpunkt; er empfahl den Mönchen die Beschäftigung mit den freien Künsten, was freilich von Gregor I. als für Kleriker gefährlich angesehen wurde. Eine Mittelstellung zwischen Cassiodor und Gregor nimmt Isidor ein. Mit kluger Vorsicht erörtert dann Roger die Verhältnisse in Britannien und Irland, wobei die Literatur, zu der die Hisperica famina gehören, ausgiebig untersucht wird. Aldhelm, Beda, Bonifatius und die Schule von York werden besprochen und dann die grammatischen Studien der Angelsachsen ausführlich klargelegt, namentlich die Methode bei der Abfassung ihrer Werke De octo partibus orationis und De Orthographia. Sodann wird der Einfluß der Iren auf die gallische Literatur des 6. und 7. Jhdts. besprochen und ein Überblick über die letztere s. VI—VIII gegeben, unter steter Würdigung der gebenden Iren und Angelsachsen. Das Werk ist in hohem Grade anregend geschrieben und erregt im Leser den Wunsch nach Fortsetzung in die karolingische Zeit. — Sehr erfreulich ist, daß von dem verdienstvollen Werke von J. E. Sandys[1]) so bald eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Das Werk, das einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam, behandelt ja auch die deutschen Verhältnisse im Mittelalter. Die neue Auflage ist nicht unbedeutend vermehrt (702 S. gegen 672 S.), sie nimmt auf die meisten in der Zwischenzeit erschienenen Arbeiten über das Fortleben der Antike im M.-A. Rücksicht, so daß das Buch ein weiteres unentbehrliches Hilfsmittel für alle diejenigen ist, die sich mit der antiken Schule und Literatur und deren mittelalterlicher Fortbildung beschäftigen. — Einen raschen und flüchtigen Überblick über die *Hauptarten der latein. Literatur* im M.-A. gibt Referent[2]) als Vorläufer einer größeren Arbeit, indem er die allgemeinen Richtungen, die diese Literatur genommen hat, kurz kennzeichnet. Bezüglich seiner Kollationen zur *Ars geometrica* bringt Referent[3]) weiteres Material, indem er Monac. 13084 s. IX—X und 14836 heranzieht. Das Werk ist danach im 9. Jhdt. verfaßt und der Verf. benutzte eine reichere Gromatikerhsch., als sie heute selbst im Arcerianus vorliegt. Die einzelnen Stücke aus Hygin, Balbus, Epaphroditus u. a. werden mit dem Text von Lachmann und Curtze und Mortet kollationiert. Dabei ergibt sich als neu eine kurze Berechnung der Planetenabstände und zwei Abschnitte, die aus Martianus Capella stammen sollen, aber von dem heutigen Text sehr verschieden sind. Die Schrift fällt auf jeden Fall vor Gerbert, berührt sich aber in ihrem Schlußabschnitte über die Gradmessung des Eratosthenes mit einer von Bubnow in Gerberts math. Werken veröffentlichten Stelle. — Sehr wichtig sind zwei größere Arbeiten, die in Traubes

[1]) J. E. Sandys. A history of classical scholarship from the sixth century B. C. to the end of the middle ages. 2. edit. Cambridge, Univ. Press. (London, C. F. Flay). XXIV, 702 S. 8°.
[2]) Deutsche Geschichtsblätter VI, 265—281.
[3]) Hermes 41. 278—292.

Digitized by Google

„Quellen und Untersuchungen z. lat. Phil. d. M.-A." erschienen sind. Die eine beschäftigt sich mit *Johannes Scottus*[1] als Ausleger der Opuscula sacra des Boethius. Nämlich Rand weist nach, daß die besonders in Paris. 12957 s. IX. gut erhaltenen Glossen zu den theologischen Schriften des Boethius von Johannes Scottus verfaßt sein müssen. Einiges davon hatte schon Peiper p. XLVII ff. aus Einsidl. 235 herausgegeben, Rand veröffentlicht S. 30—80 das ganze Werk. Eine andere Glosse, die sich mit der des Johannes häufig vereint findet, weist Rand dem Remigius zu und gibt aus ihr die Erklärungen zum Traktat IV heraus (De fide catholica), dessen Unechtheit er in seiner Dissertation (Jahrb. f. Phil. Suppl. Bd. XXVI, 407 ff.) nachgewiesen hatte. In einem Anhang zum 1. Teil gibt Rand sehr dankenswerte Nachträge zu den Aufschlüssen Hauréaus über den Martiankommentar des Johannes (nur im Paris. 12960 und Leidens. 167, nicht im Berol. Phillipp. 1817, da dies der Remigiuskommentar ist). So erhalten wir hier über einen wichtigen Teil der karolingischen Philologie sehr bedeutsame Aufschlüsse. — Die zweite Arbeit[2] bietet vortreffliche Untersuchungen von Plenkers über die *Regelbücher Benedikts v. Aniane und über die Regula S. Benedicti*. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem Codex regularum und der Concordia regularum des berühmten Abtes von Aniane. Es gelang nämlich vor einigen Jahren der alten Trierer Hsch. des Codex reg. habhaft zu werden, die seit 1902 den Monac. 28118 bildet. Sie ist höchstwahrscheinlich ein Geschenk Benedikts an Helisachar v. St. Maximin gewesen und aus ihr flossen Ultraiect. 361 und Colon. civ. theol. 231. Die Haupthsch. der Concordia ist Orléans 233 s. X. In der Concordia sind alle Regeln des Codex aufgeführt und die Texte beider Werke stimmen mit Ausnahme der Reg. S. Benedicti überein, für welche letztere der Codex das Aachener Normalexemplar benutzte, während sich in der Concordia eine kontaminierte Rezension zeigt. Der zweite Abschnitt handelt über die Regula S. Benedicti und führt Traubes Resultate weiter. Die Hsch. des Aachener Normaltextes (Sangall. 914, Vindob. 2232 und Monac. 28118) werden den interpolierten Hsch. gegenübergestellt und ihre Beziehungen untereinander erörtert. Im Anhange wird die Ausgabe der noch ganz neuen Regula Cassiani und ein Abdruck des ältesten Matyrologiums spanischer Provenienz (aus Cod. Escur. I. III. 13) geboten. Höchst dankenswert sind die zwei Lichtdrucktafeln, welche aus dem ausgezeichnet geschriebenen Monac. 28118 fol. 18a und 119b wiedergegeben sind. — Für die Werke der *Hrotsvith v. Gandersheim* hatt K. Strecker in der letzten Zeit vieles beigesteuert, und es ist sehr erfreulich, daß wir aus der Hand dieses tüchtigen Kenners eine neue Ausgabe[3] erhalten haben, die auch nach v. Winterfelds grundlegender Edition

[1] E. K. Rand, Johannes Scottus. München, Beck. 1906. XIV, 106 S.

[2] Heribert Plenkers, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der ältesten lateinischen Mönchsregeln. München, Beck. 1906. Mit 2 Karten in Lichtdruck. XII, 100 S.

[3] Hrotsvithae opera edidit Karolus Strecker. Lipsiae, Teubner. 1906. VIII, 272 S.

Digitized by Google

keineswegs überflüssig ist. Der Text dieser Gedichte nämlich hat hier wesentlich gewonnen, da Strecker nicht wenige Stellen der Überlieferung gebessert und auch die Interpunktion oft richtiggestellt hat. So erhalten wir ein nicht unwesentlich verbessertes Gewand für die literargeschichtlich wichtigen Werke der Dichterin, die in ihren Komödien öfters lange Stellen aus der Arithmetik und Musik des Boethius vorträgt und sich in ihren Versen häufig eines zweiten Hauptschulschriftstellers, des Prudentius, bedient. — Von der weitschichtigen Exzerptenkompilation im *Liber floridus des Lambert von Saint-Omer* aus dem Jahre 1120 hatte man bisher nur verhältnismäßig geringe Kunde durch einige in den Mon. Germ. hist. und anderwärts edierte Stücke. Jetzt hat sich L. Delisle[1]) mit gewohnter Meisterschaft der Aufgabe unterzogen, dieses für die philologisch-historischen Studienkreise des M.-A. so wichtige Werk der allgemeinen Kenntnis näher zu führen. Zunächst ist sein Autograph im Gand. 92 enthalten, da sich aber neun Abschriften vorfinden, so ergibt sich daraus deutlich die frühere Wertschätzung des Werkes. Benutzung ließ sich allerdings nur bei dem Genter Chronisten Johann v. Thilrode ermitteln. In sehr dankenswerter Weise läßt Delisle auf die genaue Beschreibung der Hsch. eine ins einzelne gehende, regestartige Darstellung des Inhalts vom Liber floridus folgen. Das Werk erscheint danach als ein gewaltiges Konglomerat aus ganz heterogenen Bestandteilen, in dem Stücke aus der antiken und mittelalterlichen, aus der profanen und kirchlichen Literatur bunt miteinander abwechseln. Es ist für die Geschichte der mittelalterlichen Bildung und Wissenschaft von großem Interesse; sehr häufig sind z. B. Stücke aus Macrobius, Martianus Capella, Beda und dem Physiologus, aus mittelalterlichen Schuldichtern u. a. Besonders wertvoll ist der letzte Abschnitt, in welchem einige wichtigere Stücke, wie S. 171 die Vorrede Lamberts, abgedruckt werden. Die Philologie des M.-A. wird aus der bedeutenden Publikation mannigfachen Vorteil ziehen können. — Ein dunkler und in letzter Zeit viel umstrittener literarischer Charakter ist *Honorius Augustodunensis*, der im letzten Abschnitt seiner Schrift De luminaribus ecclesiae seine eigenen Werke aufzählt. Eingehend, aber nicht glücklich hatte sich J. von Kelle mit diesem Schriftsteller beschäftigt, der am Schlusse seiner letzten Abhandlung[2]) zu dem Ergebnis gelangte, daß die in Kap. 17 der genannten Schrift dem Honorius Augustodunensis ecclesiae presbiter et scholasticus zugeschriebenen Werke weder von diesem noch von einem andern Honorius verfaßt worden seien, sondern von ganz verschiedenen Verfassern herrühren, und, da kein Autor derselben bekannt gewesen sei, allmählich von den Schreibern dem Honorius beigelegt worden seien, der als Verfasser des Speculum ecclesiae galt. Gegen diese mindestens willkürlichen Aufstellungen wendet sich J. A. Endres, einer der

[1]) Leopold Delisle, Notice sur les manuscrits du „Liber floridus“ de Lambert, chanoine de Saint-Omer. (Tiré des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques, tome XXXVIII). Paris. 1906. Impr. nat., Klincksieck. 215 S. gr. 4°.

[2]) Wiener Sitzungsberichte, Phil. Hist. Kl. CLII (1905), II, 26 f.

Digitized by Google

besten Honoriuskenner.[1]) Er betont mit vollem Rechte, daß man mit solcher Kritik bei mittelalterlichen Schriftstellern nicht weit komme, und begründet seine abweichenden Ansichten in einem vortrefflichen Buche. Er hält an der Autorschaft des Honorius betreffs der ihm beigelegten Schriften fest, hält aber die Angabe in De lum. eccl. 17 für pseudonym; hierbei hat er kürzlich Zustimmung erfahren durch O. Holder-Egger,[2]) der auch den Namen Honorius für erdichtet hält und in Verbindung mit der Aufstellung von Endres, Honorius sei Eremit des Schottenklosters Weih St. Peter bei Regensburg gewesen, meint, Honorius sei selbst schottischer Abkunft. Das könnte zu der tatsächlich feststehenden Verbindung des Honorius mit Canterbury (man bewahrte später in der dortigen Christ-church auch vier Exemplare der Imago mundi auf) recht gut stimmen. Vor allem aber unternimmt es Endres, zu beweisen, daß eine ganze Reihe der fraglichen Schriften des Honorius diesem zugehören müssen, und legt weiter dar, in welchem Zusammenhang die anderen stehen und welche Charakteristika sie mit Honorius verknüpfen. Er bedient sich hierzu eines bedeutenden Apparats von Hsch., namentlich des wichtigen Monac. 22225 aus Windberg. Übrigens finden sich Schriften des Honorius schon zu Lebzeiten des Verfassers in alten Katalogen erwähnt; die älteste Erwähnung ist die der Gemma animae zu Rastede bald nach 1134; dann folgen der erste und dritte Teil der Psalmenerklärung und die Scala caeli zu Lippoldsberg 1151, alle drei Schriften mit des Honorius Namen. Auch daraus geht deutlich hervor, daß es einen Schriftsteller gab, der sich mit wirklichem oder erdichtetem Namen Honorius nannte und daß dessen Werke noch zu seinen Lebzeiten sich an den Rhein und nach Niederdeutschland verbreiteten. Da die Schriften des H. später in der Schule gelesen wurden (besonders die Imago mundi), so ist auch der zweite Teil der Schrift von Endres für uns wichtig. Er beschäftigt sich mit der Stellung des Honorius innerhalb der Philosophie und Theologie seiner Zeit. Es werden hier die Beziehungen des H. zu den Alten und zu den freien Künsten, sowie seine philosophischen und theologischeu Anschauungen erörtert und die Wege besprochen, die von den Schriften des H. zur poetischen Literatur und zur Kunst führten; denn beides wurde ja in späterer Zeit wesentlich durch seine Vorstellungen beeinflußt. Nimmt man noch hinzu, daß als Anhang des Werkes einige Textproben (besonders aus der Clavis physicae, die von Johannes Scottus περὶ φύσεως μερισμοῦ abhängt) gegeben werden, so wird ersichtlich, wie bedeutend unsere Kenntnis dieses mittelalterlichen Autors durch Endres gefördert worden ist. — Zur Einführung in die Lektüre der *Erzählungen, Novellen, Fabeln* usw. des Mittelalters dient eine mit Geschick veranstaltete Zusammenstellung von J. Ulrich.[3]) Das Buch führt Stoffe aus

[1]) Jos. Ant. Endres, Honorius Augustodunensis. Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens im 12. Jahrh. Kempten. Jos. Kösel. 1906. XII, 159 S.

[2]) Neues Archiv d. Gesellsch f. ält. Deutsche Geschichtskunde. XXXII. Heft 2.

[3]) Proben der lateinischen Novellistik des Mittelalters. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Jakob Ulrich, Prof. an der Univ. Zürich. Leipzig, Renger. 1906. IV, 217 S.

Digitized by Google

einer ganzen Reihe von Jahrhunderten vor, darunter solche, die von mehreren Autoren behandelt sind, um die Verschiedenartigkeit in der Fassung und ihre Wanderung zu veranschaulichen. Die kleineren Stücke, die Ulrich abdrucken ließ, sind der Modus Liebinc, das Märchen, Ztschr. f. Deutsch. Alt. 14, 471, das Gedicht Paulus Diaconus Poet. lat. I, 64, Theodulf Poet. lat. I, 551. Hierauf folgen als größere Erzählungen acht Fabeln aus dem Doligamus des Adolph von Wien, der Unibos (Grimm u. Schmeller, Lat. Ged. 354), Stücke aus der Disciplina clericalis des Petrus Alphonsus, aus der lat. Übersetzung von De Kalilah et Dimnah des Johann v. Kapua im Directorium humanae vitae, aus der Historia de septem sapientibus, aus dem Dolopathos des Johannes de Alta Silva, aus den Gesta Romanorum, aus den Exempla des Jacobus de Vitriaco, aus den Werken des Stephanus de Borbona und endlich aus der Sammlung von Tours (nach Delisle, Bibl. de l'éc. des ch. 29, 598). Die einzelnen Stücke sind nach den neuesten Ausgaben abgedruckt. Zuweilen wäre allerdings das Zurückgehen auf die Hsch. notwendig gewesen, wie besonders bei den Fabeln Adolphs, wo der Abdruck nach Leyser ziemlich fehlerhaft ist. Jedenfalls ist diese Stoffsammlung dazu angetan, vielfach neuen Grund für die Bearbeitung der lat. Literatur des M.-A. zu legen. — Auch auf dem Gebiete der Grammatik ist eine hervorragende Arbeit zu verzeichnen, die Ausgabe der *Ars des Malsachanus* durch M. Roger.[1]) Das Werk steht im Paris. 13026 s. IX, fol. 161—181 und die Subskription „Finit congregatio Salcani filii de verbo“ läßt darauf schließen, daß die Namen Malsachanus, Malrachanus und Malschanus nicht richtig sind, sondern daß der Verf. Mac-Salchan geheißen hat, wie Roger richtig erschließt. Der Inhalt der Schrift berührt sich vielfach mit dem grammatischen Werke, das in der aus Bobbio stammenden Hs. von Nancy 356 s. VIII (s. Collignon, Revue de philol. VII, 11) steht. Der Verf. war ein Ire, der spätestens im 9. Jhdt. gelebt hat. Er hat über das Verbum geschrieben und sein Werk ist nach der Schlußbemerkung vollständig erhalten. Seine Kenntnisse in der grammatischen Literatur sind ziemlich große: er fußt hauptsächlich auf Donat und seinen Auslegern Pompejus, Servius und Sergius und Fl. Caper; außerdem aber benutzt er Consentius, Eutyches, Charisius, Diomedes, Probus, Priscian, Virgilius und vielleicht Isidor. Griechisch scheint der Ire nicht verstanden zu haben, in seinem Latein finden sich Formen und Wörter von barbarischem Gepräge, auch seltene und unbekannte Wörter (p. XV—XVII); er steht in seinem sprachlichen Ausdruck tief unter den grammatischen Werken von Beda, Bonifatius und Alchvine. Seine Orthographie ist nachlässig und entspricht derjenigen seiner Landsleute; sie kommt mit vielem überein, was sich in einem *Matthäuskommentarfragment* findet, das Referent kürzlich veröffentlichte[2]) und das vielleicht irischer Sphäre und derselben Zeit

[1]) Ars Malsachani. Traité du verbe publié d'après le ms. lat. 13026 de la Bibl. Nat. par M. Roger. Paris, Alph. Picard et Fils. 1905. XXIV, 86 S.
[2]) M. Manitius. Ein Fragment aus einem Matthäuskommentar, Ztschr. f. Kirchengeschichte, XXVI, 2, 235 ff.

Digitized by Google

angehört. Auf eine in Italien entstandene *lateinisch-italienische Grammatik* des 13. Jhdts. macht A. de Stefano[1]) aufmerksam. Das Werk findet sich im Monac. 23503 s. XIII—XIV und zwar als Abschrift und nicht als Original. Nach Aufzählung der Kapitel gibt Stefano eine Übersicht der orthographischen Eigentümlichkeiten der in der Grammatik zahlreich erscheinenden italienischen Bestandteile, die er dann sämtlich abdruckt. Den wichtigsten Bestandteil bildet hier das ganze erste Kapitel, das über die Nomina heteroclitica handelt. Quellen werden vom Hrsg. nirgends angemerkt, doch ist z. B. das Doctrinale benutzt, aus dem einige Verse angeführt werden. — Über die *lateinischen Magierspiele* des MA. handelt H. Anz[2]) in einer größeren und zusammenfassenden Untersuchung. Er fragt nach der ursprünglichen Form und findet dafür drei verschiedene Typen, die sich durch Einschaltungen (Herodes und Schriftgelehrte) voneinander scheiden. Die Heimat dieser Spiele ist nach Anz in Frankreich zu suchen, ihre Entstehungszeit bezüglich des Textes dürfte die Mitte des 11. Jhdts. sein. Von Frankreich haben sie sich nach Deutschland verbreitet. Hierzu sei bemerkt, daß sich im Bibliothekskatalog von Pegau s. XIII eine Hs. der Ludi fand (Serapeum 24, Intelligenzbl. 53) „Ludi de Herod. de prophetis de resurrectione de pascha de discipulis in Emaus". Am Schluß druckt Anz die überlieferten Spieltexte von Limoges, Besançon, Nevers, Einsiedeln und Freising ab. — Einen Beitrag zur *Catoliteratur* geben M. Förster und A. Napier.[3]) Die Untersuchung des Oxon. Bodl. Rawlinson G 57 ergibt, daß diese Hs. zu Anfang s. XII geschrieben ist. Sie enthält fol. 27b—33 den Cato novus und diese Sammlung, die dort die Verse an der Spitze führt

Ei quicunque legit, Martini musa quod egit,
Sic ubi deliquit vitium sanare reliquit

gehört daher spätestens in die Zeit um 1100; also sind die Angaben von Zarncke (Sächs. Sitz.-Ber. 1863 S. 31 ff.) und von Förster bei Schanz Gesch. d. röm. Lit. III², 39 danach zu berichtigen. Der Cato novus (welcher?) wird auch schon um 1170 in der Bibliothek des Abtes Frowin v. Engelberg (Becker, Catal. bibl. ant. N. 103, 37) angeführt. Die Zahl der Hsch. ist groß: Stuttg. theol. fol. 218 (danach Zarncke), Monac. 4146, 4409, 4652, 14586. Sangall. civ. B 5. Vindob. 303, 898, 901 (danach Germania X, 801), Mus. Brit. Add. 21213. Lambeth pal. 371. Die Hs. Rawlinson G 57 enthält in ihrem früheren Teile die Disticha Catonis von I, 35 an und die Ilias latina. Beide Werke besitzen zahlreiche englische und lateinische Glossen, die sämtlich noch dem 12. Jhdt. angehören. Als Heimat der englischen Glossen wird das sächsische Patoisgebiet be-

[1]) Una nuova grammatica latino-italiana del secolo XIII, Revue des langues Romanes. XLVIII, 495—529.

[2]) Heinr. Anz, Die lateinischen Magierspiele. Untersuchungen und Texte zur Vorgeschichte des deutschen Weihnachtsspiels. Leipzig, Hinrichs. 1905. VIII, 163 S.

[3]) Englische Cato- und Iliasglossen des 12. Jahrhunderts. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen, 117, 17—28.

Digitized by Google

stimmt. — Die *Übersetzungsliteratur zu Ovid* bereichert E. Langlois[1]) mit einem Beitrag aus Vatic. Reg. 1686 s. XV. Diese Hs. enthält die Übersetzung der Metamorphosen ins Französische, die ein im Dienste des Königs René befindlicher Kleriker normannischer Abkunft zu Angers im April 1466 begann und im September 1467 beendigte. Diese Übersetzung in Prosa fertigte er auf Befehl seines Königs an; „a converty de rime en prose françoise le livre d'Ovide appelé Metamorphose." Seinen Namen verschweigt er „pour vaine gloire eschiver". Einige kurze Stücke des Werkes sind aber in Versen übersetzt und zwar mit teilweise wörtlichem Anschluß an den Roman de la rose. Übrigens ist Chrétien Legouais nicht Verfasser des Ovidius moralisatus, s. A. Thomas, Romania 22, 271 ff. Als Verfasser eines Werkes Ovidius moralisatus ist Thomas Waleis bekannt, es wird seit dem Beginn des 15. Jhdts. in den alten Katalogen oft gegenannt, z. B. in Wisby und Oxford, in Pavia, bei Benedict XIII und in Clairvaux (hier dreimal). — Seine sorgfältigen Studien zu *Donatdrucken* s. XV setzt S. Schwenke[2]) fort. Er macht Mitteilung über zwei neue Donatstücke in der Gutenbergischen Kalendertype und über einen hs. Donattext von ca. 1433. Das erste Stück, 2 Berliner Perg.-Doppelblätter, repräsentiert die gleiche Type wie der Londoner 27zeilige Donat, doch so, daß die Berliner Fragmente um ein wenig davon abweichen und etwas jünger sein müssen; sie weisen also eine neue, vierte 27zeilige Donattype auf. Ein zweites Fragment bilden zwei Pergamentstreifen, die früher zu der Incunabel von München c. a. 512[5] gehörten und nun die Signatur Rara 103 (1[m]) erhalten haben. Sie stammen wahrscheinlich aus einem 28zeiligen Donat in dreizehn Blättern. Im Berol. lat. qu. 594 endlich befindet sich ein Donat, der um 1433 geschrieben ist und dessen Text beweist, daß die Abweichungen, Auslassungen und Zusätze der Ausgaben die man für willkürlich halten könnte, auf älterer Vorlage beruhen. Zugleich macht Schwenke die interessante Bemerkung, daß die holländischen Donattexte von den übrigen Drucken möglicherweise unabhängig sind.

VIII. Humanismus.

Von **Rudolf Wolkan.**

Unter den Schriften, welche den *Humanismus im allgemeinen* betreffen, verdient Woodwards[3]) Arbeit über das Erziehungswesen der Renaissance unzweifelhaft den ersten Rang. Denn der Vf. ist ein Meister der Darstellung und es ist sehr zu bedauern, daß seine Arbeiten noch keinen deutschen Übersetzer gefunden haben. Das vorliegende Buch darf als eine

[1]) Ernest Langlois. Une rédaction en prose de l'Ovide moralisée. Bibliothèque de l'école des chartes 62. 251—255.

[2]) Weitere Donatstudien. Centralblatt für Bibliothekswesen 23. 449—456.

[3]) William Harrison Woodward, Studies in Education during the Age of the Renaissance 1400—1600. Cambridge. University Press. 1906. 8°. (XX, 336 S.) M. 4,95.

Digitized by Google

wirkliche Bereicherung der Literatur über Erziehungsgeschichte bezeichnet werden. Auf den besten Quellen beruhend und neue ihnen hinzufügend, ist des Vfs. Darstellung klar, übersichtlich und reich an neuen Gesichtspunkten. Seinen Stoff gliedert der Vf. in 13 Kapitel. Ein erster Überblick führt uns in das Italien des Quattrocento und zeigt uns namentlich die Erziehungsmethode Vittorinos da Feltre, über den Woodward bekanntlich eine eigene Arbeit veröffentlicht hat (vgl. Jahresbericht 1905, No. 38); daran schließt sich eine Darstellung der Erziehungskunst bei Guarino v. Verona, L. B. Alberti und Matteo Palmieri. Das folgende Kapitel über Rudolf Agricola gehört wohl mit zu dem besten, was über diesen großen Humanisten und Pädagogen geschrieben wurde; es folgt Erasmus, Guillaume Budé, Cordier und die Geschichte der Erziehung in Bordeaux, Kardinal Sadoletto, Iuan Vives und ein interessantes Kapitel über Melanchthon. Ein Überblick über die „Lehre vom Hofmann", im Mittelpunkt natürlich der Cortegiano Castigliones, ist vielleicht die erste allgemeine Darstellung dieses kulturgeschichtlich so interessanten Kapitels. Besonders wertvoll ist der Schlußabsatz des Buches: Renaissance und Erziehung in England. Ein Anhang bringt Auszüge aus den Formulae puerilium colloquiorum des Nürnberger Sebald Heyden (1540) und eine ausführliche Bibliographie. — Paul Schulze[1]) zeigt, wie Lukian erst in der Renaissance bekannt wird. Im Norden Italiens sind Guarino von Verona, Poggio, Aurispa und Rinucci die ersten, die einzelne seiner Werke ins Lateinische übertragen. Matteo Bojardo schließt sich in seinem Drama Timone eng an Lukian an; in Neapel zeigen sich Giov. Pontano, der Begründer der Akademie, und Rocco in seinem Mito di Charonte als Kenner Lukians. Mit Vorliebe wendet man sich seinen Totengesprächen zu. Wie Aurispa übersetzt auch Reuchlin das 12. dieser Gespräche, den Feldherrnstreit, ins Lateinische, und Hans Sachs benutzt das 10. bei Abfassung seiner Tragödie Charon. Von seinen andern Schriften überträgt K. Peutinger Lukians Abhandlung über die Geschichtsschreibung; Pirckheimer nimmt sich in seinem Eccius dedolatus und seiner Lobrede auf das Podagra Lukian zum Muster, Melanchthon übersetzt seine Schrift über die Verleumdung. Erasmus tritt mit seinem Lob der Narrheit und seinem Dialog in die Fußtapfen Lukians und das gleiche tut Hutten in seinem Phalarismus, Charon, den Inspicientes und Arminius. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst wurde man erst durch L. B. Albertis Abhandlung über die Malerei (1435) auf Lukian aufmerksam. Sandro Botticelli und Luca Signorelli, Rembrandt und Dürer haben nach seiner Beschreibung die Verleumdung gemalt, Sodoma und Rafael die Hochzeit Alexanders mit Roxane. — Von Stemplingers[2]) schönem Buche über das Fortleben der Horazischen Lyrik gehört nur ein kleiner Teil in unser Gebiet. Zur Renaissancezeit erwacht eben erst, durch

[1]) Paul Schulze, Lucian in der Literatur und Kunst der Renaissance. Dessau, hzgl. Friedrichs-G. 1906. 4°. 19 S.

[2]) Eduard Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 8°. (18. 476 S.) 8 M.

Digitized by Google

Petrarca hervorgerufen, ein näheres Interesse für Horaz, trotzdem oder vielleicht gerade weil er während des ganzen Mittelalters bekannt gewesen war. Frankreich steht in der Wertschätzung Horazens zeitlich in erster Reihe; auf Grandichons Übersetzung der ars poetica 1541 folgt 4 Jahre später die von Peletier; Du Belay schätzt Horaz hoch und Ronsard führt die horazische Ode in Frankreich ein; 1579 überträgt J. Mondot den ganzen Horaz. In Deutschland hält Peter Luder 1456 zum ersten Mal Vorlesungen über Horaz: (freilich hat schon 13 Jahre früher Eneas Silvius in einem seiner Briefe eine Ode von Horaz fast wörtlich benutzt, um einem seiner Freunde eine poetische Schilderung des Landlebens zu geben, allerdings aber ohne Horaz als seine Quelle zu nennen). In Heidelberg ist neben Luder auch Werner von Themar und später Paulus Melissus emsig bemüht, die Kenntnis Horazens zu fördern, denen später Weckherlin und Martin Opitz folgten. In England dagegen zeigt sich erst im Anfange des 17. Jhdts. ein regeres Interesse für Horaz; in Italien, seinem Heimatlande, ist der Dichter natürlich dauernd ein Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung.

Diese Begeisterung für die großen Männer der Vergangenheit hat wesentlich mit zur Ausbildung der Individualität in der Renaissancezeit beigetragen. In einer gediegenen Arbeit, die eine umfassende Beherrschung des Stoffes mit einer Menge hübscher Gedanken verbindet, hat Oskar Schütz[1]) das Bild des großen Menschen dieser Zeit darzustellen gesucht. Er zeigt, wie an ihrem Beginne die Änderung der politischen und sozialen Verhältnisse und namentlich die wirtschaftliche Entwicklung den Menschen zu größerer Anspannung seiner Kräfte und so zur Entfaltung seiner Individualität führen, wie damit verbunden der Glaube an die Autorität der Kirche verschwindet und der Mensch auf allen Gebieten der Freiheit zustrebt. Als weiterer wichtiger Faktor tritt der Einfluß der Antike hinzu; holländischer und römischer Geist wirken vereint, den neuen Menschen zu schaffen. An den Werken der größten Männer dieser Zeit wird dann dargelegt, was sie unter der magnanimitas verstanden und am Schlusse werden die Gründe zusammengestellt, die den Menschen der Renaissance zur Größe führen mußten. Der Vf. beschränkt sich dabei ausschließlich auf die Männer; aber auch den Frauen der Renaissance wendet sich die Forschung immer mehr zu. Ich bin nicht der Anschauung Lothar Schmidts,[2]) daß die bemerkenswertesten Persönlichkeiten der Renaissance sich mit geringen Ausnahmen der plastischen Anschauung versagen; denn gerade durch den Reichtum dieser Zeit an Briefen sehen wir ihre Hauptvertreter schärfer umrissen, als die einer andern Epoche und meine, daß Privatbriefe mit dem bloßen Zwecke der gegenseitigen Mitteilung häuslicher und privater Angelegenheiten nicht so dünn gesät seien, als Schmidt annimmt. Sie sind nur

---

[1]) Oskar Schütz, Der große Mensch der Renaissance. Jenaer Diss Bonn, C. Georgi. 1906. 8°. 71 S.

[2]) Lothar Schmidt. Frauenbriefe der Renaissance. Mit 10 Vollbildern in Tonätzung. In: Die Kultur, Hrsg. v. C. Gurlitt. 9. Bd. Berlin, Bard, Marquard & Co. 1906. 8°. 68 S. M. 1.25.

Digitized by Google

vielleicht zu wenig allgemein bekannt und aus dem Grunde ist auch sein Unternehmen dankbar zu begrüßen, daß er uns einige charakteristische Frauenbriefe dieser Zeit in einer Übersetzung nahe bringt, die zumeist ganz trefflich gelungen ist und die Gefahr, manieriert zu werden, glücklich vermeidet. Aus den von Cesare Guarti 1877 herausgegebenen Briefen der Alessandra Macinghi aus dem Hause Strozzi prägt er das plastische Bild einer florentinischen Mutter des Quattrocento. Ein folgendes Kapitel zeigt uns Fürstinnen der Renaissance im brieflichen Verkehr: Isabella von Este, Gattin des Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua und deren Schwägerin Elisabetta, Herzogin von Urbino; ein 3. Kapitel und vielleicht das kulturhistorisch interessanteste bringt uns Ferraris Lettere di Cortigiane del sec. XVI. (Florenz 1884) Briefe italienischer Courtisanen, namentlich der berühmten Camilla da Pisa.

Das Hauptinteresse der Forschung ist aber nach wie vor *Petrarca* zugewandt; hier wirkt das Jubiläumsjahr sichtlich noch nach. Eine Reihe von Schriften beschäftigen sich mit Einzelheiten seines Lebens. Lo Parco[1] spricht ausführlich über des Dichters Aufenthalt in Casentino, den er in das Frühjahr 1325 verlegt und weist nach, daß unter dem Daedalus der 4. Ecloge niemand anders als Dante gemeint sein kann, den Petrarca während seines ganzen Lebens schätzte und bewunderte, namentlich aber in seiner Jugend. Derselbe Verfasser[2] bespricht die Rückkehr Petrarcas von Bologna nach Avignon, die in das Jahr 1325 fällt; nach dieser Zeit gestaltete sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn recht unfreundlich, da ersterer ihm vorwarf, daß er in Bologna sich wenig um sein Studium gekümmert habe, und vielleicht kam es, wie der Brief „ad posteros" vermuten läßt, zu einem vollständigen Bruche zwischen beiden. Auch die Anwesenheit der Stiefmutter, Nicolosa di Vanni Sigoli, einer Florentinerin, von der, wie der Verf. vermutet, Petrarcas Vater noch vor seiner Vermählung mit Eletta Canigiani eine Tochter Selvaggia gehabt habe, kann dem Dichter das väterliche Haus nicht angenehm gemacht haben. Ein dritter Aufsatz desselben Verfassers[3] ist noch wichtiger für Petrarcas Biographie. Er macht es zunächst glaubwürdig, daß Petrarca, als er in sein Exemplar von des Augustinus Schrift „De civitate dei" (Cod. 1490 der Univ. Bibl. Padua) die Notiz eintrug, er habe das Buch im Februar MIII^c^XXV gekauft, durch einen Schreibfehler eine X ausgelassen habe, daß also diese Erwerbung tatsächlich in das Jahr 1335 falle. In einer weiteren geistreichen und umfassenden Untersuchung beweist er, daß der Dichter, als er in dem Briefe ad posteros schrieb: secundum et vigesimum

[1] Francesco Lo Parco, Il Petrarca nel Casentino e la ricognizione di „Daedalus". In: Rivista d'Italia. Anno IX, Vol. I, S. 594—617. Rom, Rivista d'Italia. 1906.

[2] Francesco Lo Parco, Il Petrarca e la famiglia dopo il suo primo ritorno in Avignone. Napoli, N. Jovene e co. 1905. 8°. 30 S.

[3] Francesco Lo Parco, Errori e inesatezze nella biografia del Petrarca. In: Giornale storico della letteratura italiana. Vol. 48, S. 36—69. Torino. E. Loescher. 1906.

Digitized by Google

annum agens domum redii nicht das Jahr 1326 sondern nur 1325 gemeint haben kann, da der Ausdruck agere nicht das vollendete Jahr, sondern nur jenes bezeichne, in welchem man sich gerade befinde, und daß Petrarca somit Bologna im J. 1325 oder genauer zwischen Ende November und Anfang Dezember 1325 über den Wunsch seines Vaters verlassen habe, der für seinen Sohn fürchtete, da Bologna damals von Feinden bedroht war. Er zeigt weiter, daß der 1. Brief der Epistolae familiares, datiert vom 18. April, in das Jahr 1325 und nicht 1326 falle und daß in der Stelle: hodie decimus annus completur ex quo . . . Bononia excessisti (Ep. famil. IV, 1) der Ausdruck hodie nicht den bestimmten Tag (26. April) meine, sondern im allgemeineren Sinne nur soviel als nunc, hoc tempore bedeute, daß somit dieser Brief recht wohl im Einklange stehe mit der oben ausgeführten Behauptung des Verfassers, Petrarca habe im November 1325 Bologna verlassen. Aus dieser Datierung ergeben sich zugleich neue Daten für die früheren Lebensjahre des Dichters: Er kam nach Avignon zwischen dem Dezember 1311 und dem Jänner 1312, kam in Begleitung seiner Mutter 1314 nach Carpentras, um bei Convenevole da Prato die Grammatik zu lernen, wo er bis 1318 (nicht 1319) blieb; in demselben Jahre noch finden wir ihn in Montpellier, wo er 4 Jahre (1318—1322, nicht 1319—1323) weilte; 1322 endlich geht er nach Bologna, kurz vor Beginn des akademischen Jahres (18. Oktober). Auch für Petrarcas Leben nach seiner Rückkehr von Bologna ergeben sich neue Daten. Bald nach seiner Ankunft in Avignon in seinem 22. (nicht 26.) Jahre wurde er mit Giacomo Colonna bekannt, der gleich ihm in Bologna studiert und aus gleichem Grunde wie Petrarca die Universität verlassen hatte und nun zu seinem Bruder, dem Kardinal Giovanni Colonna, zurückgekehrt war; 1329 (nicht 1330) verlebt er den Sommer mit Giacomo und tritt im Herbst durch dessen Vermittlung in die Dienste des Kardinals; in das Jahr 1332 (nicht 1333) fällt die Reise nach Paris; Ende 1336 schifft Petrarca sich in Marseille ein und zwischen den letzten Tagen des Februar und den ersten Märztagen 1337 betritt er zum ersten Male Rom. Cipolla[1]) druckt das Schreiben Klemens VI. ab, der am 22. Mai 1342 dem Dichter über Bitte des Kardinals Colonna ein Kanonikat in Pisa verleiht und verfolgt näher die Beziehungen Petrarcas zu dem Papste. In einem anderen Aufsatze[2]) geht derselbe Vf. den Gründen nach, die Petrarca bewogen, 1347 nach Italien zurückzukehren. Danach ergibt sich, daß keinesfalls Petrarcas Liebe zu seiner Heimat und namentlich zu Rom der Hauptgrund seiner Rückkehr aus Avignon war; denn aus einem Schreiben Klemens VI. vom 13. November 1347 an Martino della Scala geht hervor, daß Petrarca als Gesandter des Papstes sich zu Martino nach Verona begab, um diesen zu bewegen, den König Ludwig

---

[1]) Carlo Cipolla, Fr. Petrarca canonico di Pisa nel 1342. In: Atti della r. Accademia delle Scienze di Torino. Vol. XLI. Torino 1906.

[2]) Carlo Cipolla, Su i motivi del ritorno di Francesco Petrarca in Italia nel 1347. In: Giornale stor. della letterat. ital. Vol. 47, S. 252—265. Torino, E. Loescher. 1906.

Digitized by Google

von Ungarn, der nach Italien eilte, um die Ermordung seines Bruders Andreas zu rächen, am weiteren Vordringen nach Italien zu hindern.

Auch *Petrarcas Freunde* waren zum Teil Gegenstand der Forschung. C. Cochin,[1] der Sohn H. Cochins, dem wir unter anderem das schöne Buch über Petrarcas Bruder verdanken, legt uns eine eingehende Arbeit über Stefano Colonna, den Freund Petrarcas vor, über den wir bisher nur das wenige wußten, was aus Petrarcas Briefen an ihn bekannt war. Aus der berühmten Familie der Colonna stammend, war er der Sohn Pietros, genannt Sciaretta, der wiederholt die Würde eines römischen Senators bekleidet hat, ein Enkel des größeren Giacomo Colonna, genannt Sciarra, der der Urheber des Tages von Onagni gewesen war. Oft wird er mit einem anderen Stefano Colonna verwechselt, der am 22. Mai 1333 das Geschlecht der Orsini bei Castel Cesario (Cesena) besiegte. Unser Stefano kann das nicht gewesen sein, da er früh in den geistlichen Stand eingetreten war. Unbestimmt wann, wird er apostolischer Protonotar und erlangt 1350 die Würde eines Propstes am Kapitel von St. Omer, eine Würde, die er bis 1379 bekleidet. St. Omer befand sich damals infolge wiederholter Kriegszüge, die die Gegend verwüsteten, in einem Zustande traurigen Verfalls. Als Mitglied der päpstlichen Kurie war Stefano von allen Pflichten, die ihm sein Amt sonst auferlegt hätte, befreit und kam nur gelegentlich nach St. Omer. Das Kapitel war mit dem neuen Propst wenig zufrieden: es ergaben sich eine Reihe von Mißhelligkeiten, die schließlich zu einer Beschwerde des Kapitels gegen ihren Oberen beim Papste führten. 1367 verließ er, auf das Gerücht hin, Papst Urban V. habe Avignon verlassen und sei nach Rom gezogen, seine Propstei und zog gleichfalls über Mailand nach Rom; dabei traf er mit Petrarca zusammen, den er seit 30 Jahren kannte. 1376 ist Colonna Mitglied der Gesandtschaft, die über Auftrag Gregors XI. einen Vertrag zwischen Genua und dem König von Cypern herbeiführen sollte; 1378 ernannte ihn Urban VI. zum Kardinal; bald darauf ist er gestorben. Wichtiger als er ist uns der Grieche Barlaam, der Lehrer Petrarcas, über den Lo Parco[2] eine feine und ergebnisreiche Studie veröffentlicht. Sie gibt zunächst über das Leben Barlaams, seinen Aufenthalt in Konstantinopel und die Missionen, in denen er verwendet wurde, seine Ernennung zum Bischof von Gerace und über Leben und Kultur Kalabriens im 14. Jahrh. Aufschluß. Dabei stellt der Verf. allerdings mitunter Hypothesen auf, die überraschend wirken: so, daß Barlaam den wenig bedeutenden Posten in Gerace, auf den er durch die Bulle Clemens VI. vom 2. Oktober 1342 berufen wurde, vor allem über Betreiben Petrarcas erhalten habe, der den gelehrten Griechen, der ihn am päpstlichen Hofe zu verdunkeln begann, von Avignon entfernen

[1] Claude Cochin. Recherches sur Stefano Colonna prêtre du chapitre de Saint Omer cardinal d'Urbain un correspondant de Pétrarque. In: Revue d'Histoire et de litterature religieuses. Année et tome X. S. 352—383, 554 bis 578. Paris, A. Picard et Fils. 1905.

[2] Francesco Lo Parco. Petrarca e Barlaam da nuove ricerche e documenti inediti. Reggio Calabria, F. Moretto. 1905. 8°. 125 S.

Digitized by Google

wollte. 1346 kehrt Barlaam nach Avignon zurück, um im Auftrage des Papstes nach Konstantinopel zu gehen; im November desselben Jahres ist er wieder in Avignon. Barlaam hat Petrarca in die Kenntnis der griechischen Sprache eingeführt und es ist wohl anzunehmen, daß einige der lateinischen Übertragungen Platonischer Schriften, die Petrarca besaß, die Früchte dieses Unterrichtes waren, wörtliche Übersetzungen, die nur dazu dienen sollten, Petrarca in das Verständnis des griechischen Philosophen einzuführen. Am Schlusse seiner Arbeit bespricht der Verf. noch den Liber philosophorum, den viele für eine Arbeit des Robert d'Angio hielten, während Lo Parco ihn dem Giovanni da Plocida zuschreibt, der ihn um die Mitte des 13. Jahrh. verfaßt habe; Petrarca sei im Besitze dieser Schrift gewesen. Eine kleine, aber sehr wertvolle Arbeit über einige Freunde Petrarcas bringt Vattasso,[1] der aus einer Handschrift des Museo Borgiano di Propaganda Fide (Cod. lat. 329) zwei unbekannte Briefe Petrarcas, ein Schreiben Boccaccio's, vier des Barbato von Sulmona und je eines von Niccolò Acciajuoli, Nicola und Napoleone Orsini veröffentlicht und neues Material über zwei Freunde des Dichters, Gabrio dé Zamorei und Moggio de' Moggi bringt. Die wichtigen Schlüsse, die sich aus diesen neuen Briefen für die Biographie Petrarcas und Boccaccios ergeben, stellt Guido Traversari in einer Besprechung der Schrift (Giorn. stor. della letter. ital. Vol. 47, S. 371—376) übersichtlich zusammen. — Eine kurze Übersicht über Petrarcas Büchersammlung gibt Tatham.[2]

Von den *Werken Petrarcas* ist zunächst das Secretum durch Minguzzi[3]) einer genauen, von der Universität Bologna preisgekrönten Analyse unterzogen worden, die von der richtigen Ansicht ausgeht, daß man Petrarca als Dichter des Volgare nur dann ganz verstehen könne, wenn man ihn auch genau als lateinischen Schriftsteller kenne. Eigentlich neues bietet die Schrift wenig; daß das Secretum 1343, nicht 1342 geschrieben wurde, wird jetzt allgemein angenommen; ob die Jahreszahlen, die in der aus dem Originale geschöpften Handschrift des Frate Tebaldo den drei Dialogen beigeschrieben sind: I 1353, II 1349, III 1347 nur die Jahre bezeichnen, in denen die Dialoge korrigiert wurden, und nicht wie Voigt Wiederbelebung I[3] 132 annimmt, die Jahre der Entstehung, läßt sich durch eine einfache nicht bewiesene Behauptung nicht entscheiden. Das im Anhang beigefügte Verzeichnis von Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen Petrarcas ist ganz flüchtig gearbeitet und wertlos. — Das Original von Petrarcas Canzoniere liegt uns nun in einer Faksimileausgabe[4]) vor, die wir der Leitung der vatikanischen Bibliothek, in deren Besitz sich dieser

[1]) Marco Vatasso, Del Petrarca e di alcuni suoi amici. In: Studi e testi No. 15. Roma, tipografia Vaticana. 1905. 8°. 105 S.

[2]) Edward H. R. Tatham, The library of Petrarch. In: The Fortnightly Review, Vol. 79, S. 1056—67. London. 1906.

[3]) Editta Carlini Minguzzi, Studio sul secretum di Francesco Petrarca. Bologna. N. Zanichelli. 1906. 8°. 166, XIV S. 2 M.

[4]) L'originale del Canzoniere di Francesco Petrarca. Codice Vaticano Latino 3195 riprodotto in Fototipia a cura della Biblioteca Vaticana. Milano, A. Hoepli. 1905. Fol.

Digitized by Google

Schatz befindet, und die sich den anderen Faksimileausgaben der Vaticana würdig anschließt. Die Phototypien sind vorzüglich scharf, der Preis viel niedriger als bei solchen Unternehmungen sonst üblich. Eine treffliche Einleitung, deren Verf. sich zwar nicht nennt, der aber leicht als der bekannte Petrarcaforscher Marco Vattasso zu erkennen ist, orientiert über die Geschichte der Originalhandschrift des Dichters, die in den Spätsommer des Jahres 1368 fällt und nur durch den Tod Petrarcas unvollendet blieb; der Teil der Handschrift, der nicht von Petrarca selbst herrührt, wurde 1366 von Giovanni Malpighini aus Ravenna begonnen und 1368 vollendet; er benutzte dabei dasselbe Original, aus dem auch Codex Chigi L. V. 176 stammt, der das Canzoniere in der Fassung des Jahres 1359 wiedergibt. Nach dem Tode Petrarcas kam die Handschrift in den Besitz Bembos, dann in den Fulvio Orsinis, der sie 1600 testamentarisch der Vaticana übermachte. Für die Canzone „Italia mia" macht E. Proto[1]) das Jahr 1360 als Entstehungsjahr wahrscheinlich, in welchem sich Petrarca in Pavia aufhielt. Der Tractat De sui ipsius et multorum ignorantia, den Petrarca 1368 gegen seine venetianischen Widersacher richtete, die ihn der Unwissenheit beschuldigten, da er kein Anhänger des Averroes sei, Angriffe, die ihn bewogen, Venedig zu verlassen und nach Padua zu übersiedeln, liegt im Vatic. 3359 in einer eigenhändigen Niederschrift des Dichters aus dem Jahre 1370 vor und wird uns von Capelli[2]) in einer kritischen, mit zahlreichen Anmerkungen versehenen Ausgabe geboten.

Über den *Einfluſs Petrarcas* auf die englische Literatur sind gleichzeitig zwei Werke erschienen, von Irene Zocco[3]) und Peter Borghesi,[4]) die beide so ziemlich zu den gleichen Resultaten kommen. Vorzuziehen ist jedenfalls das erstere Werk. Bei Borghesi fehlt jede Literaturangabe und das Ganze macht nicht den Eindruck gründlicher eigener Studien. Auch Zocco beherrscht nicht die gesamte einschlägige Literatur, und daß sie namentlich Lewis wichtiges, 1902 erschienenes Werk The italian Renaissance in England und Farinellis Aufsatz im Giornale storico della letter. ital. Vol. 43 unberücksichtigt ließ, gereicht ihrer Arbeit zum Nachteil. Aber alles in allem ist das Buch eine erfreuliche selbständige Leistung. Die Anfänge eines Einflusses Petrarcas auf die englische Literatur fallen in das zweite Viertel des 16. Jhs.; um 1530 bereitet sich eine neue Periode der englischen Literatur vor, deren Führer Thomas Wyatt der ältere und sein Schüler Henry Howard, Earl of Surrey, sind. Die 1557 erschienene Sammlung Songs and Sonettes, bekannter unter dem Namen Tottels Mis-

[1]) E. Proto. Per la data della canzone Italia mia del Petrarca. Estratto dal Giornale Dantesco. Firenze. L. Olschki. 1906.

[2]) L. M. Capelli. Pétrarque. Le traité De sui ipsius et multorum ignorantia publié d'après le manuscrit autographe de la bibliothèque Vaticane par L. M. Capelli. In: Bibliothèque littéraire de la Renaissance dirigée par P. de Nolhac et L. Dorez. Tome 6. Paris. H. Champion. 1906. 8°. 120 S.

[3]) Irene Zocco. Petrarchismo e Petrarchisti in Inghilterra. Palermo, G. Pedone Lauriel. 1906. 8°. 130 S. M. 1,60.

[4]) Peter Borghesi. Petrarch and his influence on english literature. Bologna, N. Zanichelli. 1906. 8°. 135 S. M. 2,40.

Digitized by Google

cellany enthält die Dichtungen der beiden Männer und ihrer Freunde am Hofe Heinrichs VIII.; von Wyatt sind hier 18, von Surrey 3, von Unbekannten 4 Gedichte Petrarcas übersetzt. Zahlreicher noch sind die Anlehnungen an Petrarca. Aber die Sprache Englands ist noch ungebildet, der Vers bleibt roh; eine Fülle von Redensarten und Ausdrücken hatten sie zwar Petrarca abgelauscht, aber sie selbst hatten noch nichts auszudrücken, ihrer Zeit fehlten die großen Ideen, ihre Poesie war Hofpoesie. Das wurde anders, als in Elisabeth eine Königin den Thron besteigt, die selbst Sinn für die Poesie hatte, deren Dichter ein neues Arkadien erstehen sahen, deren Zahl jetzt ins Ungemessene wächst; jeder Gebildete weiß Verse zu schmieden. Die Anthologie A Handesfull of Pleasant Delites, containing sundrie new Sonettes and delectable Histories in divers kinds of meetre, die Richard Jones 1566 herausgab, zeigt noch deutlich den Zusammenhang mit der Volkspoesie: die Sprache ist zwar noch rauh, aber der Vers freier, zahlreich die Ritornelle; doch diese volkstümliche Lyrik veredelt sich am Hofe, wo sich ein neuer Euphuismus entwickelt, begründet durch John Lylys Euphues or the Anatomy of Wit und dessen Fortsetzung Euphues and his England (1579 und 1580); es herrscht in diesen Werken ein gekünstelter, manirierter, wohlgeglätteter Stil, der allgemeinste Nachahmung fand, eine Fülle von Antithesen und Alliterationen, deren erste Spuren sich bei Petrarca finden. Theoretisch wurde die neue Mode zusammengefaßt in dem anonymen Schriftchen: The Art of English Poetry (1589), dessen Verfasser durch seine Bewunderung der Hofdichter und seine Verachtung der Volksdichtung verrät, daß er dem Hofe nahestand. Mit diesem Euphuismus verbindet sich die Nachahmung der römischen und griechischen Klassiker. Die Zahl der Übersetzungen wächst, ebenso die Aufnahme griechischer und lateinischer Wörter in die englische Sprache, mythologische Namen beherrschen die Literatur. Man will nicht mehr das ausdrücken, was man fühlt und denkt; fremdes, neues, von niemandem noch Gesagtes auszusprechen charakterisiert die Dichtung der Zeit, deren typischer Vertreter Barnfield ist. Petrarca aber bleibt dabei bestehen. Thomas Watson kommt seinem Vorbilde am nächsten, seine Ekathonpathia (1582) ist eine Sammlung von 100 Distichen, in denen er Petrarca und seine Nachfolger Aquilano, E. S. Piccolomini, Strozza, Parabosco, Firenzuola, Giusto dei Conti teils übersetzt, teils nur als Vorbilder benutzt. Er ist der ansprechendste Dichter der Zeit, seine Sprache ist biegsam und graziös, sein Geschmack auserlesen, sein Ohr ungemein fein. Er ähnelt Petrarca auch im Ausdruck einer gewissermaßen wollüstigen Melancholie, die freilich mehr in der Phantasie als im Herzen wurzelt. Interessant ist es, zu beobachten, wie jetzt der Typus der Frau von dem überlieferten abzuweichen beginnt; sie ist nicht mehr das kalte gefühllose Wesen von ehedem, sie bekommt mehr menschliche Züge, bereit zum Mitleid, zum Lächeln, aber auch zur Schwäche. In der Zeichnung der modernen Frau ruht namentlich die Originalität des Petrarchisten Spenser, der schon als Student in Cambridge Petrarcas Canzone: Standomi un giorno solo alla finestra trefflich übersetzt hatte und

Digitized by Google

in seinen Amoretti von 1595 sich ganz als Schüler Petrarcas gibt. Aber er verliert dabei nicht seine Selbständigkeit, im Gegenteil: unter ihm wird die englische Literatur vollkommen frei. Auch Shakespeare huldigt eine Zeitlang der modernen Geschmacksrichtung und seine Werke selbst zeigen, daß er Lyly, Lotge, Greene und Brooke und andere Petrarchisten gekannt und benutzt hat; aber leichter und rascher und siegreicher als seine Vorgänger überwindet er diese Abhängigkeit. Seine Sprache ist erfüllt von Leben und Gefühl und in wunderbarer Weise verstand er Flitter in echtes Gold zu wandeln. In ihm hatte der Petrarchismus seine schönste Blüte gezeitigt; nun konnte er sterben. — Auch in Deutschland und Böhmen zeigen sich im 16. Jht. starke Einflüsse Petrarcas. So hat Johannes Pinitianus (geb. 1478), Lehrer in Augsburg, bewandert in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, gest. 1542 in Augsburg, wie Wukadinovic (Archiv f. slav. Philologie XXV, 241) nachwies, die lateinischen. Petrarcas Schrift De remediis utriusque fortunae vorgesetzten und gewöhnlich als Petrarcas Eigentum betrachteten Distichen verfaßt und sie selbst auch verdeutscht. Diese Verdeutschung wurde später, wie Donath[1]) ausführt, die Grundlage für eine tschechische Paraphrase, die sich in der Prager Universitäts-Bibliothek befindet und die offenbar von einem böhmischen Bruder zu Ende des 16. Jhs. verfaßt wurde.

Glänzender als irgendwo hat sich die *Renaissance in Florenz* entfaltet. Del Lungo,[2]) der ausgezeichnete Kenner der Geschichte von Florenz, führt uns in einer wertvollen Arbeit die Frauen der Arnostadt vom 11. bis zum 16. Jh. vor, und zeigt uns namentlich Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung des 13. Jhs. Zahlreiche gelehrte Notizen begleiten den aus Vorträgen hervorgegangenen Text, dem auch eine Reihe von Frauenbriefen beigegeben sind, so Briefe der Isabella Sacchetti Guicciardini an ihren Gemahl Luigi. Das Buch liest sich wie eine Einleitung zum Decamerone *Boccaccios*, über den Gubernatis[3]) ein böses Buch geschrieben hat. Das abfällige Urteil, das wir im Vorjahre (vgl. Jahresbericht 1905 Nr. 3) über Gubernatis Petrarcabiographie aussprechen mußten, können wir auch seinem neuen Buche gegenüber wiederholen. Es ist eine flüchtige Arbeit voller Fehler, die mit Absicht jedem wissenschaftlichen Apparat ausweicht, aber ebenso auch dem Studium der zahlreichen und wertvollen Vorarbeiten. Es ist kennzeichnend, daß sein Buch über Petrarca von der italienischen Kritik totgeschwiegen wurde; sein neues Werk nennt der Rezensent im Giornale stor. della letterat. ital. Vol. 48 S. 438 ein „unnützes, ja ein schädliches Buch, . . . die Frucht eines sehr gefährlichen

[1]) Oskar Donath, Die böhmische Paraphrase der Distichen des Johannes Pinitianus zu Petrarcas „De remediis utriusque fortunae". In: Archiv f. slavische Philologie. 28. Bd. S. 76—83. Berlin, Weidmann. 1906.

[2]) Isidoro del Lungo, La donna fiorentina del buon tempo antico. Firenze, R. Bemporad. 1906. 8°. 299 S.

[3]) Angelo da Gubernatis, Giovanni Boccaccio. Corso di lezioni fatte nell' università di Roma nell' anno 1904—1905. Milano, libr. editr. Lombarda. 1906. 8°. 533 S. M. 4.

Digitized by Google

Dilettantismus". Viel dankenswerter ist der Überblick über Boccaccios Leben und Werke und des Dichters Bedeutung für den Humanismus, den Ker[1]) seinen Studien über die Literatur des Mittelalters eingefügt hat. Nur zum Teil beschäftigt sich Trabalza,[2]) dessen Buch einen etwas irreführenden Titel trägt, mit Boccaccio. Der 1. Abschnitt handelt ganz allgemein von dem Unterricht in der Stilistik an der Universität, der 2. zeigt uns die Kunst des Canzoniere und des Decamerone im Lichte der Kritik und erst der 3. beschäftigt sich ausschließlich mit Boccaccio, das heißt mit einzelnen Novellen seines Decamerone und deren Quellen; eine Schlußabhandlung untersucht das Verhältnis von Boccaccios Dantebiographie zur Vita nuova. Marcocchia[3]) zeigt die Art und Weise, wie Boccaccio den Stoff seiner Novelle des 7. Tages, die Geschichte von Tofano und Ghita, die auf die 15. Novelle der Disciplina clericalis und weiter auf die Novelle der 16. Nacht der Cukasaptati zurückgeht, charakteristisch auszugestalten strebt und vergleicht damit Molière, der in einer Szene der Jalousie du Barbouille und im 3. Akte des George Daudin den gleichen Stoff behandelt. Traversari,[4]) von dem wir eine Gesamtausgabe der Briefe Boccaccios zu erwarten haben, beschäftigt sich mit der Untersuchung von 5 Briefen, die der Codex XXIX, 8 der Laurenziana enthält, von denen 3 Anepigraphe, die beiden andern an Carlo Herzog von Durazzo und an Zanob da Strada gerichtet sind. Der Vf. weist in einer genauen Untersuchung nach, daß wir es hier mit Autographen Boccaccios zu tun haben, wobei er namentlich ihre Sprache mit den in den Artes dictandi aufgestellten Regeln vergleicht und kommt zu dem weiteren Ergebnis, daß die Briefe während Boccaccios erstem Aufenthalt in Neapel geschrieben wurden, also in seine Jugendzeit fallen. Boccaccios Fortleben in Spanien verfolgt Farinelli[5]) mit gewohnter peinlichster Genauigkeit, indem er die einzelnen Werke des großen Novellisten in allen ihren Übersetzungen und Nachahmungen beleuchtet.

Auch *Poggio* hat als geographischer Schriftsteller durch Sensburg[6]) eine eingehende Würdigung gefunden. Poggio hat 1447 oder Anfang 1448 nach einem mündlichen Berichte Niccolòs de Conti die Reisen, die dieser

---

[1]) W. P. Ker, Essays on Medieval Literature. Londoh, Macmillon and Co 1905. 8°. 261 S. M. 5,50.

[2]) Ciro Trabalza, Studi sul Boccaccio preceduti da saggi di storia della critica e stilistica. Città di Castello. 1906. 8°. 264 S M. 2.

[?]) G. Lanzalone, Sulla Griselda del Boccaccio. In: La Rassegna Nazionale 1906, 16. Aprile.

[3]) J. Marcocchia, Una novella indiana nel Boccaccio e nel Molière. Spalato R. P. 1905.

[4]) Guido Traversari, Le lettere autografe di G. Boccaccio del codice Laurenziano XXIX, 8. Castelfiorentino, „societa stor. della Valdelsa," 1905. 8°. 85 S. (S.-A. aus Raccolta di Studj e testi Valdelsani. Vol. 4.)

[5]) Farinelli, Note sul Boccaccio in Ispagna nell' età media. S.-A. aus Archiv f. d. Studium d. neuer. Sprachen und Litteraturen. Vol. 117. Braunschweig. Westermann. 1906. 8°. 112 S.

[6]) Waldemar Sensburg. Poggio Bracciolini und Nicolò de Conti in ihrer Bedeutung für die Geographie des Renaissancezeitalters. Mit 1 Kartenskizze. In: Mitteilungen der k. k. geogr. Gesellsch. i. Wien, 49. Bd., S. 257—372. Wien, 1906.

Digitized by Google

in den Jahren 1415—1440 nach Vorder- und Hinterindien unternommen hatte, beschrieben und dabei gelegentlich auch Plinius, Haython von Gorigos und Marco Polo benutzt; durch diese Arbeit hat er die geographischen Kenntnisse seiner Zeit wesentlich gefördert. Und es war nicht sein einziges Verdienst um die Geographie. War er es doch, der den Ammianus Marcellinus und des Manilius Buch über die Sternkunde auffand und auf Veranlassung Nicolaus V. die fünf ersten Bücher Diodors aus dem Griechischen übersetzte. Der Reisebeschreibung Contis, der als der einzige Reisende des Mittelalters das Innere von Vorderindien betrat, und darüber Mitteilungen machte, fügte Poggio noch einen geographisch wertvollen Bericht über Äthiopien hinzu, den er von Äthiopiern selbst, die zum Papste in Glaubensangelegenheiten gekommen waren, erhalten hatte, und den er mit dem Berichte Contis als 4. Buch seiner Historiae de varietate fortunae veröffentlichte. Auch eine Topographie des alten Rom, im 1. Buche des genannten Werkes, verdanken wir Poggio, der auch in seine übrigen Werke gern geographische Bemerkungen einflicht. Lange Zeit stand Poggio in freundlichen Beziehungen zu dem Kardinal Giordano Orsini, dessen Lebensbild uns jetzt König[1]) entworfen hat. Schon während seiner Universitätszeit mögen seine Lehrer in ihm die Begeisterung für die Werke des Altertums entfacht haben; seine Tätigkeit im Dienste der Kirche hat diese Neigung wohl lange Zeit in den Hintergrund gestellt, erst von dem Augenblicke an, als er dauernden Wohnsitz in Rom nahm, konnte er wieder mit den alten Dichtern sich beschäftigen. Mit den beiden Humanisten, die forschend in die Ferne zogen, um die Kunststätten des Altertums aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit Christoforo Buondelmonti aus Florenz, der ihm sein Reisewerk Liber insularum archipelagi 1422 widmete, und mit Ciriaco von Ancona stand er im Verkehr. Enger waren seine Beziehungen zu Poggio, der ihm freilich bitter böse wurde, als Orsini die berühmte Plautushandschrift, die ihm Nikolaus von Cusa verschafft hatte und die 12 unbekannte Komödien des Dichters enthielt, für sich behielt und Poggio keine Abschrift von ihr vergönnte. Auch mit Guarino von Verona stand der Kardinal im Verkehr und ihm gestattete er, als Lionello von Este sich für seinen Lehrer verwendete, eine Abschrift seines Plautus-Kodex ebenso wie Ambrogio Traversari, für den sich Lorenzo Medici verwendet hatte. Und noch eine andere berühmte Handschrift war in Orsinis Besitz, die Geographie des Ptolemäus in griechischer Sprache. Bei der bedeutenden Stellung, die der Kardinal einnahm, war es begreiflich, daß die Humanisten sich in seine Nähe drängten: Lionardo Dato war sein Privatsekretär, Cenci dei Rustici widmete ihm eine Übersetzung des platonischen Dialogs Axiochus, Lapo da Castiglionchio eine lateinische Übertragung von Plutarchs Publicola. Sein Vermögen gestattete es ihm, sich

[1]) Erich König, Kardinal Giordano Orsini († 1348). Ein Lebensbild au der Zeit der großen Konzilien und des Humanismus. In: Studien und Dar stellungen a. d. Gebiete d. Geschichte hgg. v. H. Grauert. 5. Bd. 1. Heft. Freiburg i. B., Herder. 1906. 8°. 123 S. M. 3,—.

eine auserlesene Bibliothek anzulegen, die bei seinem Tode 350 Bände zählte und an Zahl die der Este und Medici überragte. Die meisten Handschriften waren lateinische, aber auch 9 griechische, 4 italienische, ja sogar 2 armenische befanden sich unter ihnen. Daß sie ihrem Inhalte nach zumeist der Theologie angehörten, ist natürlich, doch waren auch alle anderen Wissenszweige vertreten; aus der italienischen Literatur besaß er Dantes, Petrarcas und Boccaccios Werke, die römische Literatur war durch fast alle hervorragenden Schriftsteller vertreten. Diese reiche Sammlung vermachte Orsini bei seinem Tode der Basilika zu St. Peter und bestimmte sie zum Gebrauch für die Öffentlichkeit. Von *Ambrogio Traversari*, dem Orsini seinen Plautuskodex anvertraute, teilt uns Giuseppe Zippel in einer wertvollen Besprechung von Sabbadinis wichtigem Buche: Le scoperte dei codici latini e greci (v. Mitt. 1906, S. 75, 33) im Giornale stor. della letterat. ital. Vol. 48, S. 205—216 zwei intersssante Briefe aus Cod. Vat. lat. 3958 mit; in dem einen, vielleicht an Pier Filippo Pandolfini gerichteten Schreiben spricht er von den zahlreichen Handschriften, die er bei Bessarion und dem Kaiser Paleologus gefunden hatte; bei letzterem sah er alle Schriften Platos und Plutarchs, einen ausfürlichen Kommentar zu den größeren Werken des Aristoteles, Diodor und Dionys von Halikarnass und zahlreiche andere Autoren. Bessarion besitze den Strabo, des Cyrillus Schrift gegen Julian Apostata, die Werke des Ptolemäus, drei unbekannte Schriften des Euklid, zahlreiche mathematische Schriften und vieles andere, was in Italien unbekannt sei; auch bei dem Erzbischof Marcus von Ephesus habe er mehrere Handschriften gefunden. In einem anderen Schreiben aus Florenz vom 10. Juli 1435 sendet er dem Andreolo Giustiniani seine Übersetzung eines Werkes des Aeneas Sophista und dankt ihm für das Geschenk von 5 Handschriften, die Andreolo ihm aus Chios gesendet hatte und von denen er die eine, eine Art griechischer Enzyklopädie ausführlich beschreibt. Zippel teilt ferner mit, daß der bekannte Bücherliebhaber Aurispa im Auftrage Eugens IV. 1437 bei dem Könige von Kastilien weilte, ein Aufenthalt, der für den erfahrenen Sammler gewiß nicht ohne Bereicherung seiner Bibliothek blieb.

In eine etwas spätere Zeit des Florentiner Humanismus führt uns des *Marsilius Ficinus* Schrift de vita sana sive de cura valetudinis eorum, qui incumbunt studio litterarum, deren Grundgedanken Kahl,[1]) der eine neue Ausgabe des Büchleins vorbereitet, ausführlich erörtert, indem er dabei zugleich in kurzen Strichen das Leben Ficinos zeichnet. Dieser hat das 1. Buch seiner Schrift 1482 verfaßt und ihm 7 Jahre später noch ein 2. und 3. Buch folgen lassen; das Werk fand nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland Verbreitung, wie die zahlreichen Ausgaben beweisen. Ins Deutsche übertragen wurden die beiden ersten Bücher 1505 von dem

---

[1]) Wilhelm Kahl, Die älteste Hygiene der geistigen Arbeit: Die Schrift des Marsilius Ficinus de vita sana sive de cura valetudinis eorum, qui incumbunt studio litterarum (1482). In: Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 9. Jhg. 2. Abt. 18. Bd. S. 482—491, 525—546, 599—619. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Digitized by Google

Arzte und Humanisten Johann Adelphus Müling, gemeinhin unter dem Namen Adelphus bekannt, aus dessen Übersetzung hier Kapitel 7—9 und Auszüge aus den folgenden Kapiteln abgedruckt werden. Pellizzari[1]) bespricht das Leben und die Schriften des Girolamo Benivieni, eines Schülers und Freundes des Savonarola, der gleich ihm für Wahrheit und Freiheit erglühte. Aus seinem Gedichte Amore in 133 Stanzen wird eine kurze Probe mitgeteilt. Neues über eine Reihe von größeren und kleineren Humanisten bringt, wie seit Jahren, so auch diesmal Sabbadini.[2]) Wir erhalten einen ungedruckten Brief von Francesco Filelfo an Antonio Pessina vom 26. Februar 1439, worin er sich über Tommaso Morone von Rieti ausspricht, und einen bereits gedruckten vom 30. IX. 1451 an Nic. Tranchedino, der hier in einer anderen und längeren Fassung nach Cod. Riccard. 834 Bl. 1 mitgeteilt wird; ein Brief Bernabos von Carcano an Antonio Pessina vom 17. Mai 1432 zeigt, daß Panormitas Invektive gegen Antonius de Rho in die ersten 4 Monate des Jahres 1432 fallen muß; Piero da Noceto, der Freund des Eneas Silvius nennt sich uns als Emendator des Sallust. Giovanni Corvini aus Arezzo, der Rat des Filippo Maria Visconti und ein bekannter Bücherfreund erscheint mit einem lateinischen Gedichte; in Giovanni Simionachi aus Kreta lernen wir einen griechischen Lehrer kennen, der eine Reihe griechischer Handschriften abschrieb oder abschreiben ließ und Lehrer des Rinuccio da Castiglione war, welch letzterer seine Übersetzung der Fürstenerziehung Plutarchs dem Kardinal von Siena Gabriel, dem späteren Papste Eugen IV. und Auszüge aus Herodot dem Bischofe von Cava, Angelotto Fusco, widmete; biographische Notizen über Tommaso Seneca enthält eine gegen ihn gerichtete anonyme Invektive; Pontico Virunio lernen wir als Übersetzer von des Iuvencius Callanus Schrift Atila kennen; eine anonyme Invektive gibt biographische Notizen über einen sonst unbekannten Humanisten Egidio di Camerino; eine Eintragung in eine Handschrift belehrt uns, daß Giorgio Merula 1462 in Ferrara Handschriften aus dem Besitze des Giovanni Aurispa erwarb.

Eine Reihe von Schriften beschäftigen sich mit *Venedig* zur Zeit der Renaissance und des Humanismus. In erster Reihe steht da natürlich das prächtige Werk Molmentis.[3]) Wir wüßten in der gesamten reichen Literatur Italiens nur wenige Werke, die sich dem seinen, was Vollendung des Inhalts und Schönheit der äußeren Ausstattung anlangt, zur Seite stellen ließen. Venedigs Kulturleben hat seit jeher die Historiker zur Darstellung gelockt und manche dankenswerte Vorarbeit hat dem Verf. zu

[1]) A. Pellizzari, Un asceta del Rinascimento. Genova, tip. della Gioventù. 1906. 8°. 70 S. (S.-A. aus: Giornale storico letter. della Liguria, 1906.)

[2]) Remigio Sabbadini, Briciole umanistiche. In: Giornale stor. della letterature ital. Vol. 47. S. 25—40. Torino, E. Loescher. 1906.

[3]) Pompeo Molmenti, La storia di Venezia nella vita privata dalle origini alla caduta della repubblica. 4. edizione interamente rifatta. Bergamo, istituto italiano d'arti grafiche. 1906. Parte II. Lo splendore. 4°. 656 S. 22 M.

[4]) Francesco Flamini, Lo splendore di Venezia nel rinascimento. In: Nuova Antologia, vol. 127, S. 94—104. Roma. 1906. [Besprechung von Molmentis Werk].

Digitized by Google

Gebote gestanden, als er im Jahre 1880 sein Werk zum ersten Male in die Welt sandte; seit der Zeit hat ihn das Kulturleben Venedigs dauernd beschäftigt und die reichen Schätze der Archive seiner Vaterstadt boten ihm eine unerschöpfliche Fülle neuen und interessanten Materials. So ist das alte Werk in dieser neuen Auflage gar nicht mehr zu erkennen; es ist ein von Grund aus neu aufgeführter Bau, der für lange Zeit hinaus seinen ersten Rang behaupten wird. Keine Seite des privaten Lebens, die hier nicht ihre Darstellung fände, unterstützt von einem selten reichen Bildermaterial in vorzüglicher Ausführung. Nicht alle Kapitel sind gleichmäßig behandelt, und über die humanistische Literatur in der Blütezeit der Republik hätte sich wohl mehr und besseres sagen lassen, als hier steht; es ist zugleich das einzige Kapitel, für das Molmenti keine eigenen Quellenuntersuchungen gemacht zu haben scheint. Um so reicher ist die Belehrung auf allen anderen Gebieten; dazu gesellt sich ein ungemein interessanter Anhang mit ungedruckten Briefen der Beatrice von Este an Lodovica Sforza, Inventaren, Notizen über Ausgaben bei Gastmählern, Heiratsverträgen und Kontrakten über Sklavenlieferungen. Ein spezielles Kapitel des häuslichen Lebens in Venedig behandelt Ludwig[1]) mit auserlesenem Geschick. Das deutsche kunsthistorische Institut in Florenz, das lange um seine Existenz gekämpft hat, bevor sein Bestand durch eine Unterstützung des Deutschen Reiches gesichert wurde, legt den 1. Band seines neuen Unternehmens vor, und in ihm nimmt Ludwigs Arbeit den größten Platz ein und mit vollem Recht. Der für die Wissenschaft allzufrüh verstorbene Verf. hat in Jahren angestrengter Tätigkeit die reichen Archive Venedigs durchforscht, um seinen der Geschichte der Renaissance zugewandten Studien die urkundlichen Grundlagen zu sichern. Es war ihm nicht gegönnt, selbst den ganzen Ertrag seiner großen Funde zu verwerten, und es muß den künftigen Bänden des neuen Jahrbuchs vorbehalten bleiben, sein Material für die historische Forschung auszubeuten. Hier liegt nur ein geringer Bruchteil seiner Studien, von ihm selbst noch ausgearbeitet vor; aber er zeigt, wie viel die Wissenschaft an dem strebsamen Forscher verloren hat. Er unterzieht in seiner Arbeit das Restello, den Spiegel und die Toilettenutensilien Venedigs zur Zeit der Renaissance einer eingehenden Erforschung, die weniger auf die stilistische Seite ihr Hauptaugenmerk richtet als auf die archivalische. Was die Archive Venedigs an Inventaren über die genannten Dinge besitzen, hat er restlos hier zusammengetragen und mit tiefgründiger Sachkenntnis erläutert. Was ist nun ein Restello? Die Kombination eines in Rahmen gefaßten Spiegels mit einem Bord, der eine Reihe von Haken zum Aufhängen von Toilettegegenständen besitzt. Urkundlich tritt der Restello zuerst 1457 auf, ist

---

[1]) Gustav Ludwig. Venezianischer Hausrat zur Zeit der Renaissance, unter Mitwirkung Dr. Fritz Rintelens. In: Italienische Forschungen. Hrsg. v. kunsthistor. Institut in Florenz. 1. Band, S. 169—362. Berlin, B. Cassirer. 1906.

[2]) Pompeo Molmenti. Librerie, convegni letterarie e accademie veneziane del rinascimento. In: La Nuova Parola. Vol. IX. S. 161—67. Roma. 1906.

aber gewiß schon um vieles älter, da er schon 1526 als altmodisch bezeichnet wird; nach 1587 kommt er überhaupt nicht mehr vor, vermutlich weil der Gebrauch, die Utensilien aufzuhängen, abkam, die jetzt in Kassetten untergebracht wurden, während der Spiegel sich vollständig selbständig entwickelte. Einer der berühmtesten Restelli, geschmückt mit Bildern von Bellini, von denen uns 5 (statt 6) erhalten sind, war der des Malers Vincenzo Catena; der Verf. sucht in einem vorzüglich gearbeiteten Kapitel dieses Restello zu rekonstruieren und die Allegorien Bellinis unter weitgehendem Vergleich mit anderen gleichzeitigen Darstellungen zu erklären. Über die Kultur und den Patriotismus in Venedig schreibt Cian,[1] der nach einem Überblick über die Entwicklung Venedigs im 13. und 14. Jahrh. die Ansicht Gotheins zu entkräften sucht, der in dem Stolze des Adels und dem Mangel an Patriotismus im Volke die Gründe erblickte, daß der Humanismus sich hier nicht so reich entwickeln konnte wie beispielsweise in Florenz. Im Gegensatze hierzu zeigt der Verf., wie sehr die Republik bedacht war, für den geistigen und moralischen Fortschritt aller Stände zu sorgen. Wenn der Humanismus hier nicht die reinen Früchte hervorbrachte, die er in Florenz zeitigte, so hat dies darin seinen Grund, daß der Adel Venedigs die humanistischen Studien, die auch er in seiner Jugend mit Begeisterung pflegte, auf das praktische Leben anwandte und so eine glückliche Vereinigung zwischen der neu erwachenden Literatur und dem Leben schuf, die anderwärts oft genug vermißt wurde. Cavazzana[2] zeichnet uns in *Cassandra Fedele* das Bild einer humanistisch gelehrten Frau Venedigs. Sie stammte aus einer mailändischen Familie und wurde 1465 geboren; in hohem Alter starb sie am 24. März 1558. Schon mit 12 Jahren war sie der lateinischen Sprache mächtig, bald auch der griechischen, die ihr die Möglichkeit bot, in die Geheimnisse der Aristotelischen Philosophie einzudringen. Daneben pflegte sie Musik und Poesie, und es ist nur sehr zu bedauern, daß sich ihre Elegien bisher noch nicht wiedergefunden haben. Auch für die Theologie zeigte sie warmes Interesse, desgleichen galt sie als vorzügliche Rednerin, die anzuziehen und hinzureißen verstand. Zwei ihrer Reden sind uns bekannt; die eine, über die Geburt Christi, dürfte sie zur Weihnachtszeit in S. Marco gehalten haben, die zweite, ein Lob der Literatur, hielt sie 1487 in Gegenwart des Dogen Agostino Barbarigo und errang mit ihr allgemeine Bewunderung. Immerhin bleibt es verwunderlich, daß sie an der Universität Padua einen öffentlichen Lehrstuhl für Philosophie übertragen erhielt. Ihr Ruf verbreitete sich so weit, daß selbst aus Deutschland Schüler ihr zuströmten; unter ihnen ist am bekanntesten Peter Danhausen aus dem Schwarzwald, der zu dem Kreise der Nürnberger Humanisten gehörte, ein Freund des Konrad Celtes, dem er

---

[1]) Vittorio Cian, La cultura e l'italianità di Venezia nel Rinascimento. Bologna, Zanichelli. 1905. 8°. 42 S. 0,80 M.

[2]) Cesira Cavazzana, Cassandra Fedele erudita Veneziana del Rinascimento. In: L'Ateneo Veneto, Anno 29, Vol. 2, S. 73—91, 249—75, 361—97. Venezia. 1906.

Digitized by Google

nach Wien folgte, wo er 1502 Professor des römischen Rechtes war. Auch Hartmann Schedel befand sich damals in Padua und rühmt Cassandra Fedele wegen ihrer großen Beredsamkeit; ebenso gehörte der große Humanist Angelo Poliziano zu ihren Bewunderern. Die Fürsten ihrer Zeit, Ludwig von Frankreich, Ferdinand von Spanien und zahlreiche andere überhäuften sie mit Beweisen ihrer Liebe und Verehrung. Isabella von Sizilien lud sie zu sich nach Neapel und nach Spanien ein und suchte sie dauernd an sich zu ziehen; doch Venedig verbot ihr das Vaterland zu verlassen, das sonst einer seiner schönsten Zierden beraubt würde. Zu Ende des 15. Jhs. vermählte sie sich mit einem Arzt aus Vicenza, der 1520 starb und seine Witwe in ziemlich dürftigen Verhältnissen zurückließ, so daß diese gezwungen war, sich an Leo X. mit der Bitte um eine Unterstützung zu wenden, eine Bitte, die unbeantwortet blieb. Auch von Venedig erntete sie nur geringen Dank. Noch 1547 im Alter von 80 Jahren mußte sie sich an Paul III. wenden, dem sie ihre hilflose Lage schilderte, und der sich ihrer auch erbarmte, indem er sie zur Oberin des Hospitals S. Dominico di Castello in Venedig machte, dem sie 12 Jahre treu vorstand. — Die lustige Komödie des Stadtschreibers von Padua, *Sicco Polentone*, die er unter dem Titel De lege Bibbia oder lusus ebriorum schrieb, hat ein Ungenannter, der aber schwerlich der Sohn Siccos, Modesto Polentone war, ins Italienische unter dem Titel Catinia übersetzt. Das Buch wurde 1482 in Trient von Zuan Lunardo Lungo gedruckt. Diese Übersetzung im Trientiner Dialekt wird von Battisti[1]) neu gedruckt. Der große Wert dieser Arbeit liegt aber in der dem Buche angehängten und die Hälfte seines Umfanges einnehmenden Untersuchung über den Dialekt von Trient, die unsere Kenntnis der italienischen Dialekte Süd-Tirols bedeutsam fördert.

Wenden wir uns *Mittelitalien* zu, so begegnen wir zunächst zwei Arbeiten, die direkt oder indirekt mit dem Humanismus in Siena sich beschäftigen. So schildert F. Satullo[2]) das Leben *Panormitas* bis zum Jahre 1434, der in den zwanziger Jahren des 15. Jhs. zugleich mit Eneas Silvius in Siena studiert hatte. Es ist eine eingehende Darstellung, die manches neue Detail bringt, aber auch manche wichtige Vorarbeit, so Sabbadinis maßgebenden Aufsatz: Un biennio umanistico im 6. Supplementheft des Giornale stor. della letterat. italiana unberücksichtigt läßt. Der Vf. malt die Jugend Panormitas ausschließlich grau in grau, und nimmt alle Anklagen, die Panormita's Gegner erhoben, ohne Prüfung als berechtigt hin und nützt den Briefwechsel Panormitas, durch den er manchen Vorwurf, der gegen seinen Helden erhoben wurde, hätte entkräften können, zu wenig aus. In eine spätere Zeit des Sieneser Humanismus führt uns Kahl,[3]) der die beiden Werke des aus Siena stammenden Humanisten

[1]) Carlo Battisti, La traduzione dialettale della Cattinia di Sicco Polenton. Ricerche sull' antico Trentino. Trento, G. Zippel. 1906. 8°. 199 S.

[2]) F. Satullo, La giovinezza di Antonio Beccadelli detto il Panormita. Saggio biografico. Palermo, Corselli. 1906. 8°. 133 S.

[3]) Kahl. Die Pädagogik des Bischofs Franciscus Patricius von Siena († 1494). In: Der Katholik, 1906, S. 345—61.

Digitized by Google

Francesco Patrizi De institutione rei publicae (1471) und De regno et regis institutione nach ihrem pädagogischen Gehalte bespricht. Es ist richtig, daß Patrizi nur wenig, namentlich in Deutschland bekannt ist; immerhin hätte der Vf. aus dem Buche Gerinis: Gli scrittori pedagogici italiani del sec. XV, der Patrizi auf S. 262—68 bespricht, manche wichtige Notiz schöpfen können. Ich kann dem Aufsatze hinzufügen, daß ich demnächst die ungedruckte Korrespondenz des Humanisten zu veröffentlichen gedenke. — In die *Marken* führt uns ein Aufsatz Annibaldis,[1] der kurze Notizen über die beiden Humanisten *Stefano* und *Francesco Guarnieri da Osimo* bringt, nach *Urbino* Cinquini,[2] der ein Gedicht des Humanisten *Angelo Lapi* von Faenza, das dem Herzoge Federico von Urbino gewidmet ist, abdruckt und Stephan,[3] der eine eingehende Würdigung des Cortegiano von Baldassar di Castiglione gibt, das den Idealmenschen der Renaissance schildert. Der Graf, 1478 geboren, am Hofe Ludovico Moros unter Merula und Demetrius Chalkondylas erzogen, ein Mann von vollendeter Bildung schrieb 1518 sein Buch, das 10 Jahre später gedruckt wurde, in Dialogform und versetzte die Szenerie an den Hof Guidobaldos von Montefeltre und seiner Gemahlin Elisabetta von Gonzaga. In seiner Sprache ist er ein Vertreter der modernen Richtung, die auch über Dante, Petrarca und Boccaccio hinaus eine Entwicklung und Verfeinerung der Sprache anerkennt und gegen veraltete Worte auftritt. Inhaltlich und formell steht sein Werk auf gleich hoher Stufe. In ihm liegt ein rühmliches Zeugnis für die Verbreitung humanistischer Gelehrsamkeit und zugleich nationaler Bildung; des Verfassers reiches Wissen kommt auf jeder Seite zum Ausdruck. Cicero und Plato haben ihn stark beeinflußt, letzterer namentlich in der umfangreichen Rede über das Wesen der göttlichen Liebe, die an Dantes Purgatorio anklingend, die größere Sachkenntnis und schwungvolle Behandlung Platons Schriften und dem Platonismus der Akademiker verdankt; in vorzüglicher freier Übertragung wird dieses Kapitel hier mitgeteilt. Auch nach Deutschland drang der Cortegiano wiederholt vor, zunächst in lateinischen Übersetzungen, dann in deutschen Übertragungen des Laurenz Kretzer in Burckhausen (München 1560) und des Engelbert Noyse (Dilingen 1593), die aber auch nicht entfernt den Wohllaut des Originales erreichen.

Die goldene Zeit der Renaissance in *Rom* schildert uns Lanciani,[4] dem wir bereits eine Reihe von Schriften über das alte und mittelalterliche Rom verdanken, in einem reich illustrierten Werke. Nach einem inter-

---

[1] Annibaldi, Due umanisti Marchigiani sconoscieuti. In: Atti e memorie della r. deputazione di storia patria per le Marche. N. S. Vol. 3.

[2] A. Cinquini, Un poemetto inedito latino del sec. 15. In: Classici e Neo-Latini. Vol. II.

[3] Stephan, Über das Buch „Il corteggiano" von Graf Baldassar di Castiglione, ein Beitrag z. Gelehrsamkeit u. Bildung der Renaissance. Berlin, Luisen-G. P. 1906. 4°. 33 S.

[4] Rodolfo Lanciani, The golden days of the renaissance in Rome from the pontificat of Julius II. to that of Paul III. Profusely illustrated. Boston und New York, Hongthon and Co. 1906. 8°. 340 S. M. 23.—.

Digitized by Google

essanten Kapitel über das äußere Ansehen der Stadt zeigt er uns das private und öffentliche Leben derselben, verweilt dann näher bei Paul III., Michelangelo, Vittoria Colonna und Rafael und zeichnet in einem Schlußkapitel ein treffendes Bild von Agostino Chigi „il magnifico". Das auch äußerlich vornehm ausgestattete Werk bringt eine Fülle seltenen Illustrationsmaterials, namentlich Reproduktionen alter Stiche. Eine geistreiche Würdigung Lorenzo Vallas, des großen Humanisten unter Eugen IV. und des Philosophen Pico della Mirandola, den wir hier gleich mitanschließen müssen, erhalten wir aus der Feder des verstorbenen Breslauer Historikers J. Caro.[1] Man wird nicht überall einverstanden sein können mit den oft geringschätzenden Worten, mit denen er über den Ideengehalt des Humanismus und einzelner seiner Vertreter urteilt, aber doch Freude haben an der durchaus selbständigen Art seiner Betrachtung. Seine Ansicht z. B., daß der Humanismus an dem Maßstab unserer Sittlichkeitsbegriffe gemessen, weit hinter der Scholastik zurückstehe, läßt sich leicht angreifen und widerlegen; aber gern wird man die prächtigen Worte unterschreiben, die er für die Größe Lorenzo Vallas findet und die um so ehrlicher sind, als Caro auch die Schattenseiten an diesem wirklich hervorragenden Manne nicht übersieht. Ebenso liebevoll ist der Vortrag über Pico della Mirandola, der ihm der Typus eines Übermenschen ist, dem eine wundervolle Harmonie die Seele erfüllte; durch seine Philosophie weht der Morgenhauch einer völlig neuen Denkweise, deren Methode, in allen Offenbarungsformen und in allen Religionen dieselbe Wahrheit zu erkennen, selbst die Toleranz seines Jahrhunderts um ein großes überragt. — Zur Fünfhundertjahrfeier des Geburtsfestes des *Eneas Silvius Piccolomini* ist ein Vortrag von Del Lungo[2] nachzutragen, den der Vf. im Palazzo publico von Pienza, dem Geburtsorte Pius II. gehalten hat.. Laurenza[3] veröffentlicht aus einem vatikanischen Codex ein Gedicht des Porcellio zu Ehren Pius II., in dem an 60 Humanisten erwähnt werden, die in Beziehungen zu Pius standen. Ist das Gedicht, das in die ersten Jahre des Pontifikats Pius II. fällt, auch an sich wenig bedeutend, so ist es doch interessant als Zeugnis für die Beziehungen des Papstes zum Humanismus. Von größtem Interesse für die Geschichte des Unterrichts an der alten Sapienza di Sant Eustachio in Rom ist ein Aufsatz Zabughins[4] über *Pomponio Leto.* Er war aus anderem Holze geschnitzt als die Mehrzahl der Humanisten; die Eleganz in der Behandlung der lateinischen Sprache galt ihm wenig, tiefgründiges Studium war ihm alles. Auch Moraltraktate und Invektiven schrieb er nicht (nur einmal hat er sich gegen einen Verächter seiner Ars grammatica

---

[1] Jakob Caro, Vorträge und Essays. Gotha, F. A. Perthes. 1906. 8°. 202 S. M. 3,—.

[2] Isidoro del Lungo, Il umanista e pontefice. Firenze, Rassegna Nazionale. 1905. 8°. 25 S.

[3] Vincenzo Laurenza, Poeti e oratori del quattrocento in una elegia inedita del Porcellio. Napoli tipografia della r. università. 1906. 4°. 16 S.

[4] Vladimiro Zabughin, L'insegnamento universitario di Pomponio Leto. In: Rivista d'Italia, Anno 9, Vol. 2, S. 215—244. Roma. 1906.

Digitized by Google

erhoben), und doch war er dabei einer der modernsten Menschen der Renaissance. Nicht das Schreiben, sondern das Lehren hielt er für seine wichtigste Aufgabe. Sein erster Aufenthalt in Rom fällt in das Jahr 1464 oder 1465; er verließ die Stadt, als ihm sein Gehalt nicht ausgezahlt wurde, und ging in der ersten Hälfte des Jahres 1467 nach Venedig mit der Absicht, in den Orient zu ziehen und die griechische und arabische Sprache an Ort und Stelle zu lernen. Einige Monate blieb er hier, wo er schon in den Jahren 1461—64 geweilt hatte, um sich durch Privatunterricht das nötige Reisegeld zu verdienen. Da brach im Februar 1468 der bekannte Sturm gegen die römische Akademie los und Pomponio Leto wurde als Gefangener in das Castell S. Angelo nach Rom geführt, aus dem er jedoch noch im Herbst desselben Jahres wieder befreit wurde. 1470 nahm er seine Lehrtätigkeit in Rom wieder auf und blieb ihr jetzt volle 28 Jahre getreu mit Ausnahme zweier Reisen, von denen ihn die eine nach Deutschland und Rußland, die andere zu Kaiser Friedrich IV. führte. In seiner Lehrtätigkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden; die erste, man kann sie als die kritisch-exegetische bezeichnen, fällt in die Jahre 1470 bis 1480; die zweite, in der er seine Ars grammatica schrieb und mühselige Studien über Varros Traktat De lingua latina treibt, ist die philologische; so kurz sie ist, sie umfaßt nur drei Jahre, ist sie doch die an Ergebnissen reichste seines Lebens; die dritte, von 1483—1496 ist die historisch-archäologische. Pomponio ist einer der universellsten Gelehrten seiner Zeit; fast kein Gebiet des menschlichen Wissens bleibt ihm fremd. Zeugen seines Unterrichtes sind eine Reihe wichtiger Handschriften klassischer Schriftsteller, die er mit eigener Hand niederschrieb oder die von seinen Schülern herstammen; sie werden hier im einzelnen genau besprochen.

Der *Humanismus in Frankreich* ist seit Arth. Tilleys schönem Buche: The Litterature of the French Renaissance (Cambridge, 1904) wiederholt Gegenstand eifriger Studien geworden. Bourrilly[1]) veröffentlicht zunächst eine größere Arbeit über *Collin* und den französischen Humanismus am Hofe Franz I. Jacques Collin stammte aus Auxerre oder dessen Umgebung, wo er zwischen 1485 und 1495 geboren sein muß. Er gehört mit zu den ältesten Humanisten Frankreichs. Über seine Jugend sind wir ganz im Unklaren; erst 1521 taucht sein Name auf; er ist Sekretär bei Foix, sieur de Lautrec, dem Heerführer Frankreichs im Kampfe gegen Karl V. und Leo X.; mit ihm ist er in Italien, mit ihm kehrt er Mitte 1522 nach Frankreich zurück. Dann verlieren wir ihn wieder einige Zeit aus den Augen und finden ihn als einfachen Kammerdiener Franz I. wieder; das ist der Anfang seines Glücks und der verhältnismäßig wichtigen Rolle, die er später zu spielen berufen sein sollte. Bald verwendet ihn der König zu wichtigen geheimen Missionen und rasch steigt seine Bedeutung. 1529

[1]) V. L. Bourilly, Jacques Collin, abbé de St. Ambroise (14?—1547). Contribution á l'histoire de l'humanisme sous le règne de François I. In: Bibliothéque d'histoire moderne. Tome I, fasc. 4. Paris, Bellais. 1905. 8°. 140 S. M. 3,20.

Digitized by Google

ist er Sekretär der Kgl. Kammer und Vorleser des Königs, 1530 erhält er die Abtei von Saint-Ambroise. Er bleibt ständig in der Nähe des Herrschers, der fast in allen Dingen seinen Rat einholt und nur selten gegen dessen Ansicht etwas beschließt. Mit dem Frieden von Cambray gewinnt der König mehr Zeit, sich um literarische Dinge zu bekümmern und den Bitten der Humanisten Gehör zu schenken. Jetzt war Collin so recht an seinem Platze, ein trefflicher Kenner der lateinischen und griechischen Sprache, dessen Schriften wesentlich dazu beitrugen, den Humanismus in Frankreich zu fördern. 1527 erschien das erste Werk, mit dem sein Name verknüpft ist: der Humanist Claude Seyssel hatte eine Reihe von griechischen Schriftstellern ins Französische übertragen, deren Drucklegung der König wünschte. Collin übernahm die Arbeit, deren erster Teil im August 1527 erschien: die Übersetzung des Thukydides, der 2 Jahre später die Geschichte der Nachfolger Alexander d. G., 1532 die Historia ecclesiastica des Eusebius folgte. Rasch traten nun auch Collins eigene Werke ans Licht; zunächst Le procès d'Ajaxe et d'Ulisses pour les armes d'Achille, eine Übertragung aus dem 12. und 13. Buche der Metamorphosen Ovids; wichtiger ist die ins Jahr 1537 fallende Übersetzung von Castigliones libro del Cortegiano, der einige kleinere Gedichte in französischer Sprache vorangingen, die in einer Sammlung der Schriften seines Freundes Benoit Tagliacarne (Theocrène) erschienen waren. Der Kreis seiner Verehrer wuchs rasch; er stand in lebhaftem Verkehr mit Guillaume Budé, Germain Brice und den Brüdern Du Bellay, vornehmlich aber mit Clément Marot. 1533 wurde seine literarische Tätigkeit durch neue politische Missionen nach Holland unterbrochen; nach der Rückkehr von dort bleibt sein Lebenslauf aufs neue in Dunkel gehüllt. 1536 scheint er aus unbekannten Gründen beim König in Ungnade gefallen zu sein und wurde seines Amtes als Vorleser enthoben, doch taucht er auch später wiederholt am Hofe auf. 1547 mag er gestorben sein. Über das Verhältnis seines Freundes *Clément Marot* zur Antike spricht Wagner, und zeigt, wie in seine Dichtungen die griechisch-römische Götterwelt bereits siegreich eingedrungen ist, die er aber als der erste künstlerisch beherrscht, indem er es versteht, die gewaltige Fülle neuen Stoffes zu sichten und zu ordnen. Auch eine Reihe antiker Dichtungen hat Marot übersetzt, so 1512 die 1. Ekloge Virgils, eine Übersetzung, die allerdings an manchen Stellen den Eindruck einer einfachen Paraphrase macht. Darauf folgte eine Übersetzung der beiden ersten Bücher von Ovids Metamorphosen, in denen er sich jetzt ganz eng an den Text anschließt und bestrebt ist, die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit Ovids zu erreichen. Am besten gelungen sind seine Übersetzungen von etwa 30 Epigrammen Martials, die seiner dichterischen Veranlagung am meisten entsprachen. Auch aus der griechischen Literatur übersetzte Marot, allerdings aber nur auf dem Umwege, daß er lateinische Übersetzungen benutzte, denn er selbst verstand nicht Griechisch. So beruht seine Übersetzung vom Urteil des Minos, einem der Totengespräche Lukians auf der lateinischen Übertragung des Gellius Bernardinus Marmitta aus Parma

Digitized by Google

vom J. 1497 und ist mehr eine Bearbeitung als eine Übersetzung zu nennen und deshalb wenig erfreulich. Viel besser ist seine Histoire de Leandre et Hero nach Musaios. Hand in Hand mit diesen Übersetzungen geht Marots Einführung antiker Dichtungsarten in die französische Literatur, namentlich der Ekloge, der Epistel, der er modernen Inhalt gibt und des Epigramms, dem er seine größten Triumphe verdankt. Marot war mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit persönlich bekannt, so namentlich mit Budé und Dolet — merkwürdigerweise wird Collin nicht erwähnt — mit denen er einig ist in dem Bestreben, dem Humanismus in Frankreich freie Bahn zu schaffen. Wohl ist im Grunde seine Bekanntschaft mit der Antike eine ziemlich oberflächliche, und von ihrem Geist ist nur wenig in ihn herübergeströmt; nur das eine verdankt er ihr, eine stärkere Betonung der eigenen Persönlicheit. Eine andere charakteristische Persönlichkeit des französischen Humanismus lernen wir durch Baur[1]) in *Maurice Scève* kennen; sie führt uns nach Lyon, das seit dem 15. Jh. eine ziemlich große italienische Kolonie besaß: Kaufleute wie die Medici, die Strozzi und Capponi hatten hier ihre Zweiggeschäfte, im letzten Viertel des 15. Jhs. wird die Buchdruckerei hier eingeführt, und rasch entwickelt sich die Stadt zu einem Mittelpunkt für den Buchhandel. Mit dem Buchdrucke dringen deutsche Drucker und Humanisten nach Lyon vor, mit ihnen auch die deutsche Reformation. Zugleich bildet sich jetzt in der Stadt eine eigene Dichterschule aus, an deren Spitze Symphorion Champier steht, Arzt und Humanist zugleich, in dessen zahlreichen kleinen Schriften sich ein gewisser Feminismus ausprägt. Um ihn versammelt sich ein kleiner Kreis von internationalen Freunden, in dem namentlich die antike und italienische Literatur gepflegt wurde. Champier starb 1537, nachdem er seinen eigenen Ruhm überlebt hatte. Zwei neue Kreise hatten sich in Lyon aufgetan, die beide von maßgebender Bedeutung für die Entwicklung des Humanismus daselbst wurden, das medizinische Kolleg und die école de la trinité; das erstere ist eine Vereinigung von Ärzten humanistischer Richtung — Rabelais gehörte zu ihnen — die école war eine städtische Einrichtung, die sich von der kirchlichen Autorität freigemacht hatte und unter den Lehrern und Hörern — man konnte beides zugleich sein — viele Humanisten zählte. Die Lyoner Humanisten veröffentlichten um 1536 eine Sammlung von lateinischen Dichtungen, die fast den Charakter eines privaten Briefwechsels haben. In diese Zeit fällt die Jugend von Maurice Scève, von dessen früherem Leben wir nur wenig wissen, weil er im Gegensatze zu anderen Humanisten niemals von sich selbst spricht. Ein gewisser aristokratischer Stolz läßt ihn schweigen. Aber er mag um das Jahr 1502 oder 1503 in Lyon geboren worden sein, wo seine Familie mit zu den reichsten gehörte. Sein Name wird zum ersten Male genannt und dringt auch gleich über die Grenzen des Vaterlandes, als es ihm, dem begeisterten Verehrer Petrarcas, gelingt, das Grab Lauras in Avignon aufzufinden; wenigstens ist er der

[1]) Albert Baur. Mauris Scève et la renaissance Lyonnaise. Étude d'histoire litteraire. Paris. H. Champion. 1906. 8°. 131 S. M. 4.—.

Überzeugung, daß in dem von ihm aufgefundenen Grabe Petrarcas Laura ruhe, und seine Zeitgenossen glauben es mit ihm. Dieser Fund steigert sein Selbstbewußtsein, und er hofft der Petrarca Frankreichs werden zu können. 1535 veröffentlicht er sein erstes Buch La deplourable fin de Flamote, eine Übertragung aus dem Spanischen des Juan de Flores, der sich stilistisch an die Fiametta Lauras anlehnt. Wurde dieses Werk auch ziemlich ruhig aufgenommen, so brachte ihm doch das gleiche Jahr den ersten vollen dichterischen Erfolg. Aus einer Reihe von Blasons, die er und seine Lyonnaiser Freunde in Nachahmung Cl. Marots gedichtet und dem verehrten Dichter zur Begutachtung nach Ferrara gesandt hatten, wurde eines der seinen als das beste und des Lorbeers würdig erklärt. Und in der Tat zeigt er sich hier als ein Schüler Marots, der aber seine Selbständigkeit durchaus wahrt. Als Marot das Jahr darauf die Erlaubnis erhielt, nach Frankreich zurückzukehren, lernte er Scève, mit dem er seit langer Zeit in Korrespondenz gestanden hatte, persönlich in Lyon kennen. Dieser beteiligte sich im gleichen Jahre, als der Dauphin François plötzlich gestorben war und die allgemeine Ansicht dahin ging, er sei vergiftet worden, an einer Sammlung von Gedichten auf den Dauphin, die Etienne Dolet herausgab; damit trat er zum ersten Male als Humanist auf, da er zu dieser Sammlung auch ein lateinisches Gedicht beisteuerte. Die bevorzugte Stellung, die seinen Gedichten in ihr eingeräumt wurde, zeigt seine führende Stellung unter den Humanisten von Lyon. Aber der Humanismus stand damals in Lyon bereits am Anfange seines Verfalles. Alle Humanisten der Stadt waren Anhänger der Lehre Calvins, der 1535 in Lyon geweilt hatte und die sich unter Franz I. ungestört hatte entwickeln können. 1538 aber begann eine Reaktion, die zur Folge hatte, daß einige Humanisten ihre bisherige Überzeugung verleugneten und zur katholischen Kirche wieder zurückkehrten, andere dagegen sich beeilten, der Stadt den Rücken zu kehren. So wurde die Vernichtung der Religionsfreiheit zugleich der Tod für die Renaissancezeit in dieser Stadt. Das bedeutet auch für Scève das Ende eines Lebensabschnittes; er wandte sich von jetzt ab ganz der nationalen Poesie zu. 1536 war er mit der Königin Margaretha von Navarra persönlich in Lyon bekannt geworden, die ihn durch ihr Vertrauen auszeichnete; als sie 1547 eine Sammlung von Poesien unter dem Titel Marguerites herausgab, leitete Scève das 1. und 2. Buch mit einem Sonett ein. 1544 erscheint Scèves Hauptwerk Délie, eine Sammlung von Poesien, die er an Pernette du Guillet gerichtet hatte, eine jener fein gebildeten Courtisanen, wie wir sie zur Zeit der Renaissance in Italien und Frankreich wiederholt treffen. Als 1548 Heinrich V., der Nachfolger Franz I., nach Lyon kam, übertrug die Bürgerschaft von Lyon Scève die Ausarbeitung eines reichen Festprogrammes. Damals stand der Dichter auf der Höhe seines Schaffens, und sein Einfluß auf die gleichzeitige Literatur war nicht ohne Bedeutung. 1562 veröffentlichte er seinen Microcosme, ein philosophisches Gedicht, dem Dante und Lukrez als Modell gedient hatten, ohne daß es aber besondere Verbreitung

Digitized by Google

gefunden hätte. Die letzten Jahre seines Lebens sind in Dunkel gehüllt; wir hören nur 1575 von ihm als einem Toten sprechen.

Zwei Jahre aus der Geschichte der französischen Renaissance beleuchten die Briefe, die Potez[1]) veröffentlicht hat. In der Handschrift Fonds lat. 3647 der Pariser Nationalbibliothek finden sie sich, es sind Schreiben des großen Philologen Denys Lambin, zumeist lateinisch, aber auch griechisch abgefaßt, und an bedeutende Gelehrte der damaligen Zeit, an Henri Estienne, Ronsard, Pierre Galland, den Juristen Jean de Corss, den Rat Nicole Le Clerc, den berühmten Advokaten Clément du Puy, aber auch an geringere Freunde gerichtet. Zwar umfassen sie nur die Jahre 1552—54, sind aber voll des größten Interesses. Lambin befand sich damals im Gefolge des Kardinals François von Tournon, der unter Franz I. namentlich in politischen Dingen eine große Rolle spielte und sich gern mit Gelehrten und Schriftstellern umgab. In kirchlichen Dingen war er streng und viele Ketzer bestiegen durch ihn den Scheiterhaufen. Als ihn 1552 ein Befehl des Königs nach Italien führte, begleitete ihn Lambin. Auf dem Rückwege, den er über Padua, Vicenza und Tirano nahm, schildert er in einem interessanten Briefe an Prévost de Thérouanne das Leben der Bewohner von Graubünden, der lebhaft an die geographischen Schilderungen gemahnt, die Eneas Silvius seinen Briefen einzuflechten liebt. Von da wandte sich der Kardinal nach Lyon, wo er, wie Lambin schreibt, von der ganzen Bevölkerung festlich eingeholt wurde. Eine Krankheit, die er sich durch eine starke Erkältung zugezogen hatte, hinderte den Kardinal Monate lang, zum Könige zurückzukehren. Als er endlich im Juni des nächsten Jahres vom Könige empfangen wurde, schrieb Lambin über des Kardinals Audienz an Pierre Galland. Diese Zusammenkunft hatte insofern auch einen pikanten Reiz, als sich im Gefolge des Königs auch der Conetable von Montmorency befand, der Nebenbuhler des Kardinals, der, als dieser in Ungnade gefallen war, an seine Stelle trat. Der Brief schildert ganz trefflich die Art und Weise des Empfangs bei Hof, während ein anderer ausführlich über die Tageseinteilung des Kardinals, seine Studien und Vergnügungen berichtet. Das ist überhaupt charakteristisch für die Briefe Lambins: ein Eingehen in alle Details, eine Ausführlichkeit in allen an ihn gerichteten Fragen, die uns dadurch einen Einblick in Dinge gewährt, denen wir sonst verständnislos gegenüber stehen würden; so werden sie zu wertvollen kulturhistorischen Dokumenten. In Lambins Zeit hatte die französische Renaissance bereits eingesetzt, schon waren die ersten Oden Ronsards erschienen. Lambin rühmt sich später, Ronsard zum Studium der griechischen Sprache angeregt zu haben; die beiden Briefe, die er 1553 an ihn richtet, bezeugen das aufrichtige Freundschaftsverhältnis, das zwischen beiden Männern bestand. Lambin nennt den Dichter linguae Gallicae amplificatorem, novorum verborum opificem, non usitatorum carminum ac

[1]) Henri Potez. Deux années de la renaissance (d'après une correspondance inédite). In: Revue d'histoire littéraire de la France. 13. année, S. 458 bis 498, 658—92. Paris. 1906.

Digitized by Google

rythmorum architectum, poetarum Gallicorum principem. Und wie mit ihm stand er mit zahlreichen anderen Dichtern in nahem Verkehr. Er selbst betätigte sich auch dichterisch und schrieb griechische Epigramme, dagegen war er ein Feind der Elegien; auch einige Schriften des Aristoteles und Plutarch hat er übersetzt.

Im Vordergrunde der Forschung steht *Montaigne*. Eine große kritische Ausgabe seiner Essais, die von maßgebender Bedeutung für die Erkenntnis des großen Philosophen zu werden verspricht, wird soeben von Strowski[1]) veröffentlicht und stellt an den Herausgeber bedeutende Ansprüche. Zu Montaignes Lebzeiten erschienen vier Ausgaben; die erste 1580 zu Bordeaux gedruckt, enthält nur die beiden ersten Bücher der Essais; die zweite von 1582 bietet nur wenige Abweichungen; eine dritte erschien 1587 und ist vielleicht nur ein Nachdruck; die vierte endlich, 1588 in Paris gedruckt, ist vom Verfasser selbst besorgt und enthält auch das dritte Buch der Essais mit 600 Nachträgen zu den beiden ersten. 1592 starb Montaigne; in seinem Nachlasse fand sich ein Exemplar der Auflage von 1588, das eine Fülle handschriftlicher Ergänzungen und Verbesserungen enthält. Dieses Exemplar bildet die Grundlage der neuen Ausgabe, die alle handschriftlichen Notizen mit in den Text aufnimmt, obwohl es fraglich ist, ob Montaigne selbst alle diese Ergänzungen zur Aufnahme in eine künftige Ausgabe bestimmt und nicht vielmehr eine Auswahl aus den zahlreichen Notizen getroffen hätte. Fast gleichzeitig mit der Ausgabe der Essais hat uns Strowski[2]) auch mit einem nach allen Besprechungen ganz ausgezeichneten Buche über Montaigne — dem Referenten lag es bis zur Zeit der Niederschrift seines Berichtes noch nicht vor — beschenkt, nachdem ihm ein Jahr zuvor Dowden[3]) mit einer ähnlichen Arbeit vorangegangen war. Zangrowitz[4]) zeigt bis ins einzelne genau, was Montaigne dem Übersetzer Plutarchs Jacques Amiot und Pierre Saliat, dem ersten Übersetzer Herodots ins Französische, und was er Seneca, Caesar, Tacitus, Livius und Cicero zu danken hat.

Über *Vives'* Schrift De subventione pauperum, die er über Aufforderung des Bürgermeisters von Brügge 1526 geschrieben hat und in der er Vorschläge über die Neugestaltung des Armenwesens in dieser Stadt machte, hat Weitzmann[5]) in einer fleißigen Arbeit berichtet, in der er zu dem Ergebnis kommt, daß Vives' Reformen sich in drei Punkten zusammen-

---

[1]) Les essais de Michel de Montaigne, publiés d'après l'exemplaire de Bordeaux par Fortunat Strowski sous les auspices de la commission des archives municipales. Tome I. Bordeaux, Pech et Cie. 1906. 4°.

[2]) Fortunat Strowski, Montaigne. Paris, Alcan. 1906. 8°.

[3]) Edward Dowden, Michel de Montaigne. Philadelphia and London, Lippincott. 1905. 8°.

[4]) Joseph de Zangrowitz, Montaigne, Amyot et Saliat, étude sur les sources des essais. In: Bibliothèque litteraire de la Renaissance. Tome 7. Paris, H. Champion. 1906. 8°. XVI, 190 S.

[5]) Wilhelm Weitzmann, Die soziale Bedeutung des Humanisten Vives. Eine Analyse und Würdigung seiner Schrift: De subventione pauperum. Erlanger Diss. Borna-Leipzig, Buchdr. H. Noske. 1905. 8°. 44 S.

Digitized by Google

fassen lassen: 1. Die Armut ist zu lindern, der Bettel zu bekämpfen. 2. Wohltätigkeit bestehe nicht nur in pekuniärer, sondern mehr noch in erziehlicher Hilfe. 3. Die organisierte Armenpflege ist Sache der bürgerlichen Obrigkeit. Vives' Ideen überragen weit die bis dahin geltenden Anschauungen und sind Gemeingut der modernen Armenpolitik geworden.

Den schönen Sammlungen zur Geschichte des *Humanismus in Ungarn*, die wir Abel verdanken, läßt Hegedüs[1]) eine neue folgen, deren Inhalt teils Handschriften, teils alten Drucken entnommen ist. Auf einige Stücke aus Petrarca und Boccaccio folgen Reden, Briefe und Gedichte des Aelius Lampridius Cervinus, ein Brief des Filippo Beroaldo an Philipp Gyulai, des Ant. Gazius libellus de tuenda et propaganda viridi ac florida juventu, des Georg Logus Gedichte auf ungarische Angelegenheiten, ein Brief des Maximus Transsilvanus über die Molukken vom Jahre 1522, ein Gedicht auf die Einnahme von Sziget 1571, anonyme Gedichte auf Zriny und die Türkenkriege und endlich Gedichte des Erzbischofs von Gran, Nicolaus Clah. Den einzelnen Stücken gehen kurze Einleitungen in ungarischer Sprache voraus; die Texte scheinen buchstabengetreu abgedruckt zu sein, doch hätten die Abkürzungen überall aufgelöst werden können.

Allgemeines über den *Humanismus in Deutschland* ist im Berichtsjahr nur wenig geschrieben worden. Nur L. Keller[2]) weist auf den Kampf zwischen dem Humanismus und der Scholastik als auf ein Ringen zweier Weltanschauungen hin und macht auf die interessante Tatsache aufmerksam, daß sich auf dem Grabmal des Konrad Celtes im Stephansdome zu Wien ein Kreuz mit vier rätselhaften Buchstaben findet, das in derselben Gestalt und mit den gleichen Buchstaben auch auf dem Grabmal des Pomponio Leto erscheint.

Ein unbekanntes Marienlied des *Eneas Silvius Piccolomini,* das in die Jahre 1432—1439 fällt und vermutlich in Basel niedergeschrieben wurde, veröffentlicht nach des Dichters eigener Niederschrift in der Handschrift J. VII, 251 der Chigischen Bibliothek in Rom Wolkan[4]) und Krejčík[3]) stellt als Vorarbeit für eine Neuausgabe der Historia Bohemica des Eneas die in Italien vorhandenen Handschriften dieses Werkes zusammen. — Einen wichtigen Beitrag zur Biographie *Rudolf Agricolas* verdanken wir Allen,[5]) der einen kurzen aber quellenmäßigen Abriß über

---

[1]) Analecta recentiora ad historiam renascentium in Hungaria litterarum spectantia jussu academiae scientiarum Hungaricae ex variis fontibus hausta cum commentariis edidit Stephanus Hegedüs. Budapestini. typ. V. Hornyánszky. 1906. 8°. 431 S. 8 Kronen.

[2]) L. Keller. Der deutsche Humanismus und die Weltanschauung. In: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 15. Jhrg. S. 41—43. Berlin, Weidmann. 1906.

[3]) Rudolf Wolkan. Ein unbekanntes Marienlied des Eneas Silvius Piccolomini (Papst Pius II.). In: Gottesstimme. Monatsschrift für relig. Dichtkunst. Jhg. 1906. S. 302—304. Münster i. W., A. Ostendorff. 1906.

[4]) Ad. Krejčík. Italské rukopisy „Historia bohemica" Enéaše Silvia. In: Časopis musea českého, Ročn. 80. S. 76—92. Prag. 1906.

[5]) P. S. Allen, The Letters of Rudolph Agricola. In: The English Historical Review, Vol. XXI. S. 302—317. London. 1906.

Digitized by Google

Agricolas Leben gibt und dann versucht, seine uns erhaltenen Reden und Briefe chronologisch zu ordnen; am Schlusse wird aus einer Schlettstädter Handschrift ein bisher unbekannter Brief Agricolas vom 3. April 1480 zum Abdrucke gebracht. Von größtem Interesse ist eine Arbeit von G. Rossi,[1]) einem sizilischen Gelehrten, über *Agrippa von Nettesheim* und seine Philosophie, eine Arbeit, auf die ich gern die Aufmerksamkeit deutscher Forscher lenken möchte; ist doch Agrippa ein Mann, über dessen Wert und Bedeutung die Urteile heute noch stark auseinander gehen. Betrachten ihn die einen als einen Abenteurer auf dem Gebiete der Philosophie, andere als einen ganz mittelalterlichen Menschen, der noch an die Astrologie und Theurgie, an die Kabbala und Nekromantie glaube, so ist er den dritten nur ein durchaus mystischer Schriftsteller. Aber nur auf einem genauen Studium seiner Werke kann sich eine gerechte Würdigung des Mannes aufbauen, einer Arbeit, der sich der Verf. unterzogen hat. Er zeigt zunächst, wie sich am Ausgange des Mittelalters überall das Bedürfnis nach einer negativen Reform regte, das Bestreben, sich von mittelalterlichen Anschauungen freizumachen, die Grundlagen der Gesellschaft umzumodeln und die bisher bestehenden theokratischen Systeme abzuwerfen. Daraus erklärt sich das Ziel, das sich Agrippa gesetzt hat, wenn er gegen das ganze Wissen und Leben seiner Zeit sein Buch De incertitudine et vanitate scientiarum et artium schreibt. Bevor der Vf. sich an eine genaue Analyse dieses Werkes macht, deckt er die Gründe auf, warum der Skeptizismus im Mittelalter sich entwickeln mußte, ein Kapitel, das leider nicht ganz am rechten Orte untergebracht ist, da sein Zusammenhang mit den späteren Teilen durch eine Übersicht über Agrippas Leben unterbrochen wird; das 4. Kapitel bringt dann die Darstellung von Agrippas Hauptwerk, dessen berechtigten Skeptizismus der Vf. im einzelnen darlegt.

Eine kurze aber flüssig geschriebene Biographie *U. v. Huttens* von G. J. Wolf[2]) zieht durch ihren warmen nationalen Ton an. Voigt[3]) will darstellen, in welcher Art sich die deutsche Literatur der Gestalt Huttens bemächtigt hat. Lange Zeit vollkommen vergessen, wird Hutten erst dem Zeitalter der Aufklärung wieder lebendig, Herder ist der erste, der sich wieder mit ihm beschäftigt. In Gedichten und Romanen versuchte man den Kern seines Wesens zu fassen, vornehmlich aber bevorzugte ihn das Drama, doch sind fast alle Dramen verfehlt. Wenn der Vf. daraus den Schluß zieht' Hutten sei überhaupt kein Stoff für das Drama, so ist das eine Ansicht, über die sich streiten läßt; weit eher dürfte der Grund in den Dichtern selbst zu suchen sein, die den allerdings spröden Stoff nicht

[1]) Giuseppe Rossi, Agrippa di Nettesheim e la direzione scettica della filosofia nel rinascimento. Torino, Paravia. 1906. 8°. VI. 124 S. 4 Lire.

[2]) Georg Jacob Wolf, Ulrich von Hutten. Mit 12 Vollbildern und 6 Abbildungen im Text. In: Die Kultur, Hgg. v. C. Gurlitt. 5. Bd. Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1906. 8°. 64 S. M. 1,25.

[3]) Georg Voigt, Ulrich von Hutten in der deutschen Literatur. Eine stoffgeschichtl. Untersuchung. Leipziger Diss. Leipzig, Druck v. B. A. Dathe. 1905. 8°. 76 S. M. 1,25.

Digitized by Google

zu meistern verstanden. Huttens Nemo wird gewöhnlich ins Jahr 1512 verlegt; Clemen[1]) weist nun nach, daß der Drucker des Schriftchens Sebaldus Stribelitas in Erfurt nur im April und Mai 1510 einige Schriftchen druckte, daher der Nemo in dieses Jahr fallen muß. Angeregt hat Hutten vielleicht der Sermo pauperis Henrici de sancto Nomine.

Eine große, umfassende, auf die Originale zurückgehende Sammlung aller Briefe des *Erasmus von Rotterdam,* deren erster Band bereits vorliegt, verdanken wir Allen,[2]) der damit den Dank aller Freunde des großen Humanisten verdient hat. Streng wissenschaftlich, wird sie allen Anforderungen gerecht. Der erste Band, der die Jahre 1481—1514 umfaßt, bietet 297 Briefe, von denen 4 bisher ungedruckt waren; 30 fehlen der Ausgabe der gesamten Werke des Erasmus, die Clericus herausgab; ausführliche Einleitungen begleiten die einzelnen Briefe und geben Auskunft über die Persönlichkeit des Adressaten; alles in allem eine vorzügliche Leistung. Eine wesentliche Ergänzung der unter gleichem Titel vor zwei Jahren erschienenen Sammlung von Forstemann und Günther bringt Enthoven[3]) aus dem Kod. Rehdiger. 254 der Stadtbibliothek in Breslau, insgesamt 163 Briefe aus den Jahren 1518—1536, auf die bereits Horawitz in den Jahren 1883 und 1885 aufmerksam gemacht hatte und die uns eine Fülle von wichtigen Nachrichten aus dem Leben des Erasmus erschließen. 66 Briefe waren allerdings bereits anderwärts veröffentlicht worden, von denen uns der Herausgeber hier nur eine Kollation der Handschrift gibt. Es ist zu bedauern, daß er von einem vollständigen Neudrucke auch dieser Briefe abgesehen hat, da manche der Werke, in denen sich einzelne dieser Briefe abgedruckt finden, ziemlich schwer zu beschaffen sind; der Törtenelmi Tar, eine ungarische Zeitschrift, in der Bauch 1885 einige Briefe veröffentlichte, dürfte auch an größeren Bibliotheken Deutschlands nicht immer zu finden sein. Ob der Text der Briefe überall genau wiedergegeben ist, läßt sich nicht ohne Kenntnis der Originale sagen; gewissenhaft sind aber alle Unklarheiten, Fehler und Flüchtigkeiten derselben vermerkt; doch wäre es gut gewesen, wenn der Herausgeber seine Ergänzungen nicht in runden Klammern gegeben hätte, da er diese auch dort verwendet, wo sie im Originale vorkommen. Aus einem Vergleich der Faksimiletafel mit dem Texte des Herausgebers ergibt sich wenigstens für einen Fall, daß dieser nicht immer seinem, im Vorworte betonten Bestreben, ein möglichst getreues Bild des Originales zu geben, treu geblieben ist. So schreibt Honer konsequent „eciam", während der Abdruck (S. 41 Z. 4 und 12) etiam neben eciam in Z. 5 enthält. Und wenn der Herausgeber die Genetivendung der

[1]) Otto Clemen, Zu Huttens Nemo. In: Theologische Studien und Kritiken. 79. Jhg S. 306—312. Gotha, F. A. Perthes. 1906.

[2]) Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami denuo recognitum et auctum per P. S. Allen. Tomus I. 1484—1514. Oxonii, typ. Clarendon. 1906. 8°. XXII. 615 S. M. 18,—.

[3]) Briefe an Desiderius Erasmus von Rotterdam. hgg. von Prof. D. L. K. Enthoven. Mit 1 Lichtdrucktafel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906. 4°. XIV. 282 S. M. 10,—.

Digitized by Google

Feminina mit ae gegenüber dem e der Originale überträgt, so durfte er S. 41 Z. 2 nicht ecclesiastice discipline stehen lassen. Auch falsch gelesen hat der Herausgeber wiederholt. Wenn auch gerade dieser Brief manche Schwierigkeit bietet, so ist es doch sicher, daß S. 40 Z. 5 von unten zu lesen ist tecum statt tantum, Z. 3 quam statt quem, Z. 2 quam statt qua, Z. 1 certe statt certo. S. 41 vermag der Herausgeber zwei Stellen nicht zu entziffern; zu der einen bemerkt er, es stehe im Originale suppuntate, was natürlich suppinitate heißen will und an der zweiten steht im Originale vivitur. Z. 18 endlich hat das Original abhominationes statt abhominationem, das sic! ist zu streichen.

Einen deutschen Humanisten in Rom, *Jakob Questenberg*, lernen wir durch Güldner[1]) näher kennen. Wir finden ihn unter den zahlreichen deutschen Kurialen am Hofe Leos X.; der Memorialsekretär und Protonotar Johann Goritz bildete den Mittelpunkt, um den sich Männer wie der Westfale Johann Potken, der erste Kenner der äthiopischen Sprache, wie der spätere Reaktionär Kaspar Wirt, der Alchimist Christoph von Suchten aus Danzig, der nachmalige Bischof von Brixen Sebastian Sprentz (Sperantius) und der Mathematiker und Astronom Stephan Rösslein (Rosinus) aus Augsburg scharten. Questenberg stammte wohl aus Wernigerode und mag in den 60er Jahren des 15. Jhs. geboren sein; er studierte in Erfurt und ging 1485 nach Rom, wo er 1490 als apostolischer Brevenschreiber erscheint, brachte es bis zum lateranensischen Grafen und Geheimkommissär und ist nach 1524 gestorben. Schon in Erfurt wurde er durch seine Freunde wie Heinrich Boger (Flexor), Dietrich Block (Truncus) und Heinrich Fischer aus Nordheim (Piscatorius Aquilonipolensis) den humanistischen Ideen gewonnen; in Rom wurde der Kardinal von S. Marco, Marco Barbo, sein Gönner, zog ihn näher an sich und ermöglichte ihm so den täglichen Verkehr mit den politischen und literarischen Größen der Stadt. Er wurde ein Schüler des Pomponio Leto und des Griechen Argyropulos, nahm teil an der Erforschung der Altertümer Roms, versuchte sich auch als Dichter, übersetzte die „Tafel" des Kebes aus dem Griechischen und schrieb eine Reihe von griechischen Schriftstellern ab, Handschriften, die wegen der Schönheit seiner Schrift hoch im Werte standen. Wichtig ist die Rolle, die er im Kampfe Reuchlins gegen die Kölner Dominikaner gespielt hat, dem er tatkräftig zur Seite stand. Er hatte Reuchlin bei dessen zweitem Aufenthalte in Rom (1490) kennen gelernt und die Freundschaft, die beide schlossen, bewährte sich, als Reuchlin von den Kölner Theologen angegriffen wurde; mit Tatkraft trat Questenberg für den Freund ein, wenigstens in den ersten Jahren; die späteren Briefe Reuchlins halten allerdings nicht mit Andeutungen zurück, als sei Questenberg gleichgültig gegen ihn und seine Angelegenheit geworden. Lernen wir durch den Deutschen Questenberg den römischen Hof kennen, so ist es nicht minder interessant, aus den Berichten eines Italieners den Eindruck zu erfahren, den Deutschland

[1]) Friedrich Güldner, Jakob Questenberg, ein deutscher Humanist in Rom. Bonner Diss. Wernigerode 1906. 8°. 54 S.

Digitized by Google

auf ihn machte; die Veröffentlichung des Tagebuchs Antonios de Beatis verdanken wir Pastor.[1]) In den Jahren 1517 und 1518 unternahm der Kardinal Orsini eine Reise, die ihn über Verona und Trient nach Innsbruck, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Köln und Aachen nach Holland und Frankreich führte. In seiner Begleitung befand sich sein Sekretär Antonio de Beatis, der mit offenem Auge für alles, was ihn umgab, ein Tagebuch dieser Reise niederschrieb und damit eine äußerst wertvolle Arbeit schuf, da eine gleich eingehende kulturgeschichtliche Schilderung aus so früher Zeit weder für Deutschland, noch für die Niederlande oder für Frankreich existiert. Der Herausgeber sendet dem italienischen Texte eine Einleitung voraus, die eine Übersicht über die Reisebeschreibungen vor Beatis gibt und in einem weiteren Kapitel für die des Italienischen Unkundigen die wichtigsten Punkte dieses Berichtes auszieht.

Auch eine Reihe von Arbeiten über den Humanismus einzelner deutscher Landschaften sind zu erwähnen. Die Anfänge des Humanismus in *Tübingen* schildert Hermelink[2]) in einer ausführlichen quellenmäßigen Darstellung, von der vor der Hand nur der erste Teil vorliegt: „das Ende der Scholastik, der neue und der alte Weg.“ An der 1477 gegründeten Universität stand die via moderna, die Richtung der Ockamisten, gleichberechtigt neben der auf einer skotistisch-aristotelischen Erkenntnistheorie sich aufbauenden eklektischen via antiqua, die von Paris aus nach Süddeutschland drang, wohin sie einer der Wortführer in Paris, Johann Heynlin aus Stein bei Pforzheim gebracht hatte, nachdem er sie zuvor in Basel durchgeführt. Sein Nachfolger wurde Walter von Werve, neben dem Konrad Summenhart aus Calw und Paul Scriptoris aus Weil der Stadt wirkten, beide Vorläufer der Humanisten mit ihrer Forderung nach praktischer Ausgestaltung der Wissenschaft und ihrer Hinwendung zu den realen Tatsachen. Scriptoris brachte auch den ersten Buchdrucker nach Tübingen, der 1496 als erstes Buch seiner Presse des Scriptoris Kommentar zum ersten Buch der Sentenzen des Duns Scotus druckte. — Wir überschlagen ein halbes Jahrhundert in der Geschichte der Universität Tübingen, wenn wir von *Theodor Reysmann* sprechen, über dessen Leben und Wirken wir von Bossert[3]) eine Monographie zu erwarten haben. Hier handelt es sich nur um des ca. 1503 in Heidelberg geborenen Humanisten Aufenthalt in Tübingen, wohin er über Verwendung des kaiserl. Rates Johann Spiegel und nachdem er

[1]) Antonio de Beatis, Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517—1518. Als Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters veröffentlicht und erläutert von Ludwig Pastor. In: Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg i. B., Herder. 1905. 8°. 186 S M. 3,50

[2]) H. Hermelink, Die Anfänge des Humanismus in Tübingen. In: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 15. Jhg. S. 319—337. Stuttgart. 1906.

[3]) Gustav Bossert, Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen 1530 bis 1534. In: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 15 Jhg. S. 368—386. Stuttgart. 1906.

Digitized by Google

Karl V. in gewandten Versen besungen hatte, 1530 berufen wurde, um die Weisheit Rudolf Agricolas zu lehren. Seine Stellung an der Universität wird uns freilich nicht ganz klar, doch sehen wir ihn in Verbindung mit der Realistenburse, die er beim Herannahen der Pest nach Blaubeuern begleitet. Hier schreibt er seinen Fons Blavius, ein Gedicht, worin er in lateinischen Distichen die Schönheiten des Tales schildert. Nachdem er für einige Monate nach Tübingen zurückgekehrt war, ging er nach Speyer, wo er im Kreise der humanistisch gesinnten Domherren glückliche Tage verlebte; zum Dank dafür widmete er dem Domkapitel sein Encomion Spirae und veröffentlichte später seine Schrift: Pulcherrimae Spirae summique in ea templi enchromata, ein bisher unbekanntes Werk, das Speyer verherrlicht und „den vollen romantischen Zauber der mittelalterlichen Welt in den hellsten Farben entfaltet". Mit dem durch den Sieg des Herzogs Ulrich bei Laufen (13. Mai 1534) in Tübingen zum Durchbruche gelangenden Protestantismus sah sich Reysmann, der ursprünglich ein Anhänger Luthers gewesen war, sich aber später wieder der katholischen Lehre zugewendet hatte, gezwungen, Tübingen zu verlassen. Er wandte sich zunächst bittlich an die Stadt Konstanz um ein Amt; als seinem Ansuchen nicht willfahrt wurde, erbarmte sich Ambrosius Blaurer seiner und berief ihn anfangs 1535 zum Lesemeister in das Kloster Hirsau, wo er sich aber nur kurze Zeit zu behaupten vermochte.

Nach *Freiburg* führt uns eine Arbeit Lebermanns[1]) über *Konrad Heresbach* und seine pädagogischen Anschauungen, die Heresbachs Schrift De educandis erudiendisque principum liberis (Frankfurt 1570) zugrunde legt. Heresbach, ein Schüler des Erasmus und von einer universellen Tendenz, bietet zwar kein erschöpfendes und klares System, erweist sich aber doch als ein Mann von großer Gelehrsamkeit und scharfem, selbständigen Urteil. Bei Abfassung seiner Schrift war Heresbach namentlich von Quintilians institutio oratoria abhängig, dagegen dürfte er die Pseudo-Plutarchsche Schrift über Kindererziehung wohl nur aus den Zitaten anderer Humanisten kennen. Auch P. P. Vergerios Buch De ingenius moribus ac liberalibus studiis hat er schwerlich benützt, dagegen ist er von Maffeo Vegios Schrift De educatione liberorum so stark beeinflußt, daß sich fast kein wesentlicher pädagogischer Grundsatz Vegios findet, den Heresbach nicht übernommen hätte. Auch Eneas Silvius hat er fraglos benutzt, wenn auch nicht so stark wie Vegio; noch geringer ist der Einfluß von des Erasmus Schrift über die Erziehung eines christlichen Fürsten auf ihn. Möglich ist es, daß Heresbach auch des Vives pädagogische Werke gekannt hat. Interessant ist, daß sein Freund, der Straßburger Pädagoge Johann Sturm in seinem Buche De educatione principis (1551) Heresbach als das Ideal eines Prinzenerziehers hinstellt.

Aus der Geschichte des *elsässischen Humanismus* teilt uns der zu

[1]) Bruno Lebermann, Die paedagogischen Anschauungen Konrad Heresbachs. Würzburger Diss. Hamburg, Druck von Grube & Henning. 1906. 8°. 143 S.

früh verstorbene treffliche Knepper[1]) einen Originalbrief *Wimpfelings* vom 1. Dezember 1508 und 2 Kopien von Schreiben desselben, beide vom 1. Februar 1489 an Olivieri Caraffa und an Antonius de Petronis mit; in den beiden letzteren bittet Wimpfeling um eine Pfründe in Schlettstadt. Ein Schreiben des *Beatus Rhenanus* aus dem Jahre 1523 ist vielleicht an Butzer gerichtet und zeigt ihn empört über das Wüten des Volkes, das in seinem Eifer für die religiöse Neuerung keine Grenzen kenne; dabei fließen Bemerkungen ein über die Krankheit des Papstes, über die Huttens und dessen Ende.

Michel[2]) legt uns das Schulbuch *Peter Schades*, der sich nach dem Flusse, an dem sein Geburtsort Bruttig lag, *Mosellanus* nannte, zugleich mit einer ausgezeichneten Einleitung im Neudrucke vor; er gibt uns einen kurzen, aber alle wesentlichen Züge hervorhebenden Abriß über des Mosellanus Leben, in einem zweiten Kapitel eine Übersicht über die Schülergespräche, die der Pädologie vorangingen, die zwar kein literarisches, wohl aber ein pädagogisches Meisterwerk ist und bis zum Ende des 16. Jhs. in der zweituntersten Klasse vieler Lateinschulen in Verwendung stand. Die erste Ausgabe erschien im Oktober 1518; andere Ausgaben lassen sich in ununterbrochener Reihe bis ins Jahr 1591 verfolgen; aber selbst noch 1706 erschien in Helmstedt eine neue Auflage.

Löffler[3]) weist auf zwei unbekannte Veröffentlichungen *westfälischer Humanisten* hin, des *Hermann v. d. Busch*, dessen Kommentar zu dem Hymnus Salva festa dies auf der Göttinger Universitäts-Bibliothek sich befindet und des *Timan Kemner*, der ein Compendium artis dialecticae schrieb, das in Wolfenbüttel und Berlin sich erhalten hat.

Jensch[4]) unterzieht des *Erasmus Alberus* Praecepta morum einer eingehenden Untersuchung, wobei er zunächst die alten Drucke anführt und zu den bei Goedeke verzeichneten noch einen diesem unbekannten Druck aus dem J. 1537 (die 1. Auflage erschien 1536) hinzufügen kann. Verfaßt ist das Werkchen, das Alberus in der ersten und zweiten Fassung in Sprendlingen vollendete, für Luthers ältesten Sohn Johannes; bescheiden nennt der Vf. es nur eine Übertragung von Sentenzen weiser und gelehrter Männer. Die erste Auflage enthielt nur 88 Sprüche, aber schon die von 1537 vermehrt den Inhalt auf 313 Sprüche, die, in der 3. auf 378 steigen und alle Gebiete des sozialen, politischen und religiösen Lebens berühren, manchmal recht trocken und hausbacken sind, oft aber auch zur vollen Zeitsatire sich er-

---

[1]) Jos. Knepper, Kleine Funde zum elsässischen Humanismus. In: Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins. N. F. 21. Band, S. 40—49. Heidelberg, C. Winter. 1906.

[2]) Petrus Mosellanus Paedologia. Hgg. v. Hermann Michel. In: Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jhs., hgg. v. Max Herrmann. No. 18. Berlin, Weidmann. 1906. 8°. LIV. 54 S. M. 2,—.

[3]) Kl. Löffler, Zwei unbekannte Veröffentlichungen westfälischer Humanisten. In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen. XXIII. Jhg. S. 456—459. Leipzig, O. Harrassowitz. 1906.

[4]) Otto Jensch, Zur Spruchdichtung des Erasmus Alberus (Die Praecepta morum). Magdeburg, W. Wilh. G. P. 1906. (No. 297.) 4°. 28 S.

Digitized by Google

heben. Sind auch die lateinischen Vorlagen seine Quelle gewesen, so übersetzt er doch nur selten schlechthin, die Mehrzahl seiner Sprüche übernimmt nur den Grundgedanken, den Alberus erweitert; in anderen wiederum macht er sich ganz frei von seiner Vorlage und beleuchtet die Zustände seiner Zeit. Seine Sprache ist sein hessischer Heimatdialekt, auf den Luthers Sprache nicht ohne Einfluß geblieben ist. Seine Quellen sind die Schriftsteller des Altertums, unter denen er Publilius Syrus, Cato, Ovid und Homer sichtlich bevorzugt, doch fehlen auch die Humanisten Italiens und Zeitgenossen nicht. Da die Praecepta gleichzeitig mit und neben den Fabeln Albers entstanden sind, so haben beide Werke sich gegenseitig beeinflußt; aber auch Freidanks Bescheidenheit, Boners Fabeln und selbst die mhd. Spruchdichtung waren nicht ohne Einfluß auf ihn, ähnliches gilt von der zeitgenössischen Dichtung eines Seb. Brant, Joh. v. Morssheim, Joh. v. Schwarzenberg und Burkhard Waldis.

Über des *Martinus Hayneccius* Übersetzung der Capitivi des Plautus ist zumeist ein wenig günstiges Urteil gefällt worden; daß es zu hart sei, will Hruschka[1]) nachweisen. Hayneccius schließt sich ziemlich genau an das Original an, ohne aber der deutschen Sprache Gewalt anzutun, die er im Gegenteile mit wohltuender Frische und Lebendigkeit zu gebrauchen versteht, besonders dort, wo er spezifisch römisches Leben durch deutsches ersetzt, um so klarer und anschaulicher zu werden, wobei er vor Erweiterungen einer Stelle nicht zurückschreckt. Wenn wir ihn aus Reimnot zu allgemeinen Redensarten und Phrasen greifen sehen, so ist dies ein gewohnter Kunstgriff der Zeit. Der Übersetzer erweitert aber nicht nur, er verkürzt auch, wenn dies einer größeren Schärfe zugute kommt oder ändert, wo ihm dies nötig erscheint, so, wenn er das Heidnische verchristlicht und das Fremdartige ins Heimische umgestaltet; auch Wortspiele des Originals weiß er oft treffend wiederzugeben.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Buch Amalia Cesanos über Hans Sachs (vgl. Mitt. 1906, S. 76, 34) von ihrem Landsmanne Manacorda[2]) günstig besprochen wurde, der selbst noch einige Zusätze macht, die Hans Sachsens Abhängigkeit von Poggio und Aretino dartun wollen; dagegen weist A. L. Stiefel[3]) die Unrichtigkeit von Manacordas Aufstellungen nach, und wirft die Frage auf, welchen Einfluß deutsche Schwankdichter des 16. Jahrhunderts auf die gleichzeitige Schwankliteratur Italiens genommen haben mögen, indem er zugleich betont, daß Ludovico Domenichi reichlich aus Bebels Facetien übersetzt hat. Wir erhalten zugleich die Mitteilung, daß wir von Stiefel eine Monographie über H. Bebel zu erwarten haben, eine Nachricht, die gewiß vielen eine Freude bereiten wird.

---

[1]) Alois Hruschka, Des Martinus Hayneccius Übersetzung der „Captivi" des Plautus. Wien, 7. Bezirk, R. P. 1906. 8°. 29 S.

[2]) Guido Manacorda, Beziehungen Hans Sachsens zur italien. Literatur. In: Studien z. vergleichenden Literaturgeschichte, 6. Bd. S. 228—233. Berlin, A. Duncker. 1906.

[3]) Artur L. Stiefel, Wechselbeziehungen zwischen deutscher und italienischer Literatur. A. a. O. S. 338—341.

Digitized by Google

IX. Neuzeit.

1. Preußen.

Von **Martin Wehrmann** und **Eduard Clausnitzer.**

Wehrmann.] Unter den Landschaften des preußischen Staates bietet in bezug auf die Kirchen- und Schulgeschichte des Reformationszeitalters ein besonderes Interesse der Teil der Provinz Sachsen, der 1814 vom Königreiche Sachsen getrennt ward. Ist doch dieser sogenannte sächsische Kurkreis das eigentliche Mutterland der Reformation, in dem die Reformatoren selbst wirkten und persönlich für die neuen Einrichtungen tätig waren. Deshalb hat sich die Forschung schon wiederholt mit dem Kirchen- und Schulwesen in diesem Gebiete beschäftigt, aber die älteren Visitationsprotokolle waren bisher noch nicht genügend ausgenutzt. W. Schmidt[1] hat eine Darstellung der *Kirchen- und Schulvisitation im sächsischen Kurkreise* vom Jahre 1555 begonnen und in einem ersten Hefte die kirchlichen und sittlichen Zustände behandelt. Er schildert diese, wie sie sich für die verschiedenen Ämter aus den im Magdeburger Staatsarchive befindlichen Protokollen ergeben. Die Schulverhältnisse waren im allgemeinen sehr ungünstig, fast nur in den Städten befanden sich wirkliche Schulen, auf dem Lande fehlten sie noch überall; ein besonderes Gewicht legten die Visitatoren auf die Einrichtung und Erhaltung von Jungfrauenschulen. Das Lob Melanchthons, daß viel schöner wohlgeordneter Kinderschulen in Städten in diesen Landen seien, erscheint berechtigt, aber bestätigt wird auch durch diese Berichte die schon bekannte Tatsache, daß die ländliche Volksschule in unserem Sinne durch die Reformation noch nicht ins Leben gerufen werden konnte, daß dagegen die den Reformatoren vorschwebende Idee einer solchen zunächst wenigstens im Katechismusunterricht verwirklicht wurde (vgl. Mitteilungen der Ges. f. dt. Erziehungs- und Schulgesch. XVI, S. 89 ff.). Bietet die Arbeit Schmidts demnach für unsere Kenntnis von den allgemeinen Zuständen des reformatorischen Schulwesens nichts Neues, so sind manche Einzelheiten recht beachtenswert und lassen eine vollständige Veröffentlichung der Protokolle als wünschenswert erscheinen. Nicht nur die Lokalforschung würde dadurch gefördert werden, auch das Bild der gesamten evangelischen Schule jener Zeit würde in mancher Hinsicht schärfer werden. Ein Gegenbild bietet uns Bidder,[2] indem er *das westpreufsische Schulwesen in polnischer Zeit* schildert. Im Archidiakonat Pommerellen wurden am Ende des 15. und während des 16. Jahrhunderts allerlei Versuche gemacht, ein Seminar zur Vorbildung zum geistlichen Stande zu errichten, ohne daß etwas Dauerndes geschaffen wurde. Besser

[1] Wilhelm Schmidt, Die Kirchen- und Schulvisitation im sächsischen Kurkreise vom Jahre 1555. 1. Heft: Die kirchlichen und sittlichen Zustände. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 24. Jahrg. 1. Stück. Halle a. S., R. Haupt. 1906 4, 74 S.

[2] Bidder, Beiträge zu einer Geschichte des westpreußischen Schulwesens in polnischer Zeit ca. 1572—1772. In: Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins XLIX, S. 273—349.

Digitized by Google

gelang es den Jesuiten mit der Gründung eines Kollegs unmittelbar vor den Toren Danzigs, der mächtigen Förderin des evangelischen Bekenntnisses und Schulwesens, auf dem bischöflichen Gebiete des Schottlandes. Die Anstalt, die 1585 errichtet, 1621 in einem neuen Gebäude wieder eröffnet wurde und 1711 einen Lehrstuhl für philosophische Kurse erhielt, war während des 18. Jahrhunderts die höhere Bildungsstätte für die katholische Jugend ganz Westpreußens in Stadt und Land. Von dem Pfarrschulwesen der Katholiken erfahren wir einiges aus den Visitationen von 1583 und 1584, die Verhältnisse waren recht elend und traurig. Dieser Zustand änderte sich auch in der folgenden Zeit wenig, die polnische Herrschaft war nicht imstande, ja auch nicht willens, für das große Volk Schulen zu schaffen; ein Lehrerstand bestand nicht. Man trat dort auch im 18. Jahrhundert mit kaum glaublicher Unduldsamkeit gegen die evangelische Bevölkerung auf, die sich in dem pommerellischen Archidiakonat verhältnismäßig zahlreicher und blühender Schulanstalten erfreute. Bildung und Deutschtum waren in gleicher Weise gefährdet. Die Zustände, die Bidder in seiner gründlichen Arbeit schildert, sind ungemein lehrreich.

In die bewegte Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts führen uns zwei Abhandlungen. Das kleine *Fürstentum Corvey* wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 dem 1795 aus Holland vertriebenen Erbstatthalter Wilhelm V., Prinzen von Oranien, übertragen. In den wenigen Jahren seiner Regierung (bis 1807) wurde der Versuch gemacht, den höchst traurigen Zustand des Schulwesens, der, wie Schumacher[1]) anschaulich schildert, in ganz Westfalen herrschte, zu bessern und namentlich die Stadtschulen zu reorganisieren. Durch Regierungsverfügung vom 2. August 1804 wurde in Höxter das Simultanschulsystem eingeführt, das bis in die 50er Jahre bestehen blieb. Zur Kenntnis des *Bergischen Schulwesens* unter französischer Herrschaft bringt R. Peters[2]) einen kleinen Beitrag, indem er besonders 2 Tabellen über den Stand der niederen und der höheren Schulen im Großherzogtum Berg von 1809 mitteilt. Die Reformprojekte Joachim Murats von 1806 waren nicht zustande gekommen, und der Elementarunterricht wurde noch sehr vernachlässigt, so daß die Zahl der schulpflichtigen Kinder, die Schulen nicht besuchten, recht groß war. Das Schulwesen *Homburgs* behandelt W. Rüdiger[3]) besonders auf Grund der von W. Diehl herausgegebenen Schulordnungen des Großherzogtums Hessen (Mon. Germ. Paed. XXVII). Die Lateinschule sowie die Volks- und Mädchenschule werden uns in ihren Einrichtungen bis zum Beginne der

---

[1]) Schumacher, Das Schulwesen im Fürstentum Corvey unter oranischer Herrschaft 1803—1807. 9. Jahresbericht des König Wilhelms-Gymnasium zu Höxter. 1906. (Pr. No. 434.) S. 3—21.

[2]) Rudolf Peters, Beitrag zur Kenntnis des Bergischen Schulwesens unter der französischen Herrschaft. In: Studien zur niederrheinischen Geschichte. Festschrift zur Feier des Einzuges in das neue Schulgebäude des Kgl. Gymnasiums (30. Juni 1906). Düsseldorf. S. 36—43.

[3]) W. Rüdiger, Das Homburger Schulwesen. In: Nassovia, Zeitschrift für Nassauische Geschichte und Heimatkunde 1906. S. 130—132. 142—144. 162—164.

Digitized by Google

neuen Zeit vorgeführt, doch bieten die Mitteilungen über Schulordnung, Lektionen, Lehrer, Bibliothek u. a. m. kaum irgend etwas Eigenartiges.

Vollständige Geschichten von höheren Schulen verdanken wir wieder Jubelfeiern, die immer häufiger Anlaß zur Abfassung von Schulgeschichten geben. Auf die Bedenken, die solchen Arbeiten entgegenzubringen sind, ist schon wiederholt hingewiesen worden; es ist aber auch hier der Ort, auf die Bemerkungen Heubaums[1]) aufmerksam zu machen, die hoffentlich recht ernste Beachtung finden. Es ist sehr zu wünschen, daß das Interesse der Lehrer an der Geschichte der Anstalt, an der sie tätig sind, reger werde, nicht in dem Sinne, daß jeder sich mit geschichtlicher Forschung beschäftige, aber wohl, daß er einer solchen nicht gar zu gleichgültig gegenüberstehe, ja wohl auf sie spöttisch herabblicke. So selten ist es durchaus nicht, daß ein Lehrer, der sich mit Schulgeschichte beschäftigt, bei seinen eigenen Amtsgenossen wenig oder gar kein Verständnis findet. Lust und Liebe zu einer derartigen Arbeit wird dadurch gerade nicht geweckt. Auf ein Bestehen von 500 Jahren blickt das *Johanneum in Lüneburg* zurück. W. Görges und A. Nebe[2]) schildern in der Festschrift die Entwicklung der Anstalt, die, in der Zeit der städtisch-kirchlichen Schulstreitigkeiten entstanden, mannigfache Schicksale durchgemacht hat. Zeigen die Schulordnungen und Stundenpläne des 16. Jahrhunderts mit dem Übergewicht des Latein wenig Besonderes, so tritt im 17. Jahrhundert durch den Rektor Reyher, der kurze Zeit in Lüneburg wirkte, deutlich eine Verbindung mit Gotha hervor. Bestrebungen für die deutsche Sprache sind seit der Mitte desselben Jahrhunderts erkennbar, der Unterricht im Französischen beginnt 1736. Interessant und wichtig sind die Mitteilungen über das innere Leben in der Schule, die eigenartige Fastnachtsfeier-Ordnung von 1543, die Unterrichtsmethode, die Besoldungsverhältnisse, die Schulbücher, die Komödien und actus oratorii, den chorus symphoniacus usw. Man erkennt aus der trefflichen Darstellung recht deutlich, welche Bedeutung das Johanneum im geistigen Leben der Stadt hatte. Die neuere Geschichte von 1806—1906 zeigt uns den typischen Gang der höheren Schulen und bietet für weitere Kreise weniger Interessantes. Im Ganzen ist aber diese Festschrift als eine der besten zu bezeichnen, da sie sowohl dem nächsten Zwecke, als der schulgeschichtlichen Forschung dient. Die 50jährige Stiftungsfeier beging das *Bugenhagen-Gymnasium in Treptow a. R.*, eine Schule, die in ihren Anfängen bis über die Reformationszeit hinausgeht. Die Nachrichten aus älterer Zeit sind aber recht dürftig und schon früher zusammengestellt, die neue Festschrift[3]) enthält hauptsächlich eine Darstellung der Geschichte des Gym-

[1]) A. Heubaum, Die schulgeschichtliche Forschung in den Programmen der Jahre 1904, 1905, 1906. In: Monatsschrift für höhere Schulen VI (1907). S. 356—375.

[2]) Wilhelm Görges und August Nebe. Geschichte des Johanneums zu Lüneburg. Festschrift z. 500jähr. Jubelf. d. Johanneums im September 1906. Düsseldorf 1906. (170 S.)

[3]) Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier des Kgl. Bugenhagen-Gym-

Digitized by Google

nasiums von 1881—1906. Das wichtigste Ereignis in diesem Zeitraum ist die Verstaatlichung der Schule (1887). Die eingehenden Angaben über die Lehrer, Lehrverfassung und Unterricht, Lehrmittel usw. haben für weitere Kreise weniger Interesse, als vielleicht die statistischen Zusammenstellungen. Die in Festschriften üblichen Verzeichnisse ehemaliger Schüler fehlen auch hier nicht. Eigenartig ist dagegen der Inhalt des zweiten Teiles, in dem U. Fischer das Leben der 12 ehemaligen Schüler des Bugenhagen-Gymnasiums erzählt, die in den Einigungskriegen Deutschlands für das Vaterland gestorben sind. Es ist das ein recht hübscher Gedanke, der auf Grund sehr sorgfältiger Forschungen vortrefflich durchgeführt ist. Auch für unsere Kenntnis von dem Schulleben in den 60er Jahren bringt diese Erzählung manches Beachtenswerte. 25 Jahre besteht die Realschule in *Buxtehude;* was B. Pansch[1]) über diese Zeit mitteilt, hat kaum weiteres Interesse. Wechselnde Schicksale hat die seit 1903 bestehende Realschule in *Finsterwalde,* N.-L., seit 1841 durchgemacht, wie O. Raebel[2]) erzählt. Die Wandlungen der Schule sind recht bezeichnend für die Zustände in einer kleinen Stadt und den Wechsel der Anschauungen über das Schulwesen.

Zahlreicher als vollständige Schulgeschichten sind einzelne Beiträge zur Geschichte verschiedener Anstalten. Wir finden solche in mehreren Arbeiten zur Reformationsgeschichte z. B. von *Lippstadt, Trier* und *Lissa,*[3]) doch handelt es sich hier nur um gelegentliche Bemerkungen, die im allgemeinen wenig bieten. Die Pfarrschule von *Maria Magdalena in Posen* hatte, wie Th. Wotschke[4]) nachweist, im 5. und 6. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts unter dem häufigen Wechsel des Lehrers und infolge der Begründung evangelischer Schulen sehr zu leiden, so daß der Rückgang trotz aller Bemühungen des Rats nicht aufzuhalten war. Dagegen nahm das 1601 mit 2 Gymnasialklassen begründete Jesuitengymnasium in *Aachen* im 17. Jahrhundert einen großen Aufschwung und war bis 1773 ein Kulturfaktor ersten Ranges für die Stadt. Ausführlich stellt Alfons Fritz[5])

nasiums in Treptow a. Rega am 27. September 1906. 3 Hefte. H. 1: Zur Geschichte des Kgl. Bugenhagen-Gymnasiums von v. Boltenstern, Doerks und Rosenhagen (XII, 45. 36 S.) H. 2: Ulrich Fischer, das Leben der 12 ehemaligen Schüler des Bugenhagen-Gymnasiums, die in den Einigungskriegen Deutschlands für das Vaterland gestorben sind (3. 141 S.). H. 3: R. Klotz, de scholiis Statianis commentatio altera. Treptow a. R. 1906.

[1]) B. Pansch, Übersicht über die ersten 25 Jahre der Anstalt. Jahresbericht der Realschule in Buxtehude, 1906. (Pr. No. 405.) S. 3—13.

[2]) O. Raebel, Zur Geschichte der Anstalt. Jahresbericht der Realschule zu Finsterwalde, N.-L., 1906. (Pr.-No. 153.) S. 3—19.

[3]) H. Niemöller, Reformationsgeschichte von Lippstadt. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. N. 91. Halle a. S., 1906. (79 S.) — J. Ney, Die Reformation in Trier 1559 und ihre Unterdrückung. Erstes Heft. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 88/89. Halle a. S., 1906. (114 S.) — P. Voigt, Aus Lissas erster Blütezeit. 2. Aufl. Lissa, Fr. Ebbecke. 1906. (151 S.)

[4]) Th. Wotschke, Die Posener Pfarrschule von Maria Magdalena im 5. und 6. Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts. In: Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, VI., (1905), S. 142—145.

[5]) Alfons Fritz, Das Aachener Jesuiten-Gymnasium. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Band XXVIII. (1906.) (285 S.)

Digitized by Google

die Geschichte dieser Anstalt dar, an der 1686 das philosophische und bald auch das theologische Studium eingeführt wurde. Neben dem sonst üblichen Klassenlehrersystem der Jesuitenschulen ist hier um 1700 auch ein Ansatz zum Fachlehrersystem zu entdecken, da eine Professur für die griechische Sprache eingerichtet wurde. Freilich war dieser Unterrichtsgegenstand ohne große Bedeutung und das Lateinische das Hauptfach. Die Vorlagen zu den schriftlichen Arbeiten für die Versetzung und die Prämien vom Jahre 1722, die mitgeteilt werden (S. 242—256), zeigen, daß die Anforderungen und Leistungen nicht gering waren. Von einem eigentlichen Geschichtsunterrichte hören wir erst seit 1729. Die ähnlichen Anstalten eigenen Einrichtungen in der Beaufsichtigung und religiösen Erziehung der Jugend, in dem Unterrichtsbetrieb, den Disputationen und Aufführungen u. a. m. kehren hier wieder, es fehlen auch nicht die Auswüchse und Studentenstreiche. Die ganze Darstellung ist sehr lesenswert und bietet manche interessante Einzelheiten. In den Beilagen sind wertvolle Beiträge zur Geschichte der Jesuitenerziehung im 17. und 18. Jahrhundert gegeben. Ebenso beachtenswerte Mitteilungen auf diesem Gebiete macht Wilhelm Richter,[1] der die Geschichte des *Paderborner Gymnasiums* im 18. Jahrhundert behandelt. Dies bildete, seitdem 1616 die Universität Paderborn eröffnet worden war, die dritte Fakultät. Ein Unterricht in der deutschen Sprache scheint seit etwa 1732 vorzukommen, als man überhaupt begann den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens mehr Rechnung zu tragen und auch die Geschichte als eigenes Fach zu betreiben. Seit 1763 erscheint unter den Lehrgegenständen in sämtlichen Klassen auch das Rechnen. Durch das stete Anwachsen der „Realien" wurde von 1730 an der alte Charakter der Anstalt nicht unwesentlich verändert. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) gingen die Forderungen namentlich im Griechischen und in der Geschichte erheblich zurück, man gewährte dagegen dem mathematischen und philosophischen Unterricht großen Spielraum. Im allgemeinen war die Entwicklung des Gymnasiums in dem Zeitraum von 1773—1802 wenig erfreulich. Die Schrift Richters enthält viele treffliche Nachrichten über den inneren Betrieb, indem ausführliche Mitteilungen über die Aufgaben und Arbeiten der Schüler gegeben werden. Von dem *Königsberger Friedrichs-Kollegium*, das 1698 als eine Schöpfung des Pietismus entstand, erzählt frisch und lebendig Heinrich Spiero[2] und behandelt besonders die Tätigkeit Friedrich August Gottholds (1810—1860). Auch von den Schülern der berühmten Schule weiß er zu erzählen. Nicht wenige bekannte Namen enthalten die Mitteilungen, die Wolfgang Meyer,[3] aus der Abiturienten-

[1] Wilhelm Richter, Zur Geschichte des Paderborner Gymnasiums im 18. Jahrhundert. Beilage zum 82. Jahresbericht über das Kgl. Gymnasium Theodorianum zu Paderborn, Ostern 1906. (Pr.-Nr. 438.) Paderborn. 1906. (46 S.)

[2] Heinrich Spiero, Hermen. Essays und Studien. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1906. (234 S.) S. 209—226: Das Friedrichs-Kollegium zu Königsberg.

[3] Wolfgang Meyer, Aus der Abiturienten-Matrikel des Johanneums

Matrikel des *Johanneums in Hamburg* macht. Wir finden da Männer, wie August Neander, Ferd. Heinr. Grautoff, Joh. Mart. Lappenberg, Joh. Classen u. a. erwähnt. Es tritt deutlich hervor, welche Bedeutung diese Schule für die deutsche Gelehrtengeschichte hat. Ein Verzeichnis der Lehrer und Schüler des *Ilfelder Pädagogiums* von 1800—1853 hat Georg Meyer[1]) hergestellt und damit eine Ergänzung des früher veröffentlichten Verzeichnisses, das die Jahre 1853—1903 umfaßte, mit großer Mühe und Sorgfalt geliefert. Für Familiengeschichte sind solche Arbeiten von nicht geringer Bedeutung. Schriftsteller und Gelehrte, die Aachener Schulen ihre Vorbildung verdankten, hat H. Savelsberg[2]) zusammengestellt. In dem umfangreichen Werke, das K. Kayser im Auftrage der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte über die hannoversche Pfarren und Pfarrer seit der Reformation herausgiebt, sind auch, wo es möglich ist, Angaben über die Lehrer gemacht. In dem 1906 erschienenen Heft 10,[3]) das die Inspektion Springe umfaßt, finden wir solche Notizen z. B. für Springe, Lauenau und Münder; auch sonst sind kurze Angaben über Schulverhältnisse vorhanden. Der Nachtrag, den Emil Becker[4]) zu der im vorigen Jahresberichte erwähnten (Mitteil. XVI, S. 345) Ausgabe des Albums des akademischen *Pädagogiums in Marburg* bringt, enthält außer 2 Verfügungen von 1746 einen catalogus exemptorum (d. h. ein Verzeichnis der Abiturienten) nebst Annalen von 1654—1779, also mehr als die gewöhnlichen Matrikeln. Von Interesse sind die seit 1758 ausführlicher werdenden Berichte über die Examina. Das Verzeichnis der Schüler des *Rösseler Gymnasiums*[5]) ist fortgesetzt worden; der neue Abschnitt umfaßt die Jahre 1710—1748.

Auch die Geschichte des *höheren Mädchenschulwesens in Preufsen,* die im allgemeinen noch recht wenig bearbeitet wird, hat diesmal einige Beiträge aufzuweisen. Es handelt sich um Festschriften, die aus Anlaß von Jubelfeiern erschienen sind. Gehören sie auch eigentlich nicht in das Berichtsjahr, so müssen sie doch hier erwähnt werden, da sie jetzt erst zugänglich geworden sind. In *Schwelm* wurde, wie August Schäffer[6])

1804—27. Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. (Pr.-Nr. 906.) Hamburg. 1906. 53 S.

[1]) Georg Meyer, Verzeichnis der Lehrer und Schüler des Ilfelder Pädagogiums von Ostern 1800 bis Ostern 1853. Jahresbericht über die Kgl. Klosterschule zu Ilfeld. 1906 (Pr.-No. 378.) S. 3—71.

[2]) H. Savelsberg, Aachener Gelehrte in älterer und neuerer Zeit. Beilage zum Jahresberichte des Kgl. Kaiser Wilhelm-Gymnasium in Aachen. 1906.

[3]) Karl Kayser. Die hannoverschen Pfarren und Pfarrer seit der Reformation. Heft 10. Inspektion Springe. Bearbeitet von Th. Warnecke. Braunschweig, Alb. Limbach. 1906. (103 S.)

[4]) Emil Becker. Nachtrag zum Album des akademischen Pädagogiums (1654 bis 1779). Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums Philippinum zu Marburg. 1906. (Pr.-Nr. 491.) S. 3—28.

[5]) G. Lühr, Die Schüler des Rösseler Gymnasiums (Fortsetzung). In: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Heft 46. (1906.) S. 158—312.

[6]) August Schäffer, Die städtische höhere Mädchenschule zu Schwelm. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Schule. 1904. (54 S.)

Digitized by Google

berichtet, im Jahre 1804 eine Familien-Privatschule zur Erziehung der Töchter begründet. Ein recht verständiger Plan und Gedanken über das Institut wurden damals veröffentlicht, die für die damalige Auffassung vom Mädchenunterricht sehr charakteristisch sind. Die Schule, die sich gut entwickelte, ging 1881 in städtisches Patronat über. Bei der Feier des 100jährigen Bestehens der Kaiserin Auguste Viktoria-Schule in *Celle* hat der Direktor Fitschen[1]) in einer Rede treffliche Worte über das Frauenleben im letzten Jahrhundert gesprochen, ohne aber auf die Geschichte seiner Schule weiter einzugehen. Dagegen hat Haling[2]) zum 75jährigen Bestehen der höheren Mädchenschule in *Memel* den ersten Teil der Geschichte der Anstalt veröffentlicht. Das Schulwesen in Memel war im Anfang des 19. Jahrhunderts in gutem Zustande, 1826 wurde eine Mädchenschule eröffnet, die 1830 von der Regierung anerkannt wurde. Der Lehrplan von 1834 zeigt die Ziele, die sie sich stellte; von fremden Sprachen lehrte man nur die französische, ein Unterricht im Englischen trat erst 1871 hinzu.

Clausnitzer.] Sehr ertragreich ist die Forschung auf dem Gebiete der preußischen Volksschule nicht gewesen. Eine größere Monographie hat Friedrich Wienecke dem Garnisonschulwesen gewidmet, die den Lesern dieser „Mitteilungen“ als Beiheft 14 zur Verfügung gestellt worden ist.[3]) Statistische und andere Notizen, die hoffentlich sich zu einem größeren Werke verdichten werden, hat Machule in Forst N.-L. über das Volksschulwesen von 1816—1901 gesammelt und veröffentlicht[4]) Auch für ihn besteht, wie die neuere Forschung ergeben hat, wissenschaftlich keine Trennung von höherem und Volksschulwesen. Besondere Rücksicht hat er bei dem Studium seiner Quellen indes der Volksschule gewidmet, und dadurch eine höchst wertvolle und für weitere Arbeiten unentbehrliche Studie gegeben. Die Entwicklung des Mittelschulwesens (nach dem preußischen Begriff!) stellt Maennel dar.[5]) Das Ideal des ausgehenden 18. Jahrhunderts war bekanntlich die Bürgerschule. So bestanden 1797 in der Kurmark sechs Stadtschulen, die den Charakter von Bürgerschulen trugen, und im Berichte des Oberschulkollegiums bereits Mittelschulen heißen. Verf. erachtet die Gründung solcher Schulen mit Recht der philanthropischen Gedankenwelt

[1]) Feier des 100jährigen Bestehens der Kaiserin Auguste Viktoria-Schule zu Celle. 24. Bericht der Anstalt, erstattet von dem Direktor (Fitschen). Celle. 1905. (35 S.)

[2]) Haling, Geschichte der städtischen höheren Mädchenschule in Memel. Zum 75jährigen Bestehen der Anstalt. I. Teil. Memel. 1905. (25 S.)

[3]) Friedrich Wienecke, Das preußische Garnisonschulwesen. XII u. 116 S. A. Hofmann & Komp., Berlin. [A. u. T.: Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 14.]

[4]) Paul Machule, D. Entwicklung d. öffentlichen Schulwesens der alten Provinzen d. preuß. Staates von 1816—1901. Beilage z. Jahresbericht d. Kgl. evang. Gymnas. in Ratibor 1906 u. 1907.

[5]) Maennel, Die preuß. Mittelschule nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. In: Zeitschrift f. Philos. u. Pädag. Jahrg. 14, S. 372 ff.

Digitized by Google

entsprossen. Später tritt die formale Bildung in den Vordergrund, daher wird nunmehr Latein gelehrt und die neueren Fremdsprachen werden dem Privatunterricht überlassen. Die Studie ist recht lehrreich, da sich neuerdings das Interesse wieder mehr den Mittelschulen zuwendet. Unter den Arbeiten, die über die Geschichte einzelner Schulen handeln, ist die wertvollste über *Heddersdorf a. Rh.* (jetzt mit Neuwied vereinigt) von Becker.[1]) Auch hier hat die Reformation keine Volksschule gegründet, sondern nur eine religiöse Unterweisung angeordnet; dies geschah durch die von Bucer auf Wunsch des Grafen Hermann von Wied ausgearbeitete „Verfassungsschrift über die evangelische Lehre und kirchliche Gestaltung," die 1543 veröffentlicht wurde. Auch nach 1600 scheint nur Religion und die dafür nötige Lesefertigkeit gelehrt zu sein. Selbst bei Einsetzung eines selbstständigen „Stadtschullehrers" im Jahre 1682 an Stelle der bisherigen „Schulbedienten" werden ihm außer den kirchlichen Verpflichtungen nur der Unterricht im Gebet, Lesen und Schreiben auferlegt. Erst das 18. Jahrhundert brachte eine Erweiterung der Lehrfächer. Fürst Friedrich Alexander zu Wied tat, wie viele seiner fürstlichen Genossen, Außerordentliches zur Hebung der Schulen. Er berief 1785 Lukas Ecker als Präzeptor, der seine Ausbildung auf dem Philanthropin erhalten hatte. Kürzere Nachrichten zur Geschichte der Volksschule und des Lehrerstandes bieten Hentrich aus dem Eichsfeld,[2]) Schiller aus Oberschlesien, wo, als in einem Industriebezirk, die Bevölkerung mit am frühesten den Wert der Bildung erkannte,[3]) Macholz aus Preuß.-Holland,[4]) ferner über die Schule zu Bahn in Pommern (über den Lebensunterhalt der Schulgesellen auf Grund des Visitationsprotokolls von 1571 und 1615),[5]) weiter Jacobs,[6]) Nowack,[7]) Hoeber.[8]) Die begonnenen Veröffentlichungen von Riemer[9]) über die 1650—1651 im Magdeburgischen abgehaltene Visitation lassen auch Nachrichten über die Schulen erwarten. Über die erste Lehrerbibliothek in

---

[1]) Heinrich Becker, Chronik d. evang. Volksschule in Heddersdorf. 75 S. Neuwied u. Leipzig, Heusers Verlag.

[2]) Konrad Hentrich, Eine eichsfeldische Dorfschule vor 80 Jahren. In: „Unser Eichsfeld". 1906. Nr. 3. S. 43 ff.

[3]) Adolf Schiller, Oberschlesische Schulverhältnisse vor 100 Jahren. In: „Oberschlesien". Jahrg. 4. Heft 11. (Februar 1906.)

[4]) Ernst Macholz, D. Gesch. d. reform. Kirchengemeinde Prß.-Holland u. ihrer Schule. In: „Altpreuß. Monatschrift". Bd. 42. Heft 5 f.

[5]) Von d. Schule in Bahn. In: „Monatsblätter". Herausgegeben von der Gesellschaft f. Pommersche Gesch. u. Altertumskunde. 1905. No. 2.

[6]) Ed. Jacobs, Bittgesuch des Schulmeisters Konrad Weihe zu Langeln an den Grafen Ernst zu Stollberg (vom 25. März 1708. In: „Zeitschrift des Harzvereins". Bd. 37. S. 196 f.

[7]) Alfons Nowack, Eine „Aussprache zwischen dem Grafen Franz von Gaschin und dem Schullehrer Johann Lawnick aus Wyssoka. In: „Oberschlesische Heimat." Bd. 1. Heft 2.

[8]) Karl Hoeber, Ein schlesisches Lehrerstammbuch aus dem Jahre 1797, ebenda Bd. 2. Heft 3.

[9]) Moritz Riemer, Die Generalkirchenvisitation vom Jahre 1650/51 im Holzkreise. In: „Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg". 1905, Heft 2. 1906, Heft 2.

Digitized by Google

Nassau, gegründet 1780 in Dillenburg, berichtet Brumm.[1] Eine Abbildung des Gebäudes der nach der Reformation in Hannover gegründeten Schreib- und Rechenschule, in das sie 1647 gelegt wurde, bringen die „Hannoverschen Geschichtsblätter".[2] Der Beteiligung des preußischen Staates an den Volksschullasten hat Oberregierungsrat K. Schreiber eine lesenswerte Studie gewidmet, die ein von den Geschichtsforschern bisher wenig beachtetes, indes für den inneren Ausbau und die Leistungsfähigkeit der Volksschule hochwichtiges Gebiet behandelt.[3] — Die Lehrerbildung überblickt in ihrem Werden Muthesius in Weimar in einer Antrittsrede;[4] es werden vor allem die großen Gedanken aus dem Lauf der Entwicklung, besonders das noch Lebensfähige dargelegt. Der Geschichte des auf das Jahr 1857 zurückgehenden städtischen Lehrerinnen-Seminars in Thorn,[5] sowie der Geschichte des 1806 gegründeten Seminars in Soest[6] sind Schriften gewidmet. Das Seminar in Soest entstand, wie es damals nicht gerade selten war, im Anschluß an das dortige Gymnasium. Es ist gewissermaßen als Fortsetzung des 1806 infolge Übergangs an Frankreich eingegangenen Seminars in Wesel zu betrachten, das 1784 gegründet wurde, und in seinen Anfängen auf das Jahr 1687 zurückgeht (vgl. „Mitteilungen" 1906, S. 353).

2. Sachsen.

Von **Theodor Fritzsch.**

Eine Geschichte des sächsischen Bildungswesens gibt es leider noch nicht. Wohl hat die Detailforschung schon Erhebliches geleistet, aber sie leidet auch in Sachsen an dem Übelstande, daß man die Arbeit nach den verschiedenen Schulkategorien trennt, wodurch „das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Lehrerkategorien ebenso beeinträchtigt, wie das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung erschwert" wird.[*] Für *Leipzig* ist für einen kleineren Zeitraum ein erfreulicher Ansatz zu der andern Auffassung zu konstatieren, die den Blick auf das Ganze richtet, indem Gustav Wustmann einen Überblick über das gesamte Bildungswesen Leipzigs in der frühesten Zeit gegeben hat. In seinen Bildern und Studien zur Ge-

---

[1] J. Brumm, Die erste Lehrerbibliothek in Nassau. In: „Nassovia". Jahrg. 6. No. 15. S. 186 ff.

[2] „Hannoversche Geschichtsblätter". 1906. S. 111.

[3] Karl Schreiber, Beteiligung des Staates an den Volksschullasten in Preußen. 60 S. Breslau, M. u. H. Marcus. [A. u. T.: Brie u. Fleischmann, Abhandlungen aus Staats- u. Verwaltungsrecht. Heft 13.]

[4] Karl Muthesius, Die Lehrerbildung im Strom der Zeit. 20 S. Leipzig. Dürr.

[5] Die Geschichte des [städtischen Lehrerinnen-] Seminars [in Thorn]. NB. Weitere Angaben fehlen! Vermutlich Sonderdruck aus Jahresbericht.)

[6] Karl Kohlmann u. Hermann Gramm, Festschrift z. 100jährigen Jubiläum des Schullehrer-Seminars in Soest. 125 S. Soest, Ritter. — Kohlmann, Die 100jährige Jubelfeier. 59 S. Soest, Rochol.

[*] A. Heubaum, Pädagogische Jahresschau etc. Hrsg. von E. Clausnitzer u. a. Leipzig. 1907. S. 32 f.

Digitized by Google

schichte der Stadt Leipzig[1]) widmet er ein Kapitel (S. 102—135) der Geschichte der Universität von der Gründung bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, das zweite (S. 313—328) beschäftigt sich mit den städtischen Schulen desselben Zeitraums. Im ersten Abschnitt nimmt natürlich die Geschichte der Beziehungen zwischen Stadt und Universität einen breiten Raum ein; Wustmann berichtet, was die Stadt für die Hochschule getan hat, aber auch von den mannigfachen Zusammenstößen zwischen beiden. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit bildete einen Hauptstreitpunkt. Der Rat wagte selbst dann nicht in die Kollegienhäuser einzudringen, wenn Mörder sich dahin geflüchtet hatten. „Eine unerschöpfliche Quelle der Mißstimmung zwischen Rat und Universität war anfangs des 16. Jahrh. die immer mehr zunehmende Roheit der immer mehr abnehmenden Studentenschaft und die schlaffe Justiz der Universität nicht bloß rüden Gesellen, sondern selbst gemeinen Verbrechern gegenüber .... Man kann sich die Verwilderung der Leipziger Studentenschaft jener Zeit nicht arg genug vorstellen. Mord, Straßenraub, Einbruchsdiebstahl sind als von Leipziger Studenten verübte Verbrechen urkundlich bezeugt." Dabei bildete die Studentenschaft den sechsten Teil der ganzen städtischen Bevölkerung. Oft genug kam es zu Aufläufen und Schlägereien. „Da war kein Stand, mit dem sich die Studenten nicht herumgeschlagen hätten. Bald banden sie auf den Dörfern mit den Bauern an, bald in der Stadt mit Landsknechten, mit Bürgersleuten und Handwerksgesellen. Und dann ruhten sie auch nicht eher, als bis einer, oder auf beiden Seiten einer auf dem Platze geblieben war." Wustmann sucht die Ursache der Mißstände namentlich in dem „öden, geistlosen und faulen Wissenschaftsbetrieb", der damals an der Leipziger Universität herrschte. Wer etwas lernen wollte, ging nach Wittenberg. Herzog Georg hatte sich von der humanistischen Richtung, der er anfangs gewogen war, wieder abgewandt. Die Scholastik erhielt wieder Oberwasser, so ging die Universität immer weiter zurück. 1522 beschloß der Rat, die bursa Misnensium, die jahrelang leer stand, zu verkaufen und — ein Brauhaus daraus zu machen. — Auch über das Schul- und Schülerleben an den beiden Gelehrtenschulen Leipzigs, deren Geschicke Wustmann verfolgt, finden wir viele interessante Mitteilungen. Der Verfasser schöpft dabei aus den Gesprächbüchern, aus denen die Schüler Latein lernten. In Leipzig sind 3 erschienen: Das Latinum ideoma pro parvulis editum von Paul Niavis (Schneevogel), die Paedologia von Mosellan, die Dialogi pueriles von Christoph Hegendorf.

Für den Unterricht der unteren Schichten sorgten die sog. „Deutschenschreiber" die zugleich „Rechenmeister" waren. Die Volksbildung war infolgedessen durchaus nicht so gering, wie man gewöhnlich annimmt. Darauf hat schon Steinhausen hingewiesen. Wustmann macht darauf aufmerksam, daß die Handwerker, wie die Leipziger Innungsbücher und Hand-

[1]) Gustav Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig. Bilder und Studien. Erster Band. Mit 32 Abbildungen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1905. VIII u. 552 S. Gr. 8°. 10 M., geb. 12 M.

Digitized by Google

werkerrechnungen zeigen, wenn auch etwas unbeholfen, doch ganz erträglich schreiben konnten. „Die deutschen Flugschriften der Reformationszeit hätten nicht in allen Volkskreisen die mächtige Wirkung haben können, die sie gehabt haben, wenn nicht bis in die untersten Schichten Elementarbildung, ja selbst die Anfänge eines literarischen Bedürfnisses vorhanden gewesen wären." Andererseits gab es in Leipzig am Ausgange des Mittelalters genug Leute, die nicht lesen und schreiben konnten. Aus den Stadtrechnungen weist Wustmann nach, daß den Ratsbeamten beim Eintreiben von Steuern, bei Zählungen usw. Schüler mitgegeben wurden, die ihnen bei der Arbeit helfen mußten. — In Leipzig ist 1489 das zweite deutsche Rechenbuch erschienen: „Behende und hübsche Rechnung auf allen Kaufmannschaft" von J. Widmann. Das Buch, dessen Beschreibung den Schluß des Abschnittes über die Schulen bildet und von dem auch das Titelblatt wiedergegeben ist, war nicht für den Elementarunterricht geeignet.

Zur Geschichte der Leipziger Volksschule, die Wustmann hier in den ersten Anfängen schildert, sind mehrere Arbeiten erschienen. Als wertvollste muß zuerst erwähnt werden die von Eduard Mangner über die *Winkelschulen*,[1]) die in der Geschichte der Pädagogik bisher nur wenig berücksichtigt worden sind. Und doch ist die Geschichte des Winkelschulwesens ein außerordentlich wichtiges Kapitel! War es doch die verachtete Winkelschule, die durch mehrere Jahrhunderte hindurch allein es ermöglichte, „daß hunderttausende von Kindern unseres Volkes nicht wie's liebe Vieh ohne allen und jeden Unterricht aufwuchsen und in der bodenlosensten Unwissenheit und Zuchtlosigkeit verkamen." In keiner Stadt ist das Winkelschulwesen so in Blüte gewesen wie in Leipzig. Einem besonders günstigen Umstand ist es zu danken, daß hier ein umfangreiches Aktenmaterial besonders aus dem 18. Jahrhunderte vorhanden und erhalten ist: Die vom Rate berufenen Inspektoren haben regelmäßig ausführliche Berichte eingeschickt, so daß wir imstande sind, „uns ein ziemlich getreues und anschauliches Bild des Leipziger Winkelschulwesens zu machen, obgleich keiner der zeitgenössischen Schriftsteller es der Mühe wert erachtet hat, darüber irgend etwas von Bedeutung zu verzeichnen." Eduard Mangner hat mit großem Geschick das Material verarbeitet und ein Werk geschaffen, das auch außerhalb Leipzigs Beachtung verdient. Wahre Leidensgeschichten sind es, die uns Mangner von dieser deutschen Volkschule erzählt. „Man hinderte ihr Aufkommen, verfolgte sie, statt sie zu fördern, behandelte sie wie Paria, versagte ihr jede materielle und moralische Unterstützung und konnte und wollte sie doch nicht entbehren." Leipzig besaß im Jahre 1711 nicht weniger als 46 Winkelschulen, die vom Rate einen Konzessionsschein erhalten hatten, dazu kamen noch die „Nonconcessionisten". Nach dem siebenjährigen Kriege waren nur noch 28 solcher Schulen vorhanden, noch 1826 zählte man 1 Dutzend. Die

[1]) Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs. Band VIII: Geschichte der Leipziger Winkelschulen. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von C. F. Mangner, Oberlehrer a. D. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. VIII und 232 S. 8°. 5,50 M.

Digitized by Google

Schulhalter hatten meist in anderen Lebensstellungen Schiffbruch erlitten, nun machte die Not sie zu Schulmeistern. „Kleine Handwerksleute und wie sie im Stadtpfeifergäßlein wohnen“ schickten ihre Kinder zu ihnen in die Wohnung, die meist nur aus einem Raum bestand und unter dem Dache, in den Hinterhäusern dunkler Höfe zu suchen war. Noch am Anfange des 19. Jahrhunderts berichtet ein Inspektor: „Man denke sich ein Zimmer von 7 Ellen Breite und 8 Ellen Tiefe, und darinnen 50—70 große und kleine Kinder, wo dem Lehrer nur ein kleiner Platz, wo er stehen kann, übrig gelassen ist, die Kinder aber ihren Platz über Bänke und Tische hinweg suchen müssen, so wird man an eine Atmosphäre zu denken gewöhnt werden, die beinahe erstickend ist, und unbegreiflich ist es nur, wie Kinder und Lehrer sich daran gewöhnen können. Ich bin allemal wie durchkocht aus dieser Stube getreten.“ Dazu kam, daß die Winkelschulen, wie aus den „Spezifikationen“ ersichtlich ist, gleichzeitig als Kinderbewahranstalten dienten, in denen dreijährige, ja noch jüngere Kinder „stille seyn“ lernen sollten! Viele blieben den ganzen Tag über da und verzehrten ihr „bisgen Mittags-Brodt“ dort. Die Bezahlung war die denkbar schlechteste. Sollte etwas erspart werden, so war es der Groschen des armen Schulhalters, der zuerst in Frage kam. So war der Leipziger Winkelschullehrer ein armseliges, geplagtes Geschöpf, das, mißachtet und abhängig von aller Welt, aus dem Kampf mit der Not des Lebens nicht herauskam, dabei bei Krankheit und im Alter vor Hunger und Kummer verderben mußte. Auch ein wirklich erfreuliches Bild erscheint inmitten dieses Schulelendes: es ist die Gründung des edlen Freiherrn Peter von Hohenthal, eine Armenschule, die 1774 ins Leben gerufen wurde. Mangner widmet ihm und seiner Anstalt einige Seiten, wofür man ihm besonders Dank wissen muß, da Hohenthal leider noch keinen Biographen gefunden hat. „Während der märkische Rochow unzählige Bearbeitungen erfahren hat, entbehren wir noch immer einer Monographie über den sächsischen Edelmann, auf dessen Gütern wahrscheinlich Friedrich der Große seinen günstigen Eindruck von den sächsischen Schulmeistern gewonnen hat.“*) Die Hohenthalsche Armenschule, der ein trefflicher Lehrer vorstand, war eine Musterschule,**) „wo man ein Seminarium junger Schullehrer anstellen und lernen lassen könnte,“ wie der geistliche Inspektor an den Rat berichtet.

Die geistliche Aufsicht, die der Rat 1712 eingeführt hatte, konnte an den jammervollen Zuständen der Winkelschulen nichts ändern. Erst als die Aufklärung in Leipzig ihren Einzug hielt, als Männer wie Bürgermeister Müller und Superintendent Rosenmüller im Verein mit den Schulmännern Plato, Dolz u. a. ihre Reformarbeit auf dem Gebiete der Jugenderziehung begannen, wurde der Winkelschule ein Ende bereitet. Die Leipziger Ratsfreischule, gegründet 1792, wurde „Vorläufer und Herold des gesamten

*) A. Heubaum in der Pädagogischen Jahresschau. Hrsg. von E. Clausnitzer. Leipzig. 1907. S. 41.

**) Dagegen Wustmann. Aus Leipzigs Vergangenheit. 1885. S. 372: „Die Zustände waren dort fast genau dieselben wie in den Winkelschulen.“

Digitized by Google

deutschen Bürgerschulwesens, die erste Stimme des beginnenden Frühlings einer höheren Volksbildung.“ Von Bedeutung ist dabei der Nachweis, daß die Ideen Pestalozzis auf die pädagogischen Neuerungen in Leipzig keinen Einfluß gehabt haben. „Pestalozzis Name findet in keinem der hierher bezüglichen Schriftstücke Erwähnung. Weder der Stifter noch sein Freund — Müller und Rosenmüller — haben bei Gründung und Ausgestaltung ihrer Schulen auf Pestalozzische Ideen Bezug genommen. Aber auch Plato und Gedike erwähnen Pestalozzi nicht. Die Leipziger Pädagogen empfingen ihre Anregungen von Norddeutschland,“ von Basedow, Resewitz, Villaume, Rochow u. a. Ähnliches ist ja in neuerer Zeit auch anderwärts nachgewiesen worden. Auch der eben genannte Ludw. Fr. Ernst Gedike, Bruder von Friedrich Gedike, des Verfassers von „Aristoteles und Basedow“, stand auf philanthropinistischem Boden. Er wurde 1803 zum Direktor der ersten Bürgerschule in Leipzig berufen, „der ersten, ausschließlich der allgemeinen und höheren Bildung des Bürgers bestimmten Anstalt, welche dann allen nach und nach entstandenen ähnlichen Anstalten des In- und Auslandes mehr oder weniger zum Muster gedient hat.“ Über ihn und seine Schöpfung erfahren wir Näheres in der Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der *1. Bürgerschule* in Leipzig von O. Lange.[1]) Auch an der Einrichtung der *Leipziger Armenschule* hat Gedike tätigen Anteil genommen. Die Geschichte des ersten Jahrhunderts dieser Schule hat Otto Behrendts geschrieben.[2]) In die Leipziger Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts gehören auch die Berichte, die die zahlreichen Besucher Leipziger Schulen veröffentlicht haben und von O. Hummel[3]) mitgeteilt werden. Dabei befindet sich auch ein Urteil über das pädagogische Seminar Zillers aus dem Jahre 1864.

Über die niederen Schulen des 18. Jahrhunderts in *Dresden* gibt eine Arbeit von Paul Schulze[4]) Aufschluß, die eine Fortsetzung der Abhandlung von Georg Müller „Die Anfänge des deutschen Schulwesens in Dresden,“ Archiv f. Sächs. Geschichte, Bd. 8, bildet. Dort war es ähnlich wie in Leipzig, nur daß in der Universitätsstadt das Material und die Qualifikation der Jugendlehrer etwas besser war als in Dresden, wo neben Theologen viele Handwerker, ja Bresthafte und Verkommene aller Art als Lehrer

---

[1]) Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der 1. Bürgerschule in Leipzig. 1. Beiträge zur Geschichte der Leipziger Bürgerschule während der ersten 28 Jahre ihres Bestehens. Von Otto Lange. 2. Einiges aus der Zeit von 1832—1904. 3. Statistisches. Von Dir. C. Reimer. Leipzig, Hinrichs. 1904. 94 S. 8°.

[2]) Die erste Bezirksschule, frühere Armenschule der Stadt Leipzig. 1804 bis 1904. Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens am 7. Januar 1904. Ein Beitrag zur Geschichte des Armenschulwesens von Otto Behrendts, Direktor der ersten Bezirksschule. Leipzig, Alfred Hahn. 1904. 80 S. 8°.

[3]) Dir. Dr. Hummel. Das Leipziger Volksschulwesen älterer Zeit im Urteile auswärtiger Schulmänner. Leipziger Lehrerzeitung. 8. Jahrg. (1900/01) No. 13, 19, 32; 12. Jahrg. (1904/05) No. 18, 33; 13. Jahrg. (1905/06) No. 44.

[4]) Paul Schulze, Schuldirektor in Dresden, Das Dresdner Volksschulwesen im 18. Jahrhundert. Nach den Quellen des Dresdner Ratsarchivs bearbeitet. Dresden, O. u. R. Becker. 1906. VIII u. 91 S. 8°. 1,25 M.

Digitized by Google

wirkten. Die „Industrieschule" hat in Dresden mehr floriert als in Leipzig. Die pädagogische Tätigkeit des Superintendenten Valentin Ernst Löscher, die fast das ganze 18. Jahrhundert für das Dresdner Volksschulwesen bestimmend gewesen ist, wird von Schulze ausführlich auf grund der Akten geschildert, so daß die Mitteilungen Pohles in seinem Buche über den „Seminargedanken in Kursachsen" eine dankenswerte Ergänzung gefunden haben. Eine durchgreifende Besserung der Verhältnisse trat in Dresden erst viel später ein als in Leipzig, nämlich mit dem Volksschulgesetz vom Jahre 1835, während „eine *öffentliche Mädchenschule* für die mittleren und höheren Bürgerstände" dieser Stadt bereits 1806 vom Rate errichtet wurde. Die Geschichte dieser Anstalt hat den jetzigen Direktor der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt Johannes Wuttig[1]) zum Verfasser. Er stellt in seiner Festschrift (S. 32 Anm.) übrigens einiges richtig, was in einem Aufsatze der „Mitteilungen der Ges. f. deutsche Erz.- u. Schulgesch." (VII, S. 265 ff.) irrtümlich behauptet worden war.

Einen Abriß der geschichtlichen Entwicklung des *höheren Töchterschulwesens* in Sachsen hat Bernhard Rost[2]) zu geben versucht. Er zeigt, wie die höhere Töchterschule aus der Volksschule hervorgegangen ist, wie sie sich nach langem Mühen in eine Reihe mit den übrigen höheren Lehranstalten gestellt hat, so daß sie nun eine Bildung vermittelt, die wenigstens derjenigen gleicht, die Knaben in den Realschulen sich erwerben. Freilich stehen den vier höheren Töchterschulen in Sachsen 38 Realschulen gegenüber, für die Knaben ist mit 90,5 pCt., für die Mädchen nur mit 9,5 pCt. für eine gleichwertige Bildung gesorgt. Der Lehrplan der höheren Schule für Mädchen vom Jahre 1878 ist für Frankreich vorbildlich gewesen. Auf das ausführliche statistische Material einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Berichts. Hervorgehoben sei aus den Zusammenstellungen über „Bibliotheken", daß sich in Leipzig eine Sammlung von Büchern über weibliche Bildung usw. befindet, die in ihrer Art einzig sein dürfte. Sie ist das Lebenswerk Oberlehrer Krusches, des Verfassers der Literaturübersicht über weibliche Erziehung und Bildung (Leipzig 1887 und später).

Einen Einblick in das Alumnatsleben der *Fürstenschule St. Afra* gewährt uns eine schulgeschichtlich und kulturhistorisch gleich interessante Studie von E. Schwabe.[3]) Auf Grund eines seltenen Büchleins schildert

---

[1]) Johannes Wuttig, Geschichte der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Anstalt am 1. Sept. 1906. 87 S. 8°.

[2]) Bernhard Rost, Das höhere Töchterschulwesen im Königreich Sachsen. Historisch-statistisch dargestellt. Tübingen. Franz Fues. 1906. VIII u. 224 S. 8°.

*) Robert Jahn, Das Lößniger Schulwesen. Ein Beitrag zur Schulgeschichte sächsischer Landgemeinden nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs. 7. Bd. Leipzig. 1904. S. 124 bis 173.

[3]) Ernst Schwabe, Der Geographus Laurentinus, ein kursächsischer Schulpoet. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. und für Pädagogik, hrsg. von Joh. Ilberg u. Bernh. Gerth. Leipzig. 1906. II. Abteilg., XVIII. Bd., 5. Heft, S. 292—300.

Digitized by Google

er die Feste, die auf der alten Klosterschule gefeiert wurden und z. T. noch gefeiert werden. Als Verfasser der kleinen Gedichtsammlung („Ludi et Epulae Afranae —". Ao. 1710) gibt sich auf dem Titelblatt Geographus Laurentinus an. Wie Schwabe ermittelt hat, ist das Georg Heinrich Sappuhn, der Sohn des Lorenzkirchner Pastors gleichen Namens, über den O. E. Schmidt in den Grenzboten 1906 berichtet hat.

In die Zeit des Neuhumanismus fällt das Wirken des Dresdener Oberhofpredigers *Franz Volkmar Reinhard,* dessen Einfluß auf das höhere Unterrichtswesen Kursachsens Ernst Schwabe[1]) auf Grund der Akten, namentlich der im Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden liegenden Inspektionsberichte, darstellt. Reinhards unermüdliche Tätigkeit galt nicht nur den beiden Landesuniversitäten Leipzig und Wittenberg, sondern auch den drei Fürstenschulen Meißen, Grimma und Pforta und den beiden Lehrerseminaren Dresden-Friedrichstadt und Weißenfels. Ja der Geist Reinhards wirkt gewissermaßen, wie Schwabe sagt, heute noch in den höheren Schulen Sachsens fort, insofern der Meißner „Organisationsplan" eine Hauptquelle wurde für die spätere sächsische Gesetzgebung für höhere Schulen, so wie sie sich in dem Regulativ vom 27. Dez. 1846 darstellte.

3. Württemberg.

Von **Emil Schott.**

Auch in Württemberg hat in der Pflege der historischen Pädagogik zweifellos eine Periode erfreulicher Förderung eingesetzt. Für ihre rein äußerliche, sozusagen quantitative Zunahme kann wohl als einigermaßen entsprechender Gradmesser das Anschwellen der heimischen Territorialgruppe der Ges. f. d. Erz.- u. Schulg. dienen, deren Mitgliederzahl sich seit zwei Jahren nahezu verdoppelt hat; ihre innere qualitative Verdichtung bekundet sich unleugbar durch eine namentlich auch in den Kreisen der Lehrerschaft immer weiter um sich greifende Neigung, die wissenschaftliche Privattätigkeit auf das noch viel zu wenig beackerte Feld der heimatlichen Schul- und Unterrichtsgeschichte hinzuleiten, und zeitigt deshalb Jahr um Jahr in Aufsätzen der führenden historischen Fachzeitschriften Württembergs, sowie in Jahresberichten und Programmen der höheren Schulen immer neue Früchte in einem gegen die frühere Lauheit willkommenen Aufschwung. Ist somit hier ein wesentliches Vorwärtsschreiten als feststehende Tatsache zu verzeichnen, so ist andererseits, gerade in Württemberg, das zu bewältigende pädagogisch-geschichtliche Material so umfangreich und in mehr als einer Beziehung so eigenartig, daß — auch

[1]) Ernst Schwabe, der Dresdner Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard und sein Einfluß auf das höhere Unterrichtswesen Kursachsens. Mitteilg. der Ges. für deutsche Erz.- u. Schulgesch. 16. Jahrg., 1. Heft, S. 1—34.

*) Thomas, Geschichte des Döbelner Schulwesens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Das Buch ist auf Aufforderung nicht eingeschickt worden, weshalb es im Bericht nicht berücksichtigt werden konnte.

Digitized by Google

bei gerechtester Würdigung der zahlreichen schon zubehauenen Einzelbausteine — doch die bisher geleistete Arbeit eben nur als ein energischer Ansatz gelten darf, der den Umfang des Bauplatzes erkennen läßt, aber zugleich auch eine Zusammenfassung der vielen Bestandteile zu einem größeren Komplexe und schließlich zu einem lückenlosen Gebäude — für das höhere wie für das niedere Schulwesen — noch in weite Ferne rückt. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die mannigfachen Titel der Abhandlungen und Beiträge zu beurteilen, welche J. Brügel,[1] der derzeitige Vorsitzende der württembergischen Gruppe, in seiner Übersicht über die Entwicklung der letzteren von ihrer Gründung im Jahre 1891 bis zu ihrer Neukonstituierung im Jahre 1905 als das hervorhebt, was die württembergische Forschung bis dahin im Dienst der Ges. f. d. Erz.- u. Schulg. für die Erhellung dieses Wissenschaftsgebiets getan hat. Es sind allerlei wertvolle Anregungen und Anläufe, die hinausgegeben wurden ins Land, um dort ein nachhaltiges Echo zu wecken, und auch das jüngst erschienene zweite „Württemberg-Heft" (1906), dessen verschiedene Teile weiter unten an geeigneter Stelle Erwähnung finden sollen, hat sich bemüht, die Furchen auf dem angebrochenen Boden weiter zu rücken; aber erst die Zukunft muß es lehren, ob es einer kürzeren oder längeren Frist bedarf, bis die hier ausgestreuten Samenkörner zu solchen Ähren heranreifen, die sich zu vollen Garben binden lassen.

Will die nachfolgende Umschau, die sich doch auf die verschiedensten Bildungszweige erstrecken soll, einen einigermaßen erschöpfenden Überblick über die unterrichtsgeschichtliche Literatur des Jahres 1906 gewähren, so müssen auch einzelne auf die *Landeshochschule Tübingen* bezügliche Publikationen wenigstens erwähnt werden; ihre eigentliche wissenschaftliche Würdigung erfolgt in einem anderen Zusammenhang dieser Jahresberichte. H. Hermelink leitet mit seiner Ausgabe der ältesten Tübinger Matrikeln[2] — ganz abgesehen von dem Wert des Buches für die Kenntnis der Zahl und Stammesart der ältesten schwäbischen Studentenschaft — frisches Wasser in unzählige Einzelkanäle der Geschichte des Gelehrtenstandes und Beamtentums von Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert; dadurch wächst die Schrift hinaus über den Rahmen einer universitätshistorischen Monographie in den einer kulturgeschichtlichen Quelle. Statt der trockenen Aufzählung bloßer Namen, die naturgemäß in einem derartigen Buch den Hauptstoff bilden, entrollt derselbe Verf. in zwei anderen Studien das lebensvolle Ringen der beiden scholastischen Gegenparteien, der Ockamisten und Realisten, auf der eben erst gegründeten Hochsschule; im einen Falle[3] liegt der Schwerpunkt der Darstellung in dem schließlichen Sieg des

[1] J. Brügel, Die Gruppe Württemberg. Beiheft 11 zu den Mitt. der Ges. f. d. Erz.- u. Schulgesch. 1906. S. 1—6.
[2] H. Hermelink, Die Matrikeln der Universität Tübingen. Im Auftrag der württ. Kommission für Landesgeschichte herausgegeben. I. Band: Die Matrikeln von 1477—1600. 760 S. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1906.
[3] H. Hermelink, Die Anfänge des Humanismus in Tübingen. Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte XV. 1906. S. 319—336.

Digitized by Google

Humanismus über die Scholastik, im anderen[1]) in der Erläuterung des Verhältnisses der Tübinger Theologen zur neuen Lehre bis zur Einführung der Reformation im Jahr 1534. Auch die Einzelfigur, welche aus diesem Treiben in Tübingen, speziell für die Zeit von 1530—34, G. Bossert herausgreift,[2]) der Humanist Theod. Reysmann, spielt hinsichtlich seiner konfessionellen Charakterfestigkeit gerade keine vorbildliche Rolle. Für die Kenntnis akademischer Rechtsprechung, in allerdings wesentlich späterer Zeit, erscheint der Kriminalfall von 1669/70, welchen M. Duncker aktengetreu mitteilt,[3]) namentlich hinsichtlich der Abgrenzung der Kompetenz von Herzog und Senat, nicht ohne Wert.

Seitdem 1842 K. Pfaff seinen „Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Württemberg in älteren Zeiten" veröffentlichte, der eben — seinem Titel nach — nur ein „Versuch" sein sollte und zeitlich mit dem 30jährigen Krieg abschließt, und seitdem unmittelbar darauf (1847) K. Hirzel sen. in der Einleitung zu seiner „Sammlung der württ. Schulgesetze" geschichtlich weiter ausholte und die Entwicklung wenigstens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts herabführte, ist keine einzige selbständige Publikation erschienen, die sich mit dem Werdegang des *höheren Schulwesens in Württemberg,* als Ganzes betrachtet, ausschließlich beschäftigt hätte. Um so zeitgemäßer ist K. Wellers diesbezügliche Skizze,[4]) die schon in ihrem ursprünglichen Gewande als Vortrag vor der versammelten humanistischen Lehrerschaft Schwabens Anregung und Befruchtung genug zu bieten vermochte. Inhaltlich beschränkt sie sich naturgemäß, bei einem Umfang von nur 16 Seiten, auf das Herausmeißeln der Eckpunkte und Grundpfeiler; Einzelheiten (etwa über Anstaltsgeschichte, Lehrerpersönlichkeiten, Schulbücher etc.) mußten dabei begreiflicherweise ausgeschaltet bleiben. Aber doch führt diese lobenswerte Großzügigkeit des Gedankengangs auch zu beachtenswerten Spezialurteilen, wie über den von Haus aus verschiedenen Charakter der schwäbischen und sächsischen Klosterschulen, über die Gründe der Zurückhaltung Württembergs gegenüber dem Neuhumanismus etc. Übrigens ist der Wettkampf zwischen dem humanistischen und realistischen Prinzip, von dem W. sagt, daß er Württemberg ursprünglich ferngeblieben sei, doch noch ziemlich heftig entbrannt, wenn auch erst in der neueren Zeit und hauptsächlich auf dem Lande. Rückhaltlose Zustimmung gebührt dem Verf. aber in dem Nachdruck, mit dem er die nunmehr seit Jahrhunderten bestehende und noch immer tiefgehende Einwirkung des berüchtigten „Landexamens" auf die ganze innere Gestaltung des gelehrten Schulwesens in Württemberg hervorhebt; man dürfte

[1]) H. Hermelink, Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477—1534 Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1906.

[2]) G. Bossert, Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen. Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte XV. 1906. S. 368—386.

[3]) M. Duncker, Aus alten Kriminalakten. Ein Kulturbild aus dem Tübinger Universitätsleben um das Jahr 1670. Tübinger Blätter IX. 1906. Nr. 1. S. 4—16.

[4]) K. Weller, die Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg in Teubners Neuen Jahrbüchern für . . . Pädagogik. 1907. II. Abt. 20. Bd. 3. Heft. S. 156—174.

Digitized by Google

außerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle kaum eine richtige Vorstellung davon haben, wie bedeutsam diese Prüfung mit ihren Voraussetzungen und Folgen den Lebensweg zahlloser schwäbischer Beamter und weite Flächen des heimischen höheren Bildungswesens beeinflußt.

Auf eine einzelne, wenn auch ziemlich umfangreiche Periode hat sich F. Raunecker beschränkt; auch seine Darstellung[1]) — darin deckt sie sich mit Wellers Urteil — betont den Charakter der Stabilität, um nicht zu sagen des Stillstands, der gerade dem höheren Schulwesen Württembergs für das 18. Jahrhundert seine nicht eben vorbildliche Prägung verleiht. Zwar zunächst, als bei dem langen Kriegselend die Unterrichtsstätten nur kümmerlich ihr Dasein weiterfristeten, da bemühten sich die visitierenden Pädagogarchen, wie dies die Rezesse aus den Jahren 1645/73 deutlich ausweisen, mit lobenswerter Sorgfalt und Gründlichkeit, die Unterrichtsmethode und die Schulzucht möglichst zu heben und zu vertiefen; daneben freilich ließ ihre kleinliche orthodoxe Engherzigkeit nicht zu, daß „bei den Exercitiis Latinae linguae die Praeceptores Ihre materias nicht auff die gebräuchige authores richten, noch etwan . . . allerhandt weltliche geschichten und thails haidnische Fabulas andictieren.“ (1654). Auch bedeutet die 1686 erfolgte Erhebung des Stuttgarter Pädagogiums zu einem Gymnasium illustre zweifellos einen wichtigen Markstein in der Geschichte des humanistischen Bildungswesens in Württemberg; Raunecker hebt hervor, daß dabei auch die Mitwirkung ausländischer Autoritäten gewünscht wurde; das 1687 einverlangte Gutachten des Professors Sturm von Altorf, „die Einführung mehrerer Mathematischer Gründe und Übungen auch in die Classes inferiores . . . betr.,“ dürfte für die Entwicklung des Unterrichts in dieser Disziplin ein nicht uninteressantes Belegstück bilden. Aber daß an der jungen Anstalt bald mancherlei nicht in Ordnung war, beweisen Episoden, wie das kurzlebige Prorektorat des ungarischen Edelmanns Buliowsky (1696/99), der mit seiner Konzentrierung des altsprachlichen Unterrichts auf die klassischen Autoren das Gute wollte, aber mit seinem übertriebenen Streben nach Polymathie das Böse schuf. Und jener oben ausgesprochene „konservative“ Grundzug wird z. B. treffend erhärtet durch das Schicksal der „desideria Gymnastica“ des Rektors Weihenmajer (1733 u. 36), die mit ihrer Unterscheidung zwischen Gedächtnis- und Verstandesfächern, ihrer Forderung der Anschauung und des Experiments usw. Franckeschen Geist atmeten; ihre Nichtbeachtung durch das Konsistorium war in gewissem Sinne auch ein Programm. Die treffliche Schrift R.'s erweitert namentlich die Kenntnis der damaligen Zustände an der ersten humanistischen Bildungsstätte des Schwabenlandes in wertvoller Weise; schade, daß die Lückenhaftigkeit des Aktenmaterials den Forscher mehrfach im Stich ließ.

[1]) F. Raunecker, Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Württemberg im 17. u. 18. Jahrhundert. I. Teil Wissensch. Beil. zum Jahresber. d. Kgl. Gymn. zu Ludwigsburg für 1905. Ludwigsburg, K. Hofbuchdruckerei. Ungeheuer & Ulmer. 1906.

Digitized by Google

Einen zuverlässigen Rückschluß auf den Geist, in dem damals das Konsistorium die Oberaufsicht über die höhere Lehrerschaft führte, gestatten die Fälle von Disziplinaruntersuchungen, die Raunecker[1]) eben aus diesen archivalischen Quellen hervorholte. Mit Recht stellt er sie unter den Gesichtspunkt, daß es sich hierbei „nicht um grobe Verstöße gegen die Pflichten des Dienstes“ handelt, sondern daß geistig und sittlich hochstehende Männer, die ihr Lehramt tadelfrei geführt haben, in Konflikt geraten wegen ihrer religiösen und philosophischen Anschauungen. Hang zum Pietismus und Separatismus im einen, Begünstigung der Aufklärung im andern Falle war die Ursache des Einschreitens. Also auch hier zeigt die vorgesetzte Instanz dasselbe Bild, das schon oben angedeutet wurde: Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im einzelnen, aber starres Kleben am alten und ängstliche Voreingenommenheit gegen etwaige Neuerer.

Was nun die *einzelnen Schulgattungen* der höheren Unterrichtsanstalten betrifft, so hat gerade diejenige unter ihnen, die ein schwäbisches Sondergebilde bedeutet, nämlich die württ. Klosterschule, zum ersten Male eine genauere historische Würdigung erfahren. Zwar ist J. Eitle's[2]) gründliche Arbeit zunächst nur ein Bruchstück. Von der ersten großen Periode von 1556—1806, wo diese Bildungsstätten in beispiellos konservativem Verharren unentwegt den ihnen von der Stiftungszeit her aufgeprägten Charakter im wesentlichen festhalten, wird zunächst nur die Seite der äußeren Organisation beleuchtet (Zahl der Klöster, Aufnahmebedingungen der Zöglinge, Anstaltsleben, Aufsichtsbehörden, Lehrerkategorien etc.). Aber schon diese Blätter bieten eine reiche Ernte für die Detailforschung der heimischen Schulgeschichte dar. Hier aus ihrem Inhalt nur einige Einzelzüge. So verdient hervorgehoben zu werden, daß die Keime zu diesen Seminarien schon von Herzog Ulrich durch seine erste „Clauster ordnung“ vom Jahre 1535 gelegt wurden; die berühmte große Schulordnung des Herzogs Christoph von 1559 ist in dieser Reihe erst die dritte; die zweite wurde 1556 ausgegeben. — Auch daß das oben schon erwähnte Landexamen früher von denselben Kandidaten nicht nur einmal, sondern sogar wiederholt in Stuttgart bestanden werden mußte, ehe sie in das gelobte Land der Klosterschulen einziehen durften, ist eine Tatsache, die noch wenig bekannt ist, aber sich aus den Biographien vieler geistesgroßen Schwaben (z. B. auch Schillers) leicht belegen läßt. Und wie stabil erweist sich durch die Jahrhunderte hindurch die ja in vieler Hinsicht begründete Wertschätzung dieser Schöpfung des Herzogs Christoph, wenn z. B. 1749 ein Fürst, wie der junge Karl Eugen, in einem Generalreskript sie feiert als „Die Unseren Landes-Kindern nach der glorwürdigen Stifftung Unserer Regiments-Vorfordern gewidmete so herrliche Wohlthat“! (cf. Eitle S. 17.)

[1]) F. Raunecker, Einige Fälle von Disziplinaruntersuchungen gegen Lehrer an württembergischen Gelehrtenschulen aus dem 18. Jahrhundert. Beiheft zu den Mitteilungen der Ges. f. d. Erz.- u. Sch.-Gesch. 11, S. 70—88.

[2]) J. Eitle, Die einstigen Klosterschulen und jetzigen niederen evang.-theologischen Seminarien in Württemberg. Beiheft zu den Mitteilungen der Ges. f. d. Erz.- u. Sch.-Gesch. 11, S. 7—43.

Digitized by Google

Auch auf dem Felde der *Anstaltsgeschichte* sind einzelne, wenn auch kleinere Veröffentlichungen zu verzeichnen. In der ehemaligen Reichsstadt Schwäb.-Gmünd,[1] deren uralte Lateinschule schon für das Jahr 1295 urkundlich bezeugt ist, kam im 18. Jahrhundert eine von den Franziskanern geleitete Konkurrenzanstalt auf, welche bald den ganzen höheren Unterricht in ihrer Hand monopolisierte und die ältere Schwester zum bloßen Dienst der Vorbereitung herabwürdigte. Die Hauptetappen ihres Entwicklungsganges sind etwa durch die Zahlen 1736, dem eigentlichen Gründungsdatum, sodann 1753, dem Beginn der Blütezeit mit der Errichtung einer dritten Professur, und endlich 1792, dem „Anfang vom Ende" unter den Kriegswirren, festgenagelt. Zugleich scheint dieses Minoritengymnasium eine der wenigen Stätten im Schwabenlande gewesen zu sein, die dem Schuldrama eine erfolgreiche und fortgesetzte Pflege zu Teil werden ließ. Die kurze Berichtersattung des — nicht mit Namen genannten — Verf. über die hierüber vorhandenen Nachrichten dürfte einen der ersten zusammenhängenden Beiträge bilden zu einer Geschichte der Schulkomödie in Württemberg, für welche fast noch jede Vorarbeit fehlt.

Als geradezu typisch darf für das Leben und Tun, wie es im vorigen Jahrhundert in den vielen kleinen Lateinschulen Württembergs blühte, das Bild gelten, welches Klunzinger[2]) von der Wirksamkeit des Präzeptors Adam in Brackenheim entwirft. Wie ein Patriarch waltete der fleißige aber gestrenge Mann (1812—1895; Präzeptor in Brackenheim 1842—1851) inmitten seiner zahlreichen Schülerfamilie, die in ihm nicht nur ihren allseitigen Lehrmeister, sondern — großenteils auch als „Kostgängerschar" — ihren Hausvater und Erzieher erblickte. Trotz seiner „Schlagfertigkeit", welche zumal die Landexaminanden bei dem hochgespannten Lateinbetrieb oft zu verspüren hatten, erfreute er sich ob seiner Gerechtigkeit in den Augen der meisten Zöglinge aufrichtiger Verehrung; ging er doch, der selbst ein gewandter Turner, Schwimmer und Fußgänger war, nicht im Schuldrill auf, sondern wußte die Jungen auch für körperliche Fertigkeiten, namentlich für das „Soldatenspielen", zu begeistern. Schulgeschichtlich wertvoll ist die Liste der damals üblichen Unterrichtsbücher und Lehrfächer.

Die Feier eines 25jährigen Bestehens beging das Stuttgarter Karlsgymnasium; dieses Ausschnitts aus der jüngsten Schulgeschichte der schwäbischen Residenz gedenkt die Festrede des Anstaltsvorstandes.[3])

Einen ersten Baustein zu der für die Zukunft doch unentbehrlichen

---

[1]) Slg, Zur Geschichte des ehemaligen Minoritengymnasiums zu Schwäbisch-Gmünd. Diözesanarchiv von Schwaben. 24. Jahrg. 1906. S. 49—54, 71—74, 105—109. 25. Jahrg. 1907. No. 6.

[2]) Klunzinger, Prof. Dr. C. B., Adam als Erzieher oder die Brackenheimer Lateinschule in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts unter Präzeptor Adam. In: Vierteljahrshefte des Zabergäu-Vereins. 7. Jahrg. 1906. No. 3. S. 33—51.

[3]) Egelhaaf, Rede bei der Jubelfeier des Karlsgymnasiums am 7. Juli 1906 (in dem von Reik erstatteten Bericht über die 25jährige Jubelfeier des Karlsgymnasiums). Progr. des Karls-Gymnasiums in Stuttgart. 1906.

Digitized by Google

Bibliographie des höheren Schulwesens in Württemberg suchte der Schreiber dieser Zeilen herbeizuschaffen in seiner Zusammenstellung der bisher erschienenen historisch-pädagogischen Publikationen.[1] Ist auch das Verzeichnis noch nicht lückenlos, so ergab sich doch, zumal für die Anstaltsgeschichte, eine reichere Ausbeute, als sich ursprünglich erwarten ließ. Gerade auch auf diesem Teilgebiete des großen historischen Ackerfeldes wird wohl das umfassende Werk über den Entwicklungsgang zunächst des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Wandel schaffen, das, wenn nicht alle Vorzeichen trügen, als das gemeinsame Produkt einer größeren Zahl von Mitarbeitern, in den nächsten Jahren auf den Büchermarkt gelangen wird. Der nächste Jahresbericht dürfte voraussichtlich schon an dieser Stelle genauere Kunde darüber bringen können.

Über das heimatliche *Volksschulwesen* im 16. Jahrhundert enthielt das „Württemberg-Heft" von 1906 die gründliche Arbeit von E. Schmid,[2] die aber in diesen Berichten schon an anderem Orte (Mitt XVI, S. 355 f.) ihre Würdigung erfahren hat. — Zur Feststellung der finanziellen Ungleichheit, die noch immer auf den verschiedenen Kategorien der Volksschulstellen lastet, dienen in lehrreicher Weise die Mitteilungen, welche ein Anonymus,[3] jedenfalls auf Grund der Kompetenzbücher, über die Entwicklung der Lehrergehalte zusammengetragen hat. Daß es die besten Schulstellen vor 80 Jahren auf dem platten Land, und vor 40 Jahren in den Landstädten gab, während sie gegenwärtig in den Großstädten sind, trifft natürlich durchaus nicht nur auf Württemberg allein zu. Aber wenn, am 1. Januar 1904, vier Oberämter des Schwarzwaldes an Ortszulagen für Volksschullehrer zusammen 20 750 M. aufbrachten, während vier andere des Neckar- und Jagstkreises — natürlich mutatis mutandis — nicht einmal den 10. Teil hiervon, 2050 M., aufwandten, so liegt darin doch ein Unterschied, der notwendig soziale Schattenseiten haben muß. In der Liste der aus diesem Grund unumgänglichen früheren Nebenposten fungieren die Lehrer u. a. auch als Dorfschützen, Grabredner, Todtengräber etc. Wenn der ebenfalls nicht genannte Verf. des Bildes der Dorfschule in R. in früheren Zeiten (im 18. und 19. Jahrhundert)[4] als Hauptwert seines Werkchens bezeichnet, daß „es in seiner Kleinheit zeigt, wie anders die Forderungen sind, die man heutzutage an Schule und Gemeinde, Lehrer und Schüler gegenüber früher stellt", so schätzt er die Arbeit damit richtig ein; denn die Schilderung der Dürftigkeit der Lehrerverhältnisse, der Un-

[1] E. Schott, Gedruckte Quellen zur Geschichte des höheren Schulwesens in Württemberg. Beiheft zu den Mitteilungen der Ges. f. d. Erz.- u. Sch.-Gesch. 11, S. 44—69.

[2] Eugen Schmid, Das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert. Beiheft zu den Mitteilungen der Ges. f. d. Erz.- u. Sch.-Gesch. 11, S. 89—144.

[3] —1—, Streifzüge quer durch die Geschichte der württemb. Volksschule und der Gehalte ihrer Diener, in „Die Volksschule", Zeitschr. des württ. Volksschullehrervereins, 66. Jahrg., 1906, Nr. 1 u 2, S 15 ff., 61 ff.

[4] W., Lehrer und Schule eines Dorfes in früheren Zeiten. Württ. Schulwochenblatt, 58. Jahrg., 1906, Nr. 10, S. 77 ff. u. Nr. 11, S. 85 ff.

Digitized by Google

regelmäßigkeit der Schülerfrequenz etc. weist die von zahllosen ähnlichen Beschreibungen her bekannte trübe Farbenstimmung auf.

Schon geraume Zeit vor der Reformation besaß wohl die Universitäts- und ehemalige zweite Residenzstadt Tübingen[1]) eine deutsche Schule; freilich ist die früheste Erwähnung eines „schulmaister von Tuwingen" aus dem Jahr 1349 in ihrer Deutung nicht ganz einwandfrei. In der großen Kirchenordnung von 1559 wird in dem Abschnitt „Von der Teutschen Schreiberey und Rechenschulen" Tübingen — neben Stuttgart und Urach — noch im besonderen bedacht durch die Bestimmung, daß nach diesen Orten „drey fromme Christeliche, Gottseifrige Teutsche Schulmeister .... verordnet werden sollen", ... und „wöllen wir zulassen, das ir jeden Jars ausser dem gemeinen Kirchenkasten ein steuer, neben dem verordneten Schulgelt, gereicht und auch hieneben jenen Behausung einzugeben, angehalten werden". Allein die seit 1676 vorhandenen Visitationsberichte der Äbte von Bebenhausen geben gerade kein sehr erfreuliches Bild von dem Zustand der Schule; um 1677 stand dem 67jährigen Lehrer ein Provisor von 75 Jahren zur Seite. Erst das Generalreskript des Herzog Karl v. J. 1792 brachte auch in die Volksschulverhältnisse Tübingens neues Leben. Aber wenn es nun neben dieser eigentlichen „deutschen Schule" frühzeitig noch eine besondere „Mägdleinschule" gab, obwohl auch in der erstgenannten Anstalt Schülerinnen zu des Lehrers Füßen saßen, ja wenn schon seit 1688 noch eine dritte, sog. „Spitalschule" erwähnt wird, so bekräftigt durch diese Nachweise der sachkundige Verf. R. Stahlecker, seine schon früher für das gelehrte Unterrichtswesen des Orts erhärtete Tatsache (s. Mitt. Jahrg. XVI, S. 339, Randbemerkung 15), daß die Musenstadt schon von lange her ihren Ruhm setzte in eine möglichst vielseitige Förderung von Bildung und Wissenschaft.

Die gegenseitigen kleinlichen Intriguen der weltlichen und geistlichen Instanzen in einer bescheidenen Landgemeinde bei der Wahl eines Schulmeisters beleuchtet Schimpf[2]) ergötzlich an einem Vorgang v. J. 1774, wo in Weil im Schönbuch erst nach erbitterten Meinungsverschiedenheiten und mehrfach umgestoßener Abstimmung die erledigte Lehrstelle einen neuen Besorger erhielt.

Die territoriale Unterrichtsgeschichte legt, nachdem H. Schöllkopfs Ausführungen über „das Schulwesen im ehemaligen Deutschordensgebiete des Königreichs Württemberg unter der Herrschaft des Ordens" schon in diesen Blättern (Mitt. Jahrg. XVI, S. 337) Erwähnung gefunden haben, eigentlich nur noch zwei kürzere Skizzen vor, welche beide K. Wolfarth zum Verfasser haben. In dem Herrschaftsgebiet der Grafen von Limpurg[3]) am mittleren Kocher, die für eine Hebung und Läuterung der geistigen

[1]) Reinh. Stahlecker, Das frühere Volksschulwesen in Tübingen. Tübinger Blätter, Jahrg. IX., 1906, Nr. 2, S. 18 ff.

[2]) Schimpf, Aus der Zeit der Schulmeisterwahlen. Literarische Beilage des Staatsanzeigers für Württ., 1906, S. 153 ff.

[3]) K. Wolfarth, Das Schulwesen im alten Limpurg. Württemb. Schulwochenblatt. Jahrg. 58 (1906). Nr. 5, S. 33 ff.

Digitized by Google

Bildung ihrer Untertanen, namentlich nach der Verrohung durch den 30-jährigen Krieg, tätige Fürsorge bekundeten, brachte das Jahr 1702 die sogen. Limpurger (oder Obersontheimische) Schulordnung, die von modernerem Geist durchtränkt, den Anschauungsunterricht zur Grundlage der ganzen Lehrtätigkeit stempelt; als ihr Schöpfer erweist sich der Superintendent Müller von Obersontheim, ein Schüler von Aug. Herm. Francke. — Und als dann im Anfang des 19. Jahrhunderts diese Lande zusammen mit den hohenloheschen Gebieten dem jungen Königreich eingefügt wurden,[1]) da bot sich dem herrschensfrohen König Friedrich eine erwünschte Gelegenheit, seine Neigung zum Zentralisieren auch auf das Feld des Schulwesens hinüberspielen zu lassen. Die große Zahl der ausgegebenen Erlasse und Generalreskripte zeitigte manches Gute; doch ist die vorliegende Arbeit zu kurz gefaßt und zu allgemein gehalten, als daß sie ein erschöpfendes Bild des gesamten Vorwärtsschreitens auszubreiten vermöchte. Daß im Jahre 1813 sich unter den Schulbüchern Rochows Kinderfreund findet, der schon 1805 für württembergische Verhältnisse eine besondere Umarbeitung erfahren hatte, bekundet jedenfalls einen erfreulichen Aufschwung. Ob es wohl in anderen Territorien auch vorkam, daß die Landessynode Prämien aussetzte sogar für — Schüler, welche besonders gelungene Schönschriften eingesandt hatten?

Auf den ersten Blick scheint der schwäbischen Schulgeschichte die mühevolle, aber fruchtbare Dissertation fern zu liegen, in der sich G. Bossert[2]) zum Ziel setzt, „einmal genauer festzustellen, was die Kirche Württembergs im ersten Jahrhundert ihres Bestandes auf dem Boden der Liebestätigkeit geleistet hat.“ Als ergiebige Quelle dienten die fast lückenlos vorhandenen Kirchenkastenquellen, deren zahllose Einzelposten, richtig zusammengetragen und gedeutet, diesen auf alle mögliche Markungen sich ergießenden Brunnen als einen charitativen Segensquell von herzerquickender Weite erweisen. Nun war allerdings die Volksschule in Württemberg Sache der Gemeinde; ebenso wurden die Lateinschulen aus örtlichen Mitteln unterhalten; auch „hatte die Universität ihre eigenen Einkommensquellen, und das Stipendium bezog von Anfang an die Beiträge der Städte und Ämter“; aber trotzdem strömt auch auf den Boden der Schule und des Unterrichts noch gar manches Bächlein kirchlichen Zuschusses. Die erschöpfende Zusammenstellung der unterstützten Einzelpersonen, für deren jede der Verf. weiteres Material aus Lebensgang und Berufsstellung beizubringen sucht, fördert in reichem Maße die Biographie vieler Schulmeister und Präzeptoren, Klosterschüler und Studenten aus der in Frage kommenden Periode. Aber auch für die einzelnen Anstalten als solche fiel manches Scherflein ab; besonders

[1]) K. Wolfarth, Zur Geschichte des Schulwesens in Hohenlohe. Württ. Schulwochenblatt. Jahrg. 58 (1906). Nr. 48. S. 381 ff.; 49, S. 386 ff.; 50, S. 393 ff.

[2]) G. Bossert, Die Liebestätigkeit der evangelischen Kirche Württembergs von der Zeit des Herzogs Christoph bis 1650. Württ. Jahrbücher für Statistik u. Landeskunde. Jahrg. 1905. Heft I, S. 1—28; Heft II, S. 66—117. Jahrg. 1906. Heft I, S. 44—74.

Digitized by Google

für das Collegium illustre mußte tief in den Kirchenkasten gegriffen werden. Daß aber diese württembergische Ritterakademie eine bescheidene Vorläuferin seit 1561 in der Schola Nobilium zu Backnang hatte, für welche sogar 1565 der Tübinger Professor und Pädagogarch Liebler eine besondere Schulordnung zuschnitt, ist eine Notiz, die hier bei Bossert zum ersten Male erwähnt scheint. — Alles in allem hat die württembergische Kirche mit diesem ihrem Wohltun weit über das ursprünglich verlangte Maß hinaus auch diejenige Pflicht erfüllt, welche ihr Brenz in der Forderung auferlegt hat: Beneficia ecclesiastica convertantur. . . . partim ad educandos in bonis et piis literis pauperes scholasticos.

4. Hessen.

Von **Wilhelm Diehl.**

Für die schulgeschichtliche Forschung im Großherzogtum Hessen brachte das Jahr 1906 dadurch einen bedeutenden Fortschritt, daß von der Gruppe Hessen unserer Gesellschaft eine besondere schulgeschichtliche Zeitschrift gegründet wurde, die „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte", deren erstes Heft im Juni 1906 erschien.[1]) Diese Gründung empfahl sich ebensowohl im Blick auf den Abschluß des von dem Unterzeichneten herausgegebenen dreibändigen Werkes der „Schulordnungen des Großh. Hessen" wie mit Rücksicht auf das im Jahre 1907 bevorstehende 300jährige Jubiläum der Universität Gießen. Legte es jener nahe, ein Organ zu schaffen, in dem in Einzelstudien den Problemen, die die „Schulordnungen" stellten, weiter nachgegangen und zugleich die Schulgeschichte der in den „Schulordnungen" nicht berücksichtigten neuhessischen Territorien in Bearbeitung genommen werden könne, so drängte die Nähe des Gießener Jubiläums zur Herausgabe einer Zeitschrift für hessische Universitätsgeschichte, in der vor den Festtagen die Vorstudien zu den verschiedenen Festschriften und nach ihnen die zu erwartenden reichen „Nachstudien" einen Platz finden könnten. Der Inhalt des ersten Heftes der „Beiträge zur hess. Schul- und Universitätsgeschichte" zeigt, daß der Versuch geglückt ist. Das Heft bringt zwei Aufsätze, die die Schulgeschichte von zwei bisher noch gar nicht oder nur ganz wenig bearbeiteten neuhessischen Gebieten zum erstenmal gründlich der wissenschaftlichen Forschung unterziehen. Falk behandelt in seinem Aufsatz[2]) das mittelalterliche Erziehungs- und Unterrichtswesen in den linksrheinischen Gebieten der ehemaligen Bistümer Mainz und Worms. Der Unterzeichnete

[1]) Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte. Im Auftrage der Gruppe Hessen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von D. Dr. Wilh. Diehl und Dr. A. Messer. Band I, Heft 1. 1906. Kommissionsverlag von Emil Roth in Gießen.

[2]) Franz Falk, Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens in den linksrheinischen Gebieten der ehemaligen Bistümer Mainz und Worms. In: Beitr. zur hess. Schul- und Univ.-Gesch. Bd. I, Heft 1 (S. 1—54). Gießen. Emil Roth. 1906.

Digitized by Google

bietet in seiner Studie auf Grund neuer Archivfunde reiche Beiträge zur Schulgeschichte der Pfälzer Aemter Starkenburg, Groß-Umstadt und Otzberg aus der Zeit von 1566—1608.[1]) Die Ergebnisse der Falkschen Arbeit sind oben angegeben. In der Arbeit des Unterzeichneten wird festgestellt, daß in der Zeit vor dem Regierungsantritt des Pfalzgrafen Friedrichs III. (1559) in dem aus 7 Pfarreien bestehenden Starkenburger Amt nur 2, in den Ämtern Umstadt und Otzberg mit ihren 6 Pfarreien nur eine Schule bestand und daß in diesen Gebieten in der Zeit von 1559—1608 nicht weniger als 13 neue Schulstellen gegründet wurden. Ferner werden für die einzelnen Schulstellen genaue Kompetenzlisten und die Ergebnisse einer Enquete über die Schulhäuser, die soziale Lage der Lehrer und über eine etwaige Heranziehung der Dorfglöckner zur Schulhalterei in den Filialorten mitgeteilt, die wertvolle Einzelheiten enthalten. Es ist durch diese Studie festgestellt, daß dem in die Jahre 1570—1600 fallenden großen Schulgründungswerk in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt (vgl. Diehl, Schulgründungen und Schulmeister in der Obergrafschaft Katzenelnbogen in der Zeit von der Reformation bis zum Jahre 1635, Darmstadt, Waitz) ein mit gleicher Intensität betriebenes Schulgründungswerk in den benachbarten Pfälzer Ämtern entsprach, daß aber das letztere hinsichtlich der Besoldung und Auswahl der Lehrkräfte weit hinter dem hessischen Muster zurückblieb. Es ergiebt sich für die Forschung nunmehr das Problem, auch die Schulgründungen der übrigen Nachbarstaaten Hessen-Darmstadts in alter Zeit (z. B. der Erbacher und Mainzer Lande) zu untersuchen und mit Hessen und Pfalz zu vergleichen. Vielleicht wird es dann möglich, eine über einen größeren Länderkomplex sich ausdehnende große Schulgründungsströmung für die Zeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts nachzuweisen und in den Rahmen der allgemeinen Volksbildungsgeschichte einzugliedern.

Außer diesen beiden Arbeiten von Falk und Diehl, die die hessische Schulgeschichtsforschung auf bisher unbearbeitete Gebiete führen, und außer einigen interessanten kleineren Beiträgen, die unten namhaft gemacht sind,[2]) enthält Heft 1 der „Beiträge zur hess. Schul- und Universitätsgeschichte“ noch zwei universitätsgeschichtliche Studien. Die erste, die von Wilhelm Martin Becker stammt, ist an anderem Ort besprochen;[3]) die zweite, von dem Unterzeichneten stammend, ist ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Gießener Studentenorden und zur Lebensgeschichte Friedrich Christian Laukhards.[4]) Beide Beiträge stellen Vorstudien zu größeren Arbeiten dar,

[1]) Wilhelm Diehl, Beiträge zur Schulgeschichte der Pfälzer Ämter Starkenburg, Groß-Umstadt und Otzberg aus den Kompetenzbüchern von 1566, 1573, 1595, 1605 und 1608. Ebenda (S. 77—105).

[2]) Wilhelm Diehl, Kleinere Mitteilungen (nämlich 1. Ein Gutachten über die Nebenbeschäftigungen von Schulmeistern aus der Zeit um 1575; 2. Eine poetische Meldung um Versetzung, 1743; 3. Stimmen der Väter). Ebenda (S. 109—119 und 123—127).

[3]) Wilhelm Martin Becker, Stärke und Zusammensetzung der Studentenschaft in der Frühzeit der Universität Gießen (1607—1624). Ebenda (S. 55—76).

[4]) Wilhelm Diehl, Protokoll einer Vernehmung Friedrich Christian Laukhards über die Gießener Studentenorden 1792. Ebenda (S. 120—122).

Digitized by Google

die zum Jubiläum der Universität herauskommen werden. Sie weisen gleichzeitig auf zwei Gebiete hin, auf denen auf dem Boden der Gießener Universitätsgeschichte noch besonders interessante Forschungsergebnisse zu erzielen sind, Forschungen über und zur Universitätsmatrikel und Forschungen über das innere Leben der Universität, besonders das Studentenleben.

Wieviel Neues von einer ernsthaften Forschung auf dem Gebiete der Gießener Universitätsgeschichte noch erwartet werden kann, zeigt auch die zur 300jährigen Erinnerung an den 10. Oktober 1605, den Tag der Eröffnung des Gymnasium illustre in Gießen, von Stade gehaltene Rede.[1]) Sie gibt bereits im voraus, unter eingehender Benutzung des von Wilhelm Martin Becker in mehrjährigem Studium erarbeiteten (für die Universitätsfestschrift bestimmten) handschriftlichen Materiales, ein Bild der Ereignisse, die zur Gründung der Ludoviciana führten, das in wesentlichen Punkten von den bisherigen Ansichten abweicht. Besonders interessant ist diese Rede aber auch dadurch, daß sie die Gründungsgeschichte der Universität in eigenartiger Weise mit der geschichtlichen Entwicklung des gesamten hessischen Geisteslebens im 16. Jahrhundert in Beziehung bringt und sie gleichsam als deren notwendiges Produkt darstellt. Auf Einzelheiten einzugehen, können wir uns umsomehr ersparen, als sich im nächsten Jahresbericht bei Besprechung der inzwischen erschienenen zweibändigen Jubiläumsfestschrift reichlich Gelegenheit geben wird, den neuen Aufriß der Geschichte der Universitätsgründung in seinen Grundzügen vorzuführen.

Außer den Kreisen, die um die Gruppe Hessen unserer Gesellschaft und um die Kommission zur Vorbereitung des Gießener Universitätsjubiläums geschart sind, beteiligen sich immer noch recht wenig Forscher an dem Werk der Bearbeitung der Schul- und Universitätsgeschichte des Hessenlandes. Neben einigen kleineren Ausführungen, die in Zeitungen zerstreut sind und zumeist nicht auf originalen Forschungen beruhen, ist hier nur eine Arbeit zu nennen, die wirklich unsere Kenntnisse erweitert.[2]) Es ist die Geschichte der Mainzer Realschule von Beck, die zur 75jährigen Jubelfeier der Realschulgründung, die zeitlich mit der Trennung von Realgymnasium und Oberrealschule zusammenfällt, erschienen ist. Die Arbeit gibt in kurzer Zusammenfassung auf Grund eingehenden Aktenstudiums die Geschichte der Entstehung der Mainzer Realschule, des Realgymnasiums, der Höheren Handelsschule und der Oberrealschule und bietet als Beilagen ein Verzeichnis der Lehrer, die an den verschiedenen Teilen der „Realschule" wirkten, sowie eine interessante Statistik über den Schulbesuch von 1831—1905.

[1]) Bernhard Stade, Einst und Jetzt, Rückblicke und Ausblicke. Rede, gehalten am 25 November 1905 im Festaktus der Ludwigs-Universität zur Feier des Geburtstages Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein und zur Erinnerung an die am 10. Oktober 1605 erfolgte Eröffnung der „Gymnasium illustre" genannten ältesten Gießener Hochschule. Gießen, A. Töpelmann. 1905. 48 S.

[2]) Karl Beck, Geschichte der Mainzer Realschule (Realschule, Realgymnasium, Höhere Handelsschule, Oberrealschule). In: Programm des Großh. Realgymnasiums, der Oberrealschule und der Höheren Handelsschule in Mainz 1906, 24 S.

Digitized by Google

Die Arbeit zeigt, wie gut es wäre, wenn einmal ein Forscher der Entwicklungsgeschichte des hessischen Realschulwesens im Großen nachginge. Er würde auch für die Zeit vor 1830 — wie Beck vermuten läßt und die reichen Aktenbestände des Ministeriums des Innern in Darmstadt beweisen — manches interessante Forschungsergebnis ans Licht ziehen können.

5. Thüringische Staaten.

Von **Max Schneider.**

L. Weniger[1]) hat seinen verdienstvollen Studien zur *Geschichte des Weimarischen Gymnasiums* zwei neue hinzugefügt, die das frische Bild der lebhaften pädagogischen Bewegung zu Weimar im 17. Jahrhundert in dankenswerter Weise vervollständigen. Die erste der beiden veröffentlichten Schulschriften, „Johann Kromayers Summarischer Bericht vom Methodo 1629" in einem Sammelband Ratichianischer Schriften in der herzoglichen Schloßbibliothek zu Gotha [Cod. Chart. B. 830 F. fol. 1—10] erhalten und aus diesem von Weniger p. 3—8 abgedruckt, ist eine der Schriften, die der weimarische Generalsuperintendent Joh. Kromayer (geb. 8. Dez. 1576, gest. 13. Juli 1643) bei der Zusammenkunft mit Wolfgang Ratich und seinen Anhängern am 21.—24. Januar 1629 in Weimar vorgelegt hat und die die Grundlage bei den Verhandlungen bildete. Inhaltlich schließt sich derselbe an den zuerst 1629 gedruckten „Bericht vom newen Methodo, wie es in den Schulen des Weymarischen Fürstenthums mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll — gestellet durch M. Joh. Kromayern" (1629, Weymar, Joh. Weidner. 4°) an, der bei Vormbaum, Evangelische Schulordnungen II, 215 ff. wieder abgedruckt ist. Der hier zu besprechende „summarische Bericht vom neuen Methodus in den Weymarischen Schulen" besteht aus 6 Kapiteln, nämlich 1. von der Teutschen Class, 2. von der Lateinischen Class, 3. von der Poetischen Class, 4. von der Griechischen und Hebräischen Class, 5. von der Logischen und Rhetorischen Class, 6. Anhang. Wir heben daraus das Wichtigste hervor! Im Deutschen wurden der Reihe nach gebraucht: a) das Lesebüchlein, aus dem die Kinder die Buchstaben und das Syllabieren lernen mußten (= Lesebüchlein, zum newen Methodo dienlich, Für die Weymarische Schul zugerichtet 1618, 8°, bei Joh. Weidner), b) Genesis (= die deutsche Genesis, 1618, Weymar) oder künftig: die deutsche Harmoni der Evangelisten (= Harmonia Evangelistarum, d. i. die Vergleichung und Übereinstimmung der 4 heiligen Evangelisten durch M. Joh. Kromayer, Weimar 1629, 8°), die dreimal im Jahre durchgelesen werden soll, c) Grundbuch (= Grund der Religion oder biblischer Auszug, in welchem die fürnehmsten Sprüche und Texte der heiligen Schrift zusammengetragen sind. Dem newen Methodo zum Besten. Weimar

[1]) Ludwig Weniger, Johannes Kromayer. Zwei Schulschriften von 1629 und 1640. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Weimarischen Gymnasiums 1906. 4°. 15 S.

Digitized by Google

1618, 8°), „aus dem die Knaben 40mal oder noch mehr die Sprüche vorlesen sollen, bis alle sie auswendig können,“ d) die deutschen loci Theologiae, bei denen ebenso verfahren werden soll, e) das „beweissthumb“ und die „Wiederlegung“, worunter die Stücke der Concordienformel Affirmativa und Negativa zu verstehen sein dürften (Concordien-Büchlein. Deutsch für die Kirchen und Schulen im Fürstenthumb Weymar durch M. Joh. Kromayer n. 1625, 16°) und neben diesen f) Luthers Catechismus samt den Fragstücken des Rosinus und die Psalmen, aus denen „den gar Kleinen, die noch nicht lesen können ein Stück nach dem andern durch den praeceptorem fürgebetet wird“. Darüber, wie der neue Methodus auf die Schreibkunst zu „appliciren“ sei, wird auf einen besonderen ausführlichen Bericht, der dem Herzog schon übergeben sei, verwiesen.*)

Die lateinische Class soll in 2 Abteilungen zerfallen; die „classis Terentiana“, in der die Knaben a) den Autor ad litteram verstehen lernen sollen, b) resolviren quoad Grammaticam, c) interpretiren quoad sensum, d) imitiren, quoad exercitia stili. Aus dieser Klasse darf kein Schüler in die oberste Klasse, die „classis Ciceroniana“ aufrücken, der nicht ohne grammatische Fehler im Terentianischen Latein ein „Argument“ verfertigen kann. In der Ciceroclasse lernen die Schüler „elegantiam et copiam latinitatis“ aus dem Cicero. Hierauf werden in dem summarischen Methodus methodische Regeln und allgemein pädagogische Anweisungen gegeben, so soll z. B. bei Unaufmerksamkeit „das Schlagen ahn die Köpffe und ahn die Hände gantz abgeschaffet seyn“ und der Lehrer soll darauf halten, daß die Knaben anfangen auch unter sich regelmäßig lateinisch zu sprechen.

In der Poetischen Class wird zunächst die Prosodia nur viva voce an der Tafel gelehrt, sodann an Virgil, Ovid, Horaz auch wohl an poetis Christianis und Eobanus Hessus eingeübt.**) Von der griechischen und hebräischen Sprache wird bemerkt, daß sie wie die lateinische zu erlernen sei, daß das neue und alte Testament erklärt werden solle, aber auch Isokrates, Demosthenes, Hesiod und Homer zu lesen seien; griechisch und hebräisch zu reden werde jedoch nicht verlangt, wohl aber ein Griechisches Scriptum und eine hebräische Übersetzung „in soluta et ligata oratione“.

In betreff der Logik wird in dem summarischen Methodus auf den schon im Druck erschienenen „Sonderbaren Bericht von der Logica, wie die auff eine newe Weise beizubringen“ verwiesen***). Die Rhetorik soll nicht mit allgemeinen „Praeceptis“ beginnen, sondern an den Reden Ciceros vom Lehrer den Schülern beigebracht werden.****)

*) Dieser ist dann unter dem Titel: „Applicatio des newen Methodi auff die Schreibekunst“ in dem Buche „Etliche Schultractat zum newen Methodo gehörig durch M. Joh. Kromayer (4°, 1629) p 7 ff. abgedruckt worden.

**) Auch hierüber ist dann ein Spezialbericht „Applicatio auff die Poeticam“ 1629 gedruckt erschienen in „Principia novae Methodi Abschnitt IX“. (Vgl. L. Weniger in der Zeitschrift des Vereines für Thüringische Geschichte und Altertumskunde XVIII (= N. F. X) 1897 S. 417 f.; 456 sub 66.)

***) In den „Principia novae Methodi Abschnitt VII (vgl. L. Weniger a. a. O. S. 418; 450 sub 22) abgedruckt.

****) Vgl. „Principia n. Meth. Ab. VIII“ (a. a. O. S. 418).

Im Anhang endlich wird gefordert, daß die loci Theologiae, der Katechismus, die Evangelien — wohl als Vorbereitung für den Sonntag — am Sonnabend zu traktieren seien und in betreff der Arithmetik, Musik, Physik und Ethik wird auf eine spätere noch zu erlassende Instruktion verwiesen.

Das zweite im genannten Programme von L. Weniger veröffentlichte Schriftchen J. Kromayers: „Von Anordnung eines Gymnasii“ (d. h. eines Alumnates), „das in 13 Kapiteln über Schulhaus, Lehrer, Leiter, Schüler, Unterricht, Beköstigung, Aufsicht, Erholung, Zuchtmittel, Krankenpflege, Lehrergehalt, Visitation, Bibliothek und in einem Anhange über eine Vorbereitungsschule für Anfänger handelt“ ist zwar schon von Kurt Schmidt „Weimars Schulverhältnisse zur Zeit des 30jährigen Krieges“, Diss. inaug. Lips. 1891, aus dem Archive des Kultusdepartements zu Weimar (IV Loc. 53, 1) veröffentlicht worden, wird aber wegen der zahlreichen Fehler daselbst jetzt von Weniger S. 11—15 verbessert zum Abdruck gebracht.

Aus den z. T. vortrefflichen Vorschlägen, wie ein solches Alumnat für 100 Schüler einzurichten sei, zu denen Kromayer vor allem die Klosterschule Schulpforta, wo er seine Jugend verlebt hatte, die Anregung gegeben hat (vgl. S. 12 sub 5: „wie es in Schul Pfortenn auch geschehen“), möge folgendes erwähnt werden: Es sollen 6 Lehrer angestellt werden, dazu 1 „Kalfactor“, über allen soll ein Abt stehen, der die Seelsorge über alle Menschen „so im Gymnasio oder Kloster seyn“ haben soll. Die aufzunehmenden Knaben sollen 14 Jahre alt sein und 6 Jahre in dem Kloster bleiben bis zum Übergang zur Universität. Der Unterricht soll täglich nur 4 Stunden dauern und zwar 2 vormittags von 7—8 und 9—10 und 2 nachmittags von 1—2 und 3—4 Uhr; die Mahlzeiten haben von 10—11 und 6—7 stattzufinden, vielleicht sei auch nach der ersten Stunde früh einzuführen „ein süplein zum fruestuck, ehe sie in die Kirche gehen, die bösen Dünste, so sonst aus dem Magen aufsteigen, zu verhütten.“ Während des Essens, zu dem auch je 1 Nösel Bier oder Wein zu reichen sei, soll ein besonderer „Lector“ entweder aus der Bibel oder dem Sleidanus vorlesen, vor und nach der Mahlzeit eine schöne Motette gesungen werden. Die Aufsicht über die Schüler hat ein zum Inspektor ernannter Lehrer zu führen, der auch bei der „Ergetzung auff die Freitage“ dabei sein soll. Für Krankheitsfälle sei ein „Siechmeister mit zugehörigem Medico, Balbirer und Apothecker“ bestellt werden. Sehr interessant und auch für unsere Zeit passend ist die Forderung sub 11 „von den Besoldungen der praeceptorum“ mit folgendem Wortlaut: „Die praeceptores müssen mit solchen ansehnlichen Besoldungen versehen werden, daß ihnen dadurch nicht allein ihre saure Arbeit zur gnüge belohnet, sondern sie auch eine ehrliche übermasz fur sich und die ihrigen, auch nach ihrem tode, haben.“ — Die untere Schule oder Vorschule, in der die Knaben vom 8. bis 14. Jahre bis zum Übergang auf das Gymnasium verbleiben, sollen 3 Lehrer leiten: ein Ludi magister, ein Cantor, ein Baccalaureus.

In die neuere Zeit führt uns die zweite Schrift aus Weimar,

Digitized by Google

Wernekkes[1]) *„Abriſs der Geschichte des Realgymnasiums"*, die zum 50jährigen Jubiläum desselben verfaßt ist. Am 7. April 1856 wurde die von der Stadt gegründete Anstalt als höhere Bürger- oder Realschule eröffnet, zunächst mit zwei Klassen und folgenden Unterrichtsgegenständen: Religion, Deutsch, Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Französisch, Englisch, Schreiben, Zeichnen, Singen, Turnen; 1857 trat eine dritte Klasse hinzu und die Schule erhielt ihren I. Direktor, Dr. G. Tröbst (1857—77); Ostern 1859 umfaßte sie fünf Jahreskurse I, I², II, III, IV mit 162 Schülern, 1868 wurde beschlossen, die Anstalt zu einer Realschule I. Ordnung auszubauen und den lateinischen Unterricht als regelmäßigen Unterrichtsgegenstand einzuführen mit sechs Klassen, vier unteren VI, V, IV, III mit einjährigem, zwei oberen II, I mit zweijährigem Kursus unter 10 ordentlichen Lehrern und einem Zeichen-, einem Schreib- und einem Hilfslehrer. 1873 fand die erste Reifeprüfung statt. 1877 übernahm der II. Direktor Dr. Th. Leidenfrost die Leitung, dem 1879 der jetzige Direktor, der Verfasser der Festschrift folgte; unter ihm wurde 1885 die Realschule I. Ordnung zu einem Realgymnasium umgewandelt, das von 1893 an neun Klassen hatte und 1900 in den Besitz des Staates überging, der die Gehaltsverhältnisse der Lehrer denen des Gymnasiums gleichstellte und 1905 eine 11. Oberlehrerstelle schuf. Den Beschluß der kleinen Festschrift macht ein Verzeichnis der Lehrer nach der Zeitfolge ihres Eintritts, eine Tabelle der Schülerzahl im Ganzen und in den einzelnen Klassen bis 1906.

Die Geschichte einer wenig bekannten, nur kurze Zeit (1776—1827) selbständig bestehenden Unterrichtsanstalt, des *Schullehrerseminars zu Meiningen,* auf grund von Akten und dem noch unbekannten schriftlichen Nachlaß des Superintendenten E. J. Walch, des ersten Leiters dieser Bildungsanstalt (1776—92), zu schreiben hat der Schulrat und Seminardirektor Dr. O. Rückert[2]) sich zur Aufgabe gemacht. Das Landesschullehrerseminar zu Meiningen war eine Gründung der 1774 eingeweihten Alt-Schottischen Freimaurerloge „Charlotte zu den drei Nelken", die wie andere Logen es sich zur Pflicht machte, „ein Denkmal der Menschenliebe und Wohltätigkeit" zu errichten. Der Gedanke war vom Oberhofprediger, Konsistorialrat Volkhart und dessen Bruder, dem damaligen Rektor des Lyzeums ausgegangen und hatte den Beifall des Fürsten und mehrerer einflußreicher Adeligen gefunden. Die Schulen, die zum lutherischen Fräuleinstift Joachimstein bei Görlitz gehörten, namentlich die in Groß-Radmeritz, sollten als Vorbilder dienen, wohin 1775 der Cand. theol. Ernst Julius Walch zur Information gesendet wurde; außer diesen Schulen in der Oberlausitz unterrichtete sich dieser in Herrenhut, Görlitz, Dresden, Leipzig und Weimar über den Betrieb von Anstalts- und Armenschulen. Im Oktober

---

[1]) Hugo Wernekke, Abriß der Schulgeschichte. Beilage zum Jahresberichte des Großherzoglichen Realgymnasiums in Weimar. 1906. 8°. 19 S.

[2]) Otto Rückert, Die Geschichte des Seminars in Meiningen. (= Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde. Heft 53. 1906. Hildburghausen. 8°. S. 1—27.)

Digitized by Google

1776 wurde das Seminar eingeweiht und im Januar 1777 der Gesamtbetrieb aufgenommen; es bestand aus 1. einer Anzahl von Schulkandidaten, die täglich drei Stunden von dem zum Katecheten ernannten Walch unterrichtet wurden, 2. aus armen Knaben, die „vorher ohne Unterweisung betteln gegangen waren". Die Loge speiste, kleidete und versah diese Knaben mit Büchern usw., weshalb sie „Logenknaben" hießen. Außer Walch, der eine gewaltige Arbeitslast auf sich geladen hatte, unterrichteten noch ein Rechenlehrer, ein Schreibmeister und ein Musikus an der jungen Anstalt, die zunächst in einem Privathause, dann 1780 in dem Waisenhause untergebracht war. Nachdem 1788 die Waisenkinder auf das Land verteilt worden waren, dienten den Seminaristen als Übungsschüler die Kinder der herzoglichen Hofbedienten und Stallknechte (21 Knaben und 24 Mädchen), weshalb sie nicht mehr Logen- sondern „Hofschule" genannt wurde (bis 1798); von da ab wurde die neugegründete Armen- oder Freischule das Übungsfeld der Seminaristen. Ein ausführlicher Lehrplan wird S. 9 f. angegeben, S. 15 die von Walch verfaßte „Instruction für die Lehrer", die einen Lehrplan für die Dorfschule enthält. Nachdem Walch 1792 sein Amt aufgegeben hatte († 1825 als Superintendent in Salzungen), wurde der Cand. theol. Th. G. K. Keyssner mit der Leitung des Seminars und der Übungsschule betraut, seit 1799 mit dem Titel eines Landesschul-Inspektors. Als nach dem Aussterben der herzoglichen Linie Gotha—Altenburg (Friedrich IV. 1822—25) bei der Neuteilung 1826 das Herzogtum Meiningen unter anderen auch Hildburghausen erhalten hatte, wurde das Meininger Seminar mit dem schon in Hildburghausen bestehenden zu einem Landesschullehrerseminar mit dem Sitze in Hildburghausen vereinigt. Es folgen nach diesem geschichtlich-pädagogischem Abriß in der Monographie noch: 1. Verzeichnis der Lehrer (11), 2. der Seminaristen von 1776—92, dann wieder von 1809—26; die Verzeichnisse der dazwischen liegenden 16 Jahrgänge haben sich nicht erhalten.

H. Beck[1]) berichtet kurz über den Verlauf des 300jährigen Jubelfestes des alten *Gymnasium Casimirianum in Coburg,* zu dem derselbe Verf. bereits eine in dieser Zeitschrift XVI (1906) S. 340 von M. Wehrmann kurz erwähnte Festschrift verfaßt hatte. Unter reicher Beteiligung alter Casimirianer, der Behörden des Staates und der Stadt, der Bürgerschaft und in Beisein der höchsten Herrschaften wurde das Jubelfest gefeiert, bei dem die Aufführung eines von Baron v. Meyern-Hohenberg gedichteten Festspiels erwähnenswert erscheint, das „inhaltreich und formvollendet den Gegensatz zwischen humanistischer und realer Bildung in einem Gespräch zwischen dem I. Rektor des Gymnasiums Joh. Faber (1605—1607) und einem Schüler behandelte und am Schluß durch den Mund der Göttin Pallas Athene die Entscheidung zugunsten der humanistischen Bildung gab". 3 Jubiläumsstiftungen für das Gymnasium wurden zur Erinnerung dieses Tages errichtet.

[1]) Heinrich Beck, Das dreihundertjährige Stiftungsfest des Gymnasium Casimirianum in Coburg, 3.—5. Juli 1905. Progr. des Gymnasiums 1906. 4°. 7 S.

Digitized by Google

Gerade in den letzten Jahren sind in den Schulprogrammen der höheren Schulen Preußens und der anderen Staaten zahlreich Verzeichnisse der ehemaligen Abiturienten der betreffenden Anstalt veröffentlicht worden, die zunächst naturgemäß nur einen lokalen Wert besitzen, jedoch öfters durch Untersuchungen und Angaben über die Zeit der Einführung eines sog. Abiturientenexamens an der betreffenden Schule, sowie auch über die Art und Ausdehnung einer solchen Abschlußprüfung ohne Zweifel einen historisch-pädagogischen Wert beanspruchen. Während bekanntlich Preußen erst 1788 die Abschlußprüfung beim Übergang zum Universitätsstudium eingeführt hat (Wiese in Schmids Encyclopaedie VI. S. 366), ist in den kleineren Staaten z. T. schon früher eine solche gesetzlich gefordert worden. Der Rezensent[1]) hat daher in seinen ein Ganzes bildenden zwei Programmen, die die Abiturienten des ehemaligen *Gymnasium Illustre zu Gotha* von 1768—1859 aufführen,[2]) in der Einleitung auf Grund seiner früher erschienenen Arbeit „Bestimmungen über den Abgang der Schüler des Goth. Gym. zur Universität und über ein abzulegendes Abiturientenexamen seit 1653" (= Mitteilungen der Vereinigung für Goth. Geschichte und Altertumsforschung 1901 S. 138—144) eine Geschichte des Abiturientenexamens auf dem Gothaer Gymnasium vorausgeschickt. Schon vor dem Jahre 1653 hat Herzog Ernst d. Fromme (1640—75) durch eine Bestimmung, die in die Fürstl. Sächs. revidierte und vermehrte Landes-Ordnung des pp. Herrn Ernsten Gotha 1653, K. IV, S. 44 f. aufgenommen wurde, den Abgang der Schüler zur Universität in seinen Landen geregelt, insofern der Protephorus Gymnasii (d. h. der Generalsuperintendent), der Rektor und die Lehrer über Reife oder Unreife jedes zur Universität übergehenden Schülers entscheiden mußten, und das Konsistorium bei einem „Landkinde" (d. h. einem Untertan des Herzogs) „nach Gelegenheit" selbst erforschen sollte, ob der Schüler die genügenden Kenntnisse besitze. Dieses mündliche, also bisher nur „nach Gelegenheit" abgehaltene Examen vor dem Konsistorium für alle Landeskinder wurde 1718 (Ernestinische Verordnungen das Kirchen- und Schulwesen betreffend 1720 S. 487—490 sub n. 3) als verbindlich festgesetzt und 1738 (Fernere Beifügung unterschiedlicher und nach und nach ausgegangener etc. Gesetze Cap. I n. X. S. 86—88) wieder gefordert, ebenso 1741 (Rescript an die Regierung, Kammer etc. = Gelbke, Kirchen- u. Schulenverfassung I 99 sub ee) nochmals in Erinnerung gebracht. In dem 1772 „Gnädigst genehmigten Entwurf zur Verbesserung des Gymnasii" wird das „Examen dimittendorum" beibehalten und in den 1780 ver-

---

[1]) Max Schneider, Die Abiturienten des Gymnasium Illustre zu Gotha von 1768—1859. 2 Teile. Progr. des Gymnasium Ernestinum zu Gotha 1905 und 1906. 4°. 32 S. und 4 S. alphabetisches Namenverzeichnis.

[2]) Die Namen sind einem mit 1768 beginnenden in der Kanzlei des Herzogl. Staatsministeriums zu Gotha Dep. IV vorhandenen Verzeichnis entnommen; mit dem Jahre 1859 hat der Vfr. geendet, da in diesem Jahre das schon 1524 gegründete Gymnasium Illustre mit dem seit 1836 selbständig bestehenden Realgymnasium zu einer Doppelanstalt mit dem Namen „Gymnasium Ernestinum" unter einem Direktor vereinigt und reorganisiert wurde.

Digitized by Google

öffentlichten Schulgesetzen wird in Ab. XIII in 3 §§ ausführlich über das Abiturientenexamen gesprochen und gefordert, daß ein Dimittendus das von dem Rektor und sämtlichen Lehrern unterschriebene Testimonium seiner Tätigkeit dem Konsistorium vorlegen und er dann vor diesem nochmals examiniert werden sollte. Die 1811 gedruckten „Gesetze für die Schüler des Gymnasiums zu Gotha“ (1828 erneuert) forderten, daß nach Verfertigung der aufgegebenen schriftlichen Arbeiten die Abiturienten vor dem Konsistorium mündlich zu prüfen seien, und so blieb es bis 1859, in welchem Jahre die Prüfung vor dem Konsistorium wegfiel und unter dem Vorsitz eines herzogl. Prüfungskommissars im Gymnasium selbst abgehalten wurde. — Es folgen dann die Namen von 1203 Abiturienten mit kurzen Lebensdaten, die von 1768 bis 1859 das Zeugnis der Reife erlangt haben; unter diesen findet sich eine ganze Reihe später ausgezeichneter Pädagogen und Gelehrter, von denen gerade an dieser Stelle die bedeutendsten erwähnt zu werden verdienen: Die Direktoren des Johanneum in Lüneburg J. F. Wagner (1797—1834), K. F. H. A. Haage (1834—1842), deren Verdienste die Festschrift zur 500jährigen Jubelfeier dieser Anstalt 1906 gebührend würdigt, ferner E. E. J. Bagge 1822—48 Direktor der Musterschule in Frankfurt, J. K. F. Manso 1794—1826 Direktor des Magdalenum in Breslau, E. A. W. Gräfenhan 1830—36 Direktor in Mühlhausen, E. K. Ch. Bach, 1819—39 Direktor d. Gymn. in Schaffhausen, J. G. A. Sparr 1807—11 Direktor in Nordhausen, A. Schieck 1842—47 Direktor in Hanau, 1847—62 in Rinteln, die beiden bekannten Griechen Raphael Kühner 1825—78 Direktor des Lyzeum in Hannover und Ch. F. V. Rost 1841—59 Direktor und Geh. Oberschulrat in Gotha, ferner E. L. Trompheller 1833—78 Prof. und Oberschulrat in Koburg, G. Regel 1868—84 Direktor des Gymn. in Hameln, F. A. Gilbert 1867—81 Direktor in Annaberg, R. Schneider seit 1875 Direktor in Norden, 1881 in Duisburg, J. Naumann 1875—91 Direktor in Osterode i. Harz. Ferner: Ch. F. Schulze, der Historiker und Redakteur der Nationalzeitung der Deutschen (1803—14), † 1850, der bekannte Philologe Friedrich Jacobs, † 1847, F. H. A. von Schlichtegroll, Direktor der Hofbibliothek in München † 1822, Fr. Dübner, der Oberleiter der Redaktion des Thesaurus ling. Graecae und der Editio Didotiana in Paris, der Verbesserer des französischen Gelehrtenschulwesens, † 1867, E. A. Braun, der bekannte Archäologe in Rom, † 1856, J. W. Hey, der beliebte Fabeldichter und Pädagoge, † 1854, K. E. Georges der Lexikograph † 1895, die beiden trefflichen Mathematiker K. F. Jacobi † 1855 und Andr. Jacobi † 1875 in Schulpforta, der bekannte Naturforscher Ch. L. Brehm † 1864, Math. Bechstein, der Gründer der ersten Forstakademie, † 1822, die weitberühmten Geographen K. E. A. von Hoff † 1837 und Ad. Stieler † 1836, der bekannte Geologe H. K. F. Credner in Halle † 1876, der Schulschriftsteller Ch. Gotth. Neudecker † 1866, der Literarhistoriker R. F. R. Boxberger † 1890. Als Universitätsprofessoren wirkten: F. Blumenbach 1776—1840 in Göttingen, J. H. Voigt 1789—1823 in Jena, K. F. Wunderlich 1803—16 in Göttingen, J. F. L. Wachler 1815—38 in Breslau, J. Ch. W. Augusti, Prof. der orientalischen

Digitized by Google

Sprachen, † 1841 in Bonn, K. F. Heinrich 1818—38 in Bonn, Fr. Dor. Gerlach 1819—76 in Basel, F. W. K. Umbreit, 1822—1860 Prof. d. oriental. Sprachen in Heidelberg, K. W. Böttiger 1821—62 Prof. in Erlangen, K. A. Credner, 1832—57 Prof. d. Theologie in Gießen, H. A. Zachariae 1835—75 Prof. der Jurisprudenz in Göttingen, W. Scheibner seit 1856 Prof. der Math. in Leipzig, K. Fr. W. Zangemeister, Oberbibliothekar u. Prof. in Heidelberg, † 1903 und viele andere bekannt gewordene Staatsmänner, Juristen, Mediziner und Theologen. — Eine der erschienenen Kritiken dieser Arbeit hob hervor, daß sie eine Bereicherung der Kulturgeschichte überhaupt und der Heimatkunde im besonderen bilde und dem ehemaligen Gymnasium Illustre ein „neues Lorbeerblatt aus seiner alten Geschichte" hinzufüge.

Böhmes[1]) sehr fleißige auf Grund alles vorhandenen Aktenmaterials und alter Schulschriften sorgfältig und mit großer Liebe für die engere Heimat verfertigte Arbeit behandelt in anschaulicher Weise und gefälliger Form die Geschichte des *„Rutheneum in Schleiz"* von seinen ersten Anfängen, höchstwahrscheinlich als einer vom Deutschherrn-Orden gegründeten Knabenschule, dann Stadtschule, weiter eines Lyzeums und endlich Gymnasiums bis zur Jetztzeit.

Im ersten Abschnitt bespricht der Verf. die Lateinschule bis 1656. Das Gründungsjahr derselben ist nicht genau festzustellen, fällt aber wohl schon in das Ende des XIII. Jahrhunderts (1284), wie ja auch in Weimar in demselben Jahrhundert vom Deutschherrenorden die Schule, die Vorläuferin des Gymnasiums, gegründet worden ist (vgl. O. Francke, Regesten zur Geschichte des Gymn. zu Weimar, 1887 S. 5). Den Zusammenhang aber zwischen dem Deutschherrenorden und der Schule zu Schleiz weist der Verf. unzweifelhaft nach. Der erste urkundlich erwähnte Schulmeister ist Heinrich Grüber (1374), jedoch schon 1485 sind an der Schule drei Lehrer, ein Schulmeister, ein Succentor, ein Locatus beschäftigt. Im J. 1492 wird das Schulgeld neu geregelt, so daß an Stelle des bisher neunmal im Jahre von jedem Schüler zu entrichtenden jedesmal 2 Pfennige betragenden Schulgeldes jetzt „ein Schuler, stat kintt oder ein ander vom Lande, des eldern das vermugen, zu yeder quatuortemper besunder einen newen Groschen und achthalben pfennig der besten were zu lerlon (d. h. bester Währung als Lehrlohn), auch sunderlich 6 pfennig auf Margarethe Kerngelt" (als Ersatz für die bisherigen Kirschkerne) zu geben hat. Außerdem hatte jeder Schüler aus der Stadt im Winter „ein fuder holtzs", zwei unslitlicht" zu liefern und dem „inheytzer" jährlich 4 Pf. zu geben; als „anhebgelt" (d. i. Eintrittsgeld) in die unterste Klasse erhielt der Locatus von jedem Schüler für Bücher 1 newen Groschen, 9 Pfennig. Im Laufe des XV. Jahrhunderts hat sich die Schule zu einer Stadtschule entwickelt, über die sich bis in die Reformationszeit aber infolge der häufigen Brände

[1]) Walther Böhme, Geschichte des Fürstlichen Gymnasiums „Rutheneum" zu Schleiz. Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens der Anstalt auf urkundlicher Grundlage bearbeitet. Schleiz 1906. 8°. 211 S. mit 3 Bildern.

Digitized by Google

in der Stadt leider keine Nachrichten erhalten haben, auch nicht über eine etwaige Visitation, die doch wohl im Anschluß an die Kirchenvisitation 1533 stattgefunden hat. Seit jener Zeit hatte die Schule schon vier Lehrer; nämlich Rektor, Kantor, Baccalaureus sup. und inferior, deren Gehälter nach einer 1619 stattgefundenen Visitation im Jahre 1621 aufgebessert wurden. In der Zeit des 30jährigen Krieges kam die Schleizer Schule, wie auch sonst die Schulen überall, etwas herunter: ein 1651 vom Rektor der Landesschule in Gera Sebast. Mitternacht, einem hervorragenden Gelehrten und Pädagogen, auf Grund der kursächsischen Schulordnung ausgearbeiteter Lehrplan und Methodus scheint nicht recht beachtet worden zu sein, sodaß 1655 eine neue Visitation stattfand, die aber nicht nach dem Wunsche Mitternachts ausfiel; viele Schüler hatten die Anstalt verlassen und waren auf andere Schulen übergegangen, so nach Gotha, wo seit 1641 der berühmte Andreas Reyher Rektor des Gymnasiums war, oder nach Hof und Gera.

Der zweite Abschnitt führt uns die Geschichte der zum Lyzeum erhobenen Anstalt von 1656—1818 vor Augen. Mit Recht nimmt der Verf. aus mehreren beweiskräftigen Gründen das Jahr 1656 als Zeit „der Geburtsstunde" des Schleizer Gymnasiums an, unter dem Rektor M. Mich. Sauer (1656—69), dem von da an ein Konrektor zur Seite stand; unter seinem Rektorate fand auch die Gründung des Chorus musicus statt. 1689 brannte das Schulhaus ab, das jedoch in aller Kürze auf den erhaltenen Mauern wieder aufgebaut wurde, aber 1732 wegen Baufälligkeit und großer Enge abgebrochen werden mußte; 1735—1837 blieb das Lyzeum in dem neuerbauten Hause. Dem Drange der damaligen Zeit, die Schüler mehr für das bürgerliche Leben vorzubereiten, gab der Superintendent Dr. Pritius nach, indem er 1702 in Tertia und Quarta den deutschen Katechismus, den deutschen Donat und die deutsche Grammatik, sowie Unterweisung im bürgerlichen Rechnen und fleißige Übungen im Schreiben einführte, auch in den oberen Klassen wurde durch Ausarbeitung von Chrieen und Briefen in deutscher Sprache diesem Verlangen Rechnung getragen. Besonders der jugendliche Rektor Joh. Chr. Haynisch (1729—1743) ein geschickter und allseitig gebildeter Mann, sorgte für Vorbereitung seiner Schüler aufs praktische Leben, indem er gratis in Privatstunden den oberen Schülern Geometrie, Astronomie, Mechanik, Optik, Geographie, Geschichte, Numismatik und Architektur lehrte und immer „mit größtem Eifer eine reine deutsche Sprache bei seinen Schülern zu fördern suchte". 1783 wurde das lateinische Gebet in der Schule ganz abgeschafft, und man betete von da ab in deutscher Sprache aus der vom Rektor Ch. Gottfr. Müller (1780—86) verfaßten „Lithurgia, Gebete und Lieder für das Rutheneum in Schleiz". — Wenige Jahre später, 1787, machte der neue Rektor Joh. Fr. Walz (1786—1801) interessante Vorschläge zur Verbesserung des Unterrichtes, von denen der Vfr. als „sonderbar" den Gedanken bezeichnet, daß die Schüler nach ihren Fähigkeiten in jeder Disziplin sitzen sollten, so daß z. B. ein Primaner im Latein in der obersten Klasse,

Digitized by Google

in der Geschichte erst in der dritten Klasse sitzen könnte. Jedoch lassen sich für eine derartige Forderung Analogien nachweisen; ein solcher Versuch, für alle zu lehrenden Disziplinen eigne Kurse oder Lektionsklassen einzuführen und die Schüler je nach ihren Kenntnissen in diesem oder jenem Fache ohne Rücksicht auf ihr Alter in diese zu verteilen, ist in der Tat — wie der Rezensent in diesen Mitteilungen X (1900) S. 44—55 ausgeführt hat — am Gothaer Gymnasium Illustre von 1772—1778 auf Veranlassung des Rektor M. Joh. Gottfr. Geißler (1768—78), der dann bis 1787 in Schulpforta Rektor war, ausgeführt worden. Mit dem genannten Jahre (1787) wurden in Schleiz auch Konduitenlisten der Schüler eingeführt, die monatlich ausgestellt dem Fürsten selbst vorgelegt werden mußten. Einen speziellen Lehrplan der Anstalt von 1789 teilt der Verf. S. 52—54 mit, aus dem besonders zu erwähnen ist, daß für die drei oberen Klassen die Lektüre der Bayreuther politischen Zeitung, sowie der deutschen Zeitung, für die unteren Klassen Anweisung zum Briefschreiben, Verfertigung von „Handwerkszetteln“ und Rechnungen gefordert wird und daß Französisch und Naturlehre eingeführt ist.

Der dritte Abschnitt behandelt die Anstalt nach ihrer Neugestaltung 1818 bis zum Jahre 1869. Da das Lyzeum bis dahin die doppelte Bestimmung einer Gelehrten- und Bürgerschule zugleich in sich vereinigt hatte, sollte jetzt eine reinliche Scheidung, die beiden Berufsarten nur zum Vorteile gereichen mußte, eintreten; es sollten in die drei oberen Klassen von jetzt ab ausschließlich die Schüler versetzt werden, die sich wirklich einem gelehrten Berufe zuwenden wollten, die oberste Bürgerschulklasse sollte Progymnasialklasse sein, in der dritten in zwei Abteilungen geteilten Gymnasialklasse mit Griechisch begonnen werden, während für diese Klasse im Latein schon die Kenntnis der Deklination und Konjugation, also des jetzigen Quintaner- und Sextanerpensums vorausgesetzt wurde.*) Alte Philologie bildete die Hauptsache des eigentlichen Gymnasiums, in dem außer Physik dieselben Fächer wie heute gelehrt wurden. 1818 wurde das Abschlußexamen die unumgängliche Vorbedingung zum Übergang auf die Universität; erst 1836 wurde das Französische in den 4 oberen Klassen mit je 2 Stunden wöchentlichobligatorisch, und 1841 kamendlich Physik und der Turnunterricht hinzu. 1837 zerstörte ein verheerender Brand die Stadt Schleiz und das Schulgebäude, das 1838 neu erbaut wurde. 1867 wurde das Gymnasium, nachdem man seit 1860 im Landtage verschiedentlich über die Aufhebung der Anstalt debattiert hatte, durch den preußischen Provinzialschulrat Dr. Heiland revidiert und danach dasselbe reorganisiert.

Damit beginnt 1869 der vierte Abschnitt der Festschrift, der uns in einer fortlaufenden Chronik die Geschichte der Anstalt unter den Direktoren

*) Einen gleichen Vorgang können wir wieder aus Gotha beibringen, wo schon im Jahre 1778 die 3 unteren Klassen als „Bürgerschule“ abgetrennt wurden (bis 1843 unter der Oberleitung des Gymnasialdirektors) und 1805 eine besondere Vorschulklasse für das Gymnasium, die sog. „Subtertia“ in 2 Abteilungen eingerichtet wurde. (Ch. F. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha 1824 S. 284; M. Schneider, Goth. Gymnasialprogr. 1902 S. 1 not. 1, S. 9 not. 1.)

Digitized by Google

Konrad Duden (1869—76) und Hermann Meyer (1876—x) bis in die Gegenwart vor Augen führt; aus dieser Zeit ist die 1869 erfolgte Trennung des Direktorats der Bürgerschule von dem des Gymnasiums, die 1883 und wieder 1903 erfolgte Änderung des Lehrplanes, sowie als wichtigstes Ereignis die 1890 eingetretene Übernahme des Gymnasiums durch den Staat zu erwähnen. Sodann folgen in der Festschrift unter II S. 131—166 die ausführlichen Biographien der Direktoren und Lehrer, unter III S. 169 bis 196 Verzeichnisse der Abiturienten von 1658—1906, teilweise mit biographischen Notizen, unter IV Tabellen über die Schülerzahl seit 1656 und zuletzt unter V Nachträge und ein Lektionsplan von 1683.

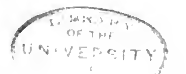
Digitized by Google

Autoren-Register.

Verzeichnis der besprochenen und sonst in den Anmerkungen aufgeführten Werke und Aufsätze. — Herausgeber sind den Verfassern gleichgeordnet. — Titel ohne Verfasserangabe sind am Schluß gesondert zusammengestellt. — Die Ziffern bezeichnen Seite und Anmerkung. — Die Sterne *) entsprechen den besternten Anmerkungen. — Umlaute sind unter ae, oe, ue eingeordnet.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Anonyme Arbeiten.

Digitized by Google

Franz Xaver Hofmann

Hofvokal - Bassist in München

ein Kämpfer für die Lautiermethode

Methodenstreit von 1772—1785

Von

Jos. Heigenmooser

Kgl. Seminar - Direktor in München

16. Beiheft zu den Mitteilungen
der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

BERLIN
A. HOFMANN & KOMP.
1908

Digitized by Google

Beihefte
zu den Mitteilungen der Gesellschaft
für deutsche Erziehungs- und
Schulgeschichte.



Digitized by Google

Beihefte

zu den

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

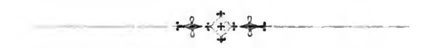
Herausgegeben

von der

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte

16.

Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern



BERLIN
A. HOFMANN & KOMP.
1908

Digitized by Google

Beiträge

zur

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern

Franz Xaver Hofmann

Hofvokal-Bassist in München

ein Kämpfer für die Lautiermethode

Methodenstreit von 1772—1785

Von

Jos. Heigenmooser
Kgl. Seminar-Direktor in München



BERLIN
A. HOFMANN & KOMP.
1908

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Einleitung.

1. Erweist man dem Münchener Hofvokal-Bassisten Fr. X. Hofmann mit einer besonderen Monographie nicht zu viel Ehre, da doch sein schulisches Wirken nur auf die Methode eines Faches beschränkt blieb und nicht jenen sofortigen, umfassenden Einfluß auf ein ganzes Land gewann, wie das seines Zeitgenossen Heinrich Braun? Nein! Denn er nimmt in der Geschichte des Lesenlernens, dieser eminenten Kunst für alle, eine hervorragende Stelle ein; was er anstrebte, gilt heute noch als im wesentlichen richtig, während Brauns und anderer Schulreformatoren Pläne schon längst überlebt sind. Er hat die durch Valentin Ickelsamer in Rothenburg ob der Tauber in Bayern 1527 zuerst bekannt gewordene Lautiermethode ohne Kenntnis seiner Schriften und der anderer Schulmänner, welche auch für das Lautieren eintraten, durch eigenes Nachdenken selbständig wiedererfunden. Der Methodenstreit, welcher daraufhin von 1772—85 in Bayern geführt wurde, zog weitere Kreise, indem sich daran nicht bloß die Lehrer und Schulinspektoren, sondern auch Gelehrte und besonders die Regierung beteiligten. Er bietet darum ein interessantes Schulbild jener Zeit, das vielfach auch die allgemeinen Schulzustände vorführt. Zwar hat die pädagogische Literatur[1]) jener Reformepoche die Hofmannschen Händel schon geschildert, aber nur als Begleiterscheinung der Bestrebungen Brauns. Sie kennt jedoch nur die erste Periode dieses Methodenstreites und erzählt diesen nur im allgemeinen Umriß ohne Benutzung des archivalischen Materials. Von einer zweiten Periode, von allen Gutachten der Gelehrten, Inspektoren und Räte, von den Bittgesuchen, amtlichen Erlassen usw. findet man in den älteren Druckschriften nichts. So konnten denn auch die neueren Schriftsteller

---

[1]) a) Fr. X. Hofmanns zu München Lesemethode.
Theoret. Teil München 1780, Strobl.
Prakt. „ „ „ „
Übungsbüchlein „ „ „
b) Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Bayern aus ächten Quellen. 1783.
c) Beyträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Bayern 1778.
d) H. Brauns Gedanken über die Erziehung und den öffentlichen Unterricht in Trivial-, Real- und lat. Schulen, München 1774.
e) L. v. Westenrieder: Beyträge zur vaterländischen Historie, V. Bd., S. 432 f. München, Lindauer, 1794.
f) Günther, Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern. München 1810.
g) Lipowsky, Geschichte der Schulen in Bayern. München 1826, § 104, S. 313/5.

u. v. a.

Digitized by Google

unserer Geschichte der Methode,[1]) lediglich auf diese Quellen angewiesen und ohne Kenntnis der Archivalien, ein richtigeres und vollständigeres Bild nicht geben.

Um diesem Mangel zu begegnen, soll nun aus den geistlichen Ratsakten im Kgl. Kreisarchiv in München jenes Quellenmaterial veröffentlicht werden, welches die Stellung Hofmanns in unserer Schulgeschichte ins richtige Licht zu versetzen geeignet ist.

2. Lebensgeschichte. Diese war bisher unbekannt, man wußte nur, daß er in München Hofsänger gewesen. Aus den Akten und weiteren Forschungen läßt sich nun ein etwas vollständigeres Bild zusammenstellen.

In dem letzten Bittgesuch Hfms vom Jahre 1804 nennt er sich einen 74jährigen Greis, er muß also 1730 geboren sein. In einem Angriff der Aachener Postzeitung 1772 wird er als Hfm aus Walderbach bezeichnet. Danach wäre er in dem Pfarrdorfe Walderbach, Gerichts Roding in der Oberpfalz in Bayern, geboren. Eine im Pfarrarchiv zu Walderbach angestellte Untersuchung ergab die Richtigkeit dieser Vermutung. Fr. X. Hofmann ist der Sohn der Bildhauers-Ehegatten Johann Hofmann und dessen Frau Maria Katharina geb. Reitter, Schulmeisterstochter von Walderbach. Johann H. war von Würzburg gebürtig, kam als Künstler nach Walderbach, wo er sich durch mehrere Arbeiten auszeichnete. Die Bildhauer- und Schnitzarbeiten in der Ortskirche sollen von ihm herrühren. Dies bewog das Kloster, sich um ihn anzunehmen. Es gab ihm zu seiner Ansiedlung einen Grund zur Erbauung eines Hauses in der Gegend der Stockgasse und dem Bäcker. Er hatte neun Kinder, das vierte war Franz Xaver H., geboren am 23. Oktober 1730. Joh. H. starb, 70 Jahre alt, am 15. September 1764; keines der Kinder setzte die Kunst des Vaters fort, aber das Künstler- und Schulmeisterblut der Eltern scheint auf Franz Xaver übergegangen zu sein.[2]) In Walderbach bestand ein Zisterzienserkloster. In diesem hat jedenfalls Franz Xaver studiert, dort wird er auch die Grundlage seiner musikalischen Bildung erhalten haben. Mit 22 Jahren wird er 1752 an der Hofkapelle in München angestellt. Er muß eine sehr gute Baßstimme besessen haben, denn 1757 erwähnt er in einem Gesuch: „ohnselbst Ruhmredig mit meiner vortringenden Baß Vokal Stimm“ usw. Als Hofvokal-Bassist erhielt er 1754 einen Interimsgehalt von $47\frac{1}{2}$ fl., 1758 95 fl., am 6. März 1760 142 fl. 30 kr.[3]) Neben seinen dienstlichen Ver-

[1]) a) H. Fechner, Die Methoden des ersten Leseunterrichtes. Berlin 1882. Wiegand & Grieben. S. 117/8.
b) K. Kehr, Geschichte der Methodik des Volksschulwesens. II. Gotha 1879. Thienemann, S. 390/1.
c) Martin Gückel, H. Braun und die bayerischen Schulen von 1770 bis 1781. München 1891.
d) L. Wolfram, Heinrich Braun. München, Buchner, 1892. (Historische Abhandlungen aus dem Münchener Seminar.)
u. v. a.

[2]) Diese Nachrichten verdanke ich Herrn Pfarrer Jos. Kellermayer in Walderbach, der aus dem Pfarrarchiv und dem Sulzbacher Kalender für kath. Christen 1877, pag. 74, schöpfte.

[3]) Kreisarchiv München. Persönlicher Akt Hofmanns, HR 468/573.

Digitized by Google

richtungen gab Hfm Privatunterricht für Kinder im Lesenlernen. Bei diesem Unterrichte erwachte in ihm die Idee der Verbesserung der Leselehrmethode, mit der er 1772 im 42. Lebensjahre vor die Öffentlichkeit trat. Das große Aufsehen, welches er mit seiner Methode erregte, erweckte ihm ebensoviele Freunde als Feinde. Unter ersteren waren namentlich viele adelige Familien, deren Kinder er unterrichtete. Besonders werden genannt der Freiherr von Leyden und Graf la Rosee. In den für ihn aufregenden Jahren 1772—85 verteidigte er mit zäher Ausdauer und Energie seine Lehrmethode gegen zahlreiche und mächtige Gegner. 1780 schrieb er ein Buch über seine Erfindung, welches beweist, daß er ein sehr verständiger, klarer Kopf war, daß sein erfindungsreicher Geist sich aber auch mit großer praktischer Geschicklichkeit im Unterrichten paarte. Letzteres ist besonders auch aus den sehr guten Resultaten beim Privatunterricht und bei seinen öffentlichen Proben ersichtlich.

Ein Bruder von Fr. X. Hfm, Ludwig, geb. 2. Oktober 1743, war 1772 Kooperator in Frontenhausen, später soll er Jesuit geworden sein, dann Professor der Grammatik zu Amberg, wo er 1794 starb.[1] Er war, wie wir aus Gesuchen von Fr. X. Hfm ersehen, in die Erfindung eingeweiht, vielleicht hat er sich bei dieser und dem Methodenstreit mehr beteiligt, als man nachweisen kann; auch gab er selbst Unterricht nach dieser Methode.

Fr. X. Hfm hatte eine große Familie; in einem Bittgesuch vom 7. März 1802 spricht er von 10 lebenden Kindern. Ein Sohn von ihm, Ignaz, war später Kuratpriester und Chorvikar in München. Auch dieser war in die neue Lehrmethode eingeweiht und unterrichtete als Student in derselben.

Fr. X. Hfm hatte mit Not und Elend viel zu kämpfen. Zahlreich sind seine Bittgesuche um Unterstützung, seine wiederholten dringenden Eingaben um Ausbezahlung der ihm versprochenen, aber lange vorenthaltenen Belohnung aus der Staatskasse und von der Landesvertretung. Für die Behörde mag dieser stets drängende, remonstrierende und mit Bitten einkommende Mann eine große Belästigung gewesen sein, aber Unrecht kann man ihm nicht geben.

Im Streite mit seinen Gegnern wird er zwar manchmal bitter und meint hinter prinzipieller Gegnerschaft persönliche Verfolgung zu finden, aber im allgemeinen ist seine Kampfweise ehrenwert, mehr als die Brauns, seines mächtigsten Gegners. Daß er auf seine Erfindung stolz ist, sie materiell auszubeuten sucht, ist menschlich gerechtfertigt und durch seine schlimme Lage erklärbar. In dem Zeugnis der 8 Pfarrer, die seinen öffentlichen Unterricht in Affing überwachten, wird ausdrücklich seine Bescheidenheit erwähnt, da er ohne jede Überhebung seiner Erfindung und ohne Aburteilung anderer Lehrmethoden auftrat. Später wird er infolge der Angriffe verbittert. Als er um die Ernennung zum Schulrat bat und sich ebenbürtig mit Rat Fronhofer im Schuldirektorium fühlte, überschritt

[1] Lipowsky, Geschichte der Schulen in Bayern, S. 313. Fußnote, behauptet letzteres.

Digitized by Google

er das Maß der berechtigten Ansprüche. Arm und erblindet stirbt er 1804, 74 Jahre alt, in München.

Sein Sohn, Ignaz Hfm, bittet 2. April 1805 um die Hälfte des jährlichen Bezuges seines Vaters von 150 fl. aus der deutschen Schulfondskassa. Er hat zwei Geschwister bei sich, die er bei geringem Einkommen nicht unterhalten kann. Das General-Schul- und Studiendirektorium weist am 4. April 1805 dieses Gesuch ab, ist aber gewillt, den jüngsten Bruder ins hiesige Seminar aufzunehmen, wenn er singen kann.

Hfm ist in der Zeit des Methodenstreites weit über die Grenzen Bayerns hinaus rühmlich bekannt geworden; in der Literatur findet sich viel Anerkennung für seine Erfindung. Auch andere Ehrungen erhielt er. In einem Gesuch vom 17. Januar 1784 erwähnt er, daß zweimal ein Ruf nach auswärts an ihn erging: 1772 bot ihm der k. k. Minister Graf von Poztazky an, in österreichische Dienste zu treten; 1780 suchte ihn Baron von Dalberg, Statthalter in Erfurt, für Würzburgische Dienste zu gewinnen. Er lehnte ab und wollte lieber dem Vaterlande sich widmen. Dies hat aber seine Arbeit keineswegs gebührend belohnt.

I. Die Erfindung Hofmanns.

1. Um den großen Fortschritt zu würdigen, welchen die Erfindung der Lautiermethode im Leseunterricht bedeutet, vergegenwärtige man sich kurz, wie das Lesen nach der Buchstabiermethode betrieben wurde.

Man lernte zuerst das kleine, dann das große Alphabet der Druckschrift nach den Namen der Buchstaben, also: a, be, ce, de, ef, ge, etc. Dann folgten einfache Silben mit Vokalen und Konsonanten: ab, eb, ib, ob, ub, wobei man den Buchstabennamen zu sprechen hatte, also: a, be = ab, e, be = eb etc. Hierauf übte man einsilbige Wörter z. B. vor, Tisch. Zu sprechen war: vau, o, er = vor; Te, i, es, zeha = Tisch. Es folgten zwei-, drei- und mehrsilbige Wörter, z. B. Vater, gegebene. Buchstabiert wurde: Vau, a = Va, te, e, er = ter, Vater; ge, e = ge; ge, e, ge = gege; be, e, be = gegebe; en, e, ne = gegebene.*) Das Wesen der Buchstabiermethode bestand demnach darin, daß man nicht den Laut, sondern den Buchstabennamen sprach, bei mehrsilbigen Wörtern zuerst die erste, dann dazu die zweite, dritte Silbe etc. buchstabierte, las und zusammenfaßte. Die Schwierigkeit lag für Kinder darin, daß sie die Buchstabennamen sagen mußten, beim Zusammenlesen aber nur die Laute, die sie bei den Konsonanten vorher gar nicht hörten. Das Kind durfte nicht das Gehörte sprechen: Vau, a = Vaua, te, e, er = teeer = Vauateeer, sondern ganz Fremdes = Vater.

*) Beispiel aus Hofmanns Lesemethode. In diesem Wort hat man beim Buchstabieren 21 mal e zu sprechen.

Digitized by Google

Wie leicht und einfach gestaltet sich dagegen der Leseunterricht, wenn nur die Laute gesprochen werden, also: V, a = Va, t, e, r = ter, wobei nicht jeder Laut einzeln gesprochen, sondern sogleich zur Silbe zusammengelesen wird.

Daß die Tortur der Buchstabiermethode bis ins 19. Jahrhundert bestehen konnte und daß die Philanthropen und selbst Pestalozzi nichts Besseres an die Stelle zu setzen wußten, muß ebenso Wunder nehmen, als daß man das Berechtigte der Lautiermethode nicht begriff. Man sieht auch hier wie in allem die Macht der Gewohnheit und wie langsam methodische Verbesserungen im Schulbetriebe sich einbürgern.

2. Heben wir nun das Wichtigste der Hofm Lehrart hervor.[1])

In seiner Buchstabenkenntnislehre macht er den verfehlten Versuch, aus der Form der Druckbuchstaben die Art des Sprechens der Laute abzuleiten. Z. B. f hat 2 Lippen, zum Zeichen, daß man dabei durch die Lippen herauspfeifen muß; h hat einen langen Hals, zum Zeichen, daß man dabei aus dem Hals heraushauchen muß. Graser hat 37 Jahre später ein ähnliches falsches Prinzip, daß die Form der Buchstaben als Abbildung der Mundstellung beim Lautieren derselben anzusehen sei, auf die Schreibschrift angewendet.[2]) Hfm meint, durch solche Hilfsmittel werde das Lernen der Buchstaben, resp. Laute sehr erleichtert, hält diesen Teil aber nicht für den wesentlichen seiner Methode. In der Buchstabennamenlehre bleibt er bei der herkömmlichen Benennung: a, be, ce, de etc. Wenn er die einzelnen Buchstaben lehrt, läßt er also buchstabieren, offenbar eine Konzession, die er der Zeit bringt, um die alte Weise nicht gleich ganz zu verwerfen. Bei der Buchstabenaussprache unterscheidet er ganze Stimmbildungen: die Vokale; halbe: l, m, n, r; stumme Laute. Letztere hört man beim lauten Aussprechen folgender Wörter am Schluß: Korb, Hund, Wolf, Burg, krank, Form, Korn, Alp, Herr, Hals, Schwert, Sklav, Löw, Hex, Herz, Storch, Hirsch. Wie man sie hier hört, so sind die Konsonanten zu sprechen. Hierin liegt das Wesentliche und der Fortschritt in seiner Methode. Im weiterem Verlaufe des theoretischen Teiles seines Buches behandelt er noch die Einteilung der Buchstaben, die Silbenlehre, das Buchstabieren (Lautieren meint er) und das Lesen. Einen breiten Raum beansprucht die Widerlegung der Einwände, welche Braun in seinen: „Gedanken über die Erziehung“ gegen die Hfm Lehrart vorgebracht hat.[3]) Darin zeigt er sich als scharfer und gewandter Verteidiger seiner Methode, der seinen Gegner gründlich zu widerlegen versteht.

Auf den theoretischen folgt der praktische Teil. In diesem beschreibt er den von ihm erfundenen Apparat, eine Lesemaschine, besser ausgedrückt: den Setzkasten. Anstatt des für den Lehrer schwierigen Schreibens der Druckbuchstaben mit Kreide auf die Schultafel verlangt er 1. 2 Buchstabensäulchen. Auf der Vorderseite des ersten stehen groß

[1]) Fr. X. Hofmanns Lesemethode s. o.
[2]) Graser. Elementarschule fürs Leben I. Bayreuth 1817.
[3]) Siehe III. Teil, Gutachten Brauns.

Digitized by Google

die Druckbuchstaben: Vokale; auf der Hinterseite die Doppellaute. Auf dem zweiten, Vorderseite: l, n, r, s, t, st; Hinterseite: ln, lt, rn, rt, lst, rst. 2. Eine Setztafel, worauf diese Säulchen hin- und hergeschoben werden können. 3. Eine Art Notenpult, worauf die Setztafel befestigt wird. 4. Stäbchen mit je einem der Konsonanten. 5. Ein Behältnis zum Aufbewahren der Buchstaben. Hierzu kommt noch eine Buchstaben- und eine Silbentabelle.

In Frage und Antwort behandelt er dann als geschickter Lehrer die einzelnen Buchstaben des Alphabetes, die er mit dem Namen nennen läßt, wobei jeder in der oben berührten eigentümlichen Weise charakterisiert wird. Die Aussprache der stillen Buchstaben lehrt er mit Hilfe der obigen Wörter, deren Auslaut sie bilden. Erst bei der Silbenaussprache kommt das Lautieren zur Geltung. Z. B. ba: Sprecht den stillen Laut. Jetzt schließt den Mund zu, wenn ich auf b zeige, sobald ich mit dem Stäblein auf den lauten Buchstaben zeige, so öffnet geschwind den Mund und sagt den lauten Buchstaben laut = ba. So wird das Zusammenlesen aller Art von Silben mit Hilfe des Setzkastens und der Silbentabelle gelehrt, indem bei jedem Konsonanten immer nur der Laut gesprochen wird. Weiter folgt unter dem ungeeigneten Titel Buchstabieren das Lesen von ein- und mehrsilbigen Wörtern. Er behandlt 4 Buchstabierregeln, damit meint er aber, wie man die Wörter in Silben abteilt und liest. Die großen Druckbuchstaben werden erst gelernt, wenn die Kinder schon die Wörter in Silben teilen und lesen können.

Das Übungsbüchlein enthält die Vokale, Doppelvokale, Umlaute, Diphthonge, die Konsonanten, Konsonantenhäufungen, die großen Buchstaben. Dann folgen Silben, die mit den Vokalen und den Konsonanten gebildet sind, letztere als An- und Auslaut, Silben mit Konsonantenhäufungen, endlich Wörter und Sätze.

Das Wertvolle an der Erfindung Hfms ist wie schon erwähnt das Lautieren beim Lesen und ein zweites: seine Lesemaschine. Durch den Setzkasten mit den verstellbaren Buchstaben ist nicht bloß der Tätigkeit des Lehrers ein weiter Spielraum geöffnet, sondern auch für die Schüler, die durch die Kombination zu Silben und Wörtern eine große Förderung erhalten.

Hfm war einer der ersten, wenn nicht der erste, der die Lesemaschine, den sogenannten Setzkasten, erfand. Wir rechnen dabei die Lesestäbe, Lesewandtafeln und verschiedene Spielereien beim Lesenlernen, deren man sich schon seit dem Altertume bediente, nicht hierher. Er hat schon bei seinen Lehrproben 1772 seine neu erfundene Lesemaschine benutzt, beschrieben hat er sie in seinem 1780 erschienenen Buche. Heinrich Wolke, der Philanthrop, erfand um diese Zeit ebenfalls eine Lesemaschine, die er 1773 in einem Aufsatz beschreibt. Giseler schildert 1792 die von ihm erfundene, Plato 1796 seinen Apparat.[1]

[1] Fechner, Seite 279.

Digitized by Google

3. Etwas absolut Neues war, wie schon oben angedeutet, Hfms Erfindung nicht. Schon Quintilian hat beim Lesenlernen nicht das ausschließliche Buchstabieren, sondern das Sillabieren in Anwendung gebracht, wobei die Buchstabennamen nicht mehr gesprochen werden. Priscian, der spätere Lateingrammatiker, unterscheidet genau zwischen Laut und Zeichen. Fortelius sagt in seiner Lateinorthographie, Venedig 1501: das Wesentliche der Buchstaben ist dreifach, nämlich Name, Form und Laut, nur beim Aussprechen der Wörter läßt man den Namen der Buchstaben nicht mehr hören, sondern nur den Laut. Weder Hebräer noch Griechen mögen der Jugend das Lesen durch Buchstabieren beigebracht haben; denn die Namen der Buchstaben sind in diesen Sprachen so eigentümlich und oft so vielsilbig, daß durch das Buchstabieren ein außerordentliches Geschleppe hätte erzeugt werden müssen.[1])

Trotz alledem wurde im Mittelalter in Deutschland das Lesen nach der Buchstabiermethode gelernt. Wenn auch vom 16. Jahrh. an Ickelsamer, Peter Jordan, Buno, Zeidler, Ventsky, Hecker, Nachsinner, Heinicke[2]) gegen das Buchstabieren auftraten und das Lautieren in ihren Schriften lehrten, so verhallten doch diese Einzelbestrebungen und es blieb beim alten, widersinnigen Schlendrian.

Das Verdienst Hfms, der die alte Sache wieder aufs neue in Fluß bringt und so weit fördert, daß ein folgender Schulmann sie endlich zur Anerkennung bringen konnte, wird dadurch nicht geschmälert, daß er mehrere Vorarbeiter hatte, von denen er allerdings keine Ahnung besaß.

II. Verlauf des Methodenstreites.[3])

A. Erste Periode 1772—1773.

1. Hofmann richtet an den Kurfürsten Maximilian Joseph eine Bittschrift, wovon er in der Vorrede seines Buches schweigt. Obwohl undatiert, muß sie wie aus dem Datum der Regierungs-Entschließung und dem der beigefügten Zeugnisse hervorgeht, am 10. August 1772 erfolgt sein. Mit dieser Bittschrift wird die Schulbewegung eingeleitet, die nun geschildert werden soll. Sie lautet:

„Höchst der weisesten Verordnung hat es Baierland dankbarst zuzuerkennen, daß ihre deutsche Schulen von der alten Barbarie gereinigt, und denselben die Strasse zum Rein- und Netten gewiesen worden.

Allein, hierzu schleinig zu gelangen, ist der zarten Jugend eine pure Unmöglichkeit, weil ihr der schwere Stein des so langwierigen Lesenlernens noch immer im Wege liegt. Adeliche Kinder müssen ohnerachtet

[1]) Kellner, Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern, Essen 1870. II. Band, S. 176 ff.

[2]) Siehe darüber Fechner S. 42 ff.

[3]) Kreis-Archiv: G. R. Fasz. 1418/105. In diesem Faszikel ist das ganze Material über H. vereinigt mit einer Ausnahme. S. S. 2 Fußnote 3.

Digitized by Google

der bisher gemachten Einrichtungen wenigst zwei bis drei Jahre: Kinder vom Bürger- oder Bauernstande aber (es ist landkündig) vier, sechs und sieben Jahre blos mit dem deutschlesenlernen sich herumschleppen: und wäre es zu wünschen, daß sodann bey vielen, besonders den letzten, Zeit Mühe und Geld nicht vergebens angewendet wären; die Erfahrnis zeiget aber eben dieses, und die Ältern bejammern es: sie haben dessen auch Ursach; denn der hauptsächliche Schaden, der den Ältern und Kindern durch das langjährige Lesenlernen zugeht, ist die Versäumniß entweder der Handarbeit oder der Erlernung anderer nützlicher Wissenschaften, welchen man indessen obliegen könnte, wenn erstgedachte Hinterniß würde gehoben seyn. Diese nun können Euer Churfürstl. Durchlaucht durch Höchst dero gnädigstes Wollen heben.

Ich habe (Gott die Ehre zu geben) nach lange und viel angewendeter Mühe endlich die Kunst erfunden, ein Kind in wenigen Tagen oder vielmehr in wenigen Stunden gründlich Deutschlesen zu lehren. Beiliegende Originalattestaten ehrlicher Männer bezeugen es, daß meine Erfindung wahrhaft und probehaltend ist: wozu noch kommt, daß ich mir dieser Tage eine Lese-machine habe verfertigen lassen, vermög welcher nicht nur den Anfängern die Kunst Lesenzulernen um vieles erleichtert; sondern auch sowohl in den offentlichen als privat-schulen ein ganz besonderer Nutzen kann verschaffet werden.

Obwohl aber diese meine höchst nützliche Erfindung gewiß und von mir nicht nur in den vollkommensten Stand hergestellet, sondern auch mit Proben belegt ist; so scheint es dennoch, weiters und zwar auf eine öffentliche Probe ankommen zu dörfen, worzu ich dann erbietig bin, und deßwegen Euer Churf. Durchl. unterth. gehorsamst bitte, aus dem hiesigen Hof- dann dem Bürger- und Soldatenweysenhaus, auch gähling von der Kinderstube beim heiligengeistspital, von jedem zwey oder drey Kinder (die das fünft- bis sechste Jahr ihres Alters erreichet und entweder noch gar keinen Buchstaben, oder höchsten blos das A B C gelernt haben sollen) durch die Waisenhaus commißion mir anweisen, und beynebens gähling in dem Churf. accademie-gebäude ein Zimmer einräumen zu lassen, wo ich diese Kinder ohnentgeltlich instruieren, und also eine offentliche Probe meiner Wissenschaft und des hieraus erfolgenden allgemeinen Nutzens ablegen sollte: wobey Churf. Herren Räthe und vielleicht auch Stadtmagistratspersonen nach Belieben erscheinen mögen, jedoch salvo mysterio meiner erfundenen Kunst, damit fürs erste das Publicum hiervon nicht ehender Wissen bekomme, als E. Ch. D. hierüber wird unterth. refferiret worden seyn, und fürs zweyte, dergleichen voreilige Kundmachung bey auswärtigen Liebhabern mir an der zu hoffen habenden Belohnung nicht nachtheilig sey, wenn gähling meine Kunst in meinem Vaterland nicht werth sollte seyn.

E. Ch. D. werden sodann auf mein unterthänigstes Bitten gnädigst geruhen, durch eine ordentliche Commission eine offentliche Prüfung der von mir instruierten Kinder vornehmen und hierüber unterthänigsten Bericht erstatten zu lassen.

Digitized by Google

Es wird aber sodann auf die zweite Hauptsache ankommen; wie nämlich diese höchst nützlich- ja nothwendige Wissenschaft in unserm Vaterland ausgebreitet und allgemein gemachet werden könne; fürnemlich, da außer mir Niemand davon einiges Wissen hat, als mein geistl. Bruder, der dermalige Cooperator zu Frontenhausen und mein 15 jährig. Sohn, ein Student, und da diese Wissenschaft nur mündlich kann mitgetheilt werden.

Weil nun dieses unmittelbar eine Landesangelegenheit ist; so wird die löbliche Landschaft nach verstandener Churf. gnäd. Willensmeynung sowohl die Ausführung dieses Geschäftes als die Ausfindigmachung meiner wohl verdienten und noch fehrners zu verdienenden Belohnung sich hoffentlich nicht minder als die Landesstutterey, oder die Bienenzucht angelegen seyn lassen, und die Sache umsomehr beschleinigen, als eben das Universale noch wirklich beysammen, Michaeli (um welche Zeit die deutschen Schulen wieder lebendig werden) ein heutiger Tag und die Verzögerung den Schülern höchst nachteilig ist.

Ich meinestheils mache mich anheischig, nach empfangener Versicherung einer proportionirten Belohnung und Schadloshaltung diese meine erfundene Unterweisungsmethode in den vornehmsten Städten und Märkten Baierns zu produciren und den Schulmännern den benöthigten Unterricht genauest mitzutheilen, sodann meine Dienste der adelichen Jugend zu widmen, als welche offentl. deutsche Schulen nicht frequentiren kann.

Wie und aufwasweise von meinem geistl. Bruder und von meinem Sohn diese Wissenschaft weiters sollte comuniciret werden, und wie E. Ch. D. mich als Erfinder, dann meinem Bruder und Sohn als meine dermaligen zween Mitarbeitern in Höchsten Gnaden anzusehen geruhen mögen, stelle ich in tiefster Ehrfurcht Höchst dero Huld und Gnade anheim, zu welchen mich unterth. geh. empfehle. E. Ch. D. unterth. geh. Fr. X. Hofmann, Hofvokal-Bassist."

Die dem Gesuche beiliegenden Zeugnisse lauten:

1. Daſ der churf. Herr Hofmusikant Franz Xaveri Hofmann aus einem besonderen freundstuckh mein fünfiähriges Kind zu unterweisen übernommen, vnnd selbes in zeit von 28 höchstens 29 stunden in Deutschlesen so gründtlich unterrichtet habe, daſ daſ Kind fernershin Keines lehrmeisters mehr benöthigt gewesen, da es doch zuvor nur den halben Theil der buchstaben gekannt hat: ein solches bezeuge ich hiermit offentlich. München, 20. Juny 1772. Matthias Gökner, bürgerl. Kupferschmidt Maister.

2. Auf mein vorgängig an Hr. Fr. X. Hofmann, churf. Hofmusikanten allhier gestelltes höfliches Ersuchen hat desselben 15jähriger Sohn, Ignaz H. Syntaxeos Studiosus allhier, mein 6jähr. Söhnlein Anton, obschon dieser nicht gar zu gelährig, in zeit etlich 30 Stunden den Druck nebst der Schrift Regelmäßig zulesen gelehret. So hiermit beurkundet wird. München, 10. August 1772. Jos. Köllmayr, churf. geistl. Raths Kanzelist.

3. Ich endsgeseztder bezeuge hiemit und in Kraft dieß, daß der Churf. Herr Hofmusicant Fr. X. Hofmann mein 6jähr. Töchterlein instruiret, und ihr in Zeit Von höchstens 30 biß 32 stunden durch einen gantz besondern

Digitized by Google

Vortheil nicht nur daß ABC, sondern auch die gantze Kunst regelmäßig und auf das genaueste zu lesen gantz leicht bey gebracht hat. Wir beyde Aeldern haben uns hierüber erstaunet, und wünschen von hertzen, daß dergleichen Glück auch allen andern Kindern willfahren möge, der Wahrheit Zur steuer geb ich dießes. München, 22. April 1772. Joh. Wilhelm Entres, bürgerl. Zinngießer Maister.

Hfm erfreute sich in vornehmen Kreisen vieler Gönner. Er rühmt sich, daß ihn adelige Herrschaften auf ihre Landgüter kommen ließen, um deren Kindern Leseunterricht zu geben. So war er auch mit Freiherr von Leyden, Gesandten am pfälzischen Hof, bekannt geworden und dieser war besonders bei den entscheidenden Regierungskreisen für ihn tätig.

Auf sein Gesuch vom 10. August 1772 erging schon am 11. August an den Churfürstl. geistl. Rat ein höchstes Signat des Inhaltes, den Supplicanten zur Probe kommen zu lassen, 2 Commissäre und 1 vom hiesigen Magistrat zu deputieren, den Befund zu berichten und die Sache so zu beschleunigen, daß man sich in dieser allgemeinen Landesangelegenheit mit der Landschaft noch bei der dermaligen Universalversammlung benehmen könne.

Im geistlichen Ratskollegium, der damaligen obersten Schulbehörde, war seit 1770 der geistliche Rat und Kanonikus Heinrich Braun, Bayerns verdienter Schulreformator, als Schulkommissär allein tätig. Nachdem aber sein Gönner, der aufgeklärte Minister von Baumgarten starb und Graf von Spreti an die Spitze trat, mußte Braun das Amt verlassen, da ihm vielfach entgegengearbeitet wurde. Zuerst ward ihm der churfürstliche Revisions- und geistliche Rat von Steeb beigegeben und nachdem ersterer zurückgetreten war, kam der geistliche Rat und Kanonikus Kohlmann an seine Stelle. Von 1773—78 leiteten diese beiden Kommissäre allein das bayerische Volksschulwesen. Für Hfm. war der Austritt Brauns günstig; denn dieser mächtige Mann war von Anfang an sein Gegner.

Der höchste Befehl wurde nun ausgeführt, und am 20. August 1772 konnte mit dem vom geistlichen Rat eingerichteten Unterricht im Rathaussaale begonnen werden. Kommissäre waren: Revisions- und geistlicher Rat von Steeb, Kanonikus und geistlicher Rat Kohlmann, Bürgermeister von Delling jun., Tusch, Mitglied des äußern Rates. Aus dem bürgerlichen Waisenhause wurden 3 Kinder mit 8, 7 und 10 Jahren, von der hl. Geist Spital-Verwaltung weitere 4 Kinder von 6, 7 und $7^1/_2$ Jahren herbeigezogen. „Diese sammentlichen Kinder sint allsogleich, ob sie des lesens kindig gebrüffet worden. Nachdeme aber selbige durchgehents untüchtig befunden, sint sie zur Neuen lehr angewiesen worden."

Das Protokoll über die von Hfm den Kindern erteilten Lehrstunden zählt diese, mit dem 20. August 1772 beginnend, auf. Jeden Tag von $^1/_2$10—$^1/_2$11 und $^1/_2$4—$^1/_2$5 findet Unterricht statt. Schon nach der 19. Lehrstunde werden 3 Kinder provisorisch geprüft, wobei sich herausstellt, daß eines vortrefflich, das zweite gut, das dritte mittelmäßig lesen kann. Am 12. September, nach der 37. Lehrstunde, fand die öffent-

Digitized by Google

liche Prüfung statt, wobei die Mitglieder der Kommission und viele andere, auch hochangesehene Personen, anwesend waren. Hfm wiederholte seine Grundsätze, sämtliche Kinder ohne Ausnahme zeigten, daß sie „seine abgegebene Theorie bestens gepfleget, auch diese von Hoch und Nieder zu und anhöhrern bewundert werden. Nachdem dieses nach 5 Viertelstunden geendigt war, ließe sich derselbe öffentlich Vernehmen, wie schmerzlich er es nennen müßte, daß fast der allgemeine Rueff gehet, samb er derjenige bey weitem nit wäre, der diese neue Methode erfunden hätte, zumahlen solche vor vielen Jahren in einen Gottsched, auch in andern authoribus besonders aber in der letzthin herausgegebenen Lehrart von Herrn Canonicus und geistlichen Rat Braun enthalten seyn, folglich er vor den Erfinder dieser nützlich neuen Lese Methode keineswegs angesehen werden dürfte, wo er doch zu betheuern sich getrauet, was große Mühe, Tag und Nächtliches Nachsinnen ihme gekostet zu erfinden, denen lehrlingen sonderbahr die stummen Buchstaben durch genauere Zeichen und also das lesen ohne langweilige Buchstabierung beizubringen." Herr von Steeb prüfte nun die Kinder, jedes aus einem andern Buch und aus Zeitungen. Der Kommissär beschenkte dann den besten Schüler mit einer silbernen Medaille, „die übrigen sind mit guten Büecheln regaliert worden."

Auf die feindlichen Äußerungen, die sich in der Stadt geltend machten, widerlegte Hfm in einem Schreiben vom 13. September 1772 an den Kurfürsten die Zweifel: 1. ob diese Lehrart in der öffentlichen Schule unter vielen und in unterschiedliche Klassen abgeteilten Kindern praktikabel sei; 2. ob bei dem Publikum eine Gährung entstehen möchte, wenn in dem deutschen Schulwesen schon wieder eine Neuerung zum Vorschein kommen sollte, nachdem erst vor einem Jahre eine solche eingetreten sei.*)

Er schreibt: „1. Die Kinder werden in den öffentlichen Schulen und zwar in dem nämlichen Zimmer teils einzeln, teils sämtlich in unterschiedlichen Wissenschaften wirklich unterrichtet, ohne daß man sich bisher noch beklagt hat, daß eins dem andern hinderlich ist. 2. Erfordert meine Lehrart eine sehr kurze Zeit und ist allen Kindern nützlich. 3. Hat es ohnehin schon in meinem u. g. Anlangen den Verstand, daß ich allen hierinfalls anscheinenden oder sich wirklich zeigen mögenden Beschwernissen vorzubeugen wissen werde, woran jene Hochadelichen und einsichtsvollen Herrschaften keine Zweifel tragen, welche mich zur Einführung dieser meiner Lehrart auf ihre Landgüter wirklich berufen haben. 4. Ist die dermalige Lehrart bei weitem noch nicht in dem ganzen Land, ja nicht einmal in der Haupt- und Residenzstadt allgemein und dahero wird meine Lehrart weder bei den Schülern eine Unordnung, weder was das zweit anbelanget bei dem Publiko eine Gährung verursachen; denn wenn das Publikum sonderbar zweierlei Neuerungen, nämlich eine harte und eine kostbare scheut, meine Lehrart hingegen das Allerleichteste und Kürzeste zum Absehen hat und dadurch (weil ein Kind

*) Der Schulplan von Braun, 1770.

in jedem Buch sich im Lesen üben kann) niemand in Unkosten versetzt wird; als ist vielmehr dafür zu halten, daß das Publikum selbst mit beiden Händen nach meiner Lehrart greifen wird, besonders wenn meine öffentlich gemachte Probe und der erfolgte Effekt durch die öffentlichen Zeitungen (wie solches die Ehre des Vaterlandes und selbst der gemeinste Nutzen heischen will) anvor wird kundbar gemacht worden sein." —

Am 14. September 1772 verlangt der Kurfürst den Bericht über die Probe Hfms, zugleich eine Vernehmung der Sprach- und Schullehrer, sowie ein Gutachten, ob diese Methode generaliter im Lande einzuführen oder nur für eine zur particular-Instruktion diensame Sache anzusehen sei.

Die Kommissäre berichten am 19. September 1772, daß die Sprach- und Schullehrer zur Prüfung nicht erschienen sind, es könne daher auch eine Erinnerung nicht abgegeben werden. Von der Prüfung selbst: Von den gegenwärtigen 7 Kindern haben 4 das Lesen in 37 Stunden wirklich und in dem Maße gelernt, daß sie auch die ihnen vorgelegten Wörter nach denen beygebrachten besondern Regeln in die ordentlichen Silben abzusetzen wußten, die übrigen 3 sind zwar zurückgeblieben, welches theils ihren noch schwachen alter und Verstand, theils einer Besondern Furchtsamkeit der Kinder zuzuschreiben seyn mag.

Hfm solle in einer öffentlichen Schule die Probe machen und Manipulationen seiner Methode zeigen: weil wir nicht vorabsehen, warum sothane Lehrart generaliter einzuführen unthunlich seye (da besonders die 4 letzten Classen des dermaligen Schulplanes unverruckt bleiben). Der Kurfürst möge sich bezüglich einer Belohnung für Hfm an die Landschaft zu wenden geruhen.

So günstig die Kommissäre, namentlich Kohlmann, der Leiter des inneren Schulwesens (von Steeb besorgte die Verwaltungsangelegenheiten) für Hfm gestimmt waren (siehe dessen Votum im III. Teil), so wenig gefiel die neue Lehrart den Lehrern selbst.

Die erbittertsten Gegner der Methode waren zunächst die Lehrer Münchens. Von diesen erzählt er: „Gleich die erste Stunde erschienen bei meinem öffentlichen Unterrichte einige Schullehrer, blieben etliche Minuten da und gingen mit Verachtung der Sache, die sie noch nicht kannten, wieder fort, ließen sich auch ferner nicht mehr sehen. Verschiedene, sowohl inländische als auswärtige Standespersonen, unter andern auch S. Exc. der Gesandte Freiherr von Leyden, beehrten die öffentliche Lehre mit einem Besuche; nur die Schulleute und unter denselben der sogenannte Normalschullehrer (Fronhofer) würdigten sie ihrer Gegenwart nicht und raisonnierten davon dreiste in den Tag hinein, ja maßten sich am Ende gar des Richteramtes über die Lehrart an, und wollten alles so gut und noch besser wissen als diejenigen, die mit gegenwärtigem Kopf und Geist alles, was bei der öffentl. Lehre vorging, gesehen und gehört hatten."

An die Landschaft erließ der Kurfürst unterm 22. September die Aufforderung, dem Erfinder der neuen Lehrart, die Kinder in kurzer Zeit

Digitized by Google

Lesen zu lehren, ein jährliches Fixum von 300 fl. und für den Fall, daß dieser zum Unterricht der Schullehrer in die Regierungsstädte und Hauptorte hinausgeschickt werde, ein tägliches Deputat von 3 fl. zu gewähren, wovon die Hälfte die Landschaft, die andere Hälfte der Kurfürst tragen soll.

Unterm 30. September 1772 wurde Hfm dieser Erlaß mitgeteilt mit der Aufforderung, er habe eine nochmalige Probe an einer öffentlichen deutschen Schule zu machen, um zu ermessen, ob diese Methode dort gangbar, wie sie mit der übrigen Lehrart bei promiscue ankommenden Kindern und ohne daß die übrigen, welche schon lesen können, in Erlernung des Weitern gehindert werden compatibl, das heißt ob der Zusammenunterricht thunlich sey.

2. Um diese Zweifel, die von Braun erregt wurden, gründlich zu widerlegen, entschließt sich Hfm an einer Landschule seine neue Lehrart zu erproben. Darum bittet er am 13. Oktober 1772, ihm zu erlauben, das Anerbieten des Gesandten, Baron von Leyden, seines Gönners, auf seinem Schlosse zu Affing die neue Lehrart in der dortigen Dorfschule zu probieren, annehmen zu dürfen; 8 Pfarrer der Umgegend sollen seinen Unterricht beobachten, die Land- und Pflegegerichtscommissäre von Aichach und Friedberg mögen mit dem Commissorium betraut werden. — Die Bitte ward gewährt.

Die öffentliche Probe zu Affing wurde vom 26. Oktober bis 26. November 1772 abgehalten. Als Commissäre waren erschienen: Sigmund Burger, Hofkammerrat von Friedberg und Balthas. Geiger, Pfleggerichts- und Kastenamts-Commissar zu Aichach, ferner 8 Pfarrer aus der Umgebung als tägliche Zeugen des Unterrichtes. In Gegenwart der Schloßherrschaft und des Amtsverwalters Thomas Walcher fand die feierliche Eröffnung statt, wozu 37 Schüler erschienen, wovon 30, darunter ein 29 jähriger Mann zum Lesenlernen, 7 zum Schreibenlernen bestimmt wurden. Sie standen im Alter von 7 bis 16 Jahren. Die meisten davon hatten schon ein, selbst mehrere Jahre die Schule besucht, ohne es darum weiter als zur höchst mangelhaften Buchstabenkenntnis gebracht zu haben. Hfm prüfte vorher seine Lehrlinge genau. Einige konnten schon alle Buchstaben, einige die Hälfte, andere nur etliche, andere gar keinen, manche hatten schon zu buchstabieren angefangen.

Ganz ungleich den Münchener Schulmeistern mit Inbegriff des dortigen Musterschullehrers Fronhofer, bat der bisherige Schulmeister und Meßner Geigl von Aulzhausen, daß er diese neue Lehrart erlernen dürfe, um dann seinen Kindern nach derselben das Lesen lehren zu können.

Zur Überwachung des Unterrichts erschien jeden Dienstag und Samstag einer der Commissäre von Friedberg und Aichach, die Pfarrer verabredeten sich, täglich wechselweise der neuen Instruierung beizuwohnen. „Vor der hochfreyherrlichen Herrschaft und vor den Beeden gnädigst Verdienten Commissarien und gesammten Herrn Pfarrern, vielen Freunden, Geistlichen und Weltlichen, Hoch und mittleren Standespersonen wurden die

Digitized by Google

Kinder von dem Lehrer Hr. Hofmann, yber die Ihnen Beygebrachten Regeln und Grundsätze nochmal offentlich sowohl insgesamt als Kopf für Kopf examiniert, auch hiernach von Kopf zu Kopf von Commissionswegen in dem Lesen geprüffet, und einem iedem Kinde aus verschiedenen Büchern einige auch ziemlich lange und zwar untermischt schwere Wörtter in sich enthaltende Stellen vorgelegt und alle Aufmerksamkeit getragen, ob diese instruierte Kinder die Probe gründlich aushalten und wie weit sie im Lesen und in denen ihnen beygebrachten Fundamenten gekommen seyen."

Die Schüler wurden nach der erlangten Fertigkeit in 3 Klassen geteilt. In der ersten, besten waren 18, darunter der 29jährige Echerer von Gundelsdorf. In der 2. Klasse waren 7, in der 3. Klasse 5 Schüler, welche letztere wegen Mangel an Fähigkeit „an ergiebigem Progreß verhindert wurden." Im Protokoll werden 3 Kinder erwähnt, welche alle Regeln öffentlich vortrugen und den andern Kindern erklären konnten. Nach der Prüfung wurde der Unterricht geschlossen, die Kinder entließ man mit der Aufmunterung zum Fleiß, die der 1. Klasse wurden von der Herrschaft ansehnlich beschenkt.

In dem von den Pfarrern und dem Verwalter Walcher am 26. November 1772 ausgestellten Testimonium heißt es u. a.:

„Die gute Art, mit welcher Herr Hofmusikus Hfm die Sache angegriffen, hat gleich anfangs einen guten Erfolg hoffen lassen, wiewohl einigen von uns ein Zweifel überblieb, ob diese Lehrart nicht mehr für die Stadt als für das Land tüchtig wäre.

Dieser Zweifel schwand immer mehr, je öfter wir den Lehrstunden beiwohnten, denn die Kinder nahmen im Lesen sowohl als im Begriff der Grundsätze täglich zusehends guten Fortgang,

Mit einigem Widerwillen haben wir bemerket, wie viele Kinder teils aus giltigen teils aus unerheblichen und manchmal aus Schuld der Eltern herrührenden Ursachen von der Schule etliche Tage, manche auch eine ganze Woche ausblieben, bis endlich auf geschehene Erinnerung schärfere Aufsicht gehalten wurde, diesem allem ungeachtet haben wir am Ende der Lehrzeit mit ungemeinem Beyfall und Verwunderung gefunden:

1. daß $^2/_3$ von den Kindern nicht nur die Regeln wohl begriffen, sondern auch die schwersten Wörter richtig und zum Teil fertig gelesen haben. Ja sogar sind einige, welche anfangs nicht einmal die Buchstaben gekannt haben, imstande gewesen, Schule zu halten und die Regeln öffentlich zu erklären,

2. daß auch die Kinder, welche in die 3te und letzte Klasse gesetzt wurden, gleichwohl erträglich gelesen haben, so daß man durch einen mehrjährigen Dorfschulunterricht nicht mehr hoffen durfte, mithin daß diese Lehrkunst vollkommen auch auf das Land passe.

Wir wünschen recht sehnlich, daß diese Lehrart auf dem Lande verbreitet werde. Was Herr Hfm in einem mit Feiertagen unterbrochenen Monat (vom 26. Oktober bis 26. November waren 9 Sonn- und Feiertage

Digitized by Google

und 22 Werktage) verrichtet hat, wird sich hoffentlich auch durch mittelmäßige Schullehrer mit dieser Methode in einem Winter bewirken lassen. Hierdurch hoffen wir zu erleben:

a. daß den Eltern so leicht kein Vorwand mehr gestattet werde ihre Kinder von der Schule abzuhalten, weil es dermal höchstens nur auf einen Winter zum Lesenlernen ankäme, welches bisher 3 mal so lange und noch mehr Zeit erfordert hat;

b. wäre Landkindern, deren viele einen trägen Begriff haben, das Mittel vorbehalten, auf einmal alles zu erlernen, worauf sie sonst vergeblichen Fleiß angewendet hätten;

c. da man bemerkt hat, daß Dorfkinder den mündlichen Unterricht in der christlichen Lehre schwer fassen und leicht vergessen, dem durch Lesen der christl. Unterrichtsbücher abgeholfen werden kann, so würden Kinder, die nunmehr in einem Winter Lesen lernen, bessere Christen und bessere Bürger werden;

d. würde die gemeine Landsprache unvermerkt besser gebildet, auch verständlicher und gleichförmiger gemacht.

Bei solchen Vorzügen haben wir eine besondere Bescheidenheit des Herrn Erfinders wahrgenommen, da Hr. Hfm keine andere Lehrart, die von der seinigen sich unterscheidet, im geringsten verachtet hat."

Die beiden churf. Commissäre schildern in ihrem Protokoll vom 13. Dezember 1772 eingehend den ganzen Verlauf des Unterrichtes und urteilen ebenso günstig über Hfms Lesemethode wie die Pfarrer. Sie äußern schließlich den Wunsch, „daß diese höchst nutzliche Lese Kunst in Chur-Landen zu Baiern allenthalben eingeführt und besonders denen sammentlichen ohnehin mehreren Theils sehr schlecht bestellten Städt- Märkt- und Dorf Schuel-Meistern zum allervorträglichsten Bösten des gesammten Publici von ihme Hofmann bündigst eingeprägt werden dörfte." — Ermuntert durch diese Erfolge richtet er ein Bittgesuch an die höchste Stelle, ihm statt 300 fl. nun 600 fl. jährliche Belohnung zu gewähren, weil er bei seinen privaten und öffentlichen Proben einen empfindlichen Schaden gehabt habe. Er bittet ferners um Dispensation vom Hofmusikdienst ohne Abbruch seiner Besoldung, so lange er sich für das beschwerliche Schulwesen verwenden werde. Man möge auch seines Bruders und Sohnes in Gnaden gedenken, ihm eine Erhöhung des auf 3 fl. des Tages ausgeworfenen Reisedeputates gewähren und fügt noch hinzu: „Ich habe durch den guten Fort- und Ausgang meiner gemachten Proben die der ganzen bayerischen Nation öffentlich angethane Beschimpfung (Beilage 1) gerächet und die so billig als bescheidene Sache liegt (in Beilage 2) der ganzen deutschen Welt vor Augen."

Die Beilage 1 ist ein Zeitungsartikel der Kais. Reichs-Postamts-Zeitung zu Aachen, Nr. 85, vom 22. Okt. 1772. „Merkwürdige Neuigkeit für die gelehrte Welt in Aachen." Mit Hohn und Spott wird darin auf Bayern verwiesen, wo nunmehr auch die Wissenschaften zu blühen anfangen, dort könne man bei Hofmusikus Hfm von Walderbach in 30

Digitized by Google

Stunden vollkommen lesen lernen. In Bayern werde man nun unfehlbar geschwinder als irgendwo gelehrter werden. „Wer in 30 Stunden lesen lernt, der kann sicher Physik, Moral, Jura, Mathematik und Anatomie in 3 mal 24 Stunden bemeistern. Wir besitzen hier sogar ein Geheimnis, die ganze Psychologie in 7 Worten vollkommen zu lernen usw." Darauf bringt die Augsburger Ordinari Zeitung vom 12. Dez. 1772 Nr. 206 (Beilage 2) eine Erwiderung, in welcher von dem Verlauf der Lehrprobe zu Affing wahrheitsgemäß berichtet wird. Der gehässige Kritiker wird aufgefordert, er möge nun auch seine Methode, die Wissenschaften in kurzer Zeit zu lernen bekanntgeben, wenn er nicht um einige Jahre zu spät kommen wolle.

So hatte die Angelegenheit den Weg in die Presse gefunden.

3. Nun erfolgt unterm 24. Dez. 1772 eine definitive Entscheidung des Kurfürsten an das geistl. Ratskollegium, daß die Hfm-Methode nicht nur bei der particular instruction, sondern auch bei dem öffentlichen Unterrichte gebraucht werden soll. Der Unterricht soll mit dem hiesigen deutschen Schulmeister angefangen, in den übrigen Hauptstädten fortgesetzt und dann durch das ganze Land verbreitet werden.

Dieser Erlaß verursachte den heftigsten Widerstand der erbitterten Gegner. Auch das geistliche Ratskollegium erhebt jetzt Bedenken und bittet mündlich referieren zu dürfen, was ihm am 29. Jan. 1773 gewährt wird.

Man machte gegen Hfms Methode die Einwendung, daß sie nicht standhaltig sei und die Kinder das Lesen bald wieder vergaßen, die von ihm und seinem Sohne unterrichtet wurden. Sogleich erbots ich Hfm zur Widerlegung dieser Anschuldigung und es wurde ihm vom geistlichen Rat am 13. Jan. 1773 eine Probe gewährt. 3 Kinder, die er früher nach seiner Lehrart im Lesen unterrichtet hatte, wurden aus einem beliebigen Buche geprüft, wobei sich zeigte, daß alle Fertigkeit im Deutschlesen besaßen und auch die gelernten Regeln herzusagen wußten. Auch die Lateinschrift konnten sie lesen, obwohl ihnen dieses nicht besonders gelehrt worden.

Andere Einwendungen und Zweifel waren:

1. Hfms Methode lasse sich schriftlich nicht mitteilen; 2. die Schulmeister könnten diese Lehrart nicht erlernen; 3. sie sei nicht gründlich; 4. sie sei aus einem alten Erfurter Lehrbüchlein entlehnt; 5. sie passe nur für den Privat-, nicht für den öffentlichen Unterricht.

Diese Einwände stammten von Braun, der bisher grollend im Hintergrunde blieb. Da machte ein Minister den Vorschlag, man solle diesen der bisher nicht befragt worden sei, rufen lassen und seine Meinung über die Sache hören. Dies geschah. Braun hörte ruhig den Vortrag von Steebs an. Am Ende fragte ihn der Churfürst, was denn er von der neuen Lehrart hielte. Er antwortete: Bis auf diesen Augenblick wüßte er noch nichts Legales. Er wolle also die Fakta annehmen, wie sie in den Protokollen vorliegen, wiewohl vielleicht vor Schulmännern (die bisherigen Commissäre wären keine) gar viel zu erinnern wäre. Weil es aber

Digitized by Google

auf die Frage „quomodo“ ankäme, so wolle er annehmen, daß Hr. Hofmann diese Meisterstücke machen könne; es käme aber auch darauf an, ob er den Landschullehrern diese Methode beibringen könne, daß sie ebenso geschickt manipulieren. — Dieser Einwand fand Beifall.*)

Am 3. März 1773 ergeht darauf an den churf. geistl. Rat ein Signat, derselbe habe die Schulmeister aus der Au, vom Lehel, von Schwabing, Neuhausen, Sendling und Haidhausen (Vororten von München) herbeizurufen und durch Hfm mit dem nötigen Unterricht erstlich an ihnen selbst, sofort aber auch durch sie an ihren Schulkindern eine Probe machen zu lassen, damit man hieraus erkennen könne, ob die Hfm-Lehrart auch ebenso leicht den Schulmeistern als den Schülern beizubringen sei.

Nachdem Hfm am 6. März hiervon verständigt wurde, remonstriert er in einem Bittgesuch gegen diesen Befehl und macht dagegen den Vorschlag, vorher noch vor einer Commission seine Lehre vortragen und die Einwendungen widerlegen zu dürfen, was auch angenommen wird. Unterm 15. März schreibt er an den Kurfürsten in dieser Beziehung folgendes:

„Ich habe in Betreff meiner mühsamen Invention niemals das Licht gescheut; ich selbst habe mich zur öffentl. Probe anheischig gemacht und die erste auf dem hiesigen Rathaus in Gegenwart mehrerer hundert Personen gemacht. Die hiesigen und nächst herumwohnenden Schulmeister sind aber nicht erschienen und jetzt wird diesen gegen mich übelgesinnten Leuten das Schicksal meiner durch 2 öffentliche Stadt- und Landproben erwiesene, durch churf. Commissionsberichte und ansehnliche Attestate bestätigte, bereits am 24. Dez. 1772 gnädigst ratifizierte Lesekunst zu entscheiden beinahe freigestellt. Die Bauernkinder zu Affing haben doch die neue Lesekunst erfaßt und produziert und selbst darin Unterricht gegeben und jetzt soll sichs erst fragen ob auch Männer eben das werden prästieren können, was Bauernkinder leisteten. Der dermalige Braunische Schulplan, welcher zweifelsohne wegen der mit anklebenden teuren Bücher bei dem gemeinen Mann so viel als verhaßt ist, hat ohne vorher öffentlich gemachte Probe und kurzum eingeführt werden können. Und meine Methode, von deren Nutzbarkeit das Publikum öffentlich überzeugt ist, wird in Zweifel gezogen, ob sie in 10 und mehr Jahren und ohne einen Deputatenaufwand von mehr als 10 Tausend Gulden werde eingeführt werden können. Ich will nicht glauben, daß dergleichen Zweifel von dem churf. geistl. Rat und Canonicus Braun erregt worden, welchen ich in dieser Sache nicht als „iudicem“, sondern bloß als „auctorem contra auctorem“ erkennen und respektieren könnte. —

Die Einführung der neuen Lehrart erfordert für ganz Bayern und die

*) Über diese Sitzung fand ich in den Akten nichts. Der Vorgang, welcher den folgenden Erlaß erklärt, wurde entnommen aus: Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern, S. 41, 42.

Digitized by Google

Oberpfalz nicht mehr als 1200 fl. Kosten und würde auch diese Methode selbst dem dermaligen Schulplan ein guter Vorschub geleistet.

Weil übrigens der Wert und die Giltigkeit meiner erfundenen Lesekunst selbst zur Stunde noch von verschiedenen antagonisten in Zweifel gezogen wird und die Nachwelt vielleicht dennoch gerne wissen möchte, ob die Verwerfung oder Einführung meiner Lehrart mit vorher gemachter allerdings gründlicher Untersuchung geschehen: so bitte ich, ein zahlreiches und scharfes Concilium peritorum in arte jählings auf den hiesigen Akademiesaal berufen zu lassen, wo in Gegenwart einer churf. Schulcommission von mir meine ganze Lesekunst produziert, erklärt und gründlich bewiesen, von einem jeden anwesenden perito in arte hingegen seine davon pro et contra hegende Meinung besonders und instanti niedergeschrieben, ad manus Commissionis übergeben und Eurer churf. Durchlaucht sofort hierüber referiert werden sollte. Die Meinungen der peritorum in arte mögen alsdann ausgefallen sein, wie sie wollen, so werde ich mit der Probe mit den Schulmeistern den Anfang machen. Da es aber nicht möglich ist, allen 6 benannten Schulmeistern täglich nachzusehen, ob sie den churf. Befehl genau befolgen, so will ich zwar die 6 Schulmeister unterrichten, hingegen des sich weiters zeigen sollenden Effekts wegen soll nur eine Schule geltend sein und zwar diejenige, wo von der churf. Schulkommission und von mir selbst tägliche Nachsicht wird genommen werden.

Da bei der vorzunehmenden Probe mein Übungsbüchlein sowohl für Lehrer als Schüler notwendig ist, möge dasselbe durch die Schulcommission in Druck gegeben werden, wo hingegen im Fall, daß meine Methode wegen gar zu großer Dummheit der Schulmeister im Vaterlande nicht für einführlich befunden werden sollte, ich mich verpflichte, die 24—25 fl. betragenden Druckkosten zu vergüten und die ganze Auflage zurückzunehmen."

Das geistl. Ratskollegium befürwortet dieses Gesuch Hfms und schlägt vor, daß der Canonicus Braun, jedoch nur als peritus in arte, P. Ildephons und vier oder mehrere Jesuiten, so die geschicktesten in diesem Fache und allenfalls auch noch andere dieses Wesens Verständige zu dieser Commission herangezogen werden sollen. Der Kurfürst genehmigt das Gesuch und beauftragt den geistl. Rat, das Nötige zu veranlassen.

Der 3. Juni 1773 war für Hfm ein wichtiger Tag, da er nun vor der Commission der Gelehrten seine Sache zu vertreten hatte.

Erschienen waren: Der churf. Hof- und geistl. Rat von Aichberger, der für von Steeb funktionierte, nachdem dieser auf kurze Zeit zurücktrat; der geistl. Rat und Kanonikus Kohlmann, beide als Kommissäre. Als periti in arte beteiligten sich: Der Bücher-Censur- und Collegiatsrat Ildefons Kennedy,[1] Professor und Akademiker; 4 Jesuiten: die P. P. Gugler,

[1] Kennedy Ildefons, gelehrter Benediktiner, geb. 1722 in Schottland, in Regensburg Leiter des Seminars, Autorität auf dem Gebiete der Physik, 1761 Sekretär der Akademie der Wissenschaften in München, als Professor der Physik

Seccard,[1] Neuhauser, Aigner. Zween von diesen waren Magister, zween Professoren.[2]

Zur Commission wurden ferners zwei Stadtschullehrer beigezogen und zwar der Normalschullehrer bei U. l. Frau, Fronhofer und ein Lehrer der Schule St. Peter.

Heinrich Braun, obwohl geladen, war nicht erschienen. Er sandte dafür nachstehendes Pro memoria:

„Ich hätte zwar zufolge eines gnädigsten Befehles künftigen Donnerstag bei der gnädigst angeordneten Commission wegen der Hofmannischen Lesekunst erscheinen sollen. Ich habe aber bereits meine unterthänigste Remonstration zur höchsten Stelle übergeben, daß ich als ein bloßer peritus in arte nicht erscheinen kann, da ich ehemal selbst gnädigst ernannter Commissarius gewesen bin, und sichs um eine Sache fragt, die mich ebensowohl als den Hofmusikus Hfm angeht. Ich habe der unterthänigsten Remonstration auch mein Gutachten beigelegt und hoffe also der gnädigsten Intention Genüge geleistet zu haben. Da es übrigens nur auf peritos in arte ankommt, so werden entweder die berufenen periti an der Zahl genug sein, oder wenn man mehrere verlangt, könnte der Musterschullehrer Fronhofer[3]

---

tätig. Wirkte bis zum Lebensende als treuester Genosse mit den Akademikern für deutsche Wissenschaft und Literatur. 1769 wurde er Mitglied des Censurcollegiums, 1804 starb er. Allgemeine deutsche Biographie, 15. Bd, Seite 602/3.

[1]) Seccard Ludwig, S. J., geb. 1736 zu Jülich, war Professor der Literatur und schönen Künste am Jesuitengymnasium in München, nach Aufhebung des Ordens 1773 war er Präses der größeren lat. Congregation für Schüler des dortigen Lyzeums, starb 1800. Allg. d. Biographie Bd. 33 S. 511. Buchers Werke von J. von Klessing enthalten Bd. II S. 159—183 eine eingehende Kritik über Seccards asketische Schriften.

[2]) Beyträge usw. S. 160.

[3]) Ludwig Fronhofer war in Ingolstadt geboren, studierte in München Philosophie und Rechtswissenschaft und hatte eine besondere Neigung zur Dichtung und Kunst. Am 19. Juli 1769 wird er als Hauptlehrer an der Schule zu unserer lieben Frau in München angestellt. Nachdem diese Schule 1770 zur Haupt- und Musterschule erhoben wurde, erhält er als Normalschullehrer auch die Aufgabe des Examinators sämtlicher Schullehrer. 1776 ist er Professor der Realschule. 1778 steigt er zum Schuldirektionssekretär auf, 1779 zum Hofratssekretär, zugleich zum Mitglied der Akademie. 1769 gab er ein Buch: Erster Versuch in Gedichten heraus. 1774 ein Schauspiel: Mathilde. In den akademischen Abhandlungen erschien 1779 von ihm eine Arbeit: Über das Studium der Kupferstecherei. Im gleichen Jahr hielt er eine akademische Rede: Deutschlands belletristisches göldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbey. 1782 wird er Schulrektor und wirklicher Rat. Von ihm sind drei Schulreden bekannt: Die beste Art, die Schuljugend moralisch zu bilden. — Muß der Schulmann ein Gelehrter sein? — Ursachen des Verfalles vom Ansehen der Schullehrer in Bayern. Da Fronhofer Mitglied der Illuminaten war, wurde er 1785 entlassen. 1799 reaktiviert, starb er 1800. Er war ein um das deutsche Schulwesen sehr verdienter Mann.

Muggenthaler: Ludwig Fronhofer, ein bayerischer Schulmann und Akademiker des 18. Jahrhunderts. Jahrbücher der Münchener Geschichte von Karl v. Reinhardstöttner und Trautmann. 2. Jahrgang, 1888, S. 364—470. Auch Separatausgabe.

Von dem Streit wegen der Hfm-Lesemethode enthält Muggenthaler nichts.

Digitized by Google

und der Schuldirektor Bucher,[1]) denen es weder an Kenntnis noch praktischer Einsicht fehlt, gerufen werden."

Über die Kommissionssitzung selbst berichtet das Protokoll vom 3. Juni 1773: „Hofmann erläutert seine Methode und zeigt sowohl theorethice als practice wie seine Lehrart erlernt und dem Schüler beigebracht wird. Da er aber zu dieser Erklärung von 9—12 Uhr gebraucht, sohin die Commissionszeit nicht mehr gestattet, daß die periti in arte gutachtliche Meinungen der höchsten Intention gemäß ad Protocollum abgeben, anbei aber dieselben noch Bedenkzeit über das, was Hfm sowohl mündlich als schriftlich ad Commissione übergeben, ausgebeten: so hat man ein solches ihnen von Commissionswegen gestattet und hiemit das gnädigst übertragene Geschäft beschlossen."

Von dem Gutachten Brauns und der nun schriftlich abgegebenen weiteren der vier übrigen Akademiker und Professoren, die im III.Teil wörtlich abgedruckt sind, sei hier nur folgendes kurz erwähnt.

Die eingehende Darlegung Brauns zeigt, wie dieser mit Aufwand seiner ganzen geistigen Gewandtheit gegen die Lautiermethode ankämpft und das Buchstabieren verteidigt. Er hat ja 1770 den Schulplan für Bayerns Schulen verfaßt, der dann zur Einführung kam, hat beim Lesen eine verbesserte Buchstabiermethode verlangt, dafür seine Buchstabentabelle und ein Buchstabier- und Lesebüchlein geschrieben. Daß er seine eigene Schöpfung verteidigt, ist verständlich, daß aber ein geistig so hochstehender Mann wie er die unbestreitbaren und handgreiflichen Vorzüge des Lautierens nicht zugeben will, könnte man kaum fassen, wenn nicht dieses Gutachten und anderes einen Schlüssel dazu gäbe. Er greift Hfm persönlich an, daß er nicht orthographisch und grammatikalisch richtig schreiben könne, daß dessen Lesemethode nichts Neues, nicht brauchbar und durchführbar sei etc. Seine eigenen Verdienste um die Schulreform in Bayern hebt er aber deutlich und ausdrücklich hervor. Verletzte Eitelkeit, Autorenneid trüben den Blick Brauns und zeigen seinen Charakter keineswegs in einem schönen Lichte.

---

[1]) Anton von Bucher, geb. 1746, gest. 1817, Priester, durch Braun zum Rektor der deutschen Schulen in München berufen 1770, machte sich um das Schulwesen der Hauptstadt sehr verdient. 1773 wurde er zum Rektor des Gymnasiums und Lyzeums in München ernannt 1778 kamen die „Beyträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Baiern" heraus, als dessen Verfasser die Zeitgenossen B. bezeichneten. Wie Dr. Lurz in den Mitteilungen f. d. E.- u. Sch. 1903, S. 281 beweist, trifft dies zu und war er dabei durch Lori inspiriert. Im Oktober 1778 erhielt B. die reich dotierte Pfarrei Engelbrechtsmünster, Bistum Regensburg. 1783 wurde er Mitglied der Akademie, 1784 mit Beibehaltung seiner Pfarrei Geistlicher- und Schuldirektorialrat in München. Jos. von Klessing gab 1833 München, Fleischmann, 6 Bände seiner Schriften heraus. Im 5. Bande findet sich ein Abschnitt Kinderschulen auf dem Lande mit einer drastischen Schilderung von drei solchen Schulen. Im 6. Band steht auch seine „Kinderlehre auf dem Lande", eine in ihrer Art klassische Satire. Als Pädagoge, satirischer Schriftsteller gehört B. zu den bedeutendsten Männern der Aufklärungszeit in Bayern.

Digitized by Google

Kennedy läßt in seinem Gutachten den Vorzügen der Hfm-Methode Gerechtigkeit widerfahren, empfiehlt aber die Einführung in den öffentlichen Schulen nicht. Die anderen vier Professoren sind ebenfalls gegen die allgemeine Einführung, wenn sie auch Hfms Verdienste anerkennen.

Der Erfolg dieser Gutachten ist leicht einzusehen: Die Regierung wurde scheu gemacht, eine Methode einzuführen, gegen die sich die Schullehrer und die Gelehrten aussprachen.

Hfm kannte den Wortlaut dieser amtlichen Beurteilungen nicht, wohl aber kannte er die Einwendungen der Münchner Lehrer.

In einer ausführlichen Darlegung an den Kurfürsten sucht er nun die Angriffe zu widerlegen, die bei der Kommissionssitzung am 3. Juni 1773 von den anwesenden beiden Stadtschullehrern gegen seine Lesekunst erhoben wurden.

„Bey der Versammlung der Kunsterfahrenen wird sich zweifelsohne veroffenbaret haben, daß der innere Wert meiner erfundenen Lesekunst unwidersprechlich gut sei. Es war mir zum Vergnügen, dabey auch endlich wenigst zween hiesige Stadtschullehrer, benamtlich den bei U. L. Fr. und den bey St. Peter zu sehen und ihre privat Meynungen zu vernehmen. Sie waren diese:

1*mo* Meine neue Buchstaben Benennung wäre etwas gar zu seltzames.

2*do* Wegen dem öfteren Ausbleiben der Kinder würde meine Lehrart öffters müssen unterbrochen werden.

3*tio* Weil die Eltern meiner Lehrart nicht kündig wären, könnte zu Haus einem Kind Niemand helfen.

4*to* Unter den Landschulmeistern gäbe es erbärmlich dumme Köpfe.

5*to* Die übrigen in andern Klassen eingetheilten Kinder würden durch meine Unterweisungsart im Lernen irre gemacht.

Gegen diese fünf Einwendungen verhält sich die Sache also:

Contra 1*mam* Meine neue Buchstaben Benennung ist kein nothwendiger Artikel meiner Lesekunst, anerwogen ich selbst meine öffentl. Proben ohne dieselbe gemacht habe. Sie ist aber ungemein nützlich, nicht bloß darum, weil ein Kind eines mittelmäßigen Witzes alle Buchstaben in 4 bis 6 Std. kann kennen und nennen lernen, sondern hauptsächlich darum, weil dadurch beim Lesen selbst viele Irrungen völlig aus den Aug geräumt werden. Hundertmal hört man ein Kind z. B. das Wort *Bad* aussprechen *Beade,* warum? weil von dem bey *B* und *d* mitklingenden tausendmal gehörten *e* der Kopf voll ist. Durch meine neue Buchstabenbenennung wäre diesem Irrtum völlig ein Riegel geschoben, wie ich durch gemachte privat Proben erfahren habe. Die Hebräer nennen ihre Buchstaben: Aleph, Beth, Gimel, Daleth usw. Das erste heißt *Führer,* das zweite *Haus,* das dritte *Kamel,* das vierte *Tür.* Der erst ward also genennet, weil er unter den Buchstaben der erste ist, die übrigen alle wurden so geheißen wegen ihrer Gestalt, wie dieses die besten Lehrer der hebräischen Sprache einhellig lehren; und niemand kluger lacht darüber, daß die Hebräer ihre Buchstaben: *Führer, Haus, Kamel* usw. genennet haben. Ich

Digitized by Google

sage, man könnte des besseren Nutzens halber anstatt b sagen der geschlossene Buchstab, weil er seiner Figur nach das Maul zuschließt und seine einfache Schallbildung bloß in dem stillen Zu- und Aufschließen des Mundes besteht. Anstatt d könnte man sagen der gedrückte Buchstab, weil er seiner Gestalt nach auf dem Rücken gedrückt ist und seine einfache Schallbildung in einem drücken mit der Zunge an die oberen Zähne, und in einem schnellen wieder Zurückziehen besteht. Und man möchte über diese Lehre aus der Haut fahren? Warum? weil sie etwas neues ist? Waren denn den Hebräern die ersten Buchstaben und derer selben Benennung nicht auch etwas neues? Man hat es überhöret, daß ich die lateinische Buchstaben-Benennung keineswegs völlig zu verwerfen gedenket, sondern daß meine Meynung bloß wäre, man sollte sie verschieben, bis der Schüler lesen kann, alsdann würde die lateinische Benennung zum Diktieren gute Dienste thun.*) Allein auf diese Weise würde das Buchstabennennen eine neue Zeit und Mühe kosten! Gut! Wie viel Zeit und Mühe kostet es dann in den lat. Schulen, bis ein Knabe die griechischen Buchstaben zu nennen lernet? Längstens in zwo oder drey Stunden sind sie in- und auswendig gelernet. Man könnte ja auch diese Zeit ersparen, weil wir im Lesen selbst fast alle griechischen Buchstaben wie die lateinischen ausdrücken. Hilf Himmel! auch Gelehrte sind von Vorurtheilen betäubt!

Contra 2*dam*. Für Kinder, welche selten zur Schule kommen, wird wohl keine Methode gut seyn. Verwenden sich denn bey dem dermaligen Schulplan die Schullehrer für diejenigen Kinder besonders, welche heute in der Schule erscheinen und morgen wieder ausbleiben? Gesetzt aber auch, man unterrichtete die Kinder nicht zusammen, so würde ein Schulmeister, welcher nicht meine neue, sondern die gewöhnlich lateinische Benennung und Kenntniß der Buchstaben auf eine vorteilhafte Art (so wie ich es mit den 30 Bauernkindern zu Affing gemacht) beybringen und sodann das Wesentliche meiner Lesekunst applicieren würde, dennoch einen Schüler in 2 Monaten weiterbringen, als er ihn nach der dermaligen Methode in 1 Jahr bringt.

Contra 3*tiam*. Viele Eltern sind der lat. und franz. Sprache nicht kündig; ja viele können nicht einmal lesen und vermögen zu Hause keinen besonderen Instruktor zu halten. Sollen sie nun deßwegen ihre Kinder nicht in die lat., deutsche oder französische Schule schicken, weil sie ihnen zu Hause nicht helfen können?

Contra 4*tam*. Daß es unter den Landschulmeistern Dummköpfe gab, will ich nicht widersprechen. Sind aber die Schulen deßwegen errichtet, daß Dummköpfe Lehrer seyn sollten? und gibt es nicht auch Landschulmeister, welche den meisten hiesigen wohl unter die Augen stehen dörfen? Wenn man meine Methode den Landschulmeistern so beybringen würde,

*) Wie einsichtsvoll ist diese Bemerkung Hfms! Heute noch gilt das Buchstabieren beim Rechtschreibunterricht, namentlich das Kopfbuchstabieren, als ein großes Förderungsmittel, um das Wortbild einzuprägen.

Digitized by Google

wie es die hiesigen meynen und vielleicht wünschen, würde freylich nicht viel herauskommen. Dessenwegen aber dörfen die hiesigen Schullehrer ohne Sorge seyn. Wer deutlich reden und lesen kann (welches ein Schullehrer endlich können soll), der kann auch meine Methode erlernen und andern beybringen, wenn er nur will.

Contra 5. Daß durch meine Manipulation, welche bloß das acceßorium meiner Methode ist, die in andere Klassen eingetheilten Kinder mehr sollten irrgemacht werden als durch die, welche in dem gnädigst ratificierten churbaierischen Schulplan enthalten ist, wird mit Wahrheit kein Mensch sagen können. Ich habe dem Schulplan zufolge ebenfalls meine Manipulation so eingerichtet, daß die Kinder zusammen können unterrichtet werden, bloß mit dem Unterschied, daß meine Manipulation sowohl in Rücksicht auf die Kinder als selbst auf die Schullehrer hundertmal leichter ist als die im Schulplan entworffene. Denn wo findet man gleich den geschickten Schullehrer, welcher im Stande ist, ganze Stunden lang die Buchstaben nach Druckart mit einer Kreide auf die Schwarze Tafel niederzuschreiben? Dieser Mühe sind die Schullehrer durch meine Einrichtung enthoben. Daß der Zusammenunterricht nützlich sey, hat mich nicht nur der Churbaierische, sondern auch der Churmainzische Schulplan überzeuget; und daß meine Manipulation vor allen den Vorzug verdiene, haben schon vor einem Jahr die Gelehrtesten unseres Vaterlandes bekennet. Wenn ich nun zur größeren Bequemlichkeit der Schullehrer selbst meine Unterweisungsart eingerichtet, warum verabscheuen diese Leute die Einführung meiner Methode? Sie fürchten gewiß, man möchte weiterschreiten und zeigen, daß man auch in den lateinischen Prinzipienschulen die Knaben mit dem langwihrigen Nomina- und Verbaschreiben item durch das langwihrige und mühsame Auswendiglernen des Prinzipi-büchleins recht unnöthig martere, wenn man der studierenden Jugend einen Plan vorläge, woraus sie ersehen könnte, daß die lateinische eine gekünstelte Sprach sey und daß die Conjugationes verborum ordentlich mit den 3 ersten Vokalen fortlaufen z. B. am*as*, doc*es*, leg*is*, aud*is*; am*at*, doc*et*, leg*it*, aud*it*; am*a*mus, doc*e*mus, leg*i*mus, aud*i*mus usw.

Allein man darf der alten Hacke nicht zu nahetretten, sonst muß man wie mit der neuen Buchstabenbenennung lächerlich werden, wenn gleich der Lachende nicht weiß, warum er lache. Ein churf. Hofkriegsraths-präsident Herr Graf La Rosee Excell. und ein churf. Geheimraths Kanzellist Rupprecht lachen aber nicht, weil sie die gute Wirkung meiner neuen Buchstabenbenennung und übrigen Methode an ihrer Jugend sonnenklar gesehen haben. Ich bin gleichwohl in meiner Meynung nicht als verzweifelt halsstärrig, sondern erwarte Euer Churf. Durchlaucht gnädigsten Ausspruch."

Schließlich erinnert Hfm an die ihm für seine Erfindung unterm 22. Sept. 1772 versprochene Belohnung von 150 fl. aus dem Arar, wovon er noch keinen Heller erhalten habe. Er bittet um Auszahlung derselben, da er bisher einen Schaden von vierthalbhundert Gulden infolge seiner Bemühungen erlitten habe. Seinen geistl. Bruder, der ebenfalls mit der

neuen Leseart eine Probe gemacht habe, empfiehlt er der Gnade des Churfürsten. — Damit schließt die erste Periode dieser Angelegenheit und die Streitigkeiten ruhen vorläufig.

B. Zweite Periode 1782—85 resp. 1804.

1. Im Jahre 1774 wurde die neue Schulordnung, welche dem churbayerischen Lehrplan Brauns von 1770 entspricht, eingeführt. Hfm war am 26. Okt. 1776 nochmals aufgefordert worden: einen schicklichen, den Lokalumständen angemessenen Vorschlag zu machen, wie seine Lehrart am fördersamsten und mit den geringsten Kosten könnte eingeführt werden. Er übergab diesen Vorschlag, der im wesentlichen nichts Neues bietet, eine Verbescheidung desselben erfolgte aber nicht mehr; denn mit dem 1777 erfolgten Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph und dem Regierungsantritte Karl Theodors waren auch in der Schulleitung Änderungen eingetreten. Von Steeb und Kohlmann traten vom deutschen Schulwesen zurück, Braun kam wieder ans Ruder. 1778 wurde die von ihm verfaßte churfürstliche Schulverordnung für die bürgerliche Erziehung in den Stadt- und Landschulen Bayerns veröffentlicht. Unter dem Regimente Brauns, seines erbittertsten und mächtigsten Gegners war für Hfm und seine Bestrebungen der Boden so ungünstig geworden, daß an eine Förderung derselben nicht zu denken war. Hatte doch Braun alsbald wieder mit Angriffen auf ihn begonnen, indem er diesem in seiner Anleitung zur lateinischen Sprachkunst 1778 vorwirft, durch irrige Grundsätze die gut angefangene Einrichtung der deutschen Schulen in Verwirrung zu bringen. Hfm schrieb darauf den theoretischen Teil seines Buches mit einer Verteidigung seiner Ideen und veröffentlichte dann 1780 seine 3teilige Schrift.

Brauns Tätigkeit dauerte jedoch nur bis zum 19. Nov. 1781. Es wurde das Trivialschulwesen der Schulkuratel anheimgegeben, welche es durch das deutsche Schuldirektorium leiten ließ. Braun erhielt seine Entlassung.

Nun tritt Hfm wieder auf, indem er sich im August 1782 an das Schulkuratorium wendet.

Nach dem unten erwähnten bei den Akten liegenden Expose wird die Sache so dargestellt:

Hfm berief sich auf die Dekrete von 1772, wodurch wie er sagt, die allgemeine Einführung seiner Lehrart anbefohlen und ihm eine jährliche Belohnung von 150 fl. jährlich bei dem churf. aerario bewilligt, die Anweisung aber glaublich bis jetzt unterschlagen worden. Er meldet aber hierbei nicht, daß wie aus der Aktengeschichte erhellt, die Einführung seiner Lehrart nur unter der Bedingnis anbefohlen worden, wenn sie die von ihm selbst vorgeschlagene Prüfung durch Sachverständige aushalten würde. Er verschweigt auch, daß seinem eigenen Anhalten nach eine Anweisung seiner Pension noch nie erfolgt war, auch von ihm nach der wider ihn ausgefallenen Prüfung der Sachverständigen 10 Jahre hindurch nichts mehr nachgesucht wurde. Er gibt also durch die Angabe einer glaublichen

Digitized by Google

Unterschlagung seiner Anweisung wider sein besseres Wissen der Sache ein falsches und gehässiges Licht.

Auf das Gesuch Hfms erfolgte am 19. Aug. 1782 Entschließung der Schulkuratel.

„Nachdem der Churf. höchsten Schulkuratel nicht die Verfertigung eines Schulplanes für die deutschen Schulen, sondern nur die Untersuchung und Genehmigung desjenigen obliegt, welcher von dem Churf. geistl. Rats deutschen Schuldirektorium verfaßt und eingesandt sein wird: Als will man ihn, Franz Xaver Hofmann, Hofmusikus gleichwohl mit seinen diesfalls scheinenden gutgegründeten Vorschlägen an ermeldetes Direktorium, gegen das er sich jedoch gemäßigter und unbeleidigender Ausdrücke zu bedienen von selber wissen wird, mit dem Anhange angewiesen haben, daß selbes vermöge des Constitutions Verhältnis ohnedies nicht entstehen wird, das davon Gemeinnützige zu gebrauchen und in den erforderlichen Antrag zu bringen. Übrigens bleibt ihm unverhalten, daß man dessen Gesuch wegen Ausfolgelassung des ausständig- und fortlaufenden Gehalts (da die Kuratel mit Geldsachen an und für sich nichts zu tun hat) sub hodierno sowohl an die ch. Hofkammer als an die Landschaft allhier empfohlen habe.“

Diese Anweisung, sich an das deutsche Schuldirektorium zu wenden, beantwortet Hfm am 23. Juni 1783 mit einer erneuerten Remonstration. Darin führt er aus: „Es wäre mir leicht, dem deutschen Schuldirektorium meine Lesemethode, welche schon ao 1780 in Druck erschien, samt allen darüber erschienenen Rezensionen vorzulegen. Allein, gleichwie meine Lehrart so ziemlich systematisch ist, so daß ein Artikel ohne den andern die bisherige gute Wirkung im Ganzen vielleicht nicht machen und folglich Dieß oder Jenes ohne mein Vorwissen nicht weggelassen werden dürfte; indem ja jeder Erfinder sein Werk am besten kennen muß, also kömmt auch in meinem Buch nicht nur Ein- und Anderes vor, das ich damals aus triftigen Ursachen unerörtert gelassen habe, und das bei gründlicher Verbesserung der Trivialschulen erörtert werden muß, sondern es ist darin auch Manches gänzlich unberührt geblieben, das bey vorzunehmender Verbesserung außer Acht darf gelassen werden; welches alles aber viel leichter mündlich als schriftlich füreinander zubringen ist.

Hierzu kommt noch, daß dem kurf. Schuldirektorialrath Fronhofer meine Lehrart so offenbar zuwider ist, daß er derselben, wo er immer kann Eins zu versetzen nicht unterläßt und also die Güte einer Sache geflissentlich verkennet, welche das Urtheil der höchsten Schulkuratel, den Beifall der gelehrtesten Männer und die unläugbare Erfahrung für sich hat.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß jener preiswürdige Wunsch der höchsten Schulkuratel, daß sich die zur Verbesserung der deutschen Schulen etwas beizutragen vermögenden Baiern gut miteinander vertragen möchten, vereitelt bleiben muß und daß ich meine Vorschläge zum deutschen Schuldirektorium um so weniger schriftlich übergeben kann, da ich schon zum Voraus meinen Mann wider mich habe, der zugleich

Digitized by Google

wirklicher Direktorialrat, Sekretär, Direktor aller deutschen Schulen und schon der Ursach wegen mein Gegner ist, weil er vor 10 Jahren vermöge gnädigster geheimer Rats Resolution bestimmt war, von mir meine Lehrart zu erlernen und in Ausübung zu bringen. Wenn man einer Sache abhold ist, und die Gelegenheit in Handen hat, dieselbe zu drücken: so kann man sich leicht daran reiben, wenn es auch nur durch Verzögerung der Expedition sein sollte, welche Verzögerungen ich leider! seit einem Jahre zweimal erfahren habe, so daß die meine Belohnung betreffende Sache von Juli verflossenen Jahres bis zur Stunde nicht hat zur Proposition gelangen können.“ Zum Schlusse bittet er, daß er bei dem deutschen Schuldirektorium seine Vorschläge mündlich machen dürfe.

Am 26. Juni 1783 hat sich Hfm wieder an den Kurfürsten gewendet, worin er das Vorgeben feindseliger Leute, als hätte seine Lehrart in hiesigen Herrschaftshäusern keine Wirkung gemacht, eine Verleumdung sei. Seine Lehrart sei in ganz Deutschland schon lange mit Beifall rezensiert, nicht nur schon 3 Jahre in der hiesigen Garnisonsschule und seit 4. Mai im hiesigen Kloster Büttrich, sondern auch sogar in einigen Orten auf dem Lande eingeführt und werde mit bester Wirkung ausgeübt. Er fürchte keine ferneren Einwürfe, da Vernunft und Erfahrung, von welch letzter seine schlauen Gegner nicht ein Wörtchen sagen, für die Güte seiner Lehrweise sprechen. Er bittet, wenn noch irgendein Zweifel bestehe, ihn mündlich vernehmen zu wollen. — Man ersieht hieraus, daß die neue Lehrmethode doch schon Einführung fand. Zur Ergänzung noch folgendes:

Rat Danzer führt in seinem Votum 1784 an (s. u.), daß in der St. Petersschule bei Straubing, ferners in der Dorfschule zu Wilnbach bei Weilheim diese Lautiermethode eingeführt und mit bestem Erfolg betrieben wurde. Später, als Hfm zum Instruktor der neu angestellten Lehrer aufgestellt war (s. u.), gab es jedenfalls viel mehr Schulen, in denen das Lautieren Eingang fand.

In der Dorfschule zu Biburg an der Abens wurde 1787 das Lesen nach der Hofmannischen Methode betrieben. (Die öffentl. Preiseverteilung auf der Landschule des hohen Malteserordens Kommende, Biburg a. d. Abens, 1787. München, Zangl.)

Heinrich Campe, der berühmte Philanthrop, verteidigte nach dem Berichte des damaligen Seminarinspektors Hoppenstedt in Hannover schon 1788 die von Hfm wieder entdeckte reine Lautiermethode, wendete sie aber merkwürdigerweise in seinem „Neues Abc und Lesebuch mit vielen schönen Bildern“ nicht an. (Ferd. Bünger, Entwicklungsgesch. des Volksschullesebuches. Leipzig, Dürr, 1898. S. 240.)

2. In einem andern bald darauf (1783) folgenden Gesuch Hfms bittet er, man möge ihn zum Schulrat ernennen.

„Die landesherrliche gnädigste Verordnung (daß vom kurf. geistl. Rat die nötige Verfügung zur Einführung seiner Methode gemacht werden sollte) wurde gänzlich vereitelt. Auch meine auf kurf. Spezial Befehl ge-

Digitized by Google

machten und gehörig überreichten Vorschläge, wie meine Lehrart am leichtesten und mit den geringsten Kösten einzuführen wäre, gingen bei dem ao 1776 erregten ökonomischen Schuleinrichtungs-Troublen verloren. Kurz! Der antiphilosophische und kindermarternde alte Schlendrian ist bis gegenwärtige Stunde in ruhigem Besitz und ich bin unbelohnt. Ja! Der Antihofmannismus hat mir sogar bei hiesiger Landschaft meine Belohnung weggefischt, kaum als mir dieselbe flüssig zu werden angefangen hatte. Soviel vermochten bisher Eigennutz, Authorenneid, Vorurteil und Cabale wider meine mühesamst erfundene und ausgearbeitete Lehrart, deren Güte ich durch 2 öffentl. Versuche erprobt habe; die nebst ihrer vorzüglichen Gründlichkeit allein gezeigt hat, wie man den im kurbayerischen Schulplan von 1770 vorgeschriebenen und wider die kurf. gnädigste Intention unbefolgt gebliebenen Zusammenunterricht, der im ganzen Plan das Beste war auf die nützlichst und leichteste Weise in Ausübung bringen kann, der seit ao 1780 der unparteiischen Welt im öffentl. Druck vor Augen liegt, den Beyfall der berühmtesten Gelehrten erhalten und mir beim Ausland den Namen Mann des Verdienstes und der Ehre erworben hat; deren öffentl. Bekanntmachung vom gelehrten Auslande selbst begehrt worden usw.

Ich gebe E. K. D. kein unterth. gehors. Maß, ob Hochdies. das in Betreff der allgemeinen Einführung meiner Lehrweise den 24. Christmonats 1772 erlassene gnädigste Dekret zu bestätigen oder die Sache bei dem bisherigen Leslehrartikel, ohne dessen wahre Verbesserung die höchst nöthige und in nichts weniger als im ewigen Planmachen und elenden Schulbücherschmieren bestehende Verbesserung der Trivialschulen Baierns in der Hauptsache ein bloßer Schall ist, zu belassen gnädigst geruhen wollen. Und ebensowenig will ich mich hiemit beklagen, daß und warum über mein letzthin zur Behörde übergebenes pro memoria, die neuen Trivialschulpläne betreffend, nicht einmal proponiert worden und inzwischen der geweste Schulmeister Fronhofer, welcher gleich andern Schulmeistern von mir meine Lehrart zu erlernen gnädigst bestimmt war, gleichsam mir zum unverdienten Torto als churfürstl. Rat, Rector und Visitator der deutschen Schulen aufgetreten ist.“ Weil nun Fürstenwort immer heilig ist, bittet Hfm um Verabfolgung seiner Belohnung fürs ausständige, gegenwärtige und zukünftig Jahr „auch anbei mich aber, wie den Fronhofer zu Höchstdero wirklichen Schulrath um so mehr gnädigst und unentgeltlich zu ernennen, als ich in Bayern keinen Vorgänger habe, der gleichermaßen eine für alle Trivialschulen Deutschlands höchst wichtige und nützliche Erfindung gemacht hat.“

Das Gesuch Hfms um Ernennung zum Schulrat ist eine Überhebung, wie die beanspruchte Gleichstellung mit Fronhofer. Die Behörde konnte darauf nicht reagieren; denn zum Schulrat fehlte ihm doch vieles, trotz seiner Einsicht in den ersten Leseunterricht und seiner praktischen Begabung für das Unterrichten. Fronhofer überragte in seiner Bildung ihn weit, wenn er auch gerade in der Methode des Leseunterrichtes, einem

Digitized by Google

Fach, dem er als praktischer Lehrer so nahe stand, sich so kurzsichtig erwies.

Das deutsche Schuldirektorium leitet nun eine nochmalige gründliche Untersuchung der neuen Lesemethode ein.

3. In einem churf. Erlaß vom 14. Juni 1783 wird verlangt, daß nun noch von den Schulinspektoren Gutachten wegen Einführung dieser Lehrmethode zu erheben sind. „Was hingegen die vom Schulfond an Hfm jährlich zu bezahlenden 150 fl. betrifft, so sieht man nicht ein, warum der ohnehin sehr gering bestellte Schulfond ein solches onus bezahlen soll, da diese Abgabe anfangs auf die Hofkammer gelegt wurde.“ Der geistl. Rat gesteht unterm 24. Sept. 1782 zu, daß dem Hfm zwar eine jährl. Gratifikation zugestanden wurde, die Anweisung an das Hofzahlamt aber entweder aus ohngefähren oder absichtlichem Vergessen nicht erfolgt ist.

Der Befehl an die Schulinspektoren vom 14. Juni 1783 ging dahin, in einem Gutachten sich auszusprechen:

1. Ob die Hfm-Lesemethode allgemein und mit Vorteil könne eingeführt werden. Welche Vorteile dieselbe gewähren würde, die unserer bisherigen und andern Methoden mangle. Ob diese Lehrart ganz oder nur zum Teil einzuführen sei.

2. Wie die Einfürung anzustellen und die vielen zum Teil noch unvorhergesehenen Hindernisse zu heben wären.

3. Welche Hindernisse etwa die allgemeine Einführung untunlich und unratsam machen von seiten des Fonds, der Lokal- oder scientifischen- und Manipulationsanstände.

Zu Gutachten wurden aufgefordert die Schulinspektoren:

1. Bucher zu Engelbrechtsmünster,
*2. Sutor zu Burghausen,
*3. Reuter zu Straubing,
4. Socher zu Landsberg,
*5. Bermiller zu Pursruck, Oberpfalz,
6. Hermann zu Wohlfratshausen,
*7. Pichlmayer zu München,
*8. Fischer zu Mindelheim,
9. Pesl in Erdig,
*10. Kohlmann in Aichach,
11. Resch in Sittenbach,
12. Wening Can. in Altenötting, Inspektor der Herrschaft Runding.

Diese 12 Gutachten liegen bei den Akten, nur eines fehlt merkwürdigerweise, das von Bucher. Sollte er es, nachdem seine Einberufung als Rat zum deutschen Schuldirektorium erfolgt war, beseitigt haben? Acht derselben werden im III. Teil ganz oder auszugsweise mitgeteilt. Von diesen Sachverständigen spricht sich Fischer entschieden für die Einführung

*) Abgedruckt III. Teil.

Digitized by Google

dieser Lesemethode aus, ebenfalls Bermiller, wenn er auch gegen die sofortige Einführung ist. Alle andern, wie auch Bucher, wie aus den Akten hervorgeht, waren prinzipielle Gegner. Ihre Gründe waren kurz zusammengefaßt: Die Vorteile dieser Lesemethode sind nicht so groß, so entschieden, dieser Methode ausschließlich eigen, daß man sie allgemein einführen soll. Groß sind aber die Beschwerden ihrer allgemeinen Verwendung von seiten der Lokalumstände, der Lehrer, des Fonds.

Um zu einem Abschluß zu kommen, findet nun die Beratung im Schuldirektorium statt. Das Präsidium läßt ein Expose ausarbeiten, in welchem die ganze Geschichte der Hofmannischen Lesemethode zusammengefaßt ist und zwar I. alle Vorfälle der ersten Epoche 1772, 1773, der zweiten von 1782—84. II. Auszüge aus allen Gutachten für und wider die Lesemethode. III. Bestimmung der Entscheidungspunkte, auf die es jetzt eigentlich ankommt.

Diese waren folgende:

1. Soll Hofmann vorgerufen werden, um seine Sache selbst mündlich vorzutragen und vorzuerklären oder soll nach der Meinung und den Gründen der mehr als 20 Sachverständigen entschieden werden?

2. Kann oder soll diesem nach die Hofm-Methode allgemein, ganz oder zum Theil und wie eingeführt werden?

3. Was ist über die an Schulfond angewiesene Pension jährlicher 150 fl. zu sagen und auf die gnädigste Anbefehlung zu antworten?

Dieses umfangreiche Schriftstück trägt folgenden Vermerk: Dieser Akt soll zirkulieren und die gnädigen Herren Räthe möchten ihre gutachtliche Äußerung schriftlich beilegen. München, 21. April 1784. Haeffelin. (Haeffelin war der Präsident des deutschen Schuldirektoriums, später Kardinal.)

Von Haeffelins Hand ist unter das Notat bemerkt:

Kommissarius: Herr geistl. Rat von Kohlmann,
Konkommissarius: Herr geistl. Rat Bucher.

Dem Akte liegen die Vota von 12 Räten des Schuldirektoriums bei, wovon 3, die von Kohlmann, Fronhofer und Westenrieder im III. Teil veröffentlicht werden.

Kohlmann gibt ein gründliches Gutachten ab, worin er alle Einwände schlagend widerlegt. Alle neu zugehenden Lehrer sollen in München von Hfm unterrichtet und geprüft werden. Dieser soll die ausgesetzte Belohnung erhalten. Westenrieder gibt sein Votum im gleichen Sinne ab. Auch geistl. Rat Danzer lieferte ein eingehendes, von großer Sachkenntnis und Belesenheit in der pädagogischen Literatur zeugendes Votum, in dem alle Vorteile hervorgehoben und alle Einwände widerlegt werden. Er macht die gleichen Vorschläge wie Kohlmann. Fronhofer ist Gegner, er will eine Verschmelzung der alten und neuen Lesemethode. Von den andern Räten stimmt U. N. Zinitzia (Name schwer leserlich) im Sinne Kohlmanns; ebenso Rat Steigenberger. Freiherr von Quentz ist für Einführung nach Tunlichkeit, Socher gibt sein Votum im Sinne seines früheren Gutachtens ab, Rat von Essner ist dagegen, ebenso Dr. Kumpf,

Digitized by Google

von Mayerhofer stimmt für Kohlmann. Merkwürdig ist, daß wiederum das Votum Buchers sich im Akte nicht findet. Es sei noch auf eine Stelle in Mayerhofers Votum hingewiesen. Darin erwähnt er, wie Hfms Methode oft Gegenstand des Gespräches in gesellschaftlichen Kreisen sei, wie man oft ohne nähere Kenntnis gegen den Erfinder eingenommen ist, seine Lehrart lächerlich mache und über dessen moralischen Charakter losziehe.

Die Anschauungen des Rates von Kohlmann siegten bei der Beratung und so wurde in seinem Sinne Beschluß gefaßt. Dieser Beschluß wird Hfm. am 16. April 1785 mitgeteilt, ein kleiner Erfolg für den vielgeprüften Mann.

4. „Dem Fr. X. Hfm,[1]) Hof-Bassist wird auf unterthänigstes Anlangen der gnädigste Auftrag gemachet, daß er, nachdem seine neue Lese-Methode untersuchet und als nützlich und thunlich gefunden worden, die neu ankommenden Schullehrer in dieser Methode gratis unterrichte und sodann zum Kurf. Schulrectorate sein Gutachten jedesmal schriftlich übergeben soll, wie die Kandidaten bestanden sind. Übrigens hat man zu ihm das gnädigste Zutrauen, daß er sich noch ferners nach Möglichkeit beeifern werde, die neuangehenden Schullehrer dergestalt zu unterrichten, daß jeder in Stand gesetzt werde, wo nicht die ganze Lesemethode, wenigst die besondern Vortheile davon anwenden zu können." Bezüglich der Belohnung von jährlich 300 fl. wird besondere Resolution versprochen.

Hat nun Hfm die ihm übertragene Funktion eines Instruktors der neu zugehenden Lehrer ausgeübt? Ja!

In einem Bittgesuch vom 3. Aug. 1786, worin er um Unterstützung in seiner durch Krankheit seiner Kinder verursachten Notlage einkommt, findet sich, daß er seit 15 Monaten 34 Schullehrerkandidaten gratis in seiner Lesemethode unterrichtet habe und nicht einen Heller annahm, wenn manche Kandidaten ihm auch ein Douceur auf den Tisch gelegt haben. So mag er auch noch die folgenden Jahre im Unterrichte der Lehrer tätig gewesen sein. Aus dem Jahre 1791 liegt ein solcher Beleg vor. In dem Gesuch des Mathias Sepperl vom 7. April 1791 weist dieser darauf hin, daß er laut Attest dem Unterricht des Herrn Hofmann beigewohnt habe. Er bittet um die 2. Instruktorsstelle in der Fuchsischen Trivialschule.

Weiter läßt sich diese Tätigkeit Hfms nicht mehr verfolgen. Anzunehmen aber ist, daß er sie so lange, als es ihm des zunehmenden Alters wegen möglich war, ausübte, denn der Mann war seiner Notlage wegen dazu getrieben, so lange als es ging zu arbeiten.

Bezüglich der ausgesprochenen Belohnung für Hfm entstand zwischen Schulkuratel, geistl. Rat und Hofkammer ein langwieriger unerquicklicher Streit. Wir heben davon nur heraus, daß am 23. Okt. 1785 das Hofzahlamt

[1]) K. A. Fasz. 1375, Nr. 9. AB. 1905, N. 108.

Digitized by Google

endlich angewiesen wird, die für $2\frac{1}{2}$ Jahre rückständige Summe von 337 fl. 30 kr. an Hfm zu zahlen. Vom 1. Okt. 1785 an habe der deutsche Schulfond jährlich die 150 fl. für Hfm zu leisten. Noch größere Schwierigkeiten machte es Hfm die Landschaft zur Ausbezahlung der ihm jährlich bewilligten 150 fl. zu bewegen. Am 14. Okt. 1706 ergeht an dieselbe der Befehl, dem um das Schulwesen verdienten Mann seinen schon öfters angewiesenen Gehalt sowohl für das verflossene Jahr als für die Zukunft ausfolgen zu lassen.

Darauf aber erwidert der Kommissär der Gemeinen Landschaft Ober- und Unterlandes, daß Hfm 1773 die Belohnung erhielt, 1774 habe die Regierung selbst diese eingezogen und die Landschaft sei diesem Beispiel gefolgt: Indessen nahm sich der geistl. Rat und Canonicus Heinrich Braun des Schulwesens an und da seine Methode allgemein belobt und befolgt wurde, so ließen wir sodann diese 150 fl. gedachtem Canonico Braun bis 1779 verabfolgen.

So hatte also Hfm recht, wenn er Braun beschuldigte, dieser habe an die Landschaft ein Bittgesuch gerichtet, worin er seine Verdienste hervorhob, Hfms Lehrart gewaltig herabsetzte und dadurch bewirkte, daß man Hfm die ihm bewilligten 150 fl. entzog und dafür Braun zuwendete. Eine schmutzige Affäre, die Braun schwer belastet!

5. Aus dem letzten Gesuche Hfms im August 1804 ersehen wir dessen weiteres trauriges Schicksal bis zu seinem Tode. Er schreibt an das General-Schuldirektorium:

„Dem hohen Schuldirektorium allein habe ich es zu verdanken, daß die von der Landschaft mir zuerkannte, seit vielen Jahren aber stockende Belohnung endlich fließend gemacht wurde. Diese Gnade war für mich und meine häusl. Umstände um so größere Wohltat, da sie in die letzte Periode meines Lebens fiel, in welcher es mich am meisten schmerzen müßte hülflos sein. Meine Lebenstage, der Rest meiner mühevollen Laufbahn, sind bald darauf durch einen neuen Unfall getrübt worden, da ich nämlich am 23. Dez. 1803 das Unglück hatte, den Gebrauch des Gesichtes zu verlieren, welches Unglück den Verlust aller meiner Instruktionen und einen Schaden von jährlich 200 fl. zur Folge hatte, wozu noch eine lange Krankheit einer Tochter kam, die mich ebenfalls in empfindliche Kosten versetzte. Hiemit schien aber die Reihe meiner Betrübnisse noch nicht vollzählig, da sich vor ein paar Monaten noch ein neuer Unfall an selbe anschloß, der mir nichts übrig läßt, als das hohe Schuldirektorium noch um eine Gnade zu bitten.

Ich machte nämlich aus Mangel des Sehens unlängst einen so schweren Fall auf die Steine, daß ich mich von selbem bisher nicht erholt habe und auch schwerlich mehr erholen werde. Diese Umstände also und meine Schwäche machen es mir als einem 74jährigen Manne unmöglich in Zukunft mehrere Treppen zu steigen und das Alter zwingt mich, zu ebener Erde oder über einer Stiege Wohnung zu suchen. Ich machte mir zwar im Stillen noch immer Hoffnung, auch beim Unterricht der Schulkandidaten

Digitized by Google

in der Lautmethode, oder was Eins ist, in der Hofmannischen Lehrart mitangestellt zu werden, und auf diese Art etwas freies Quartier zu erhalten, da aber diese Hoffnung nunmehr dahin ist, so ergeht an das Churf. hohe Schuldirektorium meine gehors. Bitte, mir zur Bestreitung des Zinses eine gnädige Unterstützung zu bewilligen, wofür ich Zeit Lebens danken werde."

Das Gesuch ist geschrieben von seinem Sohne Ignaz Hofmann, Kuratpriester und Chorvikar.

Auf dem Gesuche steht der Vermerk: Beruht auf das erfolgte Ableben des Supplikanten den 27. Okt. 1804. —

So endet das tragische Geschick Hfms: „Seine Lesemethode aber wurde gelobt und verachtet, angenommen und verworfen. Die Ursache läßt sich leicht erraten. Einige Sachverständige oder die sich dafür ausgaben, verwarfen die Methode, weil sie nicht ihre eigene Erfindung war, andere, weil sie sich nicht die Mühe gaben, sie kennen zu lernen. Der Haß, die Verleumdung mancher Schulmänner hat die allgemeine Einführung verhindert."

So äußert sich der geistl. Rat Canonikus Kohlmann 10. Juli 1784.

Und der Verfasser der „Beyträge" bemerkt S. 156 und 160 beißend über die Hofmannschen Händel:

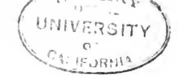
„Die Herrn Gelehrten in Deutschland haben bisweilen so viel Mut, alles allein auszuführen, was den Beifall der ganzen Nation fordert, daß sie schrecklich um sich beißen, sobald sich einer aufschwingt und mitarbeiten will. Hofmann konnte nicht recht haben, weil er nur Hofmusikant war. Man muß in Bayern zuweilen den akademischen Gradus haben, wenn man sich auf seinen Verstand etwas versprechen will, oder wenn man etwas ausführen und unternehmen will Ratsrang. Es ist nicht anderst, als wenn man mittels der Decreten Hirn in die Köpfe schaffen und durch geheime Ratsbefehle dem Vaterlande große Männer bilden könnte."

Das weitere Schicksal der Lautiermethode ist bekannt. Den Bemühungen des bayrischen Schulrates Stephani besonders und anderer Schulmänner gelang es endlich, vom Anfange des 19. Jahrh. an diese Methode allmählich zur Geltung zu bringen.[1] Und heutzutage wird das Lesenlehren durchweg mittels des Lautierens betrieben, ob man nun die Normalwörter- oder Schreiblesemethode anwendet. Das Buchstabieren aber gebraucht man nur im Dienste des Rechtschreibens, wenn die Kinder schon lesen können.

---

[1] 1809 erschien in München ein Buchstaben- und Namenbüchlein nach der Lautiermethode, in dessen Vorrede ausdrücklich auf die Hofmannsche Lehrart hingewiesen wird.

Digitized by Google



III. Gutachten über die Lesemethode Hofmanns.

A. Von Akademikern und Professoren.

Gutachten von Heinrich Braun, Schulkommissär und Akademiker.

Es fragt sich, ob Hofmanns Lehrart I. eine Erfindung, II. eine gründliche, und III. für ein ganzes Land schickliche Lehrart sey.

Das Wesentliche und Besondere einer Lesekunst (sind Hofmanns eigene Worte in actis) Bestehet in der Kenntniß des Soni Literarum consonantium, oder der stillen Zeichen eines jeden stillen Buchstabens. Diese Kenntniß und der wahren Sonum Literarum consonantium soll also vor Hofmann Niemand gehabt haben; denn mit dem Worte Erfindung wird die ganze acta hiedurch ungemein aufgehoben.

I. Ohne zugedenken was hierüber in Französischer und Lateinischer Sprache schon lange geschrieben ist, so ist diese Erfindung deutlich genug in dem Berlinischen Schulbuche[1]) NB. und wenn das Wörtlein Erfindung im Superlativ strenge genommen werden will, am deutlichsten in einem Werkchen enthalten, welches den Titel führt: Erleichtertes Lese-Büchlein, darinnen gezeigt wird, wie man einem das Lesen NB. ohne Lautes Aussprechen der stummen Buchstaben und ohne Buchstabieren leicht und balde beibringen könne.[2]) (Beylage 1. Seite.)

II. Dieses fragliche Werkchen ist schon lange zu Erfurt[3]) bei K. F. Jungnicol gedruckt und in jenen Gegenden bekannt, wo gewisse Leute sind, die in diesem Fache Einsicht haben, dennoch ist diese Lehrart nirgends allgemein gemacht und eingeführt worden. Indessen ist hier nur gar zu wahr, was Chronegk schreibt: Stax glaubt, daß was er sagt, was Unerhörtes sey. Warum? — es ist gemein — ihm aber ist es neu.

III. Ohne Vorurtheil, ohne Abneigung, blos von der Sache, wie sie liegt zu reden, so habe ich nicht einmahl begreiffen können, wie es möglich war, daß die ersten Anfänger und Beförderer dieses Projects mit einer Erfindung, Erfindung, Original, Original u. d. gl. so hoch aufheben, so vielen Lärmen machen, die Sache unter dieser glänzenden und für das ganze Vaterland höchst nützlichen Gestalt den hohen Ministern und Höchst Sr. Churfürstlichen Durchlaucht selbst vortragen und Höchstselbe nicht nur zu einer jährlichen Pension von 300 fl. für den Erfinder, sondern auch in einen Unkosten von wenigst 1000 fl. jährlichen Deputaten verleiten konnten. Und es war diese Sache nicht nur dahin eingeleitet, sondern auch bewirkt, und ist die gnädigste Resolution an den Churfürstl.

---

[1]) Von Hähn, 1760. Berlinisches neueingerichtetes Schulbuch. Hähn lehrt aber die Lautiermethode nicht.

[2]) Das zitierte Büchlein ist von Ernst Bogislaus Ventzky. 1722.

[3]) Hfm führt in seinem Buche aus, wie er durch Vermittlung eines Ministers (wohl durch seinen Gönner Baron von Leyden veranlaßt) nach dieser Erfurter Fibel in Erfurt selbst nachsuchen ließ, aber nicht die gewünschten Aufschlüsse erhielt. Endlich lernt er aus den „Gedanken" usw. von Braun den Titel derselben kennen, verschafft sie sich und kritisiert sie eingehend mit dem Nachweis, daß sie seine Lehrart nicht enthält.

Digitized by Google

geistl. Rath sowohl, als die Löbliche Landschaft darüber ergangen. Diese Art des Patriotismus getraue ich mir wirklich weder vor Gott, noch vor meinem gnädigen Landesherrn zu verantworten, denn einmal! 1. es ist keine Erfindung, 2. es ist in einem ganzen Lande, besonders in unserm Lande nicht thunlich, 3. es ist viel albernes und abgeschmacktes Zeug dabey, welches für Schulen Lächerlich, und bey Ausländern nicht rühmlich wäre.

IV. Ich fasse nicht, wie man doch eine so richtige, unerhörte, und für ein ganzes Land so schickliche Erfindung von einem Manne auch nur erwarten konnte, denn gleich seine ersten drey Bittschriften überzeugten, daß er nicht einmal in der deutschen Sprach- und Rechtschreibung stark war.[1] Es sind aber nur gering gerechnet über 80, ich dürfte wohl sagen 100 orthographisch und grammatikalische Fehler darin. Die orthographisch und grammatikalischen Regeln sind aber nicht allein zum schreiben, sondern auch 1. wegen der orthogr. Unterscheidungszeichen (diese hat er durchaus verfehlt), 2. wegen der Regelmäßigen Sylbenabtheilung, zum lesen vor allem aber zu einer richtigen Erfindung in jener Sprache nöthig, wo man etwas erfinden will.

V. Der Hauptwert dieser Erfindung soll die Geschwindigkeit sein, denn an der Gründlichkeit fehlt es der bisher vorgeführten Buchstabier-Methode gewiß nicht. Daß man die Kinder nicht zu lange mit Buchstabieren aufhalten, sondern gerade auf das Lesen zuführen soll, dieß ist im gnädigst anbefohlenen Plane Fol. 31 deutlich genug enthalten, folglich auch für die Geschwindigkeit zum Theile schon gesorgt.

VI. Welche Methode, die Buchstabier- oder Syllabier-Methode (die aber gar nichts Neues ist) in öffentlichen Schulen bessere Dienste thut, über dieß Zanken die Grammatiker schon lange, die Buchstabierer behaupten, ihre Methode sey Gründlicher. Dieß beweisen sie:

1. Aus dem Begriff der Methode selbst, denn diejenigen, welche durch bloßes Syllabieren lesen lernen, werden nur Sylbenzähler in Absicht auf Wörter; die Buchstabierer aber auch Kenner der mindesten Theile der Sylben in Absicht auf die Sylben selbst.

2. Das Buchstabieren ist etwas beschwerlicher, es ist aber auch eine Gutthat für die Sprache, da es die Gründlichkeit gibt, und

3. sie ist in ihrer Wirkung weit dauerhafter und wird so leicht nicht vergessen.

4. Es giebt Beispiele, daß Leute, die ohne Buchstabieren lesen lernen, Tausend Beschwernisse nach der Hand im Lesen und noch mehr im Schreiben haben. Im Lesen: denn die wenigsten lesen die Wörter selbst behend und schnell durch, sondern sie zählen die Sylben in den Wörtern ganz langweilig daher. Im Schreiben: denn sie sind im Sylben abtheilen nicht so fest. Die Übung aber im Buchstabieren giebt es hauptsächlich, daß man

---

[1] Konnte ein Mann, der in der Braunschen Sprach- und Rechtschreiblehre nicht bewandert war, nicht doch auch etwas Gutes erfinden?

Digitized by Google

nicht nur weiß, wie viele Sylben zu einem Worte, sondern auch wie viel und weche Buchstaben zu jeder Sylbe gehören.

5. Am Ende müssen doch die Syllabierer selbst wiederum auf die Buchstabier (oder wenn das Wort Buchstabieren gar zu verhaßt ist) auf die Sylbenabtheilung und andere Regeln zurückgehen. Es ist aber immer ordentlicher und gründlicher gelehrt, wenn man die Sache gleich anfangs geradezu, und die Stiege stuffenweise hinaufgeht, als wenn man die Stiege hinauflauft und wieder zurücke muß. Wenn man alles zusammennimmt, so wird an der Zeit und Geschwindigkeit wenig erspart sein, indessen

6. Zeigt doch die Erfahrung, daß wo gute Lehrer sind, wie z. E. in protestantischen Ländern, so könnten die Kinder von guten Köpfen in einem Viertel jahre, jene von mittelmäßigen in Zeit eines halben Jahres längst, und dieß NB in offentlichen Schulen lesen lehrnen. Im Privat Unterrichte lernen Sie's noch eher.

VII. Für unser Land und für unsere Schulen ist die Buchstabier-Methode weit schicklicher, und wohl mit Bedacht gewählt worden,

denn 1. der Plan muß dem Lande, wie das Kleid dem Manne angemessen seyn. Nun ist die Buchstabier-Methode den Lehrern allenthalben bekannt. Wenn ich einem Lehrer sage: Du hast zuvor ohne Regeln buchstabiert, nun buchstabiere Du nach Regeln, so wird er mich verstehen.

2. Die Gegner gestehen selbst ein, es ließ sich diese Lehrart nicht niederschreiben, und ich fasse nicht, wie läßt sich dann in einem ganzen Land befehlen und einführen, was sich nicht schreiben läßt.

3. Wenn es sich aber ja auch schreiben läßt z. E. in dem Erfurtischen Lesebuchlein (Hofmann konnte es nicht einmal geschickt zu Papier bringen), so ist es nur geschickten Leuten verständig, Leuten, die in der Theorie des Schulwesens wohl erfahren sind. Anderen, wenn sie es einmal gesehen, wenn sie schon sonst geschickt sind, diesen ist es rätselhaft, und müssen nur immer rathen und errathen es doch kaum.

VIII. Der Schluß ist gar nicht richtig, wenn ich sage, die Kinder sind bisher zu lange mit lesen aufgehalten worden, ergo muß man eine geschwindere Methode einführen. Nein! nicht so fast an der Methode, sondern an Lehrern, an Ältern, an Kindern, und an Hindernissen, die bei offentlichen Schulen unvermeidlich sind, da fehlt es. Deßwegen schließt man weit richtiger: die Geschwindigkeit macht in öffentlichen Schulen, und wenn sie in einem ganzen Lande eingeführt wird, fast eben eine so langsame Wirkung, als die bisherige Buchstabier-Methode und aller Aufwand hiezu ist umsonst.

IX. Ebenso unrichtig ist der Schluß: Eine und andere Probe ist gemacht, und sogar in Zeitungen angerühmt worden, ergo geht die Sache durchaus.

1. Hier beweiset kein factum in allen Justiz dicasterien, sondern faciendum. Nicht so fast der Effect, als die Art, wie der Effect gemacht worden, kurz die Art zu lehren, die Lehrart muß untersucht seyn, diese muß zeigen, ob die Sache gleich in einem ganzen Lande gehen kann oder

Digitized by Google

nicht. Es mögen wohl viele Testes facti bei den Proben gegenwärtig gewesen seyn, ob aber viele Kenner in Schulsachen (denn diese können eigentlich judices circa modum faciendi seyn) gegenwärtig gewesen sind, dieß ist eine andere Frage. Niemanden zur Unehre gesagt; denn es ist nicht jedermanns Gegenstand. Es kann jemand ein geschickter Rat, auch ein großer Gelehrter sein, ohne in dieser Sache mit Grund urtheilen zu können.[1] Hier nutzt keine Superficile Kenntnis, wie die Beylage II so schön als bündig sagt: Sonst sieht man für eine Erfindung an, was keine ist; für thunlich, was nicht thunlich ist; für gut, was nicht gut ist; man fängt Projekte an, die vielen Aufwand und keinen Nutzen schaffen. Es zeygt sich freylich am Ende, daß es gefehlt sey, indessen ist Zeit, Unkosten und Geduld hin, und es ist weit schwerer, eine ruinierte Sache wieder zu Stande und in Gang zu bringen, als eine gut angefangene fortzusetzen.

2. Von einzelnen Beispielen ist der Schluß auf ein ganzes Land selten richtig, besonders wenn die Frage von der Geschwindigkeit ist. Man hat Proben in Frankreich gemacht, und Kinder in 8 Tagen lesen gelehrt, auch sogar dem Könige vorgeführt. Wenn ich nun schließen wollte:

Man soll also die Methode einführen und Kinder sollen in 8 Tagen lesen lernen. Dieser Schluß glaube ich wäre unrichtig genug.

3. Die Wirkung der Geschwindigkeit entsteht nicht so fast durch die Methode selbst, als durch die geschickte Art, wodurch man eine und was immer für eine Methode anwendet. Fronhofer z. E., Winkler u. m. besitzen die Geschicklichkeit und bringen viele Kinder in 14 Tagen das Schreiben quo ad substantiam bey und zwar nach der bereits eingeführten Lehrart. Läßt sich nun gleich folgern: Alle Schulmeister sollen in einer Geschwindigkeit von 14 Tagen eben dieß Thun. So wenig also, als Skanderbey mit seinem Säbel auch seinen Arm mitschicken, oder ein Taschenspieler die Geschwindigkeit einem andern mitteilen kann, wenn er ihm schon die Methode und seine Kunstgriffe zeigt, so wenig läßt sich die Geschicklichkeit mit einer Lehrmethode mitteilen, folglich die Geschwindigkeit niemals herstellen, sonst könnte man ja eben so leicht auch mit der Buchstabier Methode anbefehlen, daß unsere Lehrer so geschwinde, wie in Sachsen ihren Schulen das Lesen lernen sollten. Aber

4. Es hätten es ja die Kinder gefaßt. Kinder hätten in Affing die Methode produciert, und Männer sollen nicht eben das praestieren, was Bauern Kinder praestiert haben. Wunder! Daß Kinder die Lesmaschine wie ein Spiel auf dem Theater produciert haben, dies will ich gerne glauben. Allein die Frag ist: hat ein Kind in Zeit 30 oder etlich 30 Tagen andern Kindern das Lesen und NB. gründlich beigebracht? — Sonst paßt das Argument nicht. Ist einmal das Merit der Geschwindigkeit weg, so ist auch der Stoff und die Ursache des großen Lärmens und Prahlens weg.

5. Was die Maschenbaurischen Zeitungen[2] betrifft, denen es einige

[1] Kann auf Braun selbst mit gutem Grund angewendet werden.
[2] Augsburger Ordinari-Zeitung.

Digitized by Google

andere nachgeschrieben, so kann man um 1 fl. oder 1 fl. 30 kr. hineinsetzen lassen, was man will. Wie hat Maschenbauer wissen können, was hier oder in Affing geschehen ist! Es muß also von Augsburg von einem Freunde Hofmanns geschrieben worden seyn. Die Art, womit es geschrieben ist, diese ist zugleich so übertrieben, daß sich Hofmann vielmehr schämmen, als damit rühmen sollte. Es sind Briefe von Augsburg hier und zwar von einem Kenner, der es eine ächte Windmacherey nennet, mit dem Beysatze, daß diese Lehrart bei Schul Verständigen auch in Augsburg kein Gehör gefunden hätte. Ich kann diese Briefe alle Tage aufweisen.

X. Es ist auch ganz was anders mit viel Müh, Schweiß und Anstrengung etliche Proben aushalten, als diese Methode mit der nämlichen Mühe und Anstrengung treiben, denn ohne diese Anstrengung folgt die Wirkung nicht. Hofmann soll nur alle Monathe in 30 Stunden 30 Kindern das Lesen beybringen, wie lange wird seine Lehrart und Wirkung dann dauern? Er trug aber auch dieß nicht an. Nur in Baiern hatte er im Sinne, herumzureisen und zwar ohne mindesten Interesse (eine jährliche Pension von 300 fl. der Antrag war gar auf 600 fl. für die Erfindung und jährliche Deputation von etwa 1000 fl. für die Einführung ausgenommen) und wie lange? Dieß konnte er freylich nicht voraussehen, wohl aber kann jeder Schulverständige das Ende: Es geht nicht, voraus sehen.

XI. Die Theorie vom stillen Zeichen bei den stummen Buchstaben ist glänzend, aber nicht neu, und im Grunde hat sie gar so viel nicht zu bedeuten, als man damit Wesen macht. Denn der Ton, der den Schüler irre machen könnte, klebet nur dem Taufnamen des Buchstaben, nicht aber dem Laute in Absicht auf die Sylbe an. Grammatiker verstehen mich. Hingegen

XII. die Taufnamen der der breitmaulichten, zweilippigen und maulichten, hinkenden, gehenden, dickköpfigen, klein und großspitzigen zwitschernden u. dergl. Buchstaben sind so lächerlich als willkührlich. Hofmann darf wohl glauben, wenn man über seine Lehrart und Definitionen eben so Kritiken machen wollte, als er es über die bisher übliche Lehrart gemacht hat, die doch die größten Männer Deutschlands, und unter andern auch der so hoch geschätzte Weiß in Leipzig in seinem neuen ABC Buch beybehalten hat, so fürchte ich dürfte die Sache zu seinem Ruhme vor Kennern nicht zu gut ausfallen. Bei dem ganzen Hergang der Sache fiel mir wirklich gar oft das, ist es möglich, ein. Ich erinnerte mich der Haarkrebsen, Gesichtserker u. dergl. Spöttereyen, womit man über die sogenannte neue Sprache bei Einführung der Sprachkunst Satierisierte und ich dachte immer nur: Ist es doch möglich? Ist es doch Ernst? Ich glaubte auch nicht, daß es wahrer Ernst sey, bis es durch Glaubwürdige Männer, und actenmäßig erfuhr, und selbst von dem Proponenten in der Höchsten Conferenz hörte, wo ich endlich wohl überzeugt war, daß es nicht mehr Spaß und Satire, sondern wahrer Ernst war.[1])

[1]) Braun ahnt das Richtige des Lautierens beim Lesen. Warum soll man dann bei diesem die Buchstabennamen sagen?

Digitized by Google

XIII. Eine Lesmaschine würde in offentlichen Schulen freylich eine seltene Erscheinung seyn. Allein das Zuviel-Sinnliche ist bei einer Lehrart nicht allemal das beste. Man lehrt auch Begriffe und Kenntnisse; die Begriffe und Kenntnisse haben aber ihren Sitz im Verstande und nicht in der Phantasie. Die Phantasie ist nur der Weg, nicht das Ziel. Unterhält man die Phantasie zu viel, so macht die Sinnlichkeit die Kinder zwar aufmerksam zu gaffen, aber ja nicht zum begreifen. Wenn das Bild weg ist, ist gemeiniglich auch die Kenntniß weg.[1]

XIV. Das Kind in einer steten Aufmerksamkeit zu erhalten, dieß bewirkt nicht so fast die mechanische Lehrart, als die Neuigkeit und die Neugierde. Um den Vorwitz und Neugierde stets zu unterhalten, mußte man auch stets neue Machinen in den Schulen einführen. Wenn die ABC Zwecklein in den Schulen eingeführt, und den Kindern bekannt sind, so wird ihr Vorwitz wenig mehr gereizt werden. Dies ist aber auch die Ursache, warum diese Tändeleyen erst in einem Privatunterrichte zu Hause zu gedulten. Hingegen

XV. für öffentl. Schulen und in Absicht auf ein ganzes Land sind alle Machinistische Lehrarten eine schon lange Verworfene Sache, denn

1. Ein Plan für ein ganzes Land muß Simpl, naturlich, und so naturlich abgefaßt seyn, daß ihn jeder Vernünftige Mann mit Anstand vollziehen kann.

2. Da es bei dieser Methode auf Maulkrumen, Zischen, Blasen, Pfeifen u. d. gl. ankömmt, so mag wohl seyn, daß Hofmann sein ABC Pantomine mit Anstand spielen kann, sollen aber dieß wohl auch 1000 andere können und wollen?

3. Leuten, die ohnehin schlecht besoldet sind, muß man das Lehramt nicht erschweren, sondern erleichtern. Auch geschickte Leute würde diese Lehrart mehr abschrecken, als ihnen Lust machen eine ohnehin so schwer und gering einträgliche Bürde eines Lehramtes abzunehmen.

XVI. Um die Sinnlichkeit der Kinder zu unterhalten und sich durch ihre Einbildungskraft den Weg in den Verstand der Kinder auf eine viel vernunftige Art zu bahnen, haben die geschicktesten Männer immer jene Art erwählet, wodurch man auf einer schwarzen Tafel die Züge, Kennzeichen und Bildungen der Buchstaben und Sylben ohne Machine und lächerliche Taufname der Kinder vormahlt, und sie also übt, wie es in dem bereits anbefohlenen Plane vorgeschrieben ist. Diese Art zu lehren hat in ganz Deutschland Beyfall gefunden, und sich durch die Erfahrung erhalten. Deßwegen irrt Hofmann sehr, wenn er nicht so fast mir, als hohen und höchsten Orten vorwirft: Der dermalige Schulplan sey ohne vorher öffentlich gemachte Probe eingeführt. Denn

1. Dieser Plan gründet sich auf die Erfahrung, nicht aber auf die Erfindung. Die Prob ist also schon gemacht, und was in so viel andern

[1]) Hier sieht man besonders wie unzutreffend B. urteilt. Er begreift nicht, welch vortreffliche Dienste der Setzkasten tut. Er ist eben Theoretiker und niemals praktischer Lehrer der Kleinen gewesen.

Digitized by Google

Orten Teutschlands gut gethan hat, wo man die Schulen auf diese Art eingerichtet, daß muß auch hier zu Lande Gut thun.

2. Hingegen ist es nur allemal gewagt, wenn man viele Kösten auf eine Sache wendet, die noch in Zweifel ist, ob sie Gut Thut. Und der große unterschied ist,

3. bei Hoffmanns Methode kann sich jeder und nicht gar unschicklich entschuldigen und sagen: ich kann es nicht thun: bei der bereits eingeführten Methode kann er nicht anders sagen: als ich will nicht.

4. In diesem Stucke ist das Originel seyn, womit man eben so hoch aufgehoben hat, nicht allemal gut; denn es giebt Originel Thorheiten, die Niemand nachahmt. Auf diese Art sind Zepjaner in ihrer wunderlichen Orthographie immer Originale geblieben. Indessen muß doch auch 5. der Churbaierische (er ist nicht mehr der Braunische) Schulplan viel Nachahmungswürdiges haben, weil viele Theile davon z. B. das Wörterbuch außer Landes fast wörtlich abgedruckt und in den Wurzburgischen Schulen eingeführt, von der Sprachkunst aber sogar in der Wiener Normal Schule gebrauch gemacht worden. Beydes ist bekannt und auf Verlangen kann es bewiesen werden.

XVII. Überhaupt ist das Bessermachen im Schulwesen so vielen Schwierigkeiten unterworfen und die Frage: was ist besser, zum chicanieren so willkührlich, daß wenn man Lärmen, Kritisieren, Partheyen machen, und sich was es koste unter dem Titel: Patriotismus hervorthun, und andern die sich hervorgethan haben Verdruße machen will, so soll es jährlich an sogenannten neuen Methoden und etlich durchgesetzten Proben nicht fehlen. Zum Unglück haben die Wissenschaften das Schicksal, daß jeder etwas, und einer mehr als der andere verstehen will. Wenn wir beisammen sind, so werden oft vielerley Meynungen entstehen. Sonderbar wenn sich ein jeder in des andern sein Fach einmischen will, da fehlt es also am Stoff zum Zanken nie. Die churfürstliche Akademie hat Leyder Traurige Proben hieran.

XVIII. Unter andern gelehrten Streitigkeiten und Fragen: was besser ist, sind die Grammatikalischen Kriege, so hitzig sie insgemein sind, so unleidlich und unbedeutend sind sie oft, und doch glaubt jeder Grammatiker just von seiner Methode hieng das Heyl des Vaterlandes ab. Wer wird nun unter den streitenden Partheyen Friede machen? — oder Gereicht es wohl zum Nutzen des Vaterlandes, daß man diesen Streit immer unterhalte und die Schuleinrichtungen in Processe und Disputationen einleite? Ich dächte 1. Plane herstellen, wo vorher keiner war, 2. regelmäßige Lehrbücher herstellen, wo die vorigen fehlerhaft waren, 3. eine Methode wählen, die sich durch die Erfahrung bewährt daß sie gut, gewiß gut, und diese 4. nach dem Lande richten, wo sie eingeführt wird, dieß glaube ich sey vernunftig, sey wichtig in Absicht auf das Vaterland wichtig: und es war doch dieß so leicht nicht, als man so geradehin glauben mag. Gut! Der Plan ist da, das Gebäude steht, man kann keinen Hauptfehler zeigen.*)

*) Braun weist hier auf seinen Schulplan und seine Schulbücher hin.

Digitized by Google

Ob nun dieser Plan

1. Die Consonanten stille oder stumme Buchstaben, halblaute oder Mitlaute heißen,

2. ob die Methode mit Zwecklein besser sey als mit Anschreibung an der schwarzen Tafel,

3. ob j und v zum Consonannten oder Vocalen gehören,

4. ob die Definitionen der Sylbe, des Buchstaben so oder so stehen,

5. ob dieß geschwinder und leichter gehe, worüber 20 ja und 20 nein sagen und jeder seine Meynung behaupten wird usw. usw.

Auch diese und dergleichen Fragen laufen im Grunde und am Ende entweder auf Wörteleyen, oder in der Hauptsache auf das nämliche und auf das alte hinaus. In Absicht auf den Nutzen des Vaterlandes liegt aber an dergleichen Disputation so viel als an dem Nachtwächter-Prozeß bei Gellert: Bewahrt das Licht und verwahrt das Licht.

XIX. Die Wissenschaften sind aber kein Monopolium, jeder darf das seinige beytragen. Jedem fällt was ein, aus allem wählt man, was besser ist.

Antwort. Nichts Monopolium. Nur fermette, Standhaftigkeit. Jeder soll das seinige beytragen, d. i. in seiner Maaße. Jeder kann und soll schreiben, aber ja nicht reformieren und Einrichtungen machen, sonst reißet einer nieder was der andere aufbauet, und

XX. Dieß ist aber der gerade Weg zu Verirrungen und Confusionen. Die traurige Wirkung ist, die gute Sache leidet darunter und niemal kann und wird was richtiges zu Stande kommen.

XXI. Zwischen Ändern und bessermachen ist endlich ein großer Unterschied. Wenn man nur ändern will, bloß daß es geändert und erneuern, bloß daß es neuy sey, so ist deßwegen die Sache nicht besser gemacht. Endlich wird alles neue und vor allem Höchst Seine Churfürstl. Durchlaucht selbst, wo Höchst Selbe überdies in große Kösten insgemein gesetzt werden.

XXII. Wenn ich die Änderung für wichtig und thunlich hielt, so wäre ich gewiß selbst der erste, der mit beyden Händen darnach griff. Was soll ich eine Sache hindern, die dem Vaterlande Nutzen kann, und wodurch mir über das weder Nutzen noch schaden zugeht? So viel aber wenigst ich Einsicht habe, so finde ich es

1. nicht neu,
2. nicht wichtig,
3. nicht Thunlich und in der Folge
4. nicht besser.

Als ein wahrer Patriot & Churfürstl. Rath kann ich einmal pflichtgemäß nicht anders reden als ich denke, finden es andere, so hab ich nichts entgegen.

Salvo meliori

Mai 1773.

Heinrich Braun
Churf. geistl. Rath und Canonicus.

Digitized by Google

Nachtrag.

Eben bekomme ich Hoffmanns Entwurf von der Buchstabenkenntnis in die Hände. Hier zeigt sich offenbahr, wie unsistemmatisch, ja widersprechend seine Lehrart sey. Er sagt

I. Durch 20jähriges Kinderlehren hätte er genugsam erfahren, daß: die altgewöhnliche Buchstabenbenennung den Kindern im Lesen sehr schädlich sei. Und dieß ist wirklich der Grund, warum er das Geheimniß der stillen Buchstaben erfunden haben will, und NB. in diesem Entwurf unterrichtet er die Kinder selbst nach der altgewöhnlichen Buchstabenbenennung ja sogar II damit sie diese altgewöhnliche Buchstabenbenennung leichter merken, so giebt er ihnen gewisse Merkmahle, z. E. bey **w** sollen die Kinder an eine Wunde denken, die wehe thut. Bei x an den Bruder ix, fix usw. Dieß ist ein offenbarer Widerspruch ohne zu gedenken III was die Ausländer von dieser schon lange verworfenen Lehrart der Buchstabenkenntniß, und dem Bruder **ix, fix** denken werden, wenn man ihn in den baierischen Schulen hören sollte.

IV. Übrigens habe ich bisher die facta für richtig angenommen, wie sie daliegen, wie wohl circa factum, circa modum facti und effectum facti gar viel zu erinnern wäre. Wer den Hergang der Sache weiß (ich schweige davon zur Ehre meines Vaterlandes), der sieht vielen Lärmen ohne Grund, vieles Prahlen ohne Einsicht, und viele Cabalen und Schritte derer, die Urheber davon sind, die dem wahren Patriotismus wenig Ehre machen.

Beylage No. 1.

Auszug aus fol. 15 des Erfurther Lesebüchleins.

„Stumme Buchstaben, die durch zusammengesetzte Zähne ausgezischt werden:

ſ, s, ß, ss, st, c, z, tz, sch.

Will man sie als stumme Buchstaben aussprechen, und ohne Buchstabieren lesen lehren, so kann man sie fast alle auf einerlei Art NB mit Zischen hervorbringen usw. Das fasse der Lehrer, der es noch nicht weiß, also: Er thue nur die Lippen von einander, und die Zähne etwas zusamm und zische dann mit der Zunge jeden Buchstab so, daß er das laute **e** davon lasse usw. usw.“ Wie man eben diese Lehrart sammt einigen Taufnämen und verschiedenen Bildergleichnissen leichter solle beybringen können, ist deutlich genug in einem Büchlein enthalten, welches den Titel führt: „Neu eingerichtetes Buchstaben, und Syllaben Buchlein nebst einer kurzen Anweisung, wie solches recht zugebrauchen, daß die Kinder in einer sehr kurzen Zeit zu einer Fertigkeit im Lesen können gebracht werden. Frankfurt & Leipzig im Jahre 1705.“ Beyde Werckchen sind aber schon lange Maculatur geworden.*)

---

*) Dieses Gutachten ist nicht bloß ein Beweis der beredten Sophistik Brauns, sondern es kennzeichnet auch seinen Charakter. Er setzt seinen Gegner unverdient herunter, indem er ihm vorwirft, daß er unwissend sei und nicht korrekt schreiben könne, daß es sich nur um Geldgewinn handle; verkleinert so gut er kann die neue Methode, streicht aber dabei seine eigenen

Digitized by Google

II. **Gutachten des Ildefons Kennedy O. S. B.,** Professor und Akademiker.

Ich habe die mündliche und schriftliche Erklärung der Hofmännischen Lesekunst sowohl der Theorie als Praxis nach überlegt und nach meiner geringen Einsicht nachstehende puncten daraus angemerket:

1. Der Begriff von dieser Kunst, überhaupt genommen, ist nicht neu; man hat dergleichen Versuche schon in Frankreich, England und auch in Deutschland angestellet.

2. Hofmann hat verschiedene neue und nützliche Verbesserungen hinzugesetzet.

3. Er geht mit den stummen Buchstaben auf eine nützliche Art um.

4. Seine Sylben-Lehre ist vortrefflich.

5. Seine Methode, die Sylben an- und voneinander zu setzen, ist den Kindern begreiflich.

6. Seine Übungskunst ist der gewöhnlichen weit vorzuziehen; denn sie ist leichter und kann dem Gedächtnisse geschwinder eingedrucket werden.

7. Seine Benennung der stummen Buchstaben heißt nichts.

Folglich kann diese Lesekunst in Ansehung der Kinder sowohl als der Zeit vielen Nutzen schaffen. Ich meine in privat-Schulen, als in Seminarien, Kosthäusern u. d., in öffentlichen Schulen aber nicht.

1. Weil viele Kinder, welche beisammen in einem Zimmer sind, weder können noch wollen auf eine so verschafte Sache aufmerken. Dazu kann sie auch der Schulmeister nicht anhalten: denn er übersieht sie nicht.

2. Weil die übrigen Kinder, welche indessen mit andern Sachen beschäftigt seyn sollten, dadurch irre gemacht würden.

3. Weil bei den öffentlichen Schulen viele Kinder einen Tag für den andern ausbleiben. Diese Lehrart aber läßt sich nicht unterbrechen.

4. Weil sich die Kinder nicht zu gleicher Zeit bei der Schule einstellen. Einer kommt heut, der andere über 14 Tage darauf. Man müßte also bei jedem neuen Schüler das ganze Werk von vorne wieder anfangen, welches nicht seyn kann.

5. Weil die Schulmeister, besonders bey uns nicht dazu aufgelegt sind. Vielen davon fehlt es an der Fähigkeit, noch mehreren an dem Willen, fast allen aber an der Gelegenheit, diese an sich selbst nicht gar leichte Kunst zu erlernen. Wer soll sie nun den Schulmeistern beybringen? Franz Xaveri Hofmann? Dazu brauchte er 20 und noch mehr Jahre. Will er 20 oder 30 Schüler abrichten und sie alsdann ins Land ausschicken? Unter diesen 20 oder 30 Schülern werden kaum, fürchte ich, drey oder vier zu finden seyn, welche andere zu unterrichten im Stande wären. Ein anderes ist es, eine Sache selbst begreiffen, ein anderes diese Sache andern beybringen. Was für Zeit, Mühe und Arbeit hat nicht diese Kunst dem

Verdienste lebhaft heraus Neid und Mißgunst, verletzter Ehrgeiz und Dünkel, Ärger und Erregung sprechen deutlich aus diesen Zeilen. Was er in diesem Gutachten schrieb, führt er zum Teil auch 1774 in seinem Buch: Gedanken über die Erziehung usw. aus, nur fehlen da die persönlichen Spitzen. Eine sachliche Widerlegung der Braunschen Gedanken in dem erwähnten Buche gibt Hfm in dem Theoret. Teil seiner Lehrmethode 1780.

Digitized by Google

Hofmann gekostet? Der doch Genie und Lust dazu hatte, welches hundert andere nicht haben. Will man die Schulmeister schriftlich unterweisen? Das wäre ebenso unmöglich, als das Französische on, das Spanische ll oder das Englische th aus den Regeln der Grammatik zu begreiffen. Mit einem Worte, die Sache ist schön und nützlich aber nur in seinen Gränzen.

Meine unvorgreifliche Meynung wäre, daß man den Hofmann für seine Arbeit und dem Vaterlande geleisteten Dienste nicht nur reichlich belohne: sondern auch ferners aufmuntere und unterstützen sollte, daß er in seinem Eifer der Jugend nützlich zu seyn fortfahre: daß man aber mit den öffentlichen Schulen keine Änderung vornehme, ohne im Voraus wohl versichert zu seyn, daß solche nützlich und zugleich thunlich sey.

München, den 4. Juni 1773. Ildefons Kennedy.

III. Gutachten des Professors J. H. Gugler S. J.

Frei von allem Vorurtheile, frey von jeder andern Absicht als der Wahrheit, dem Vaterlande zu dienen & die höchsten Befehle Sr. Churf. Durchl. zu erfüllen, habe ich die ehre, über die neue in den Leseschulen einzuführende Lehrart meine Gedanken, oder besser zu sagen, meine Zweifel zu eröffnen, welche sich mir nach erlangter einsicht in die Theorie, und Bey der kleinen erfahrung, die ich Bey meinem Lehramt in den Schulen eingeholet habe, gleichsam von selbsten anbothen.

Nun ist zwar keineswegs in abrede zustellen, daß der Hofmusikus Hofmann Bey seiner Lehrart viele Dinge recht gut und mit Grund anmerket, manche umstände Beleuchtet, und seine Theorie mit einer gewissen Art von Deutlichkeit vorgetragen hat, die man in mancherley anderen Lehrarten nicht so kenntlich, noch überall antreffen wird. Wodurch er sich auch meines erachtens die ehre eines emsigen und geschickten Mannes unstreitig erworben hat.

Allein, da eine Sprachlehre Bey ihrem unterricht oder System zwar die Vernunft allezeit als ihre getreue führerin zubeobachten hat; bei alledem aber keineswegs aus gewissen und unumstößlichen Gründen der Vernunft mag hergeleitet werden, weil die Sprache selbst Blos aus willkührlichen zeichen unserer Begriffe Besteht: so würde man entweder seine Parteylichkeit oder ein allzueingeschränkte Kenntniß verrathen, wenn man Behaupten wollte, alle die Vorgänger, welche bisher dieses Schulfeld bearbeitet haben, hätten für ihre Lehre ganz keinen Grund aufzuweisen, ja die Neue wäre die einzige: welche ohne Vergleich über alle anderen den Vorzug Behauptete, Deutschland hat uns in vierzig Jahren eine unzahlbare Menge von Grammatiken seiner Sprache geliefert, ist aber Deutschland seit dem schon einig geworden, welche unter denselben mit abwürdigung aller andern der Rang gebühre?

Aus den erst Berührten, größtentheils willkürlichen Bestimmungen einer Sprache ergieht sich unschwer eine sowohl in Absicht auf das gemeine Beste, als den Besondern endzweck eines wohl eingerichteten Schulwesens Bedenkliche Folge; nämlich der immerfort anwachsende Neue-

Digitized by Google

rungs-Geist. Ein Geist, dem man seine Verdienste abzusprechen durchaus nicht gesonnen ist, so lange er die Triebfeder von wichtigen, entscheidenden, nothwendig und um ihrer Nutzbarkeit wegen in die Augen fallenden Veränderungen ist; denn in diesem Falle lohnt es sich allezeit der Mühe, ohne Rücksicht auf Vorurtheile, Absichten, Klagen, oder was immer das Licht der Wahrheit und den Fortgang des gemeinen Nutzens zu hindern vermag, eine Änderung vorzunehmen. Gesetzt aber, die zu erlangenden Vortheile seyen eben nicht von so gar großer und erheblicher Wichtigkeit usw. würde es nicht eben so guet seyn, das vorige Beybehalten, als durch beständige Neuerungen mehr eine Art Verwirrung als Besserung in die Schulen einführen?[1] Sollte in einer Zeit von zwey Jahren oder vielleicht noch eher einige fruchtbringende Köpfe der Mut ankommen, über die Lehrart des Herrn Hofmann Critiken, Anekdoten, Veränderungen vorzukehren, Himmel! was für Langwierige Grammatikalische Kriege sehe ich schon zum voraus und wie wenig dürfen wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, das Schulwesen werde hiedurch mehr gewinnen als verliehren.

Setzen wir endlich noch, die Theorie des Herrn Hofmann habe so überwiegende und entsprechende Vortheile auf ihrer Seite, daß ihr anscheinender Nutzen weit über alles vergangene hinaus ist, wo wird man aber so leicht Tüchtige Schulmänner hernemmen, welche eine Lehrart, Bey der es grossen Theils auf ein gewisses Geschick und eine gehörige Manipulation ankömmt: mit eben dem Anstand, mit dem es Herr Hofmann thut, Brauchbar und allgemein machen sollen und ich versehe mich schon der Antwort, mit welcher man diese einwendung entkräften wird. Kinder wird man sagen, haben das geheimniß schon mit fünff Jahren begriffen. Allein da sich, wenigst in meiner einbildung, unvergleichlich mehr Schwierigkeiten Bey Männern als Bey Knaben in diesem Falle äussern, so wird es mir erlaubt seyn, aufrichtig zugestehen, daß mir der Schluß von dem Knaben Alter auf das Männliche noch nicht einleuchtend, nicht überzeugend genug scheinen will.

Es geht daher meine unterthänigste Meynung dahin, man soll dem Hof-Musikus Hofmann durchaus die erlaubnis ertheilen, jene Kinder, die ihm von Liebhabern dieser Lehrart selbst anvertraut werden, ungehindert nach seiner Methode zu unterrichten, ohne jedoch dieselbe noch durchgängig zur allgemeinen Lehrart in den churbaierischen deutschen Schulen zu erheben. Sollten einsichtsvollere Richter als ich bin auch diesen Letzten und höchsten Vorzug der Hofmannischen Lehrart ertheilen, so werde ich ihr diese ehre von Herzen gönnen und meinem Vaterlande Glück wünschen, weil es das erste durch sein ansehen eine Lehr-Art brauchbar machet, zu welcher noch Bisher kein Land, ungeacht daß schon vorlängst gelehrte Männer hiezu einige Vorschläge thaten, die den Hofmannischen nicht ganz ungleich sehen, genugsamen Muth Bezeigen wollte.

21. Juni 1773. J. X. Gugler S. J.

[1] Und doch ist dieser Neuerungsgeist die Quelle alles Fortschrittes im menschlichen Wissen.

IV. Gutachten des Professors Anton Neuhauser S. J.

Drey Punkte waren es, auf die bey Vorlegung der Hofmannischen Lesart unser Augenmerk zu richten geheißen wurde; ob diese Weise, die Kinder lesen zu lernen gründlicher und kürzer sey, als die jüngst eingeführte und ob sie auch eine Dauer zu versprechen scheine. Da ich auf diese 3 Fragen nach meiner geringen Einsicht antworte, betheuere ich, daß ich fern von allem Vorurtheile und aller Partheylichkeit, nur den Nutzen der Vaterländischen Jugend vor Augen gehabt habe. Vor allem muß ich Herrn Hofmann das Recht widerfahren lassen, und ihm das Lob eines nachdenkenden Kopfes und unermüdeten Mannes sprechen, der nach dem herrlichen Beyspiele seines großen Vorgängers[1]) sich zum Nutzen der Vaterländischen Jugend verwenden und eine ekelhafte Arbeit auf sich nehmen wollen, die eben so nützlich ist, als wenig Aufsehen sie in den Augen der Leute von geringer Einsicht zu machen pflegt. So unwichtig immer der Gegenstand, mit dem er sich abgiebt, scheinen mag: so ist es doch nicht anders möglich, als daß es ihn recht viel Zeit, viel Lesen und Nachdenken gekostet habe. Sollte auch diese neue Weise, Lesen zu Lernen, nicht durchaus eingeführt werden: so verdient sie doch immer zur Ehre unseres Vaterlandes und des Hr. Hofm bekannt gemacht zu werden.

Ich komme zur Sache selbst. Hr. Hfm giebt für den Grund seiner neuen Lehrart die Kunst an, die Mitlauter, oder stillen Buchstaben, wie er sie nennt, für sich selbst auszusprechen, ohne daß man einen Selbstlauter am Anfange oder am Ende zu Hülfe nehmen dürfe. Und dieses ist es, in dem Hfm von der bisher üblichen Art, den Kindern das Lesen beyzubringen, vornehmlich abweicht und einen neuen Weg bahnt. Alles übrige glaube ich nichts, als recht gute Vortheyle zu seyn, den Kindern die Lehre recht sinnlich und angenehm zu machen. Was die Kunst, die Buchstaben nach der neuen Art auszusprechen betrifft, so glaube ich, sie sey theorisch unvergleichlich schön, unvergleichlich gut, unvergleichlich gelehrt und in der Natur der Sprache selbst gegründet. Aber praktisch gut! — Nein, das kann ich nimmer glauben. Lipsius und Kircherus haben ebenfalls von dieser Sache geschrieben:[2]) man las ihre Bücher mit Vergnügen, man bewunderte ihren nachdenkenden Geist, aber niemals kam die Sache zur Ausführung. Warum? Man hat vielleicht auch dazumal geglaubt, daß das Schimmerndste und Gelehrteste nicht allemal, wenigstens nicht allgemein das Brauchbarste sey. Die Sache gehört für Kinder von allerlei Fähigkeiten & Bestimmungen, ich kann mich nicht überreden lassen, daß die Kinder dieses Pfeifen, Zischen, Schnackeln u. s. w. leichter lernen sollten, als die bisher übliche Aussprache. Und wenn es die

[1]) Wohl Heinrich Braun gemeint.

[2]) Lipsius, 1547—1606, Jesuit, berühmter Philolog und Kritiker.
Kircher, 1601—1680, Jesuit, einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Es kann nicht eruiert werden, in welchen Werken beide Gelehrte über das Lautieren geschrieben haben sollen.

Digitized by Google

Kinder lerneten, werden es auch die Schulmeister lernen? Diese gewiß weniger als jene. Wie wird man ihnen die Sache recht begreiflich machen können? Daß der schriftliche Unterricht in dieser Sache nicht hinlänglich sey, könnte ich durch ein frisches Beyspiel beweisen. Sie werden ihn nicht einmal verstehen, den Unterricht, ob sie schon in der That selbst bey dem Lesen alle diese Veränderungen des Mundes, der Zunge, des Schalles machen. Wer sind unsere Dorfschulmeister gewiniglich? Denn diese muß man vorzüglich in Betrachtung ziehen. Was wissen sie? sie können oft selbst kaum recht lesen und schreiben. Und die Vorurtheile! Man weiß was es heißt, die Vorurtheile, besonders unstudierter Leute bestreiten. Wenn auch studierte Leute bey allen ihren Fähigkeiten, bey aller ihrer Einsicht, sich oft nicht darüber wegsetzen können; was wird es bey solchen seyn, bey denen die Vorurtheile die Stelle der Fähigkeiten vertreten? Wie werden sie von dieser ihnen unerhörten Art lesen zu lernen denken und reden, wie werden sie dieselbe lernen? Diese Dorfschulmeister und Kinder verhalten sich beyläufig zu einander, wie sich frisches Papier, darauf noch nie geschrieben worden, zu einem alten Papier verhält, das schon lange überschrieben worden, und wo die Buchstaben tief in das Papier eingedrungen haben. Es kraze aus, wer da mag, und schreibe was neues darauf. Wenn der Herr Hofmann sich vervielfältigen und in ganz Baiern zugleich die Schulen versehen könnte, so wollte ich mich noch wohl vom guten Erfolg überreden, ob ich schon auch da noch einige Beschwerden in Rücksicht auf die ungleichen Fähigkeiten der Kinder fände: aber so! — Damit ichs kurz sage; so scheint mir diese Lehre von der Aussprache der stillen Buchstaben, wenn mans eine Aussprache nennen kann, bey all ihrer Gründlichkeit, bey all ihrem glänzenden Wesen nicht allgemein praktisch zu seyn. In Privatinstructionen, und aufs höchste in Städten, wo der Verstand der Kinder von den ersten Jahren an eine bessere Cultur empfängt, mag die Sache einen guten Erfolg haben: aber auf dem Lande, in Dörfern! — — Ist diese Lehrart nicht allgemein praktisch; so wird sie auch nicht durchaus kürzer seyn können, als die bisher übliche. Aber man hat Proben abgelegt, auf dem Rathause, auf dem Lande; überall nach Wunsche. Gut! Und warum? Weil man die Kinder statt der Lateinischen Benennung der Buchstaben die neue Aussprache derselben gelehrt? Ich zweifle sehr. Es scheint mir immer, die Kinder würden weit geschwinder die Lateinischen Benennungen lernen, wo allzeit ein Vokal die Aussprache des Mitlautes erleichtert; als die stummen Zeichen, die ohnehin niemals ohne Vocal stehen und gesprochen werden. Zudem so gesteht ja Hfm selbst, daß man den Kindern zuletzt die Lateinische Benennung der Buchstaben beybringen müsse. Man hat also doppelte Mühe. Bringt man sie ihnen gleich anfangs bey, so müssen sie nothwendig die Halbtöne mitlernen; oder wie könnten sie dieselben sonst aussprechen? Wir alle haben bisher die gute Aussprache gelernt, ohne daß wir die stillen Buchstaben von den Lauten trennen gelernt haben.

Digitized by Google

Was des Hfm Lehrart kurz macht, glaube ich dieses die Ursache zu seyn, daß er seinen Unterricht durch allerley gute Vortheile recht sinnlich und angenehm macht. Er giebt z. B. den Kindern die Buchstaben unter den Namen gewisser Dinge zu erkennen, die mit den Buchst. einige Ähnlichkeit haben. Dieß gefällt den Kindern, es macht sie aufmerksam, es macht einen Eindruck auf sie, und sobald sie die Zeichen wiederum sehen, kommt mit denselben die beygebrachte Idee zugleich zurück. Und dieser sinnliche und lebhafte Unterricht ist es eben, welcher macht, daß die Kinder dasjenige behalten, was sie gelernt haben. Man kann die Kinder, besonders, wenn von Bauernkindern die Rede ist, in den Jahren, wo sie lesen lernen anfangen, noch wie Thiere betrachten: wir wissen, was auch unvernünftige Thiere durch sinnliche Eindrücke lernen können. Sogar erwachsene Leute fassen weit leichter, was ihnen sinnlich vorgestellt wird. Darin hat Hfm freylich viel von andern bevor, aber alle diese wichtigen Vortheile haben Platz, wenn man auch mit der Lateinischen Benennung der Buchstaben anfängt. Diese Vortheile sollen sich alle Schullehrer bekannt machen, damit sie den Kindern das Lernen, das sie von Natur verabscheuen, so angenehm als möglich, und wie der erfahrene Herr Rollin[1] sagt gleichsam nur zu einem Spiele & Zeitvertreib machen. Diese Vortheile, dieses sinnliche Wesen ist unvergleichlich besser, als was in dem neuen Schulbuche von den Hauptstrichen gesagt wird. Dieses würde vielleicht denjenigen, die das Schreiben anfangen, besser bekommen. Endlich warum die Kinder nach den bisherigen Lehrarten oft in mehr Wintern nichts gelernt haben, ist die Ursache, meines Erachtens keineswegs, weil man sie nicht die Buchstaben, die man Consonanten oder Mitlauter nennt, von den lauten getrennt hat aussprecheu gelehrt; sondern weil die Schullehrer gemeiniglich die Kunst nicht verstanden haben, ihren Kindern die Sache recht sinnlich, recht begreiflich zu machen. Auch nach der alten Lehrart haben oft Kinder in kurzer Zeit vortrefflich lesen lernen, wenn sie sonst Fähigkeiten besessen und einen guten Lehrmeister bekommen haben. Und auch nach der Hofm. Lehrart würden ebensoviel Kinder, oder noch mehrere nichts lernen, wenn es ihnen an Fähigkeit & geschickten Lehrern mangelt.

Ich fasse alles kurz zusammen. Was Hfm von der Aussprache der stillen Buchstaben insbesondere sagt, scheint mir nicht allgemein praktisch gut zu seyn; die Vortheile aber, die er theils gesammelt, theils ersonnen, den Unterricht lebhaft, sinnlich und recht begreiflich zu machen, glaube ich, wäre würdig, der jüngst erschienenen neuen Lehrart beygefügt zu werden. Es könnten auch einige wenige Stellen, wo Hfm nicht ohne Grund Ausstellungen gemacht hat, verbessert werden. So denke ich nach meinen geringen Fähigkeiten, Einsichten, und kurzen Erfahrung; und unter-

[1] Er meint vielleicht: Charles Rollin (1661—1741). De la manière d'enseigner et d'étudier ces belles sciences par rapport à l'esprit et au coeur. Amsterdam 1736.

Digitized by Google

werfe alles dem Urtheile derjenigen, die mirs in allen Stücken unvergleichlich bevorthun müssen.

Juni 1773. Anton Neuhauser d. G. J.

V. Gutachten des Professors Jos. Aigner d. G. J.

Nachdem ich die Gründe, welche sowohl für die erneuerte Hofmannsche Lehrart zu lesen, als wieder dieselbe streiten, bey mir genau überlegt habe; habe ich endlich jenen Schluß gefasset, der mir zum allgemeinen Besten der richtige zu seyn scheint. Ich erachte, man solle diese neue Lehrart nicht allgemein machen; doch wollte ich dieselbe nicht in so weit unterdrückt wissen, daß Hr. Hfm nicht vollkommen Erlaubniß hätte, die Kinder in privathäusern, wenn ihn einige besondere Liebhaber dazu wählten, nach seiner Lehrart zu unterrichten. Vielleicht mag er hier eher Beyfall finden und einen glücklichen Ausgang der Sache gewinnen, als in öffentlichen Schulen eines ganzen Landes. Einmal ich sehe keinen so besondern Vortheil in dieser neuen Art, daß man billig hoffen könnte, der Frucht werde alle Übel ersetzen, welche aus der Abänderung der Lehrart zu fürchten sind. Gewiß wenn dieser so richtig wäre, als sicher Hr. Hfm sich denselben verspricht, würden unsere Vorfahren, aus derer Schriften er glücklich geschöpfet hat, ihre Entdeckung sorgfältigst in die Übung zu bringen getrachtet haben. Sie müssen den allgemeinen Nutzen mit mir vermisset haben, da sie sich mit dem bloßen Vortrage ihrer grammatikalischen Einsichten vergnügt haben, ohne weiterem Bestreben, ihre Meynungen auch andern aufzudrängen. Und wenn ich das, was der Hfm öffentlich mit Worten erklärt und hernach schriftlich vorgelegt hat, reifer bedenke, so muß ich bekennen, daß ich einmal keine so vorzügliche Leichtigkeit, wie man vorgibt, für die Kinder das Lesen bälder zu lernen; noch die nothwendige Deutlichkeit wahrnehme, die Schulmeister, wofern es ihnen nicht mündlich vorgetragen wird, zu unterrichten. In den vorgelegten Blättern wenigstens mag sich auch ein sonst gut erfahrener Schulmeister lange abmatten, bis er das begriffe, was ihm, als einem Lehrer zu wissen zusteht. Zudem wird es wohl dem Kinde gleich beschwerlich fallen, die Buchstaben B C D usw. auszudrücken, ich mag sie nach voriger Lehrart Be, Ce, De; oder nach der neuern den geschlossenen, den Zehen, den Gedrückten Buchstaben nennen. Und wenn man sagt, das angehängte E in Be sei überflüssig, weil man es in der Aussprache nicht hört, so antworte ich, man höre ebensowenig gedrückt usw.

Man mahnt nämlich die Kinder in der neuen Lehrart nur den Schall zu sprechen, so wie man sie in der vorigen dessen erinnert hat, wenn doch auch der Schall ohne stillen Selbstlauter mag gestaltet und deutlich werden. Ob aber die Kinder auch vielfältige Erklärungen und Beschreibungen der Krümmungen, Beugungen und Zerzerrungen des Mundes den Schall besser und ehender lernen, als sie ihn schon vorher durch die Übung ihrer Sprache, die sie bis dahin, da sie in die Schule gehen, von der Mutter erlernt haben; das ist mir noch ein wichtiger Zweifel. Man möge mit einem ganz

Digitized by Google

unerfahrenen nach dieser Art die Probe in der griechischen oder andern Sprache machen und dann sehen, wie gut sie läßt. Und endlich, wenn ich gar behaupten wollte, es habe die neue Einrichtung des Lehrbüchls für die Kinder noch mehrere Beschwernisse? Gewiß die wunderliche Ordnung, die vielen Anmerkungen usw. verringern die Arbeit gar nicht. Allein die Erfahrniß lehrt es, daß diese neue Art gute Dienste thut und die Kinder in gar kurzer Zeit zum Lesen fertig machet. Ich will die bewährte Erfahrniß gar nicht in Zweifel ziehen: doch wie groß ist die Zahl derer bey denen es gerieth? nicht wahr bey den fähigsten Kindern? und etwa darum? weil die Neuigkeit reizte und der beständige Trieb sie zum Lernen zwang. Gebe man sich bei einem fähigen Knaben einen gleichen Fleiß, ihn nach der vorigen Art zum Lesen abzurichten; um wie viel wird die Zeit dazu länger seyn müssen, wenn sie doch länger seyn muß? Und wird diese Dauer von solcher Wichtigkeit seyn, daß sie die Abänderung der vorigen erst eingerichteten und kaum mit harter Mühe in Übung gebrachten Lehrart, und die traurigen Folgen verdienen solle? Doch genug; und ist vielleicht das schon zu viel?

Juni 1773. Jos. Aigner d. G. J.

VI. Gutachten des Professors L. Seccard S. J.

Meine Meynung von der Hoffmanischen Methode ist kürzlich diese:

1. Die Erfindung ist in der Wesenheit nicht neu, was die symbolischen Bezeichnungen, und etwa auch das practische sogen. Manipulieren zum Theil angeht. Hiervon haben schon lange Kircher und Lipsius in Folio und Quart geschrieben, was der neue Methodist in Oktav verbunden hat. Doch haben die zween ersteren das ganze Geschäft für weiter nichts, als einen grammaticalischen Zeitvertreib angesehen, das der Letztere nun in allem Ernste behandelt; wie ich das schon in einem französ. Stücke gesehen habe.

2. Ich denke so: Kleinigkeiten mit noch kleineren Beobachtungen beleuchten wollen, das muß nothwendig aufs allerkleinste hinausgehen, und endlich darin verfallen;[1]) und weil das Gedächtnis damit beschwert wird, kann es nothwendigerweise von keiner langen Dauer seyn. Ebensowenig als in der Geometrie die kleinsten Zwischendemonstrationen von einem Hauptsatz zum andern einem Schüler über lange Zeit bleiben. Und bey dem ABC wäre diese allerschärfste Genauigkeit gar wie verschwendet.

3. Soll diese Lehrart nur für Deutsche oder auch für andere Nationen angesehen seyn? Was die ersten angeht: so weis ich nicht, ob sie heut Sonderlinge im Buchstabieren werden wollen, nachdem sie sogar anfangen, aus Liebe zur Allgemeinheit, deutsche Bücher mit lateinischen Buchstaben zu drucken. Allein es heißt: am Ende lehrt man schon die Buchstaben nach der allgemeinen Weise aussprechen. Gut: so kann mans gleich am Anfang thun und wird dabey nicht ausgelacht. Von andern Nationen darf

[1]) Es handelte sich aber gar nicht um Kleinigkeiten. Eine bessere Methode des Lesenlernens ist von allgemeiner Wichtigkeit.

Digitized by Google

vielleicht die Rede nicht seyn. Die Franzosen, Italiener usw. machen es unmöglich nach; denn sie erfahren schon Mühe genug, wenn sie im Verlauf unserer Wörter mehr Consonanten ohne Vocal antreffen: wie werden sie es erst alsdann machen, wenn sie nacheinander pippen, zischen, pfeiffen sollen und anstatt be, ce, de, ef — b, c, d, f sagen? Wollen wir aber haben, daß sie unsere Sprach der größten Rauhigkeit sogar im allerersten Anfang beschuldigten, und verachteten; darum meyne ich, dürfte man sich eben so sehr nicht abgeben.

4. Dazu bekennet dieses der neue Lehrer selbst, daß die Schulmänner bey seiner Methode mehr Mühe haben würden, als bey der alten. Und was wird alsdann werden, wenn Beschwerlichkeit und Verdruß zusammenkommen? Wer weis, ob er nicht selbst müd werden würde, wenn er das Amt eines Schulmeisters auf sich nehmen sollte; denn ein anderes ist es, alle gedult versammeln zu ein und anderer Prob; ein anderes, für allezeit damit auskommen.

Doch meinen Ausschlag zu geben, wenn er sich dazu verstehen wollte, möchte er seine Lehrart noch weiter ungehindert versuchen und treiben, aber nur nicht als ein Normal aller Schulen vorschreiben. Ich bin auf meine Meinung so wenig versessen, daß ich sogar von Herzen wünsche, je eine andere möchte dem neuen Projekt besser zu statten kommen.

Juni 1773. L. Seccard S. J.

B. Gutachten der Schulinspektoren.

I. **Aus dem Gutachten des Andreas Sutor**, ehem. Schulrektor D. Z. Inspektor der deutschen Schule zu Burghausen.

2. Die Hofmannische Buchstaben Anatomi (prakt. Theil, S. 80 81 ff) bringt den Kindern halbe Begriffe bei, z. B. Von zween Lippen bey f, von der ausgestreckten Schlange bei ſ u. dergl.

3. Seine Beschreibung der Buchstaben verfällt

a) Ins Abgeschmackte z. B. bey a, o, u. s. f.

b) Ins Unrichtige z. B. bey l, n.

4. Hofmann verwirrt seine Buchstabenbenennung mit unserem alten a, be, ce. Statt daß er also Kindern eine Last abnimmt, legt er ihnen zwo Plagen auf. Wozu sollen sie denn be, ce, de lernen, wenn sie diese Buchstaben niemals so aussprechen dürfen. Theoret. Theil, S. 89.

5. Vornehme und geringe, geistl. und weltl. Personen glauben noch immer, daß sie Ursache haben zu besorgen, es leide bei einer deutschen Schul-Verbesserung die Religion. Jeder praktische Schulmann Baierlands wird hundert Beweise zu diesem Satze liefern können. Nun wird es also Lärmen, nicht Lärmen wie bisher, es wird allgemeines Lärmen geben. Oder ist der Name Rektor und Inspector deutscher Schulen nicht manchem Bischofe, manchem Prälaten, vielen Pfarrern und Beamten schon wirklich so verdächtig, daß sie den recht-

schaffensten Mann bey so einem Schulposten für einen zweydeutigen Christen halten? Die Ältern werden überdies ihren Kindern nicht mehr vorzeigen, sie zur Schule vorbereiten oder aus dem Gelernten ausfragen können, wie sie es in den Städten bisher meistentheils gepflogen od. durch andere veranstaltet haben. Sie werden also jede Gelegenheit ergreifen, diese unbekannte Lehrart zu verläumden, auszuklatschen und zu vereiteln. Sie werden ihre Kinder nicht mehr, oder sie werden dieselben weniger zur Schule schicken. Sie werden das mit einer gewissen Hartnäckigkeit thun, weil ihnen Beamte, Geistliche, Bürger und Bauern Beyfall geben werden, und desto eher Beyfall geben werden, weil die Kinder nach Hofmanns Lehrmethode das Gelernte wieder verlernen müssen, und auf eine Art verlernen müssen, die ihre Ältern nicht verstehen, niemals gehört haben und die ihnen Possenspiel zu sein gedünken wird. Was für ein Schaden für das Ganze, für die guten, lieben Kinder, für die Schullehrer, die man überall hassen wird, und die am Ende nicht mehr zu leben haben werden! — Ich wünschte, daß ich von meinen Landsleuten ein anderes Ideal liefern könnte, als ich da wirkl. niederschrieb!

6. Wer die Rohheit unserer Landschulmeister erfahren hat, wird leicht ersehen, daß sie nach Hofmanns Lehrmethode meistentheils vor ihren Schülern ins Lächerliche verfallen werden. Die Einwendung, daß diese Leute die stillen Zeichen (Theoret. Th. S. 38) ja wirkl. in allen Sylben und Wörtern bey ihren alten Methoden aussprechen und doch nicht lächerlich werden, hebt den Stein des Anstosses noch lange nicht; denn sobald sie die Zeichen einzeln und von andern Buchstaben getrennt aussprechen, so verfahren sie so künstlich und ungereimt, daß alle ihre Gesichtszüge auffallen werden und sogar gestandene Männer zum Lachen bringen. So viel aus meiner eigenen Erfahrung.

Juli 1783.

II. **Aus dem Gutachten des Agid Fischer**, Interims-Schulinspektor von Mindelheim.

Er erkennt in seinem Gutachten die Vortrefflichkeit der Hfm-Methode, zeigt klar deren Vorteile, ist für deren allgemeine Einführung und widerlegt schlagend alle dagegen gemachten Einwürfe. Er nennt diese Methode: „eine bayerische Original-Erfindung, die allein schon wegen ihrer Angemessenheit für Kinder verdiente, vom Vaterlande mit der baldmöglichsten Aufnahme belohnt zu werden.“ Die Frage wie die Einführung anzustellen, beantwortet er dahin: „Jedes Orts Schul- & Interimsschulinspektor in Städten wird mit den im theoretischen Teil B 3 vorgeschriebenen Requisiten zur Hofm-Methode als Mustern versehen, anbey denselben der Auftrag gemacht an ihren untergeordneten Stadtschullehrern und Nachschullehrern den ersten Versuch zu machen und selbe in erwähnter Methode genau zu unterrichten. Der vollkommen unterrichtete Schullehrer übernimmt sodann vom Schulinspektor die Hofmannischen Requisiten zum allgemeinen Gebrauch in den öffent-

Digitized by Google

lichen Schulen und macht hierauf im Besein des Inspektors die ersten Versuche an solchen Kindern, von denen es obrigkeitlich in kleinen Städten untersucht worden, daß selbe vorhin auch keinen Buchstaben gekonnt. Diese Kinder, es mögen viele oder wenige seyn, suchet der Schulinspektor und Schullehrer, auch Nachschullehrer, ohne Beyziehung einer obrigkeitlichen Person mit gemeinsamem Eyfer baldmöglichst soweit zu bringen, daß selbe der Ortsobrigkeit und dem Schulkommissär einen öffentlichen Beweis ablegen können, daß sie in ungewöhnlich kurzer Zeit ziemlich fertig lesen gelernt. Ist einmal die Ortsobrigkeit und der Schulkommissär für die Methode eingenommen, so sind die größten Hindernisse gehoben; denn diese sind Tonangeber."

„Nachdem bey den bereits angestellten Schullehrern in Markt- und Dorfschulen sich schwerlich mehr die Hofm-Lesemethode einführen läßt, es müßte nur seyn, daß die Schulinspektoren auch in die nächstgelegenen Ortschaften selbst sich hinbegeben und wenigstens die jüngeren und fähigeren Schullehrer hierin unterrichten: So scheint kein anderes Mittel übrig zu sein, als den erst in Zukunft neu aufzustellenden Markt- & Dorfschullehrern den Auftrag zu machen, daß sich selbe von erfahrenen Stadtschullehrern unterrichten lassen.

Befürchtung: „Da die Hfm-Lesemethode ganz ungewöhnlich und unerhört neu ist und die Eltern der Schulkinder ohnehin auch gegen die ewigen Neuerungen ganz entrüstet, so werden sie zum größten Nachteil der Schullehrer Privat- oder Winkellehrer nach der bereits eingeführten oder auch nach älteren Lesemethoden halten. Die ordentl. Schullehrer werden erst über Winkelschulen klagen, anbey wie gewöhnlich, von den selbst widrig gesinnten Obrigkeiten, und leyder zum Theil auch von den Lokal-Schulkommissären, keinen Beystand finden, und sich also am Ende des lieben Brodes wegen gezwungen sehen, selbst die vorige Methode wieder zu ergreifen."

Vorschlag: „Der Ortsschullehrer soll deshalb eine authentische Liste aller Stadtkinder von 7—12 Jahren führen. Alle Quartale legt er diese Liste der Schulkommission vor, und für jene Kinder, welche in der Schule nicht erschienen sind, wird die Ortsobrigkeit von höchsten Orten angehalten, das Quartalgeld von milden Stiftungen, Bruderschaften usw. ohne weiters zu bezahlen. Der Stadtmagistrat würde bald seine Amtsgewalt zeigen und die Ältern anhalten, ihre Kinder in die ordentl. Schule zu schicken."

Einwurf: „Die bereits angestellten Stadtschullehrer werden die Einführung der Hfm-Methode für ein neues onus ohne ein neues commodum ansehen und sich hiezu nicht bequemen wollen, und die neuanzustellenden Markt- & Dorfschullehrer werden von ihren Dorfgemeinden, vielleicht selbst von ihren Pfarrherrn gehindert werden, diese unerhört neue, vielleicht gar ketzerische Lehrart in ihren Schulen auszuüben, wenn sie in selber auch wirklich praktisch und vollkommen vorläufig wären unterrichtet worden."

Entgegnung: „Die Stadtschullehrer können durch Befehle zur Hfm-

Methode so lange angehalten werden, bis sie von selbst einsehen, daß ihnen diese Methode ihre sonstigen Mühen ungemein erleichtert und den Vortheil gewährt, den keine andere hat, daß nämlich der Zusammenunterricht bey selber Platz findet, statt daß sie itzt beynahe jedes Kind besonders vornehmen müssen."

Mindelheim d. 9. July 1783.

III. Aus dem Gutachten des Max Jos. Kohlmann,
Kaplan und Schulinspektor zu Aichach.

Dieser hat seine Gesinnungen aus den scientivischen Beschwerden, aus den Lokalumständen seiner Schule, aus den Gesinnungen der Bürgerschaft usw. hergeholt. Er sagt, daß er im ganzen Buche Hofmanns nichts gefunden, was nicht schon größtenteils in Braun & Felbiger[1]) enthalten sey. Er klammert sich an Hofmanns Versuch, den Laut aus den Grundformen der Buchstaben zu erläutern & zu beweisen, an die dabei von Hfm angegebenen Vorteile und hält dieses für das Eigentliche der Hfm-Methode.

„c hat ein Züngchen, weil man bey dessen Aussprache mit der Zunge an den obern Zähnen zwitzern muß. — Wo werden wir nun Leute finden, die an diesen wahren Hieroglyphen nicht erschröcken werden. Es darf wohl alles recht faßlich und anschaulich, recht sinnlich und einfach seyn, wenn man den künftigen Lehrern nicht das ganze Gehirn schon bey der Thürschwelle verderben will. Und dann, wer kleinen Kindern von 5 bis 6 Jahren zumuten will, so was zu fassen, begreifen und zu behalten, der muß ein alter Egypter und kein Deutscher seyn."

„Dem Kinde das Zungenwenden, Zähnschließen erklären, da es doch bey so vielen Buchstaben dem Lehrer nicht in den Mund sehen kann, scheint uns ein Affenartiges Exercitium zu seyn. Das Kind lernt die Buchstaben aussprechen, ohne daß es selbst weiß, wie es die Zunge dabey bewegt und dies darum, weil man keine jungen Staaren, sondern Kinder in die Schule schickt, die schon lange reden können, ohne noch einen Buchstaben zu kennen."

Wie er das Eigentliche der Hfm-Methode erfaßt, mag folgende Stelle beweisen: „Der zweyte prakt. Teil oder die Buchstaben Aussprache hat noch mehr Beschwernisse, weil die ganze Sache auf unsinnliche Lippenbewegungen hinausläuft. Es ist wahr, b wird am Ende eines Wortes wie Korb ohne e ausgesprochen, aber es ist auch an dieser Stelle und meinetwegen allezeit nichts anders als die schnelle Schließung und Wiedereröffnung des Mundes mit herausgedrücktem Atem, welche schnelle Schließung und Wiedereröffnung, wenn sie allein ohne beigesetzte andere Buchstaben besonders ohne Vokale geschehen soll, mir unmöglich einen begreiflichen Laut geben kann. Man sieht freilich eine Lefzenwendung. Aber Lehrer und mehr noch kleine Kinder 19 und mit den zusammengesetzten ch, sch, sp usw. 30 solche Lefzen und Zungenordnungen vormachen, sie ihrem

[1]) Beide kennen aber die Lautiermethode gar nicht.

Digitized by Google

Verstande eindrücken, daß sie selbe auswendig behalten, genau von einander zu unterscheiden wissen, bei jeder Vorfallenheit ohne langes Suchen und Mundspitzen die gehörige Manipulation treffen und Geläufigkeit darin erlangen, mit einem Worte: die Kinder wie Schlangen zischen, wie Ratschen raspeln zu lehren, scheint eine Theorie für erfahrene Männer und bey diesen nicht ohne geringe Mühe, aber gewiß niemals für 6jährige Kinder zu seyn."

Weiter sagt er: „Es haben schon Tausende ohne Kenntnis dieser stummen, einfachen und meinetwegen immerhin selbständigen Laute der Konsonanten recht gut reden und lesen gelernt. Wozu also eine solch überflüssige, höchst beschwerliche, Lehrer und Kinder ermüdende wahre Marter? Wenn die Kinder im Elternhause mit dem unverständigen Mugsen und Zwitschern der stillen Buchstaben aufgezogen kommen und sagen: So lehrt man in der Schule! Ists den Eltern zu verübeln, wenn sie uns Narren und Windfanger heißen, wenn sie über Schule und Lehrer schimpfen und dann in ihrem Eifer das Gute mit dem Zweifelhaften verwerfen? Ich weiß wohl, daß man suchen muß, Vorurteile zu besiegen. Ich weiß aber auch, daß man im Falle, wo ein großer wichtiger Schaden fürs ganze allgemeine Beste zu entstehen droht, den Pöbel schonen muß. Und ich will demütigst gebeten haben, die Sache ja nicht auf Zwang und Strafen ankommen zu lassen, denn Elenderes ist nichts möglich, als eine gezwungene Schule und eine mit Prügeln eingegossene Vernunft. Die Schule steht dermalen gut und es graut mir vor dem Gedanken: dies Gute durch Hofmanns Lehrer und Kinder höchst beschwerlichen, für Eltern aber gewiß ganz unverdaulichen Plan vielleicht auf immer aus unserer Schule zu verscheuen. Die Kinder, ehe sie in die Schule kommen, haben schon oft zu Hause beim Privatunterricht der Eltern ein paar Namenbüchgen, oder wenigstens das erste Blatt davon durch Buchstabenerlernen zerrissen. Welch ein Staatsbock ists nun nicht, diesen von Eltern gutgemeinten und in sich noch immer brauchbaren Unterricht ganz auf die Seite zu schaffen, um die Kinder ein halbes Jahr eher (wenn anders dieser Satz Wahrheit ist) lesen zu lernen."

Kohlmann meint: „Daß diese Methode fast die ganze Schulzeit auch einen besonderen Lehrer für sich fordert, wenn etwas Richtiges zustande gebracht werden soll, welches bei uns nicht geschehen kann, indem wir für 140 Kinder einen einzigen Lehrer haben, der die schon lesenden Klassen im Lesen, in den Unterscheidungszeichen, Christentum, Moral, im Schreiben, Rechnen usw. unterrichten muß. Denn Adjunkten oder Kantor hält die Stadt keine mehr und der Schullehrer kann sich mit seinem Gehalt keine halten. Er würde mit obigen Gegenständen nicht zurecht kommen, wenn nicht die ganze erste Klasse in den Evangelien, bibl. Geschichte, Philosophie, nötigen Kenntnisse in Natur und vaterl. Geschichte, Geographie alle Tage von uns Kaplänen unterwiesen würde. Mit der Einführung des ganzen Planes für kleine Kinder bitten wir demütigst aus, dem Wohl so vieler Kinder, so vieler künftiger Bürger, der Ruhe so vieler Eltern und unserer eigenen Ruhe zu gefallen, und tausend neue Verdrusse in dem ohnehin

Digitized by Google

schlecht belohnten sauern Tagwerk uns zu ersparen, ganz und für immer zu verschonen. Bei Einführung des neuen Planes[1]) hieß man uns lutherisch. Bei Einführung dieses Planes könnten wir gar egyptisch oder närrisch gescholten werden."

„Es ließe sich noch vieles bessern, noch vieles ändern. Allein so lange Eltern bleiben, wie sie jetzt sind; so lange man froh seiu muß, daß sie ihre Kinder bei nicht zu bezahlendem Schulgeld, bei allen geschenkten Schulbüchern, nur umsonst in die Schule schicken; so lange sie dieses unseres dringenden Bittens ungeachtet, dennoch sehr oft unterlassen; so lang es noch wichtigere in heiligen Kleidern gehüllte Feinde der Schule gibt; so lange man andern augenscheinlich nützlichen minder Aufsehen machenden Neuerungen äußerst gram bleibt; so lange man alles verachtet, was vor 15 Jahren nicht gelehrt worden; so lange es Eltern nicht geduldet wollen, daß ihre Kinder mehr als sie verstehen; so lange sie zu Hause niederreißen, was wir in der Schule aufbauen und ihre Kinder mit 10 oder 11 Jahren (das Bedauerungswürdigste aus allem —) schon wieder von der Schule hinwegnehmen; so lange man Lehrer mit all ihrer Mühe und geringen Besoldung als Leute betrachtet, an denen sich jeder tolle Mantelträger, jedes dumme Weib ungeahndet reiben darf —; so lange diese und hundert Fatalitäten nicht gehoben sind, dürfen wir uns wahrhaftig gar nicht beikommen lassen, einen Plan einzuführen, der so viel Außerordentliches, so viel Sonderbares an der Stirne trägt."

Aichach, 7. Juli 1783.

IV. **Aus dem Gutachten von Xaver Reuter,** Weltpriester und Inspektor der bürgerlichen Erziehungsklassen zu Straubing.

Er ist gegen die Einführung der Hofmannschen Methode:

1. weil deren Einführung mehr Unordnung als in 10 Jahren Vorteile veranlassen würde und weil die Vorteile dieser Lesemethode vor der gemeinen weder entschieden, noch groß sind;

2. weil unter den dermaligen Schullehrern in Baiern äußerst wenige sind, welche diese Methode verstehen. Zur Unterweisung in derselben müßte Hofmann im Lande herumreisen oder man müßte alle Schullehrer versammeln und verkösten lassen. Und wozu diese Kosten — damit die Kinder um einige Wochen eher lesen lernen, wenn es noch gewiß ist;

3. diese Methode erfordert mehr Schullehrer und in der Schule einen Apparat, was wieder eine beträchtliche Summe mache;

4. die Ausübung der Methode erfordert Geschicklichkeit und gute Anlage von Seite des Schullehrers; man könne aber nicht hoffen, talentierte und geschickte Schullehrer zu bekommen, „da man noch lange, lange keinen hinreichenden Unterhalt werde verschaffen können und sie diesen aus andern Quellen Ackerbau, Meßner-, Chor-, Orgeldienst oder auch aus Hantierung beziehen, und da überdies die Städte, Märkte und Hofmarksherrschaften

[1]) Von Heinrich Braun, 1770.

Digitized by Google

ohnehin selten bei Besetzung der Schuldienste auf Fähigkeit und Geschicklichkeit zu sehen pflegen; viele dergleichen Patroni besetzen die ledigen Schuldienste heimlich und selbst auch das gewöhnliche Examen wird nicht hinlänglich verlangt."

5. Obschon die Beschwernisse bei dieser Methode gewiß und unvermeidlich sind, so ist doch der merklich größere Nutzen dieser Lehrart von der gewöhnlichen nichts weniger als entschieden, manches willkürlich und falsch angenommen, der Ausdruck der stillen Buchstaben ohne Dazunehmung eines lauten Buchstaben für Kinder unpraktikabel, die Erklärungen oft gesucht und lang.

Straubing, 8. Juli 1783.

Xaver Reuter, Weltpriester
u. Inspektor der bürgerl. Erziehungsklassen.

V. Gutachten des Professors Wolfgang Bermiller,
Schulinspektor und Pfarrer zu Pursruck.

Durchlauchtigster Kurfürst,
Gnädigster Herr, Herr!

Ob ein Zufall oder sonst was den schon unterm 14. Juni an mich ausgefertigten gnädigsten Befehl in Betreff der Hofmannischen Lesemethode meine unparteiische Meinung zu sagen usw., erst durchs Königreich Böhmen marschieren, dann nach Hirschau zurückkehren und mir den 6. Juli abends um 7 Uhr in die Hände fallen ließ, weiß und Begreif ich um so viel weniger, als sonst alle Briefereien innerhalb 3 Tagen von München nach Amberg richtig eintreffen: welche Erinnerung mir deßwegen nötig zu sein scheint, damit mir keine Saumseligkeit kann beigelegt werden.

Da mir übrigens die Hofmannische Lesemethode schon lange bekannt ist, so kann ich desto fertiger meine Meinung davon sagen u. z.

Erstens: scheint es mir blatterdings unmöglich, daß diese Lesemethode bei uns in der obern Pfalz gleich ietz allgemein könne eingeführt werden, obwohl ich gern gestehe, daß sie nach meiner Einsicht besser, gründlicher und philosophischer ist, als alle übrige, die ich kenne. Der Beweis meines Vorgebens liegt in folgender, leibhafter Schilderung der oberpfälzischen, sogenannten Schullehrer. Unter allen diesen Männern, die sich bei uns Schulmeister heißen (jene der Haupt- und Regierungsstadt Amberg mitgerechnet) sind kaum 6 oder 7, welche regelmäßig lesen oder buchstabieren können. Außer einer elenden Grobendruckleserei und ebenso elender unorthographischer Schreiberei lehren sie ihren Schülern nichts: sind auch nicht im Stande, ihnen mehr zu lehren, weil sie selbst mehr nicht wissen.

Da nun Hofmann gleich auf dem ersten Blatt seiner praktischen Lesemethode fordert, daß der Schullehrer, der sich seiner Methode bedienen will, richtig und förmlich reden und selbst regelmäßig lesen kann usw., so ist eben dadurch die Richtigkeit meines Vorgebens schon mathematisch bewiesen. Wollte man aber darauf beharren, und bei uns

Digitized by Google

in der obern Pfalz gleich ietz die Hofm-Methode einführen, so müßte natürlicher Weise vor allem eine Musterschule errichtet werden, in welcher man anfinge, die Schullehrer in den allerersten Grundsätzen der Buchstabier und Lesekunst zu unterweisen und sie erst alsdann mit der Hofmannschen Lesemethode bekannt machen: sonst würde ihnen das Hofm-Lesemethodebüchlein so ungefähr vorkommen, wie mir ein Wörterbuch der Kurden oder Irokesen vorkommen müßte. Gesetzt aber, es wäre eine solche Musterschule wirklich errichtet: Einige Schullehrer würden alters oder angeborner Dummheit halber gar nichts lernen; die fähigern aber gewiß wenigstens ein Viertel Jahreszeit zum Unterricht brauchen. Wenn man nun jedem dieser Leute, die durchgängig schlecht besoldet sind und sich größtenteils von Feldarbeiten und Handwerken nähren müssen, nun des Tages 15 Kr. zum Lebensunterhalt während der Zeit des Unterrichtes reichen wollte: so würde dies für 200 Schullehrer eine Summe von 3600 fl. betragen. Dazu kömmt, daß eine einzige solche Musterschule, die z. B. in Amberg errichtet würde, wegen Größe des Landes und Entlegenheit der Ortschaften nicht hinlänglich sein würde. Man müßte also mehrere solche Musterschulen an verschiedenen Orten anlegen, wodurch der Aufwand natürlicherweise vergrößert würde. Und wo könnte man die Schulmeister der Schulmeister (will sagen, diejenigen, durch welche die Schulmeister sollen unterrichtet werden) gleich ietz auftreiben. Da man kaum unter 50 Beamten, Pfarrern, Kaplänen, einen einzigen antrifft, der eine deutsche Zeile ordentlich buchstabieren oder schreiben kann. Und wenn schon alle Hindernisse nicht im Wege ständen und die Errichtung einer oder mehr solcher Musterschulen dem Schulfonde nicht zu beschwerlich fiele: so ists dennoch hauptsächlich deßwegen untunlich, weil alle Dorfschulmeister zugleich Meßner sind, den Pfarrer täglich in der Kirche bedienen, bei täglich und nächtlichen sogen. Provisuren begleiten müssen und folglich von ihrem Standort unmöglich wegbleiben können. Es läßt sich aber

Zweitens die Hofm-Lesemethode gleich ietz zum Teil benützen und einführen. — Vor allem müßte ein gutes Schulbuch für die Schulmeister von ungefähr folgendem Schlage verfertigt werden: Unterricht 1. von der Buchstabenkenntnislehre, da wäre die Hofm Art unvergleichlich. 2. Vom Buchstabieren. Ein nach dem Muster des für die fuldischen Schulen abgedruckten Abc Büchelchens, in welchem zur Übung der Kinder fast alle Silben, die in deutschen Wörtern vorkommen, sich vorfinden, würde hier gute Dienste tun. Grundsätze von Hofmann sowohl als von Felbiger ließen sich gewiß wohl benutzen. 3. Vom Rechtlesen. 4. Vom Rechtschreiben. 5. Von dem Kristentum — daß die Schullehrer die Fragen, welche im Catechismus vorkommen, minder buchstäblich den Kindern aufdringen; ihnen nicht so fast die Wörter als Realitäten beizubringen suchen; sich bei den Geheimnissen unserer hl. Religion nicht zu lange, sondern mehr bei den Beweggründen selbe zu glauben (Motiva credibilitatis) aufhalten; ihnen vorzüglich das tätige reine Kristentum einflößen; so auch von der Menschenliebe überhaupt; von den Pflichten, die der Untertan seinem

Digitized by Google

Landesherrn und dessen höchsten Befehlen usw. sich und den seinigen schuldig ist; von der Arbeitssamkeit, Treue, Fleiß, Bestrebsamkeit, von williger Annehmung eines guten Rates, Friedfertigkeit, Schädlichkeit der Prozeßsucht, von der Gesundheitspflege vorreden sollten. 6. Von den Eigenschaften, Wissenschaften der Schulleute. 7. Von dem Nutzen und der Praktik des Zusammenunterrichtens.

Daß der Zusammenunterricht in den Dorfschulen sehr notwendig ist, weiß jedermann, um desto mehr, als die Dorfschulen erst um Martini oder gar zu Weihnachten anfangen und die Charwoche sie schon wieder endigen: auch dauert die Schulzeit, wenn man das tägliche Meßhören, Hin- und Hergehen, das Beten vor und nach der Schule und mehr andere Intervalle von verschiedenen Gattungen wegzieht, länger nicht als zwei Stunden: wo dann bei dem leidigen Nacheinanderaufsagen, wenn schon ein ganzer Schultag ist, und nur 60 Kinder männlich & weiblich in der Schule sind, nicht mehr als 4 Minuten täglich auf ein Kind zum Aufsagen kommen: da hingegen beim Zusammenunterricht auf jedes wohl eine halbe Stunde und noch mehr kommt. Auch könnte man die Schulmeister anhalten, daß sie Frühjahrs, Sommers- & Herbstzeit an Sonn- und gebotenen Feiertagen nach Mittag von 12—1, wo die Kinder ohnedem nichts zu tun haben, eine Stunde lang Schule hielten, damit die Kinder dasjenige, was sie Winterszeit gelernt haben, nicht wieder die übrige Zeit hindurch rein und sauber vergessen, was bisher allenthalben geschehen ist.

Wäre nun ein solches in einem einfachen Stil geschriebenes Schulbuch fertig; würde dann ein Exemplar um einen geringen Preis jedem Schullehrer durchs ganze Land verteilt und von höchsten Orten zugleich ernstlichst bedeutet, daß sich alle Schullehrer mit all' möglichem Fleiße auf dieses Schulbuch verlegen und dessen Lehren und Grundsätze im Unterricht der Jugend aufs genaueste ausüben sollten; daß von Zeit zu Zeit richtige und strenge Schulvisitationen gehalten, die eifrigen und gehorsamen mit Zulagen oder weiterer Promotion zu besseren Schuldiensten befördert, die halsstarrigen und lüderlichen aber ohne Ausnahme, sie möchten vom gnädigsten Landesherrn, Edelleuten, Klöstern, oder Magistraten aufgestellt sein, vom Schuldienste weggetan werden würden. So müßte das Ding Wunderdinge tun.

Man könnte in dem nämlichen gnädigsten Befehle verordnen, daß alle Schuldienstcandidaten wenigst ein Viertel Jahr in einer ihnen zunächst gelegenen Stadt- oder Marktschule vorläufig praktizieren; sich hienach erst bei ihrem Lokal-Schulinspektor zur Prüfung stellen; der Schulinspektor seine dem Candidaten vorgelegten Fragen samt den gegebenen Antworten zu Protokoll nehmen; ihn den Kandidaten samt dem Protokoll zur nächsten Lokal-Schulkommission abschicken; diese ebenso protokollmäßig verfahren (Ist eine gar heilsame, nützliche, vielen Unrichtigkeiten vorbeugende schöne Sache um mehrere ordentliche Protokolle) und das Ganze nebst Bericht zum hochlöbl. geistl. Ratsschuldirektorium einschicken sollten.

Mit Aufbringung der nötigen Schulinspektoren wird es zwar anfänglich bei uns in der Pfalz ein wenig hart halten; doch wenn ein gutes vater-

Digitized by Google

ländisches Schulbuch, wovon ich oben gesagt habe, bei uns erscheint, so werden sich gar bald geistl. und weltliche hervortun, die sich mit diesem Buch sowohl als vielen auswärtigen Schulbüchern bekannt machen und dadurch zu fähigen Schulmännern heranbilden. Werden nun öftere Schulvisitationen oder aber gar eine jährl. Visitation von einem Oberschulinspektor durchs ganze Land gehalten, so muß das deutsche Schulwesen in längstens 4 Jahren auf einem guten Fuß hergestellt sein und zwar so, daß man alsdann Geschehen diese Vorbereitungen, die Hofmannsche Lesemethode zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes ohne Beschwerde des Schulfondes oder sonstige Hindernis gar leicht allgemein einführen könne.

Ich empfehle mich E. K. Durchlaucht ferner höchster Huld & Gnade.

Pursruck, 10. Juli 1783.

Wolfgang Bermiller.[1])

VI. Gutachten des Florian Pichlmayr,
Professor und der Münchener deutschen Schulen Inspektor.
28. August 1783.

Die Hauptfrage besteht in dem: Ob die Hfm-Lesemethode allgemein und mit Vorteil könne eingeführt werden.

Wenn sie eingeführt werden sollte, so wird entweder notwendig sein, daß ein Schullehrerseminarium errichtet werde, oder daß der Lehrer dieser Methode das Land durchreise und die Schullehrer dazu abrichte. Wer sich unsere Schullehrer so vorstellt, wie sie gewöhnlich sind, als Weber, Schuster, emeritierte Kutscher, Bediente, Bauern und verloffene Studenten, wird die Wahrheit leicht einsehen, daß bei solchen Männern das Buch kaum fruchten, sondern daß jeder die Vorstellungen der Buchstaben sehen müsse. Ob aber nun der Vorteil, den die Hfm-Methode leistet, so viele Kösten wert ist, als dies fordert, wird sich in der Folge zeigen.

Die Art, die Kinder die Buchstaben kennen zu lernen, welche nun gewöhnlich ist, ist in vielen Stücken leichter als bei Hfm (?) Man vergleiche die Kennzeichen der Buchstaben im Braunschen Plan S. 25 mit Hfms. Z. B. r nennt Hfm den rätschenden Buchstaben, weil er einer Rätsche gleichsieht. Bei r ist oben und unten der Hauptstrich gebogen und an der Seite hangt ein Querstrichlein, wie ein Hütlein sagt Braun. Diese Bezeichnung ist besser als erstere. Er malt den Buchstaben wie er ist und zerstreut nicht mit Kinderspielwerk. So ist es bei den meisten Buchstaben. Wie nun aber die Kennzeichen der Buchstaben schon keine andern Vorteile bringen, als daß französelndes Spielwerk mit sich führen, so ists auch mit den Benennungen. Der Buchstab, der aussieht wie eine Schlange heißt ſ sagt Hfm. Der Buchstab, dessen Hauptstrich oben ge-

[1]) Wolfgang Bermiller wurde später wirklicher und frequentierender geistlicher Rat und Probst zu St. Michael in München. Im geistl. Ratskollegium war er später als Referent des deutschen Schulwesens tätig.

Digitized by Google

bogen und unten gespitzt ist, heißt ſ sagt Braun. Ich finde es lächerlich, unsere Kinder an ausländische Tiere zu erinnern, um sie einheimische Buchstaben kennen zu lehren. (?)

Das Sillabieren ist bei Hfm das, was am meisten beiträgt, daß die Kinder geschwinder lernen. Das Aufstecken der Tafeln erspart auch den Schullehrern die Zeit, die ihnen das Schreiben auf die Tafel wegnimmt. Daß das Buchstabieren in Absicht auf das richtige Schreiben Vorteile gewährt, scheint mir überflüssig zu erinnern. Es möchte aber wunderlich klingen, wenn man wegen dem Sillabieren allein die Methode eines ganzen Landes ändern wollte, da die Sillabierkunst neben der alten Methode bei denen, welche die Vorteile zu nützen wissen, hergehen kann. Die Hfm-Methode bringt uns also

1. wenig wichtigere Vorteile als die Braunische.

2. Ist sie für unsere Schullehrer zu schwer und wenn sie auch 2 und 3 erlernt haben, so ists noch nicht bewiesen, daß sie alle lernen können.

3. Führt sie in neue Irrungen sowohl von Seiten der Lehrer als der Eltern, die über ewige Neuerungen von mittelmäßigem Werte wohl mißvergnügt sein werden.

4. fordert sie neuen Fond zu Bestreitung der Kösten zum allgemeinen Unterricht und nimmt besseren und wichtigeren Anstalten Mittel und Kraft.

5. Endlich reißt sie ein, was mit vieler Mühe bisher gebaut ist worden und setzt eher zurück als es befördert.

Meine Meinung beruht also in dem:

Dem Schullehrer, dem diese Methode so begreiflich scheint, daß er daraus Vorteile ziehen kann, könnte erlaubt werden, sich derselben zu bedienen, ohne doch den Plan des Landes außer acht zu setzen. Sie zur Sache des ganzen Landes zu machen, scheint aus angeführten Gründen immer zu bedenklich.[1])

VII. Auszug aus dem **Gutachten des Schulinspektors Jos. Socher** in Landsberg, 22. Juli 1783.

Über die Hfm-Lesemethode.

Ein neuer Verbesserungsvorschlag wird anders von demjenigen beurteilet, der ihn macht, anders von der gesetzgebenden Macht, die es unternimmt ihn einzuführen. Auch verfährt die Gesetzgebung anders, wenn es darauf ankömmt, eine neue Erfindung zu belohnen: dann ist sie großmütig, freigebig und tut allezeit lieber zu viel als zu wenig; anders, wenn es darauf ankommt, sie allgemein einzuführen: hier wird sie auf einmal genau, sorglich, haushälterisch.

Hat die Hfm-Lehrart Vorteile vor der nun eingeführten und üblichen Lehrart? Antwort: Die Hfm-Methode hat einen wesentlichen Hauptvorteil, die übrigen sind zum Teil willkürlich, zum Teil ihr nicht eigen, auch nicht ausschließlich ratsam.

---

[1]) P. erkennt die wesentlichen Vorteile nicht.

Digitized by Google

1. Buchstabenkenntnislehre. Hfm gründet sie auf die Ähnlichkeit ihrer Bildung mit der Bildung der Sprachwerkzeuge bei ihrer Aussprache. Ungegründet und gezwungen: einige Buchstaben leiden dies, bei andern sieht man das Willkürliche, bei den Haaren Herangezogene deutlich. Warum denn nur Eine Art die Buchstaben kennen zu lernen? Mein Schullehrer mache es wie er wolle, er brauche wesentliche oder zufällige Kennzeichen, das ist gleichviel; seine Erfahrung muß es ihm sagen, welche für seine Kinder die bedeutendsten sind und diese behalte er.

2. Die Silbenaussprachlehre ist die Stärke der Hfm-Methode, aber in einem Punke, wo er sie selbst nicht sucht; denn er sucht sie in der Aussprache der stillen Buchstaben, ich finde sie in der langen Übung immer sukzessiv schwerere Silben auszusprechen, ehe man sich noch an ganze Wörter wagt.

Bei der bisherigen Methode geht man von der Buchstabenkenntnis sogleich zum Lesen ganzer Worte, was dem Kinde äußerst schwer ankommt, den Unterricht sehr lange hinauszieht, da man die Buchstaben erst einzeln hernennen läßt. Die Elemente des Lesens sind Buchstaben, Silben, Worte; also erst Buchstaben kennen und sprechen, dann ebenso Silben und zuletzt Worte. Zuerst die leichtesten Silben: die mit einem Mit- und Selbstlaute z. B. ab, eb, ib, ba, be, bi; das durch alle Mitlaute hindurch. Dann mit 2 Mitlautern, 1 anfangs, 1 am Ende: bam, ban, bal usw.; mit 2 am Ende: aln, alt, irn usw.; mit 2 am Anfange: bra, ble, dro usw. Immer vom Leichten zum Schweren. Durch alle Gattungen von Silben: Anfangs-, End-, Mittelsilben, bis es den Kindern nicht mehr schwer ist, jede Silbe auf einen kurzen Anblick aussprechen zu können. In diesem Punkte hat Hfm eine vortreffliche Vorarbeit geliefert, er hat die Silben geordnet, ihnen nach Schwierigkeit und Leichtigkeit den Rang angewiesen, dadurch haben die Kinder in kürzerer Zeit lesen gelernt.

3. Buchstabenabteilung und Aussprache. Dieser Punkt von Hfm zur Wesenheit seiner Methode gerechnet, gehört bei mir zu den willkürlichen. Das Resultat der Vergleichung der bisherigen und des Hfms Methode führt zur Forderung: bei einfachen kurzen Silben, wo es dem Kinde gar keine Schwierigkeit macht, soll man buchstabieren, aber nicht bei ganzen Wörtern.[1] Und so ließe sich denn der große Buchstabierstreit durch einen Vergleich endigen.

4. Die Buchstabier- und Wörterabteilungsregeln hat Hfm mehr simplifiziert und berichtigt, davon kann man guten Gebrauch machen.

5. Das Mechanische der Hfm-Methode. Die Buchstaben- und Silbentabelle sind sehr bequem und beinahe notwendig; sie sollen gedruckt werden, außerdem muß sie sich ein Schullehrer ein für allemal schreiben. Die 2 Buchstabensäulchen sind ebenfalls zu geschwinder Gestaltung verschiedener Silben sehr bequem. Weniger nötig finde ich die übrige Einrichtung von beweglichen Buchstaben, obschon sie auch ihre Vorteile hat. Ich über-

[1] Das war eine Halbheit, an der Hfm selbst schuld ist, da er bei der Buchstabenkenntnis das Buchstabieren beibehielt.

Digitized by Google

lasse es dem Schullehrer, ob er lieber Buchstaben auf eine Tafel zeichnen, oder bewegliche Buchstaben in eine Setzrahme einsetzen will. Bloßes Vorzeichnen aller Buchstaben mit Kreide ist wirklich sehr beschwerlich, aber die obigen Tabellen und Buchstabensäulchen erleichtern es.

Ist es ratsam, die Hfm-Methode allgemein, nach allen ihren Teilen einzuführen? Antwort: Sie soll uud kann nicht allgemein, nach allen ihren Teilen, ausschluß-, befehlweise eingeführt werden; aber sie soll in einzelnen Schulen, nach einigen ihrer Teile neben der vorigen Methode empfehlungsweise gebraucht werden.

Nicht allgemein. Warum denn diese Einförmigkeit aller Schulen in Kleinigkeiten? Damit soll sich die Schulgesetzgebung nicht zu sehr abgeben. Die Kinder sollen lesen lernen; dies ist Befehl, daß dies gerade auf diese oder eine andere Art geschehe, ist kein Hauptgegenstand, genug daß es geschieht. (?)

Nicht nach allen ihren Teilen. Nicht ausschlußweise. Hfm will nicht, daß die vorige Methode allein gelte, wie könnte er begehren, daß nur die seinige allein herrschen sollte?[1] Nirgends ist Tolerantismus nötiger, nirgends heilsamer als in Schulen, in diesem eigentümlichen Reiche der Meinungen. Nirgends ist es unanständiger als hier, andere vom Throne stoßen zu wollen und sich selbst daraufzusetzen.

Nicht befehlsweise, weil man nie etwas befehlen soll, was man durch Befehlen nicht bewirken kann. Lehrgegenstände, aber fast nie Lehrmethoden kann man befehlen. Ein großer Teil der Landschullehrer ist zu alt oder zu ungelehrig.

In einzelnen Schulen, wo Geschicklichkeit und Neigung des Schullehrers es ratsam macht.

Nach einigen ihrer Teile. Besonders lange Übung in der Silbenaussprache, man kann auch die stillen Zeichen der stillen Buchstaben exerzieren, wer will.

Neben der vorigen Methode. Könnte man nicht jungen Schullehrern beide Methoden zur Wahl lassen? Sollte man das nicht?

Aber Gleichförmigkeit hört man rufen. Gleichförmigkeit muß im Großen, in Hauptsachen, in den Zwecken sein, aber nicht in Kleinigkeiten. Der Geist der Gleichförmigkeit ist oft Stolz.

Empfehlungsweise. Man trage den Schulinspektoren auf, das Gute der Hfm-Methode zu untersuchen, ihre Schullehrer, die fähig dazu sind, darin zu unterrichten. Etwas Neues, Ungewöhnliches unterdrücken macht Männern, die die Aufklärung suchen, keine Ehre, aber auf alles aufmerksam sein, alles prüfen, alles Guten sich bemächtigen, dies ist der einzige Weg, nach und nach zur Aufklärung zu gelangen.[2]

---

[1] Sehr sophistisch bemerkt; damit wäre aller Fortschritt unmöglich.

[2] Ein sehr lesenswertes, vielfach treffendes Gutachten, wenn es auch in der Hauptsache nur eine Halbheit will.

Digitized by Google

VIII. **Gutachten des Ulrich Reiser,** Schullehrer in Aichach, 6. Juli 1783.

Jede Abänderung und jede neue Sache, wenn sie verdienen will angenommen zu werden, muß die sichere Hoffnung und den wahrscheinlichen Beweis enthalten, daß etwas verbessert wird, daß es nützlicher ist, als jenes ehevor war. Die verdienstvolle Revormation der Trivialschulen unseres Vaterlandes durch Herrn Can. Braun entsprach diesem Endzweck vollkommen. Allerorten, wo diese Sache über Hindernisse und Vorurtheil zu siegen vermochte, findet sich der bündigste Beweis für die gute Sache durch die abgelegten Schulprüfungen. Man lernt nach diesem gnäd. anbefohlenen Schulplan nicht blos Lesen und werden Christen, Menschen, Bürger gebildet und dies bleibt gewiß immer ein notwendiger Gegenstand für die Schulen: wie und in was wird nun dieser wichtige Gegenstand durch die Method des Herrn Hofmann verbessert? oder aber für Lehrer und Schüler erleichtert? wird die gute Absicht ehnder erreicht? mir scheint es, der Lehrer würde vielmehr in diesen wichtigen Stück verhindert.

Welch mühsame Arbeit für den Schullehrer, den Kind die stummen Zeichen in den Mund und das Gehör zu bringen, wie unfaßlich für unverständige Kinder und dennoch muß diese Arbeit jede Schulzeit vorgenommen werden. Ebenso zeitraubend ist das Zusammensetzen der Silben, denn bis man da ein Wort zusammenbringt, sagt man ihnen wohl sechs durch das Buchstabieren und bei so schwachen Kindern kommt alles auf die Übung an.

Wenn nun in einer ordentl. Schule, wo die Klassen eingetheilt sind, wenigst schon ein Drittel der Schulzeit, der Buchstabenkenntniß und den Silben gewidmet wird; wie viel nützliche Erklärungen werden da den vernünftigen Kindern geraubt, welche Aufheiterung der Vernunft, gesunde Begriffe und moralische Bildung in der Schule erwarten.

Oder verlangt man von der Trivialschule weiter nichts mehr als Lesen zu lernen? Auch in diesem Falle ist die Hfm Method ganz entbehrlich: man darf nur die Kinder nach zurückgelegten siebenden Jahr in die Schule nehmen und es ist alsdann gar nicht schwer, den Schülern auf dem Lande in einen Winter zum Nothfall und jener in der Stadt in einem Jahr richtig lesen lernen; dies kann nach der bisher gewöhnlichen Lehrart ganz leicht geschehen.

Ist etwa auch diese Zeit noch zu viel, und muß so ein Kind in einen Monath lesen können: gesetzt dieß geschehete auch; was haben Aeltern und Kinder für einen Nutzen, und zu welcher Arbeit können sie so ein Kind zu Haus verwenden. Es ist doch zwischen lesen und lesen ein himmelweiter Unterschied: ein anderes ist die Worte silbenweis herausdrucken, und wieder ein anderes mit einer Fertigkeit lesen.

Kommt man nach des Hfm seiner Method mit dem Kind einmal soweit, daß es Sillabiert oder das Lesen anfängt, so muß man sich gleichwohl wieder an die schon vorhandenen Lesregeln und den Accent halten, was hat nun ein solches Kind vorzügliches gegen jenen, welches durch das Buchstabieren das Lesen angefangen? Die Fertigkeit im Lesen kommt bloß

Digitized by Google

durch die Übung und welche Übung kann ein Kind in Zeit einen oder zwey Monathen nehmen?

Es ist in den kleinen Städtchen auch Gewohnheit, daß man die meisten Kinder schon im fünften Jahr zur Schule schickt, um nur solche der Gasse zu entziehen: so ein Kind bleibt gemeiniglich 6 bis 7 Jahr in der Schul, geht alle Klassen ordentlich durch, wozu denn das nothwendige dringen um bald zu lesen? Ich habe mehrere Kinder, die des Lesens halber schon mit 7 Jahren aus der Schule bleiben könnten, wenn solche nicht wegen andern nothwendigen Gegenständen Ursach hätten sich länger aufzuhalten.

Der Theoret. Theil dieser Lesmethode ist für einen Dorfschullehrer sehr schwer zu fassen und unter hundert würde man kaum einen finden, der sagen könnte: ich verstehe das, was ich aus diesem Buche lies. Was weiß so ein Mann von Hierogliphen, Redwerkzeugen, den Buchstaben der Egipter und Phenizier usw.

Zu was hat er es aber auch nothwendig? Man muß diesen Leuten alles so kurz und deutlich geben als es nur möglich und so kann man es in Braun und Felbiger finden.

Der praktische Theil dieser Methode enthält zur Buchstabenkenntniß der Gestalt nach, ganz nicht Neues, und in den stummen Zeichen eine große Beschwerniß. Kann man ohne Kenntniß dieser stummen Zeichen gut deutsch reden, so wird man auch lesen können, der Deutsche lernt ja diese Zeichen schon mit seiner Muttersprache ausdrücken.

Es ist eine nicht geringe Beschwerniß in einer Schule den Plan abzuändern und Jahre gehen vorüber bis sich manchmal Lehrer und Schüler darein finden können. Aller Orten, wo der gnäd. Schulplan bearbeitet wird, findet sich von desselben Nutzen der unwiderlegliche Beweiß. Ich sah erst vor kurzen, den 30. Juni in den Baron Gumppenbergschen gefreyten Mark Pettmös die öffentliche Prüfung der Schüler mit wahren Herzensvergnügen. Noch vor einem Jahr war in dieser Schul alles verwirrt und auf den alten Fuß, Hr. Andre Kant kam als Kantor in dieselbe und bewiß mit seinen Schülern die Möglichkeit, daß man etwas mehr als nur Lesen lernen kann: nebst den Buchstabierregeln und Leseregeln sammt den Unterscheidungszeichen antworteten sie auch in Christenthum, Moral, aus der Geschichte des alten und neuen Testamentes, den nöthigen Kenntnissen, und über die Evangelien, zur Bewunderung aller anwes. Hochgnäd. Herrschaften und Hochw. Schulfreunde. So schöne Früchte zeigt in einem Jahr ein fleißiger Lehrer mit den dermaligen Unterrichtsplan; und sollte man nun einen solchen Plan abändern, dessen Nutzen durch öftere Proben bewährt, und auf ein Ungefähr trauen, durch welches man das Nützliche verlieren, und für das nothwendige der Endzweck schwer erreichen würde. Immer das Abgeänderte und Verbesserte wieder abändern und verbessern wollen, muß den gemeinen Mann, der erst anfängt, für die Einrichtung der Schulen gut zu denken, irr machen und in seinen Vorurtheilen stärken.

Ich finde also die Lesmethode des Hfm für Lehrer und Schüler höchst

Digitized by Google

beschwerlich, unfaßlich, der Aufklärung des Verstandes und der Bildung der Jugend hinderlich und geb dem Unterrichtsplan des Hr. Braun den Vorzug; mit dem aufrichtigen Wunsch, daß solcher in allen Schulen des Vaterlandes eingeführt, die Kinder mit gleichen Schulbüchern versehen und die Lehrer für ihre Mühsame Arbeit besoldet werden möchten.[1])

C. Vota der Räte im Schuldirektorium.

I. **Votum vom geistl. Rat und Canonicus von Kohlmann.** 10. Juli 1784.

Wer die Landschulen aus Erfahrung kennt, oder wer sich einmal mit dem ersten Unterricht der Jugend abgegeben hat, welches die meisten Schulgelehrten nicht getan haben, der wird von dem vorzüglichen Nutzen der Hofmannischen Lesemethode gänzlich überzeugt sein.

1. Diese Methode ist tunlich. Dies bestätigen 2 öffentl. Proben hier und auf dem Lande; 2 hiesige Schulen, wo diese Methode eingeführt ist; viele destinguierte Privathäuser, wo sie mit bestem Erfolg ist ausgeübt worden.

2. Sie lehrt das Lesen geschwinder, wenigst 2× geschwinder als nach der gewöhnlichen, auch verbesserten Methode. Die Kinder auf dem Lande gehen meist nur im Winter in die Schule. In dieser kurzen Zeit fangen sie kaum zu buchstabieren an, im Sommer vergessen sie, was sie erlernt haben, weil sie sich nicht üben können, denn vergessen sie einen Buchstaben oder die Aussprache einer Silbe, so können sie sich nicht helfen und so gehen die meisten Kinder auf dem Lande oft 4 bis 5 Winter in die Schule ohne lesen zu lernen. Nach der Hfm-Methode lernen sie in einem Winter lesen, sie können folglich im Sommer zu Hause an Sonn- & Feiertagen das Evangelium oder andere Lesebücher den Eltern vorlesen.

3. Diese Methode ist gründlich. Die Kinder lernen richtig absetzen, richtig lesen, weil sie wissen, was zusammengehört, weil sie den Schall der Buchstaben potestatem litterarum kennen. Dies leistet die gewöhnliche Buchstabenmethode nicht. Die Erfahrung lehrt, daß alle gemeinen Leute, die nach derselben lesen lernen, unrichtig absetzen, aussprechen und schreiben.

4. Ist leicht; im Zusammenunterricht was ein Kind nicht weiß, weiß das andere; ist sinnlich anschauend durch die Setztafel; ist spielend ohne Nachteile der Gründlichkeit. Die Einwürfe die man dawider zu machen pflegt, sind leicht aufzulösen. Man sagt:

a) Die Vorteile dieser Methode sind nicht so entschieden, sie enthält manches Unrichtige, Übertriebene und Alberne. Selbst die erste Schulkommission unternahm die Einführung nicht.

b) Die Vorteile sind nicht so groß; ist denn Lesenlernen alles was in die Schule gehört? und ist denn so notwendig, daß man eben geschwind

[1]) Ulrich Reiser hatte den Namen eines berühmten Lehrers auch in Regierungskreisen, erfaßte aber die Bedeutung des Lautierens nicht.

Digitized by Google

lesen lernt? kann nicht der längere Aufenthalt dabei durch nützlichen Realunterricht ausgefüllt werden?

c) Diese Vorteile sind der Hfm-Methode nicht ausschließend eigen. Hfm vermeidet das langwierige Buchstabieren, das ist auch bei der andern Methode nicht notwendig. Hfm geht vom Leichtern zum Härtern, das kann man auch bei der andern Methode usw.

d) So gering die Vorteile, so groß sind die Beschwerden der Einführung und z. seitens der Lokalumstände. Kaum ist das Schulwesen in Ruhe und jetzt soll man des bloßen Lesenlernens wegen den Geist des Widerspruches aufs neue erwecken, man soll auf einmal einreißen, was man kaum erbaut hat usw.

e) Von Seite der Lehrer. Die Hfm-Methode erfordert mehrere Lehrer; einer übernimmt bei ihm nur 30 Kinder und widmet sich diesen fast ganz allein. Sie erfordert geschicktere Lehrer. Nun rechne man unsere Schullehrer auf dem Lande usw.

f) Von Seite des Fonds. Alle diese Schullehrer abzurichten durch mehrere Musterschulen, durch Herumreisen, durch ein Seminar, welche Zeit, welche Kosten?

Nun ad a) Was enthält sie denn Unrichtiges und Albernes? Warum wird es nicht angezeigt? Die Schulkommission, die ihre Bekanntmachung beförderte, hat die allgemeine Einführung nicht dieser Ursachen halber unterlassen. Der Haß, die Verleumdung mancher Schulmänner, die vielen andern Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich bei jeder Schulreform in einem Lande wie Bayern entgegenstellen, dies waren die Ursachen. Auch war die vorige Schulkommission nicht gemeint, diese Methode überall auf einmal, sondern nur nach und nach auf eine schickliche Art einzuführen, wie schon die gn. Resolution vom 30. Sept. 1776 befohlen hat.

ad b) Nicht so groß? Dies wird schon ad 1 widerlegt. Ob es so notwendig wäre, daß man eben geschwind lesen lernt? Diesen Vorwurf hätte ich von keinem Schulmann erwartet. Wie ists möglich, einen Realunterricht zu verlangen, ohne lesen zu können? Ist denn dies nicht der Schlüssel dazu? Ists etwa eins, wenn Kinder 2 und 3 Jahre (und dies ist bei meinem 16 jährigen Aufenthalt auf dem Lande aus Erfahrung bekannt) bloß zum Lesenlernen mit Widerwillen und Verdruß verwenden müssen, oder wenn sie nur 1 oder 2 Monate dazu brauchen und dann gleich weiterschreiten, gleich nützliche und für ihre Wißbegierde behagliche Lehrbücher in die Hand nehmen können und dadurch sowohl mehr Fertigkeit im Lesen als manche Realkenntnisse erhalten, die selbst gelesen sich der Seele gewiß tiefer eindrücken, als bloß vorgesagt.

ad c) Diese Vorteile sind der Hfm-Methode nicht ausschließlich eigen. Sind aber dies die Vorteile alle und die vorzüglichsten dieser Methode wie sie eben 1—4 angeführt wurden? Nun zeige man, ob das dermalige Buchstabieren so geschwind, so gründlich, so leicht, so faßlich zum Lernen führt als die Hfm-Methode.

Digitized by Google

ad d) Die Beschwerden bez. der Lokalumstände sind unbegründet. An Orten, wo noch der alte Schlendrian herrscht, wo geistl. und weltl. Oberen der Aufklärung sich widersetzen, ist das neue Schulwesen noch lange nicht ohne Widerspruch. Muß es deshalb unterbleiben? An Orten wo dies schon Eingang gefunden, wo die Vorgesetzten selbst dazu helfen, wird auch die Hfm-Lesem. leicht angenommen werden, weil deren Nutzen auffallend ist. Auch ist die Rede nicht von einer allgemeinen Einführung, die auf einmal überall geschehen soll. Hat denn auch der neue deutsche Schulplan auf einmal eingeführt werden können und ist ers schon?

ad e) Ebenso unbegründet sind die Beschwernisse von Seite der Lehrer. Warum soll denn die Hfm-Methode mehrere Lehrer brauchen? Nach dem neuen Schulplan teilt der Lehrer auf dem Lande die Kinder in 3 Klassen ab; einige buchstabieren, andere lernen lesen und dann schreiben und rechnen. Dies kann auch bei der Hfm-Methode geschehen. Kann dies dort ein einziger Lehrer, warum nicht auch hier? Daß die Hfm-Methode geschicktere Lehrer fordert, ist wahr. Man will aber dermal keine ungeschickte, sondern lauter geschickte Lehrer aufnehmen. Von den alten, die überall sind, ist ja ohnehin keine Frage.

ad f) Auch ist das Hindernis von Seite des Fonds ganz unbeträchtlich. Niemand der Lokalkenntnisse hat wird anraten, alle diese Schullehrer, schlechte und gute durch mehrere Musterschulen durch Herumreisen, durch ein Seminarium abzurichten. Daß dieser kostspielige Aufwand ganz unnötig ist, wird folgendes zeigen:

Meine unmaßgebliche Meinung über die Einführung der Hfm-Methode ist diese:

1. Müßte diese Einführung nach Tunlichkeit geschehen. Keine Neuerung wenn sie auch die beste wäre, läßt sich auf einmal in einem ganzen Lande ins Werk setzen. (Beispiel vom deutschen Kirchengesang.)

2. Gleichwie nicht alle Schullehrer auf einmal, sondern nur in einzeln Erledigungsfällen aufgenommen werden, so müßten die neu aufzunehmenden auch in dieser Methode unterrichtet und daraus geprüft werden. Und zwar

3) die sich hier ad Examen stellen, müßten diesen Unterricht beim Hfm selbst nehmen. Die andern so z. B. zu Landshut, Straubing, Burghausen examiniert werden, müßten in dieser Methode durch die Schulinspektoren, die sie zuvor selbst von Hfm oder aus dessen praktischer Abhandlung zu erlernen hätten, unterrichtet werden.

(Bezüglich der Belohnung Hfms betont er, daß er eine solche verdient, da er eine weit schwerere und mühsamere Arbeit unternommen, als mancher glaubt, der sich in den ersten Unterricht der Kinder nicht hineindenken kann. Er hat durch seine Erfindung Bayern Ehre gemacht.)[1]

---

[1] Jakob Anton Kohlmann, geb. 21. Juli 1728 zu Friedberg, 1752 Weltpriester, 1761 Pfarrer in Mehring, 1766 in Hochdorf. Verteidigt in einer Schrift Sterzingers Ansichten gegen den Hexenglauben. 1770 nach München berufen als Kanonikus bei Unserer l. Fran, Mitglied des geistl. Rates. Von außer-

Digitized by Google

II. **Votum des geistl. Rates L. von Westenrieder.** 16. Febr. 1785.[1]

Ich bin aus den unverwerflichen Gründen, welche die Herrn Canonici Kohlmann und Danzer für die Hofmannische Methode anführen und zumal aus der Erfahrung, welche ich in Betreff ihrer praktischen Vortrefflichkeit als Augenzeuge erhalten habe, der Meinung

1. Man sollte es bei den examinibus der künftig anzustellenden Schullehrer zum wesentlichen Bedingnis machen, daß selbe die Hfm-Methode aus dem Grunde verstehen und auf alle Fälle die Geschicklichkeit selbe zu lehren dartun sollen.

2. So sollten auch alle künftigen Schulinspektoren von dieser Methode gründlich unterrichtet sein.

3. Da indeß eine gewaltsame Einführung dieser Methode das Schulwesen nur verhaßt machen würde, so soll es jedem Schullehrer freistehen, sich derselben zu bedienen.

4. Da sich allerdings hoffen läßt, daß sich die jetzige Schuldirektion nicht bloß stückweise, sondern für den allgemeinen Nationalunterricht tätigst verwenden werde; da dieser Unterricht immer nur einseitig und langsam erzielt werden wird, so lange die Eltern selbst in den Stand gesetzt werden, Erfahrungen einzuholen: so ist meine Meinung, daß von S. kurf. Durchlaucht ein Generalbefehl erwirkt werde, und in demselben den Landesunterthanen bedeutet werden möchte, daß vom Jahre 1786 angefangen niemand eingesegnet werden sollte, der des Lesens nicht kundig ist. Bei dieser Gelegenheit würde die Hfm-Methode ihre wahren Dienste tun.

5. Hfm sollte die längst zugesagten 300 fl. jährlich erhalten und zwar 150 fl. von der Landschaft, die andern 150 fl. soll die deutsche Schuldirektionskassa auf sich nehmen.

6. Dagegen soll Hfm verbunden sein, den Schullehrern, welche seinen Unterricht verlangen, denselben gratis zu erteilen.

III. **Votum von Schulrat und Rektor Fronhofer.** München, 9. Febr. 1785.

Seit 1772 liegen sich in Bayern die hofmannischen und antihofmannischen Whigs und Torrys in Haaren. Es ward viel Gelehrtenblut, das ist Tinte darüber verspritzt, viel gelärmt und man kam gleich anfangs von der Hauptsache ab und auf die Nebenfrage, ob die Erfindung der Hfm-Methode neu, ob sie seine Erfindung sei. Die ganzen 12 Jahre verliefen unter Zank und Hader, weil keine Partei nur einen einzigen Schritt weichen, nur das Geringste der andern einräumen wollte. Die, welche die Richter sein sollten oder wollten, hätten längst darauf verfallen können zu untersuchen, ob's nicht ersprießlicher wäre, beide Methoden die buchstabierende

---

gewöhnlicher Tüchtigkeit. 1773 mit von Stech Kommissär für das deutsche Schulwesen. 1774—77 auch für das Gymnasialschulwesen. Auch später blieb er im geistl. Rat eine vorzüglich wichtige Persönlichkeit. 1787 am 5. Oktober starb er plötzlich in Affing.

Beyträge zur vaterl. Historie usw. von Lorenz Westenrieder I. 1788, S. 377 ff.: von Kohlmanns Votum ist das einsichtsvollste von allen.

[1] Sein Gutachten lautet ganz im Sinne von Kohlmanns.

Digitized by Google

und antibuchstabierende zu vereinigen.[1] Aber sie verfielen nicht darauf und das Schulwesen selbst litt viel Schaden, weil über der offenbaren Fehde und den heimlichen darunter verborgenen Absichten und da eine Partei die andere neckte, die gute Sache ins Stocken geriet. Nur erst seit kurzem scheint so was von dieser Untersuchung aus den schriftlichen Meinungen einiger Sachverständigen hervorzuleuchten.

Und in der Tat, so eine Vereinigung ist ganz mein Wunsch, ein Wunsch, den sich Hofmann selbst gefallen lassen kann, ob er gleich von mir, den er für seinen erklärtesten Gegner hält und von jeher deswegen über mich loszog, dergleichen sich kaum gedacht haben wird. Wohl war ich anfangs willens die Geschichte dieses langen Schulprozesses, der Entstehung desselben und dessen, was so manches dabei mitunterlief, ein wenig zu beleuchten, auch ein Wort über die Neuheit oder das Alter der Methode und über die damit angestellten Versuche zu sagen. Nicht weniger war ich willens, die Methode selbst, besonders die Buchstabenkenntnis- und Aussprachlehre, das so öftere Ungereimte, willkürlich Angenommene darin zu zergliedern und einige offenbare Widersprüche sonnenklar darzustellen, ja selbst aus seinem Buche (verglichen mit den ersteren hier besonders der Akademie der Wissenschaften angestellten Proben und Erklärungen, welchen ich sehr aufmerksam beiwohnte) zu zeigen, wie Hofmann nach und nach an seiner Methode geändert und gemodelt habe, bis er sie von vielen z. T. sehr übertriebenen Auswüchsen gesäubert in gegenwärtige erträglichere Form gebracht hatte, so zwar, daß er sich schon selbst, wenigst am Ende seiner Methode zum Buchstabieren hier und da bequemt haben soll. Endlich war ich noch willens darzutun, daß durch unsere in den braunischen Schulbüchern enthaltene Lehrart mittels des Zusammenunterrichtes und der Verbindung des Sillabierens mit dem Buchstabieren, davon ja auch schon Braun im Plan der neuen Schuleinrichtung in Bayern S. 31 ganz deutlich redet, sich eben das was Hfm verspricht leisten lasse, nämlich das geschwindere Lesenlernen (angenommen, daß es so gar wichtig sein soll) und daß man dies noch dazu weit bleibender und gründlicher leisten könne, als wenn das Buchstabieren gänzlich unterbleibt. Allein all das, was ich auf solche Art auseinandersetzen wollte und wozu ich schon manchen Bogen voll geschrieben hatte,[2] ersparet mir jetzt der Fleiß und der Scharfsinn derjenigen Schulmänner, die vor mir votierten und das Ganze so gründlich und umständlich ausführten, das schwerlich mehr was Neues pro oder contra gesagt werden kann und vielleicht, nie ein Schulgegenstand so sehr erschöpft worden. Unter diesen beziehe ich mich neben dem herrlichen Öffnerischen Voto[3] das sehr meinen Beifall hat, jedoch zuvörderst auf das Votum des nunmehrigen Schulrates Socher, welches der-

[1] Ein unglücklicher Vermittlungsversuch.

[2] Es scheint, daß Fronhofer der Verfasser jener geschriebenen Geschichte der Hfm-Lesemethode war, die wie Hfm erwähnt, in München herumging.

[3] Er meint wahrscheinlich das von Effnerische Votum.

Digitized by Google

selbe noch als landsbergischer Rektor abgegeben. Dieses lege ich zu Grunde, und gleichwie andere kaum fassen zu können vorgeben, daß man gegen die Hfm-Methode eingenommen sein könne, also weiß auch ich kaum zu fassen, wie dieses ebenso gründliche als unparteiische Gutachten nicht den erwünschtesten Eingang finden soll. Ich bin demnach der Meinung, daß,

1. das Wesentliche und die wahre Stärke der Hfm Lesemethode nicht in dem, worein er es setzt, sondern im sogenannten Sillabieren, das weder etwas Neues noch unsern Schulen und Schulbüchern Unbekanntes ist, bebestehe, daß

2. diese Methode noch sonst einige Vorteile der Manipulation als mit dem Setzkasten, der Buchstaben- & Silbentabelle, Buchstabensäulchen usw. habe, die ich allerdings der Anschreibmethode, zumal bei Lehrern, die mit der Frakturschrift oder Nachbildung gedruckten Buchstaben nicht umgehen können, vorziehe, wiewohl mit Ausschneidung, Hinklebung und verschiedener Zusammensetzung gedruckter Buchstaben aus dem nächst besten alten Buche oder mit den Tabellen, wie man sich hier in der Musterschule und anderwärts bedient, ohngefähr das nämliche geleistet werden kann.[1] Es möge demnach

3. dies alles, was ich angezeigt, aus der Hfm Methode allenfalls entnommen und mit der bisherigen vereinigt werden. Eine solche Vereinigung hatte schon der Dechant Resch[2]) von Sittenbach aus den bisherigen und der Hfm Lehrart eine dritte zusammensetzte, zur Absicht. Nur dünkt mich, war er mit all seinem guten Willen und Eifer nicht ganz der Mann dafür, so was auszuführen. Ja nicht nur

4. Soll man trachten, diese 2 Methoden allein miteinander zu verbinden, sondern alle andern in Österreich, Mainz, Fulda, Sachsen, Schlesien, Berlin oder wo immer sonst eingeführte brauchbare Lehrarten zu prüfen, aus allen das Beste auszuheben (dies wäre das Geschäft von 2 höchstens 3 der gründlichsten Schulmänner) und sohin

5. ein einiges Ganzes, das ist ein gutes Lehrbüchelchen ganz angemessen für uns wenigst jetzt (denn ubi dies diem docet kanns kein Regulativ für Jahrhunderte geben) daraus zu gestalten oder in einem künftigen Methodenbuch davon Gebrauch zu machen und dies zwar zur Erhaltung der Einförmigkeit, die ich, wenn auch dafür sonst nichts spräche, schon darum wie in allen Schulfächern als unumgänglich nötig ansehe, weil wenn man diesfalls einmal die geringste Lücke öffnet, man dadurch bald einen gänzlichen Wirrwarr von Lehrarten, der gröbsten Unordnung und unzähligen Mißbräuchen die Thore geöffnet sehen würde, so daß man zuletzt so viele Methoden als Lehrer oder gar Kinder hätte. Und dies ist also der Punkt, wo ich von dem Voto des Schulrates Socher abgehe, wie nicht weniger auch darin, daß ich

---

[1]) Den Vorzug des Setzkastens weiß er nicht ganz zu würdigen.

[2]) In seinem Gutachten, das sehr umfangreich ist, aber nichts Bedeutendes bringt.

Digitized by Google

6. das Buchstabieren nicht nur bei einfachen kurzen Silben, sondern selbst bei den schwersten und längsten Wörtern treiben ließe, doch als opus secundarium, meist alsdann, wenn das Kind schon mittels des fleißigen Sillabierens eine ziemliche Fertigkeit im Lesen hat; denn ein für allemal ists und bleibts richtig, daß die Hofmannischen Schüler, so auch die Zöglinge der Garnisonsschule, wovon ich nicht nur ältere, sondern die neuesten Beispiele auf Verlangen liefern kann, zaghafte Leser und wenn man ihnen diktiert, sehr unbehilfliche Schreiber sind, wie das schöne votum des Hof- & geistlichen Rats von Öffner gar wohl erinnert und ein erfahrener Schulmann noch erst jüngst bei Besuchung der Garnisonsschule bemerkt hat. (?) Mich wundert, daß Hfm als Tonkünstler nicht selbst schon längst diese Lücke seiner Methode erkannte und das Buchstabieren mit dem musikalischen Solmisieren wenigst zum Teil (nam omnis similitudo claudicat) verglich. Ich selbst war in meiner ersten Jugend ein ziemlicher, aber bloß mechanischer Sänger und kenne jetzt keine Note mehr, weil ich die Solmisation, die eigentliche Lesekunst in der Musik ganz vernachläßigte. Hieraus ergibt sich nun von selbst, daß ich die Hofmannische Lesemethode wohl in einzelnen Teilen, nie im Ganzen am wenigsten auf einmal und befehlsweise einzuführen dächte, ja nicht einmal auf den Fall, wenn sie die bisher gerügten Mängel nicht hätte; denn a) kann ich mich von der Notwendigkeit des Geschwindelernens so wenig als Hr. v. Öffner überzeugen, b) kann ich einem bloßen Mechanismus allein ebensowenig meinen Beifall geben. Alles hat seine Epochen und ich weiß, was für ein Aufhebens und Lärmens mit den spielenden Methoden eine Zeitlang in Deutschland gemacht worden. Es fehlte nur, daß man nicht auch noch die spekulative Theologie, Methaphysik, die höhere Geometrie und die rechtliche Reichspraxis spielend gelehrt hätte. Allein gerade jetzt kommt man von dieser Mode mit gutem Grunde zurück und sieht, daß bloßes Spielen den menschlichen Geist entnerve, daß folglich Ernst und Spiel geschickt gemischt und abgewechselt, die wahre Methode sei und der Jugend am besten behage.

Eine ganz andere Frage ists, was ich von der Belohnung des Hofmusikus Hfm denke. (Er tritt dafür ein, daß die Landschaft die 150 fl. bezahle und die andern 150 fl. die Hofkammer. Lieber wolle er letztere aus der Schulkassa bezahlt wissen, als daß sie ihm entzogen werden.)

IV. Beurteilungen Hfms in der älteren und neueren Literatur.

1. H. Brauns Gedanken über die Erziehung usw. 1774 behandeln in dem Teil Trivialschulwesen S. 381 ff. über die Buchstabenkenntnis, das Buchstabieren und Lesen eingehend die ganz unhaltbaren Gründe, welche für das Buchstabieren sprechen und führen, ohne Hfm zu nennen, alles auf, was scheinbar gegen die Lautiermethode spricht. Aber im Stillen kann sich Braun doch nicht der Anschauung verschließen, daß Hfm

Digitized by Google

das Richtige getroffen hat, und er eignet sich nun manche seiner Ideen an. Z. B. Man kann die Mitlaute einzeln wohl bei ihren Taufnamen laut nennen und sagen: be, ce, de, ef usw., dies ist aber nicht ihr eigener Ton, sondern der Ton ihres Taufnamens. In der Silbe hört man ihren eigenen Ton nur in einem Zischen z. B. bei s, ss, z, oder einem Lippenstoß z. B. bei b, f, p, w. — Damit gesteht er ja das Wesentliche von Hfms Lehrart zu. Und doch dies eigensinnige Beharren beim Buchstabieren! Es spielen eben persönliche Erwägungen herein und diese geben bei ihm den Ausschlag. Näheres über den Methodenstreit selbst erfahren wir aus dieser Schrift nicht, die ohnehin nur bis 1774 reicht.

2. In der Allgemeinen Bibliothek kritisiert ein Zeitgenosse Brauns dessen Buch: Gedanken über die Erziehung usw., wobei er auch auf Hfm zu sprechen kommt. Er gibt aber Braun recht und äußert sich über Hfm S. 386 mißgünstig. Hfm habe mit seiner Kunst in 30 Std. das Lesen zu lehren viel Aufsehen und Lärm gemacht, gegenwärtig (1774) sei er aber viel stiller geworden, weil seine Kunst, die er vorgeblich[1]) erfunden in einem alten Stammbüchlein angetroffen wurde und ohne Zweifel nicht lange Stich hielt. Braun habe seiner tändelnden Methode, die anfänglich so angestaunte Larve abgezogen. Dieser Kritiker verstand offenbar von der Sache nichts. Wir wissen, warum Hfm keinen Erfolg hatte und daß es sich nicht um eine tändelnde Methode handelte, sondern um eine ernsthafte, aber wesentlich leichtere und vernünftigere.

3. Die „Beyträge" nach Dr. Lurz von Bucher und Lori[2]) verfaßt, eine Hauptquelle für die Zeit der bayerischen Schulreform gehen über 1778 nicht hinaus und behandeln den Hofmannischen Streit auch nur im allgemeinen. Ihrer ganzen Tendenz nach sind sie eine Streitschrift gegen Braun und treten daher schon für Hfm ein. Aber das Wesen der Lautiermethode hat der Verfasser nicht getroffen, wenn er S. 157 meint, daß die Stärke der Erfindung Hfms darin bestand, „daß die Kinder die sinnlichen Merkmale der Buchstaben bald kennen und mittels der kleinen Täfelein auf welche sie geschrieben waren, selbst zusammensetzen und aussprechen lernten". Das war nicht das Wesen, sondern das ausschließliche Lautieren. Sehr scharf ist die Beurteilung der Jesuiten, welche Mitglieder der Kommission in der Hfm-Sache waren. Der Verfasser stellt es so hin, als hätten sich diese vorher erkundigt, welche Partei stärker sei, die 2 bedeutenderen von ihnen hätten sich dadurch beeinflussen lassen, daß ein geistlicher Rat und ein Hofmusikant gegenüberstanden und hätten nachgesagt, was Professor Kennedy vorsagte. Von allen vieren hätte nicht einer sich Mühe gegeben, je in seinem Leben über den ersten Unterricht der Kinder nachzudenken. — Richtig ist, daß alle 4 Gutachten im Hauptsinne gleich sind und mit dem Kennedys übereinstimmen. Aber absichtliche Parteilichkeit für Braun kann man ihnen wohl nicht vorwerfen, denn die

[1]) Es ist erwiesen, daß Hfm keine Entlehnung aus irgendeinem Buche machte, sondern frei erfand.

[2]) Mitteilg. d. Gesellsch. f. d. Erz.- u. Sch., XIII, 1903, S. 261—287.

Digitized by Google

Jesuiten waren keineswegs dessen Freunde. Verständnis für den ersten Leseunterricht zeigten sie freilich nicht.

4. Der Verfasser der alten und neuen Lehrart in den unteren Schulen Deutschlands[1]) schreibt offenbar, wie die Beyträge S. 12 bemerken, eine Satire auf Hofmann, aber er hat nicht das geringste Verständnis davon und will nur dessen Buchstabenbeschreibung sowie die Beihilfe des Lehrers beim Aussprechen der Laute verhöhnen.

5. In seiner Ehrenrettung[2]) gegen die Beyträge wirft Braun seinem Gegner vor, daß er aus Nebenabsicht ins Schulgebiet eindringen will und das Schulwesen in Verwirrung bringe. Das ist eine Anklage, die Hfm nicht verdient. In Wirklichkeit hatte er eine sehr wertvolle Erfindung gemacht, die Braun aber aus gekränktem Ehrgeiz nicht aufkommen ließ. Nebenabsichten kann man Hfm nicht unterschieben; denn im Bewußtsein der Güte seiner Lehrart ist es nicht aufdringlich, daß er auf deren Einführung hinarbeitet und auch eine entsprechende Entschädigung verlangt. Braun hatte am wenigsten Ursache, seinem Gegner Nebenabsichten unterzuschieben, er, der wie oben erzählt, hinter dem Rücken Hfms den jährlichen Bezug von seiten der Landschaft wegschnappte.

6. Die pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern 1783. Der Verfasser ist nicht, wie Hfm in einem Gesuch vom 2. Juni 1784 erwähnt: ein freysingischer Exprofessor mit den Namensanfängen H. B. (Heinrich Braun) — sondern wie Lurz[3]) nachgewiesen hat: Gerhoh Steigenberger. Dieser nun referiert über die Hfm-Händel nur summarisch und schließt sie mit 1773. Dagegen wehrt sich schon Hfm im erwähnten Gesuch: Der parteiische Verfasser ist bemüht, meine Lesemethode durch verschraubte Schreibart sehr verdächtig zu machen und ihre Geschichte mit 1773 zu endigen. Dem Vernehmen nach geht auch eine geschriebene Geschichte der gedachten Lesemethode herum, aus der man schließen sollte, es wäre über meine Lehrart das Endurteil ihrer Verwerfung gesprochen worden. Sie ist aber in München in öffentlichen Schulen eingeführt und wird mit großem Nutzen noch jetzt gebraucht. Steigenberger hätte 1783 von dem Wiederaufleben der Angelegenheit Hfms wissen können.

7. Günther in seiner Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern enthält kaum einige Sätze über Hfm.

8. Ebensowenig findet man bei Westenrieder einen genaueren Aufschluß. Er skizziert als Geschichtsschreiber nur die Haupteindrücke von Hfms Auftreten, seine erste Probe, weiter nichts von Belang. 1794 konnte er auch nicht die als Rat im Schuldirektorium erlangte amtliche Kenntnis der Hfm-Streitigkeiten literarisch verwerten.

9. Lipowsky schildert in seiner Geschichte der Schulen in Baiern

---

[1]) Straßburg 1775 anonym.

[2]) Heinrich Brauns Ehrenrettung gegen die Beyträge zur Schul- & Erziehungsgeschichte in Baiern. München, Crätz 1778, S. 12.

[3]) Mitteilungen der Ges. f. d. Erz.- u. Sch. 1904, S. 306—317.

zwar die Hfm-Lautiermethode richtig, doch fehlt auch ihm das eingehendere Verständnis, wenn er S. 314 von Silben buchstabieren spricht. Da wird nichts buchstabiert, sondern lautiert. Falsch ist auch, daß sich diese Lesemethode bis zur Zeit Maximilian Josephs (1799) lediglich beim Privatunterrichte erhielt. Siehe oben! Seine ganze Darstellung ist ebenso lückenhaft wie bei den früheren Schriftstellern. Doch hätte man 1825 mehr sagen können, wenn man auf archivalische Quellen zurückgegangen wäre, die doch sonst benützt sind. Auf methodische Fragen läßt er sich, wie andere Gelehrte, nicht ein.

10. Nach Kehr II. Bd. S. 390 soll Hfm Professor oder Hofsänger gewesen sein. Unzweifelhaft ist letzteres richtig, doch sei erwähnt, daß sein Sohn Ignaz in einem Bittgesuch schreibt: mein verstorbener Vater Professor Hofmann. Hat er später den Titel Professor erhalten oder wurde ihm dieser nur beigelegt und dieser Gebrauch beibehalten? Alle Gesuche von ihm selbst werden: Hofvokalbassist oder Hofmusikus unterschrieben. Die Behörden geben ihm ebenfalls diesen Titel. Kehr hält sich in seiner Darstellung besonders an Lipowski und kennt andere Quellen nicht, daher die sehr lückenhafte und öfters schiefe Darstellung der ersten Epoche. Weiter geht er überhaupt nicht.

11. Am besten und eingehendsten schildert Fechner in seiner verdienstvollen Schrift S. 117/8 das Wesen der Hfm Lesemethode. Den Verlauf des Methodenstreites kann er aber nicht genauer und abschließender darstellen, da das Aktenmaterial nicht bekannt war. Als einen charakteristischen Teil der Hfm Erfindung erachten wir seine Lesemaschine, die bei Fechner wohl S. 279 aufgeführt wird; es frägt sich aber, ob es nicht richtiger wäre, Hfm vor Wolke zu nennen. Nach der Erfindung des Denkrings von Harsdörffer 1651, die man als erste eigentliche Lesemaschine gelten lassen kann, war Hfm der erste, der mittels eines Apparates das Lesenlernen betrieb. Schon 1772 hat er bei seinen öffentlichen Proben seine Lesemaschine benützt. Die Veröffentlichung erfolgte allerdings erst 1780, während Wolke 1778 in einem Aufsatz seine Lesemaschine bekannt macht. Fechner führt die Erfinder nach der Zeit der Publikation ihrer Erfindung richtig auf. Bei Hfm darf man aber sicher 1772 als Erfindungsjahr ansetzen, da die Akten dies bestätigen.

12. Martin Gückel in seiner Dissertation: Heinrich Braun, München 1891. Es ist nicht richtig, wenn er S. 32 meint, der Erfolg der Probe mit den 5 (es waren 7) Waisenkindern in München sei etwas übertrieben worden. Ein solches Resultat erziele man nicht einmal in der heutigen Schule. Es müßte nur sein, daß nur talentvolle, vielleicht auch schon mit der Kenntnis der Buchstaben vertraut gemachte Kinder den Kurs besuchten. Über die Fähigkeiten und das Alter der Kinder finde sich in den Quellen keine Silbe. — Gückel kannte die Akten nicht. In denselben ist bei jedem Kind das Alter und das Talent angegeben: 2 besaßen sehr gute, 3 mittlere und 2 schwache Talente, keines konnte noch lesen. Die Schilderung des Erfolges, wie er oben angegeben, ist kein über-

Digitized by Google

triebener und würde die heutige Schule mit 7 Kindern in derselben Zeit einen ähnlichen erzielen, wenn man so eilen wollte.

Auch die 2. Probe, die irriger Weise nach Feldaffing, statt Schloß Affing Landgerichts Aichach verlegt wird, war nach Gückel S. 33 in ihrem Resultat nicht so bedeutungsvoll, wie sie die Kommission geschildert habe, da die Kinder vor dem Unterricht durch Hfm schon mehr oder weniger im Lesen vorgeschritten waren. Wie oben mitgeteilt, ist dies aber irrig, denn keines der Kinder konnte lesen, nur einige kannten die Buchstaben. Das Schwierige ist aber nicht die Buchstabenkenntnis, sondern das Zusammenschmelzen der Laute, das Lesen. Wenn von 30 Kindern (nach einem 1monatlichen Unterricht) 18 sehr gut, 7 gut und nur 5 schlecht lasen, so war das ein sehr gutes Resultat, wie es in dem Testimonium der 8 Pfarrer mit Recht hervorgehoben wird.

Auch der Anschauung Gückels S. 34 kann ich nicht beipflichten, daß die Kommission von Akademikern, welche Hfms Methode für den Privat- nicht aber für den öffentlichen Unterricht geeignet hielt, nicht leicht einen anderen Entscheid habe geben können, da das Lehrermaterial von damals ganz ungenügend war und ungebildete Leute vom Althergebrachten nicht ablassen. Hätte die gelehrte Kommission den Kern der neuen Lehrart, wie das Zusammenlesen der Buchstaben ungemein erleichtert wird, wenn man bei den Konsonanten nur die Laute spricht, begriffen, so wäre der Vorschlag Hfms, in den größeren Orten die Lehrer zu unterrichten, wohl durchführbar gewesen, und diese Methode hätte in öffentlichen Schulen leicht eingeführt werden können.

Auch das Urteil Herders in einem Brief an Baron von Leyden, welches Gückel anführt (S. 34) und worin auch die Schwierigkeiten bei der Einführung dieser Lehrart betont werden, kann die richtige Behauptung nicht erschüttern; sie wäre sehr wohl öffentlich einführbar gewesen, leichter als das Regelwerk der Buchstabiermethode nach Brauns Schulbüchern. Herder, der auch eine Fibel heraus gab, hat ebenfalls buchstabiert. Gückel nimmt Braun in Schutz, das verdient er aber im Hinblick auf die Hofmannischen Händel nicht. — Mit dem Verfasser der „pragmatischen Geschichte" zitiert Gückel zwei Jesuiten, die gar nicht bei der Kommission betreffs der Hfm-Methode waren, die P. P. Leckard und Steiner. Mitglieder waren die Jesuiten Seecard, Gugler, Neuhauser und Aigner, von denen die Gutachten abgedruckt sind.

Vom archivalischen Quellenmaterial über Hfm kennt Gückel so viel als man vor hundert Jahren kannte.

13. Dr. L. Wolfram behandelt in seiner Schrift Heinrich Braun S. 34, 35 auch den Streit mit Hfm. Die Charakterisierung seiner Lesemethode ist aber keine treffende. Daß Hfm durch sinnliche Anstemmungspunkte die einzelnen Buchstaben einprägen will, ist gar nicht das Wesentliche seiner Methode, sondern etwas ganz Nebensächliches, wie Hfm selbst erklärt, zudem ein ganz falsches Prinzip. Auch das schildert das Wesen seiner Lehrart nicht erschöpfend, daß er, um den Schülern die konsonan-

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. (E. V.)

Schriftleitung und Geschäftsstelle:

Berlin N.W. 40, Invaliden-Strasse 57—62.

Der Jahresbeitrag

von 5 Mark ist von allen Mitgliedern, außer den zu Österreich, Schweiz, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg gehörenden, an die Geschäftsstelle portofrei einzusenden. Erfolgt die Einsendung bis spätestens zum 1. Juni nicht, so wird angenommen, daß die Einziehung des Beitrags durch **Postauftrag** erwünscht ist. In diesem Falle wird ein Zuschlag von 0,50 Mark für Postgebühr erhoben.

Austrittserklärungen

sind bis zum 20. Dezember an die **Geschäftsstelle** zu richten. Erfolgt bis zu diesem Tage keine Austrittserklärung, so ist das Mitglied verpflichtet, den Beitrag auch für das nächste Jahr zu entrichten.

Adressenänderungen

wolle man gefl. der **Geschäftsstelle** rechtzeitig und genau angeben, um Verzögerungen in der Lieferung der Publikationen zu vermeiden.

Die Mitglieder erhalten:

1. die **Mitteilungen** nebst ev. erscheinenden **Beiheften**, darunter einen jährlichen **historisch-pädagogischen Literaturbericht**,
2. die **Monumenta Germaniae Paedagogica**, sofern sie diese beziehen wollen, mit 25% Rabatt. Bestellungen sind an die **Geschäftsstelle** zu richten.

Die Mitteilungen

erscheinen in 4 Heften jährlich (Mitte Februar, Mai, August, November) im Gesamtumfange von ca. 20 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 8 Mark.

Ältere Jahrgänge

der Mitteilungen und Beihefte werden zu sehr billigem Preise abgegeben. Anfragen und Bestellungen wolle man gefl. an die Geschäftsstelle richten.

Digitized by Google

Historisch-pädagogischer

Literatur-Bericht

über

das Jahr 1907

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte

17. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte



BERLIN
A. HOFMANN & KOMP.
1908.

Digitized by Google

Schriftleitung:

Prof. Dr. Alfred Heubaum und Dr. Richard Galle
Berlin NW. 40,
Invaliden-Straße 57--62.

Digitized by Google

Mitarbeiter.

Seminardirektor Dr. Eduard Clausnitzer, Uetersen (Holstein); Stadtpfarrer D. Dr. Wilhelm Diehl, Darmstadt; Dr. Theodor Fritzsch, Leipzig; Lyzealprofessor Dr. Max Heimbucher, Bamberg; Professor Georg Huth, Stettin; Stadtschulrat Dr. Wilhelm Kahl, Köln; Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner, München; Direktor Dr. Karl Knabe, Marburg a. L.; Gymnasiallehrer Dr. Georg Lurz, München; Professor Dr. Karl Matzdorff, Pankow b. Berlin; Dr. Hermann Michel, Berlin; Professor Franz Pahl, Charlottenburg; Professor Hermann Rösch, Heidelberg; Univ.-Professor D. Martin Schian, Gießen; Oberpräzeptor Dr. Emil Schott, Ellwangen; Professor Dr. Max Schneider, Gotha; Oberturnwart Heinrich Schröer, Charlottenburg; Professor Dr. Ernst Schwabe, Leipzig; Anstaltsinspektor Dr. Franz Xaver Thalhofer, München; Prof. Dr. Otto Wächter, Keilhau (Thüringen); Archivrat Dr. Hermann Wäschke, Zerbst; Professor Dr. Martin Wehrmann, Stettin; Oberlehrer Dr. Hermann Weimer, Wiesbaden; Direktor Rat Dr. O. Wetzstein, Neu-Strelitz; Professor Rudolf Windel, Halle a. S. Univ.-Professor Dr. Rudolf Wolkan, Wien; Archivrat Dr. Paul Zimmermann, Braunschweig.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Allgemeine deutsche Bildungsgeschichte.

Territoriale Bildungsgeschichte.

Digitized by Google

Anhang.

Wenn bei den Literaturangaben die Jahreszahl fehlt, so ist immer das Berichtsjahr 1907 zu ergänzen.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche Bildungsgeschichte.

Digitized by Google

I. Pädagogik und Bildungswesen.

1. Gesamtentwicklung.

Von **Karl Knabe.**

An erster Stelle haben wir in diesem Jahre des deutschen Kaisers zu gedenken, der den Anstoß zur gegenwärtigen Entwicklung unseres höheren Schulwesens durch zweimal betätigtes Eingreifen gegeben hat. Hierüber hat Rudolf Lehmann[1]) am 27. Januar 1907 an der Königlichen Akademie zu Posen eine gehaltvolle Festrede gehalten. Nach einem kurzen Rückblick über die Alleinherrschaft, die das Gymnasium in den ersten drei Vierteln des vorigen Jahrhunderts fast ganz geführt hat, erwähnt er die Bestrebungen des Einheitsschulvereins, der Gymnasium und Realgymnasium ganz zusammenfassen, und die Bonitzsche Schulreform, welche diese beiden Anstalten einander wesentlich nähern wollte und dadurch eine Überbürdung erzielte. Zum Zwecke der Entlastung und zur Erreichung einer nationalen Richtung in der Jugendbildung griff 1890 der Kaiser ein. Der Ausbreitung der Reformanstalten seit 1892 wird gedacht, und dann wird der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900 als epochemachendes Ereignis gewürdigt, das die glücklichsten Früchte tragen wird, z. T. bereits getragen hat. Verf. bespricht dann die einzelnen Schularten in sehr einsichtiger Weise. Er findet, daß das heutige humanistische Gymnasium ein unvollkommnes Übergangsgebilde ist, daß die Oberrealschule auf dem Wege fortfahren soll, die bildende Kunst der Antike in reichem Maße zur Anschauung zu bringen und für alle künftigen Studierenden einen wahlfreien lateinischen Unterricht zum Verständnisse lateinischer Texte einzuführen, daß das Realgymnasium eine Einschränkung des Lateinischen vornehmen müsse, daß die Reformschulen endlich sehr wichtig sind, aber die Reformgymnasien den Beginn der griechischen Sprache nach Obersekunda hinaufschieben müßten. Endlich betont er, daß die Pflege der Eigenart einer jeden höheren Schule nicht so weit gehen dürfte, daß dadurch eine freiere Entwicklung auf der Oberstufe verhindert würde. So erhofft Lehmann eine „Einheit der deutschen Schulformen, die doch ein reiches Leben und Mannigfaltigkeit der Gestaltung nicht aus-, sondern einschließt.“ Sucht er somit aus der geschichtlichen Entwicklung der höheren Schulen einen Schluß auf ihre Zukunft zu tun, so beschäftigt sich Wendelin Toischer[2]) ausschließlich mit der Geschichte des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens

[1]) Rudolf Lehmann, Professor an der K. Akademie zu Posen, Dr., Die gegenwärtige Entwicklung unserer höheren Schulen. Merzbachsche Verlagsanstalt zu Posen. 16 S.

[2]) Wendelin Toischer, Gymnasialdirektor in Saaz, Dr., Geschichte der Pädagogik. Sammlung Kösel 13. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung. 187 S.

Digitized by Google

in einem Bändchen der Sammlung Kösel. Es ist einmal Sitte, dafür den Titel „Geschichte der Pädagogik“ zu gebrauchen, obwohl dieser ja viel mehr umfaßt. Toischer behandelt nach einer Einleitung und kurzen Literaturangabe zunächst auf je 2 Seiten die Inder und Ägypter und die Israeliten, dann auf 12 Seiten die Griechen, auf 5 Seiten die alten Römer und kommt dann im folgenden Abschnitt „Die christliche Erziehung im römischen Kaiserreich und im frühen Mittelalter“ auf die deutsche Pädagogik, die er in weiteren 8 Abschnitten bis auf die Neuzeit, die er etwas eingehender darstellt, herab führt. Das Büchlein bietet dem Anfänger im allgemeinen einen brauchbaren Überblick über den gewaltigen Stoff. Dabei ist die österreichische Geschichte und der katholische Teil der Länder deutscher Zunge etwas bevorzugt. Das geschichtliche Ereignis, das man die Reformation zu nennen pflegt, nennt der Verfasser stets „kirchliche Revolution“. Aber meist läßt er doch auch der protestantischen Entwicklung ihr Recht zukommen. An Mängeln bezw. Ungenauigkeiten ist mir aufgefallen die Darstellung der Ritterakademien (S. 84), denn z. B. das Collegium Carolinum in Braunschweig war doch etwas ganz anderes als die alten Ritterakademien, die treibenden Beweggründe zur Gründung von Realschulen fehlen ganz, ihre Entwicklung ist sicher zu dürftig gezeichnet, die Berliner Realschule erhielt nicht schon 1748 den Titel „Königliche Realschule“, Hecker war nicht der Verfasser des Generallandschul-Reglements, die württembergischen Gymnasien hatten schon im Jahre 1907 nicht mehr 10 Jahrgänge, die preußische Oberrealschule ist nicht von den Gewerbeschulen abgezweigt, bei den deutschen technischen Hochschulen fehlt Danzig, bei den Handelshochschulen Berlin, unter den anderen Hochschulen sind die Forstakademien nicht erwähnt, auch in Hessen ist den Mädchen der Zutritt in die höheren Knabenschulen gewährt. Während an manchen Stellen, z. B. beim Humanismus, der tiefer liegende Zweck, das Ideal, nicht deutlich herausgearbeitet ist, tritt dieses anderweitig dagegen klar hervor. Im ganzen kann also gesagt werden, daß dies Bändchen wohl seinem Zwecke, Laien einen gedrängten Überblick zu geben, zu entsprechen vermag.[1])

Von Arbeiten über besondere Schularten ist zunächst die Fortsetzung der Untersuchung über die geschichtliche Entwicklung des Realschulwesens von O. Wetzstein[2]) zu erwähnen. Sie bietet die Verhältnisse um die Wende des vorigen Jahrhunderts unter den Titeln: 1. Der pädagogische Utilitarismus in der Aufklärungszeit. 2. Die neuhumanistische Gegen-

---

[1]) Heinrich Scherer, Die Pädagogik als Wissenschaft von Pestalozzi bis zur Gegenwart. Leipzig. Friedrich Brandstetter, konnte nicht besprochen werden, da die Verlagsbuchhandlung kein Rezensionsexemplar zur Verfügung stellte. Es sei auf die Besprechung Alfred Heubaums in der deutschen Schule (Herausg. von Rißmann) 1908, S. 27—31 verwiesen.

[2]) O. Wetzstein, Direktor, Rat, Dr., Die geschichtliche Entwicklung des Realschulwesens in Deutschland. Abschnitt II. Gymnasium und Realschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Beilage zum Programm der Großherzoglichen Realschule in Neustrelitz. Ostern. Progr. Nr. 836. 48 S.

Digitized by Google

strömung und 3. Versuche zum Ausgleich der pädagogischen Gegensätze und führt von Basedow bis zum Jahre 1838. Auch hier ist die Darstellung ziemlich breit angelegt, vielleicht etwas zu breit, um übersichtlich genug zu sein. Aber es ist in dankenswerter Weise außerordentlich viel Material von dem sehr belesenen Verfasser zusammengebracht, um helles Licht in die hin und her wogenden Wolken der Bewegung auf dem pädagogischen Gebiete in Deutschland zu werfen. Anmerken möchte ich, daß die von Friedrich dem Großen gegründete académie des nobles nicht fehlen durfte, denn sie ist die erste Vorläuferin der Oberrealschule. Bei Schleiermacher mußte Heubaums Aufsatz in Reins Handbuch der Pädagogik benutzt und erwähnt werden. Merkwürdigerweise ist dann die Zeit der französischen Fremdherrschaft in Deutschland gar nicht behandelt, die doch im Königreich Westfalen, im Großherzogtum Frankfurt und in anderen Rheinlandstaaten, ganz besonders in Bayern so manche Realschulgründung hat entstehen sehen, die von Dauer gewesen ist, und auch gute Schriften gezeitigt hat. Auch die allerdings nur kurzlebige Realstudienanstalt in Nürnberg durfte als zweiter Versuch einer Oberrealschule nicht unerwähnt bleiben. Verf. hätte in manchen Schriften reichlichen Stoff dazu finden können. Hanau wird zum Herzogtum Nassau gerechnet und soll 1814 eine Realschule erhalten haben, während diese tatsächlich schon am 1. Februar 1813 eröffnet worden ist. Wiesbaden hat eine Realanstalt auch nicht 1814, sondern erst durch Edikt vom 24. März 1817 erhalten, und so wäre noch manche Angabe aus dieser Zeit zu beanstanden. Bei der Entstehungsgeschichte der „Vorläufigen Instruktion" vom 8. März 1832 ist dem Verf. eine wichtige Veröffentlichung entgangen, in der Simson nachgewiesen hat, daß sie im wesentlichen auf Arbeiten von Rektor Höpfner in Danzig begründet ist. Mit großem Interesse sehen wir den weiteren Arbeiten entgegen. In sehr anschaulicher und verständiger Weise setzt Dr. Hecktoff[1]) den Entwicklungsgang des preußischen höheren Schulwesens in den wichtigsten Zügen einem größeren Publikum auseinander, indem er zum Schluß auf die Entwicklung und Einrichtung der Reformschulen zu sprechen kommt. — Eine recht interessante Betrachtung liegt dann von juristischer Seite vor, indem Hans Georg Teschenmacher[2]) zunächst die Lehren vom Recht der Universitäten in der italienischen Jurisprudenz des Mittelalters darstellt, darauf die Lehren vom Schulwesen in Deutschland vor dem westfälischen Frieden, dann das territoriale Schulrecht in der staats- und kirchenrechtlichen Literatur des alten Reichs und endlich die Literatur des Polizeirechts und des Naturrechts. Manches aus diesem Schriftchen wird in die Schulgeschichte eingehen, während anderes schon verwertet ist. — Mit Recht geht man

[1]) Dr. Hecktoff, Leiter der Anstalt, Über die Entstehung und Einrichtung der Reformschulen. Bericht des Realprogymnasiums i. E. zu Altenessen. Ostern Progr. Nr. 525. 14 S.

[2]) Hans Georg Teschenmacher, Das Recht der Unterrichtsanstalten in der juristischen Literatur des alten deutschen Reichs. Inaugural-Dissertation der juristischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg vorgelegt. Heidelberg, Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning. 55 S.

Digitized by Google

in der letzten Zeit immer mehr auf die Schuldramen ein, und so macht auch Rudolf Windel[1]) uns mit zwei noch unbekannten lateinischen Dichtungen dieser Art von Johannes Forster aus dem Jahre 1604 bekannt und knüpft daran einige Bemerkungen über andere für das Schulwesen wichtige Dramen aus ähnlicher Zeit. Vielleicht darf ich hierbei auf meine Darstellung „Kinderschauspiele“ in Reins Handbuch der Pädagogik hinweisen. Auf andere Dichtungen, die zum Schulwesen in naher Beziehung stehen, geht endlich Adolf Schultz[2]) ein, der uns die Schulmeistergestalten bei Fischart, Gryphius, Schupp, Moscherosch und Weise vorführt.

Auf meine Anregung, eine Einigung in der Bezeichnung der Anhänger Basedows herbeizuführen, sind dankenswerter Weise Hermann Weimer, Theodor Fritzsch und Alfred Heubaum eingegangen. Durch diese Auseinandersetzung ist die Tatsache noch einmal klargestellt, daß man sich mit der Bezeichnung „Philanthropinismus“ nicht auf die Geschichte berufen kann; sonst müßte man wohl gar den Namen mit dem t statt th schreiben, wie merkwürdiger Weise sowohl bei Toischer wie bei Wetzstein mehrere Male als Druckfehler dasteht. Bekanntlich wurden ja die Philanthropisten arg von den Philologen verspottet, weil sie sich öfter so (also ohne h) geschrieben haben. Ich halte demnach meinen Vorschlag aufrecht und würde mich sehr freuen, wenn ihm zugestimmt würde. Hierbei möchte ich erwähnen, daß in dem Aufsatze von Hecktoff das Wort „pietalistisch“ vorkommt.

---

2. Einzelne pädagogische Richtungen, Pädagogen und Schulmänner.

Erste Abteilung.

Von **Wilhelm Kahl.**

Creutzbergs Abhandlung[3]) ist der erste Teil einer größeren Arbeit, die unter dem Titel: „*Karl von Miltitz,* 1490—1529, sein Leben und seine geschichtliche Bedeutung“ jüngst erschienen ist. Ueber Miltitz' Bildungsgang, namentlich seine Studien in Köln, erfahren wir leider wegen der Ungunst der Überlieferung nur wenig.

Zu den wertvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte

---

[1]) Rudolf Windel, Über einige neulateinische Dramen, die für das Schul- und Bildungswesen des XVII. Jahrhunderts von Bedeutung sind. S. A. aus: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik, herausgegeben von Johann Ilberg und Bernhard Gerth. Leipzig, B. G. Teubner. 11 S.

[2]) Adolf Schultz, Rektor in Berlin. Der deutsche Schulmann im Spiegel der vaterländischen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von C. Rademacher. XII. Bd., Heft 10. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). 30 S.

[3]) Heinrich August Creutzberg, Die Jugend des päpstlichen Nuntius Karl von Miltitz und sein Aufenthalt in Rom. Bonner Inauguraldissertation. Freiburg i. Br., Herder. VIII, 26 S.

Digitized by Google

der Pädagogik, die uns das Jahr 1907 gebracht hat, gehört zweifellos das Werk von Duhr.[1] Der Verfasser hatte sich schon durch eine Reihe von tüchtigen Arbeiten, von denen auch einige in das Gebiet der Geschichte der Pädagogik schlugen, so durch seine Bearbeitung der „Studienordnung der Gesellschaft Jesu" für die „Bibliothek der katholischen Pädagogik", einen geachteten Namen gemacht. In jahrelanger, unverdrossener Forschung hat er den Stoff zu dem groß angelegten Werke gesammelt, dessen erster Band jetzt vorliegt. Es war sein ernstes Bestreben, wo immer möglich, auf die Quellen selbst zurückzugehen. Hierbei kam ihm sehr zu statten, daß ihm sich die reichen Schätze der Ordensarchive erschlossen, die anderen Forschern entweder nicht zugänglich waren oder von ihnen nicht so ausgebeutet wurden, wie sie es verdienten. Dadurch war Duhr in der glücklichen Lage, manches in der gedruckten Literatur, die gleichfalls mit aller Gewissenhaftigkeit und — was ich noch besonders hervorheben möchte — Unparteilichkeit durchgearbeitet worden ist, zu berichtigen. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, aus dem reichen Inhalte des Buches hier wenigstens das wichtigste mitzuteilen. Mangel an Raum zwingt mich, nur in aller Kürze darauf hinzuweisen, daß man über das Schulwesen der Jesuiten im 16. Jahrhundert bei Duhr jeden gewünschten Aufschluß erhält, mag es sich nun um die Geschichte der Gründung und Entwicklung der einzelnen Kollegien oder die Einrichtung der Schulen, die Schul- und Studienordnungen, oder das Schultheater oder irgend welche andere Punkte handeln. Durch seine eindringenden Forschungen und Untersuchungen hat Duhr alles das weit hinter sich gelassen, was bisher, auch von seinen Ordensgenossen, hierüber geschrieben war. Stets hat man das beruhigende Gefühl, einer Darstellung gegenüber zu stehen, die sich auf sichere Beherrschung des ganzen ungedruckten und gedruckten Quellenmaterials gründet. Gerade weil Duhr nach Möglichkeit die Quellen selbst hat sprechen lassen, hat er seinem Werke den Vorzug strenger Sachlichkeit gesichert. Im Vorwort sagt er S. VIII: „Wahrheit und Liebe sollen für diese Geschichte die einzigen Leitsterne sein. In aufrichtigem Streben nach Wahrheit und Liebe wird die Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge dargeboten; möge sie in demselben Geiste auch aufgenommen werden. Nur so kann sie fruchtreich und hoffentlich versöhnend wirken, nicht zuletzt auch für unser gemeinsames deutsches Vaterland." Daß dies keine leeren Worte sind, wird auch der anerkennen müssen, der auf dem Boden anderer Anschauungen steht, als der Verfasser sie vertritt. Möge das Werk auch für die Geschichte der Pädagogik reichen Segen stiften; möge es an seinem Teile dazu beitragen, daß das Schulwesen der Jesuiten immer besser bekannt und objektiv gewürdigt werde.

Ein ganz besonderes Interesse ist in den letzten Jahren für *Johann Baptist de la Salle,* den Gründer der Kongregation der Brüder der christ-

[1]) Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert. (Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. I.) Mit 163 Abbildungen. Freiburg i. B., Herder. XII, 876 S.

Digitized by Google

lichen Schulen — kurz „Schulbrüder“ genannt —, erwacht. Mit ihm beschäftigt sich zunächst eingehend das Werk von Speil,[1] das z. Zt. wohl die beste, umfangreichste und zuverlässigste deutsche Biographie des verdienstvollen Mannes ist. Sie ist, wie uns Rösler[2] mitteilt, das letzte und bedeutendste literarische Werk des Verfassers, der am Karfreitag des Jahres 1907 starb. Die vorhandene, besonders französische Literatur hat S. sehr sorgfältig benutzt; er war dadurch in der Lage, uns über alle Einzelheiten aus dem Leben de la Salles jeden gewünschten Aufschluß zu geben. Reich ist auch die pädagogische Ausbeute. Wir werden hier eingehend über de la Salles Vorgänger, den Lyoner Priester Démia, unterrichtet, dessen Denkschrift den Anstoß zur Errichtung von Volksschulen, und zwar zunächst in Lyon, gab. Wir hören, wie de la Salle in Rheims die ersten Freischulen für Knaben errichtete, und begleiten ihn weiter bei seiner segensvollen Arbeit. Auch seine literarischen Bestrebungen, das „Buch von der Leitung der christlichen Schulen“ usw. finden eingehende Würdigung. Allerdings tritt das Biographische immer wieder dermaßen in den Vordergrund, daß die pädagogischen Abschnitte noch manchen Wunsch unerfüllt lassen werden. Namentlich ist S. der Frage kaum nahe getreten, von wem de la Salle in seinen Anschauungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts abhängig oder doch wenigstens beeinflußt ist. Hier bietet sich der weiteren Forschung noch ein dankbares Feld. Neben dem inhaltreichen Buche von Speil können die kleineren Arbeiten von Vandepitte[3] und Mayer[4] kaum in Betracht kommen. V. verfolgt in der Hauptsache erbauliche Zwecke, wie allein schon die jedem Kapitel hinzugefügten „Pensées et Pratiques“ beweisen. M. hat für seine Schrift namentlich Knechts Biographie benutzt, daneben auch die wenig selbständige, im vorigen Literaturbericht S. 27 von uns besprochene Arbeit von Dillinger. Unnötige Abschweifungen, so S. 2 die über das Schicksal des Mainzer Gymnasialdirektors Bone, gereichen dem Büchlein auch nicht gerade zur Empfehlung. Die fettgedruckte Ueberschrift S. 5: „Geschichte der französischen Volksschulen im Mittelalter“ verspricht viel, hält aber — nichts! Auch M. — vgl. den vorjährigen Literaturbericht a. a. O. — scheint nichts davon zu wissen — vgl. S. 61 —, daß die Schulbrüder während des Kulturkampfes ihre Niederlassungen im Elsaß und besonders das Mutterhaus in Matzenheim nicht aufgegeben haben, sondern noch heute besitzen.

Eine brauchbare, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie *Felbigers* gehört noch immer zu den frommen Wünschen. Volkmer,

[1] Ferdinand Speil, Der heilige Johannes Baptista de la Salle und seine Stiftung, die Kongregation der Brüder der christlichen Schulen. Kaufbeuren. P. Schön (Mayr). XV, 578 S.

[2] August Rösler, Der Stifter der christlichen Schulbrüder und sein neuester Biograph. Katholik, 274—278.

[3] Vandepitte, St. Jean-Baptiste de la Salle, fondateur de l'Institut des Ecoles Chretiennes. Lille, Imprimerie de la Croix du Nord. 123 S.

[4] Ferdinand Mayer, Der hl Joh. Baptist de la Salle, einer der größten Pädagogen aller Zeiten, und seine Stiftung, das Institut der Brüder der christlichen Schulen. Nördlingen, Reischle. IV, 64 S.

Digitized by Google

Wiedemann und Panholzer haben wertvolle Vorarbeiten geliefert, und ich selbst habe in der Einleitung zu meiner Ausgabe von Felbigers „Eigenschaften“ in der Schöninghschen Sammlung (Bd. XXV, 2. Auflage. 1905. S. XIII—LXVI) das, was meine Vorgänger boten, aus eigenen Forschungen zu ergänzen gesucht, bin mir aber sehr wohl bewußt, wie lückenhaft unsere Kenntnis des Lebens und Wirkens Felbigers noch immer ist. Weiß[1]) behandelt einen kleinen Ausschnitt aus Felbigers Leben, nämlich seine Tätigkeit in Sagan bis Ende 1765, bis zur Publikation der von F. bearbeiteten katholischen Ausgabe des Generallandschulreglements. Er hat hierzu hauptsächlich die „Kleinen Schulschriften“ benutzt, außerdem einige selten gewordene Zeitungsberichte. S. 436, Z. 16 v. u. muß es statt 31 — 30 heißen; S. 438, Z. 20 v. o. statt 1763 — 1762. Aus der Vorrede, die Felbiger zu dem Handbuche der Katechetik von M. J. Schmidt 1772 schrieb, hat B.[2]) (Schulrat Bürgel?) zehn Grundsätze des Katechisierens mitgeteilt, die eine wertvolle Ergänzung zu dem bieten, was F. sonst über diesen Gegenstand ausgeführt hat.

Über *Kindermann,* den verdienstvollen Reformator des böhmischen Schulwesens, liegt eine tüchtige Arbeit von Wiechowski[3]) vor, der man gewissenhafte und umsichtige Benutzung der Quellen, besonders der von Weiß veröffentlichten Programme der Prager Normalschule, nachrühmen muß. Unter den S. 177 aufgezählten Arbeiten über K. fehlt der Aufsatz von Zenz im „Enzykl. Handbuche der Erziehungskunde“ von Loos I, 838; in Reins Enzykl. Handbuch der Pädagogik ist ihm leider kein Beitrag gewidmet. Und doch verdienen Kindermanns Bestrebungen, Unterricht und Arbeit zu verbinden, gerade in unseren Tagen besondere Beachtung. Der Brief Kindermanns, den Menčik[4]) aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek mitgeteilt hat, ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Vor allem zeigt er, welch rege Teilnahme K. dem Lehrerstande und seiner Hebung entgegenbrachte.

Mit dem aus dem Leben Pestalozzis bekannten Franziskaner-Pater *Girard* beschäftigen sich zwei Abhandlungen, eine ältere von Schneuwly[5]) und eine neuere von dem französischen Geschichtsschreiber der Pädagogik Compayré.[6]) Wissenschaftlich wertvoller ist die Arbeit von C. S. begnügt

[1]) Anton Weiß, Johann Ignaz Felbigers pädagogisches Wirken in Sagan bis zur Sanktionierung des „Königlich Preußischen Landschulreglements für die Römisch-Katholischen usw., d. d. Potsdam, 3. November 1765.“ Päd.-Bl. für Lehrerbild. 435—444.

[2]) B., Felbigers Grundsätze des Katechisierens. Kat. Monatsschr. 38—42.

[3]) Friedrich Wiechowski, Ferdinand Kindermanns Versuch einer Verbindung von Elementar- und Industrieschule. Beiträge zur Österreich. Erziehungs- und Schulgeschichte, herausgegeben von der österr. Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Heft IX, 175—205. Wien und Leipzig, Fromme.

[4]) Ferdinand Menčik, Ein Brief des Bischofs Kindermann. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 84—89.

[5]) Jos. Schneuwly, Ecoles du Père Girard. Fribourg. Imprimerie de l'Oeuvre de Saint-Paul. 1905. 39 S.

[6]) Gabriel Compayré, Le P. Girard et l'éducation par la langue maternelle. Paris, Delaplane. 115 S.

Digitized by Google

sich damit, in kurzen Zügen das Lebensbild Girards zu zeichnen und an der Hand von Aktenstücken zu zeigen, welche Verdienste er sich um die Umgestaltung des Schulwesens in Freiburg in der Schweiz erworben hat. In diesen Aktenstücken, besonders den Organisationsplänen aus dem Jahre 1807 möchte ich überhaupt den Wert der Abhandlung erblicken. Das Buch von C. gehört zu einer größeren Sammlung, die C. unter dem Titel: „Les grands éducateurs" herausgibt. Schon in den Überschriften der einzelnen Bände hat C. zum Ausdruck zu bringen gesucht, worin die besonderen Verdienste der einzelnen Pädagogen bestehen. So heißt es: „Herbart et l'éducation par l'instruction" oder „Montaigne et l'éducation du jugement" oder: „Pestalozzi et l'éducation élémentaire." Solche Überschriften mögen ganz geistreich klingen, aber sie bergen die Gefahr einseitiger Auffassung und tendenziöser Zuspitzung in sich. Von diesen Fehlern ist auch das Buch über „Girard et l'éducation par la langue maternelle" nicht ganz frei. Doch wird man gern hervorheben, daß C. sich auf Grund seiner reichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte der Pädagogik mit Erfolg bemüht hat, Girards vielseitige Verdienste in das rechte Licht zu rücken und namentlich auch seine Beziehungen zu den zeitgenössischen Pädagogen, besonders zu Pestalozzi gebührend zu betonen.

Das Jahr 1907, in dem man in zahlreichen Aufsätzen, Zeitungsartikeln und Büchern das hundertjährige Jubiläum von Jean Pauls Levana feierte, brachte uns die Erinnerung daran, daß ebenfalls 1807 *Sailers* pädagogisches Hauptwerk erschien: sein gedankenreiches Buch: „Über Erziehung für Erzieher". Wenn dieses Jubiläum bei weitem nicht so beachtet und gefeiert wurde, wie das der „Levana", so hat dies seinen Grund in verschiedenen Ursachen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Einen für die Zwecke des Seminarunterrichts und der Fortbildung der Lehrer zurechtgemachten Auszug veröffentlichte Krall.[1] Die Einleitung — S. 5 Z. 3 v. u. muß es übrigens statt Bayer, Baier heißen — ist zu kurz gehalten und gibt weder über das Leben noch die Bedeutung Sailers befriedigenden Aufschluß. Wer Sailers, zum Teil recht tiefgründiges Werk verstehen will, bedarf aber vor allem auch einer Einführung in dessen philosophische und pädagogische Anschauungen, und auch hierüber sucht man bei K. vergebens Belehrung. Die Auswahl ist nicht ohne Geschick gemacht.

Wie ich auch im vorjährigen Literaturberichte S. 51 hervorhob, kann unter den verschiedenen Ausgaben des Sailerschen Werkes „Ueber Erziehung für Erzieher" nur die von Baier im 13. Bande der „Bibliothek der kath. Pädagogik" auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machen. Auch die neuerdings in zweiter Auflage vorliegende Bearbeitung

[1]) J. Krall. Johann Michael Sailers Über Erziehung für Erzieher. Für den schulgemäßen Gebrauch ausgewählt und mit einer Einleitung und Anmerkung versehen. (Schriften hervorragender Päd. für Sem. u. Lehr. H. X.) Breslau, Hirt. 1906. 80 S.

Digitized by Google

von Glabbach[1]) ist gekürzt, wenn auch nicht so stark wie die von Krall und Gansen. Die umfangreiche Einleitung schildert uns auf 230 Seiten zunächst das Leben und Wirken Sailers, bespricht Sailers Schriften und befaßt sich sodann eingehend und, von einzelnen schiefen und einseitigen Auffassungen abgesehen, auch durchweg richtig mit Sailers Psychologie, seiner Sittenlehre und seiner Pädagogik. Als ein Mangel muß es bezeichnet werden, daß G. Sailers pädagogische Erstlingsschrift S. 88 nur ganz kurz erwähnt, im übrigen aber gar nicht berücksichtigt. Daß sie als Vorläufer der Erziehungslehre aber eine eingehendere Berücksichtigung verdiente, kann allein schon der Umstand zeigen, daß Oppermann in seinem gediegenen Aufsatz über Sailer in Reins Enzykl. Handbuch der Päd. VII, 2, 1908, S. 626 eine ausführliche Inhaltsangabe aufgenommen hat. Bequem zugänglich ist sie in dem Abdrucke von Kellner im 4. Bande der „Bibliothek der kath. Pädagogik." Erwähnt sei noch, daß die Einleitung manchen überflüssigen Exkurs enthält, so S. 6 über Freitische, S. 53 über Karl Vogt, S. 198 über Häckels Welträtsel u. a. m. Der Abschnitt über die Quellen der Erziehungslehre Sailers bietet zwar mehr als z. B. Gansen über diesen Punkt bringt, verträgt aber jedenfalls noch manche Erweiterung und Vertiefung. Es war ein hübscher Gedanke Müllers,[2]) Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation miteinander zu vergleichen. M., der sein Buch den „ehemaligen Hörern seiner pädagogischen Vorlesungen in Erlangen und München" gewidmet hat, schöpft aus dem Vollen und hat es verstanden, in anregender Weise den Vergleich zwischen Jean Paul und Sailer durchzuführen. Manches, worauf man bisher nicht genügend geachtet hatte, ist dadurch in ein neues Licht gerückt worden. Auch zu neuen Aufgaben regt das Buch an, so zu einer Geschichte der Literatur über Prinzenerziehung, mit deren Abfassung übrigens Münch, wie er in seiner Besprechung des Buches von M. verraten hat, beschäftigt ist. Jedenfalls gehört das, was M. über Sailer geboten hat, zum besten, was in neuerer Zeit über den bedeutendsten katholischen Pädagogen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben worden ist. Daneben verdienen zwei kleinere Arbeiten von Weigl[3]) und Bürgel[4]) nur kurze Erwähnung, die von W. schon deshalb, weil sie, wie eine geradezu auffallende Übereinstimmung der Zitate beweist, bei der einige Monate vorher erschienenen Abhandlung von B. zum mindesten starke Anleihen gemacht zu haben scheint. Zudem kommt es W. weniger darauf an, Sailers Ansichten über die religiöse Unterweisung darzulegen, als vielmehr sich mit einigen neueren Pädagogen, die den Religionsunterricht aus der Volksschule ausschalten wollen, kritisch auseinanderzusetzen.

---

[1]) Wilhelm Glabbach, Johann Michael Sailer (Gresslers Klassiker der Pädagogik, Bd. XVI.) Zweite verb. Aufl. Langensalza, Gressler. XII, 412 S.
[2]) Iwan von Müller, Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation. Eine Jahrhunderterinnerung. München, Beck. 1908. VI, 112 S.
[3]) F. Weigl, Sailer über die religiöse Unterweisung (Kat. Bl., 154—156).
[4]) Bürgel, Zum Centenarium der Sailerschen Schrift: „Über Erziehung für Erzieher" (Kat. Monatsschr., 115—122).

Digitized by Google

Unter den katholischen Pädagogen der Neuzeit nimmt *Willmann* unbestritten den ersten Platz ein. Seine „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung" ist ein Werk von allgemein anerkannter Bedeutung. Seidenberger[1] hat es unternommen, ihm und seiner Bildungslehre ein besonderes Buch zu widmen, zu dessen Abfassung ihn seine nahen Beziehungen zu W. und die durch mancherlei Veröffentlichungen bewiesene Vertrautheit mit dessen Werken besonders befähigten. Man kann allerdings darüber streiten, ob der Zeitpunkt für eine solche Schrift jetzt, wo Willmanns Lebenswerk noch nicht abgeschlossen ist, nicht zu früh gewählt ist. Sieht man von diesem und manchem anderen Bedenken ab, das das Lesen des Büchleins in uns wecken kann, so wird man nicht anstehen, dem Verfasser dafür zu danken, daß er uns diese Einführung in Willmanns Pädagogik geboten hat.

Eine Lücke in der vorhandenen Literatur sucht Steeger[2] auszufüllen, indem er „Bilder aus der Geschichte der katholischen Pädagogik des 19. Jahrhunderts" bringt. Es ist richtig, daß manche katholische Pädagogen noch immer nicht so bekannt sind, wie sie dies eigentlich verdienen, und nach dieser Richtung enthält das Buch von St. manche wertvolle Ergänzung zu dem, was die Darstellungen der Geschichte der neueren Pädagogik vielfach vermissen lassen. Auf wissenschaftlichen Wert kann das Buch aber, so gern ich den guten Willen und den Fleiß des Verfassers anerkenne, kaum Anspruch machen. Zunächst hat St. den Begriff „Pädagoge" viel zu weit gefaßt und in seiner Zusammenstellung auch Männer berücksichtigt, die in eine Geschichte der Pädagogik nicht hinein gehören. Dazu rechne ich, unbeschadet der Verdienste, die sie sich sonst erworben haben, u. a. Kleutgen S. 91, Sommer S. 103, Brück S. 104. Sodann hat St. der guten Sache, die er vertritt, dadurch geschadet, daß er in seinen anerkennenden Urteilen nicht Maß hält, sondern Lob in solcher Fülle verschwendet, daß es fast wirkungslos wird. Was bleibt schließlich für andere, wirklich hervorragende Pädagogen noch übrig, wenn es S. 96 von Bone heißt: „Für uns alle aber bleibt Bone unsterblich." Auch hier wäre weniger — mehr gewesen und hätte nicht so oft die berechtigte Kritik herausgefordert. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht näher eingehen. Doch will ich noch einmal hervorheben, daß das Buch trotz einzelner Mängel auch seine Vorzüge hat und daß man aus ihm manchen tüchtigen katholischen Pädagogen überhaupt erst kennen lernen wird.

In die Geschichte des französischen Schulwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt uns das treffliche Buch von Bourgain.[3] Der Verfasser hat das Lebensbild Gréards mit liebevoller Hand gezeichnet und

[1] J. B. Seidenberger. O. Willmann und seine Bildungslehre. Kultur und Katholizismus, Bd. IV, Mainz und München. Kirchheim. 89 S.

[2] Anton Steeger, Bilder aus der Geschichte der katholischen Pädagogik des 19. Jahrhunderts. Paderborn. Schöningh. VIII, 179 S.

[3] M. P. Bourgain. Gréard un moraliste éducateur publié avec une préface par Léon Bourgeois. Ouvrage orné d'un portrait en héliogravure. Paris. Hachette. VIII, 386 S.

Digitized by Google

seine großen Verdienste um die Reorganisation des französischen Bildungswesens, an der G. von maßgebender Stelle aus in hervorragender Weise beteiligt war, in der richtigen Weise gewürdigt. An dem anregend und fesselnd geschriebenen Buche wird niemand vorübergehen können, der sich mit dem französischen Schulwesen unserer Tage bekannt machen will.

Zweite Abteilung.

Von **Hermann Weimer.**

Plato, der erste, der das Erziehungswesen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht hat, ist auch der erste Theoretiker der Sozialpädagogik von Bedeutung gewesen. Ihn als solchen erkannt und seine sozialpädagogischen Anschauungen als die Grundlage aller späteren Theorien der gleichen Art nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Paul Natorps.[1] So konnte denn auch die Darlegung und Beurteilung der Erziehungslehren dieses Edelmenschen in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik keinem Würdigeren übertragen werden als ihm. Sein Artikel über Plato gehört zu den wertvollsten Beiträgen des großen Sammelwerkes. Mit bewundernswerter Meisterschaft verfolgt der Verfasser die pädagogischen Gedanken des griechischen Weisen von seinen frühesten Dialogen bis zu seinem letzten Werke, den „Gesetzen", und weist ihre enge Verwandtschaft mit den philosophischen und politischen Lehren des Meisters nach.

Das Problem des Lehrens und Lernens bildet nach Natorp geradezu den Ausgangspunkt der Philosophie des jüngeren Plato. Es wird in seinen früheren Dialogen, besonders im „Meno", eingehend erörtert. Wie seinem Meister Sokrates ist ihm Lehren nur ein Anleiten zu eigenem Prüfen und Forschen, ein Erwecken der in der menschlichen Vernunft latent vorhandenen Erkenntnis, die durch gegenseitiges Fragen und Antworten ans helle Licht des Bewusstseins gebracht wird. Das ist aber auch das Wesen der Philosophie als Wissensstreben, als gemeinsames Suchen nach der wahren Erkenntnis. Es sind also die Begriffe Pädagogik und Philosophie bei Plato in gewissem Sinne identische Begriffe. Und ebenso wie mit der Philosophie hängt bei ihm die Pädagogik mit der Politik zusammen. Das zeigt sich schon im „Gorgias", besonders klar aber im „Staat" und trotz aller Verschiedenheit im einzelnen auch in den „Gesetzen". Der Mensch soll nach Platos Forderung ausschließlich für den Staat erzogen werden, und nur die richtige Erziehung des Einzelnen im Hinblick auf das Ganze verbürgt das Gedeihen des sozialen Körpers. Dadurch wird aber die Individualität nicht vergewaltigt, denn der Staat, wie er nach Plato sein sollte, ist ja nur das vergrößerte Abbild der Menschenseele: die in dieser vorhandenen Grundkräfte, das sinnliche Begehrungsvermögen, die Willensenergie und die Vernunft machen sich

[1] Paul Natorp. Platos Erziehungslehre. Reins Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. VI, S. 884—902.

Digitized by Google

auch als soziale Faktoren im Idealstaate geltend. Für die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse sorgt hier der Stand der Gewerbetreibenden, für die Betätigung der Willensenergie die Klasse der Krieger, und die Vernunft endlich findet ihre Verkörperung im Stande der Regierenden, der nach Plato mit dem der Philosophen identisch sein sollte. Dieser Parallelismus der individualen und sozialen Grundfunktionen gibt nun die Richtlinien für die Erziehung ab. Eine Wiedergabe der von Natorp klar und eingehend geschilderten einzelnen Erziehungsaufgaben gehört nicht hierher. An sie schließt sich eine sachliche Beurteilung des ganzen Systems, die dem Geiste der Natorpschen Sozialpädagogik entspricht. Ich sehe es als einen besonderen Vorzug des Artikels an, daß sein Verfasser, ohne unwissenschaftlich zu werden, sich einer Ausdrucksweise befleißigt hat, die auch dem philosophisch nichtgeschulten Leser das Verständnis seiner Ausführungen ermöglicht.

Nun zwingt mich der Mangel an weiterem Berichtsmaterial zu einem gewaltigen Sprung von Plato bis auf *Martin Luther*. Ueber ihn als Pädagogen ist zwar viel geschrieben worden, aber nicht viel wissenschaftlich Wertvolles. Auch der kleine Vortrag von Chr. Georg Keller [1] macht keinen Anspruch auf Beurteilung als wissenschaftliche Leistung. Er soll vielmehr die Lehrer für den großen Reformator als Jugenderzieher und Volksbildner begeistern. Sonst wären auch die gelegentlichen, ganz subjektiven Ausfälle auf Foersters Jugendlehre und auf das moderne französische Schulwesen wenig angebracht. Mit den Klagen über den jämmerlichen Stand der Volksbildung vor Luther und der Betonung des Umschwungs durch ihn (S. 9) hätte der Verfasser vorsichtiger sein sollen. Luther hat nicht den „Augiasstall der alten Schule“ ausgefegt. Mit dieser alten Schule kann nur die Lateinschule des Mittelalters gemeint sein, und da hatten die Humanisten — auch Melanchthon, soweit er Humanist war, — das Beste getan.

In Deutschland sowohl wie in Frankreich. Dort hatte *Petrus Ramus* mit besonderem Eifer gegen den hergebrachten Schulbetrieb und besonders gegen die aristotelische Philosophie als die Grundlage und Stütze der ganzen Scholastik angekämpft. Den Lebensgang und die wissenschaftliche Bedeutung dieses kampfesmutigsten der französischen Humanisten schildert in großen Zügen ein Aufsatz von M. Guggenheim [2] im „Humanistischen Gymnasium“. Der Verf. weist darin nach, daß der Einfluß des Ramus bis ins 18. Jahrhundert sich nicht nur auf dem Gebiete der Philosophie und Pädagogik, sondern auch auf dem der Jurisprudenz, der Staatsphilosophie und der Theologie geltend gemacht hat. Uns interessieren besonders die beiden letzten Seiten des Aufsatzes, wo Guggenheim behauptet, daß nicht nur Hieronymus Wolf und Michael Neander in der

[1] Chr. Georg Keller, D. Martin Luther über Jugenderziehung und Volksbildung. Vortrag für die Lehrerkonferenz des Bezirks Klettgau. Basel.

[2] M. Guggenheim, Petrus Ramus als Reformator der Wissenschaften. Sonderabdruck aus „Humanist. Gymnasium“. 18. Jahrg.

Digitized by Google

Pflege realistischer Fächer von Ramus beeinflußt seien, sondern auch Comenius. Dieser wagte ihn aus religiösen Rücksichten nur nicht unter seinen Vorbildern und Gewährsmännern zu nennen (S. 10). — Wie stark übrigens trotz Ramus und Cartesius noch im 17. Jahrhundert die aristotelische Philosophie selbst calvinistische Kreise beherrschte, zeigen die Ausführungen J. Kuhnes[1]) über die Instruction morale des Lyoner Grosskaufmanns *Philippe Sylvestre Dufour,* die dieser für seinen Sohn als Ratgeberin auf einer Levantereise verfaßt hatte. Wie schon der Titel besagt, enthält sie weniger didaktische als sittliche Lehren. Was Dufour in seinem Buche vorträgt, ist die landläufige Moral des französischen Calvinismus, wie sie sich im Laufe des 17. Jahrhunderts ausgebildet hatte. Ein guter Christ und zugleich ein honnête homme zu sein (vgl. die interessante Schilderung der Begriffswandlung des honnête homme S. 55-69), galt diesen Kreisen als die Krone der Bildung. Um uns den Geist klar zu machen, aus dem heraus das Dufoursche Werk entstanden ist, mußte Kuhne die Arbeit weit über den Rahmen eines bloßen Ideennachweises ausdehnen. Er liefert uns ein wertvolles Gemälde zeitgenössischer Morallehre, deren Wurzeln aufzuzeigen er ständig bemüht ist. Nicht nur die Pädagogik, sondern die gesamte Welt- und Lebensanschauung der Hugenotten des 17. Jahrhunderts tritt uns so vor Augen. Das zusammengetragene Material ist allerdings so reich, daß man sich öfter darin zu verlieren droht. Die Lektüre des Buches ist daher etwas mühevoll. Gelegentlich kommen auch überflüssige Wiederholungen vor.*)

Auf einem enger begrenzten Felde bewegt sich Hermann Siebecks[2]) Beitrag in der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Gießen. Er hat darin *Christoph Helwig,* dem sympathischen Mitarbeiter des weniger sympathischen Ratichius eine Sonderstudie gewidmet. Es ist meines Wissens die erste zusammenhängende Darstellung der didaktischen Bestrebungen dieses Mannes in Form einer Monographie. Siebeck zeigt, daß Helwig schon vor seinem Bekanntwerden mit des Ratichius Ideen in seinen gelehrten Schriften ein starkes didaktisches Talent bekundete. Zudem hatte sich die junge Universität schon vom Tage ihres Bestehens an mit Wunsch und Willen ihres Landesherrn zu einem hervorragenden Zentrum lutherischer Pädagogik entwickelt, und das erklärt auch die Bereitwilligkeit, mit der Landgraf Ludwig V. dem fanatischen Lutheraner Ratichius und seinen Reformplänen ein geneigtes

[1]) J. Kuhne, Philippe Sylvestre Dufour und seine Instruction morale d'un père à son fils. Ein Beitrag zur Pädagogik der Hugenotten. Leipzig, Jul. Klinkhardt. II u. 170 S. 8⁰.

*) So wird schon S. 14 nachgewiesen, daß die Instruktion für Dufours ältesten Sohn bestimmt war. Dasselbe erfahren wir — diesmal noch durch ein „wohl" eingeschränkt — auf S. 17. Dreimal (S. 21, 58 Anm. u. S. 59) erzählt der Verf., wie verbreitet das Vorurteil war, daß Tugend und honnêteté an die Vorzüge adeliger Geburt geknüpft seien.

[2]) Hermann Siebeck, Christoph Helwig als Didaktiker 1605—1617. In „Die Universität Gießen von 1607—1907. Festschrift zur 3. Jahrhundertfeier". Herausgeg. von der Universität Gießen. Gießen, Töpelmann, 36 S.

Digitized by Google

Ohr lieh. Der Verfasser zeigt dann, wie auf den Wunsch des Landgrafen zunächst Mentzer und Helwig, bald darauf auch Jung in Verbindung mit dem Holsteiner Didaktikus traten, wie sie zusammen in Augsburg arbeiteten und wie das gutgemeinte Unternehmen an der Starrköpfigkeit und Engherzigkeit des Ratichius scheiterte: alles bekannte Tatsachen, die aber durch Heranziehung archivalischen Materials eine anschauliche Bestätigung erfahren. Helwig kehrte 1615 nach Gießen zurück und lehrte nun auf eigene Faust und mit großem, aber kurzem Erfolge nach Ratkes Grundsätzen. Da ihm neben aufreibender Unterrichtstätigkeit noch die Abfassung der auf der neuen Methode sich aufbauenden Lehrbücher oblag, so erlag er schon nach zwei Jahren der allzugroßen Arbeitslast. Eine Zeitlang konnte sich die von ihm eingeführte neue Lehrart in Gießen und auch in Kassel halten, aber da es an hinreichend vorgebildeten und willigen Lehrkräften fehlte, so war sie dem sicheren Untergange geweiht. Am längsten haben ihn die nach seinem Tode herausgegebenen Schriften überlebt. Erfreulicherweise macht uns Siebeck mit der Anlage und dem Inhalt der wichtigsten Unterrichtswerke Helwigs bekannt. Er liefert damit einen besonders schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des deutschen Unterrichtswesens. In dem der Arbeit vorausgeschickten Quellenverzeichnis fehlt die Schrift Lattmanns über „Ratichius und die Ratichianer" 1898.

Die Literatur über Helwigs Schwiegersohn *Johann Balthasar Schupp* wächst von Jahr zu Jahr. Auch das vergangene hat uns drei Arbeiten über ihn beschert. Johann Lühmann[1]) bringt in seiner Marburger Dissertation Beiträge zu seiner Würdigung, in denen er mehrere Irrtümer in den bisher üblichen Darstellungen von Schupps Leben bis zu seiner Übersiedelung nach Hamburg berichtigt und endlich die Anschauungen Schupps über die verschiedensten Gebiete seines Schaffens und Denkens und deren Wandlung auf Grund einiger bisher unbeachtet gebliebener Schriften revidiert. Leider bricht die mir zugegangene gedruckte Dissertation mitten in der Arbeit ab; den Rest, der sich in Elsters „Beiträgen zur deutschen Literaturwissenschaft" finden soll, habe ich trotz zeitiger Reklamation nicht erhalten. Die Besprechung der lateinischen Schriften Schupps bietet insofern eine Ergänzung zu Zschaus Dissertation, als darin die Abhängigkeit Schupps von dem Holländer Boxhorn nachgewiesen wird, die besonders stark im „Orator Ineptus" zutage tritt (cf. S. 42 ff.)*) — Lühmanns Berichtigungen zu Schupps Leben haben übrigens noch im selben Jahre weitere Berichtigungen bezw. Ergänzungen erfahren durch die Arbeiten zweier hessischer Forscher. Wilhelm Martin Becker[2]) macht uns in

[1]) Johann Lühmann, Johann Balthasar Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Marburger Diss. Marburg, Koch. 55 S.

*) Walter Wolfgang Zschau: Quellen und Vorbilder in den „Lehrreichen Schriften" Johann Balthasar Schupps. Diss. Halle 1906. Besprochen in Mitt. XVI, S. 171.

[2]) Wilhem Martin Becker, Aus J. B. Schupps Marburger Tagen. Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte I, 2. Heft, S. 171—186.

Digitized by Google

den „Beiträgen zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte“ mit fünf Briefen Schupps an den Onkel seiner Frau, den im lutherischen Deutschland hochangesehenen Ulmer Superintendenten und Rektor Konrad Dieterich bekannt. Diese Briefe, die samt der ganzen umfangreichen Korrespondenz Dieterichs in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden, werfen ein helles Licht auf Schupps prekäre Lage in Marburg bis zum Jahre 1639 (dem Todesjahre Dieterichs), sein mißliches Verhältnis zu dem allzu praktisch denkenden Vater und dem habgierigen Schwager Johann Daniel Horst, der in Marburg Professor der Medizin war, und lassen uns gelegentliche wertvolle Einblicke in die traurigen Schulverhältnisse im damaligen Hessenlande tun (vgl. bes. S. 178). — Wilhelm Diehls[1] neue Beiträge zur Geschichte Schupps bilden die Fortsetzung zu Beckers Veröffentlichung, insofern sie mit dem Zeitpunkte anheben, wo Schupps Briefwechsel mit Dieterich durch des letzteren Tod seinen Abschluß fand. Der Aufsatz beleuchtet endlich einmal klar die Frage nach dem Schicksal von Schupps Opus historicum hassiacum, welches die Geschichte Ludwigs V. und Georgs II. von Hessen-Darmstadt behandeln sollte. Lühmanns Ausführungen über dieses Thema (S. 24 f.) werden durch Diehls Untersuchungen vollständig überholt. Wie Diehl nachweist, war ursprünglich ein weit größer angelegtes Quellenwerk für die gesamte hessische Geschichte geplant, das den Kanzler Totenwart zum geistigen Urheber hatte. Als dieser jedoch 1639 in Ungnade fiel und seine ganze Materialiensammlung vernichtete, ging das Werk in die Brüche. Schupp erhielt den Auftrag zur Ausführung des bescheidener gedachten, darstellenden Opus historicum wahrscheinlich schon bald nach Totenwarts Sturz (1639). Die Vorverhandlungen zogen sich aber bis 1641 hin. Wenn nun in der Folgezeit Schupps Arbeit nur sehr langsam von statten ging, so lag das, wie Diehl eingehend nachweist, einmal an der Ueberhäufung mit neuer Arbeitslast, die ihm das Amt eines Prorektors 1643 eintrug, ferner an einer Disziplinaruntersuchung, die er 1645 als „Prediger des deutschen Hauses“ wegen „unerhörter Neuerungen“ über sich ergehen lassen mußte, und endlich an der ständigen pekuniären Not, die ihn infolge der Kriegswirren so schwer bedrückte. Seine Berufung als Hofprediger nach Braubach, die ihn aus dem Elend der Marburger Tage befreien sollte, machte auch seiner Arbeit am Opus historicum ein Ende. Schupps Schüler Winckelmann wurde 1647 mit der Aufgabe betraut. Diehl fügt die wichtigsten Berichte und Briefe, die als Quellen zu seiner Darstellung gedient haben, auf S. 281—326 bei.

Die Literatur über *Comenius* ist im vergangenen Jahre viel bescheidener an Umfang als im Jahre zuvor gewesen. Aus diesem Grunde mußte auch von einer gesonderten Betrachtung dieses Mannes abgesehen werden. Als bedeutsamste Veröffentlichung möchte ich zunächst die Aus-

[1] Wilhelm Diehl, Neue Beiträge zur Geschichte von Johann Balthasar Schuppius in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit (1639 bis 1646). Beiträge zur Gesch. der Universitäten Mainz und Gießen. S. 255 bis 326.

Digitized by Google

gabe des 3. Bandes seiner pädagogischen Schriften durch Lion[1] erwähnen, der in 2. Auflage erschienen ist. Er enthält 1. Der Mutter Schul, 2. die didaktische Aehrenlese. Die Mutterschulanweisung ist ein diplomatischer Abdruck des in der Breslauer Stadtbibliothek vorhandenen Exemplars, das 1633 in Lissa gedruckt worden war. Zum besseren Verständnis einzelner Stellen ist die entsprechende Version der lateinischen Originalausgabe, der Schola Infantiae, unter dem Texte beigegeben, und wo es dem Herausgeber besonders nötig erschien, hat er auch sachliche Erklärungen beigefügt. Die didaktische Aehrenlese ist eine wortgetreue, von Lion verfaßte Uebersetzung des 1895 von Kvačala in Petersburg aufgefundenen und von ihm neu herausgegebenen Spicilegium Didacticum (Rosenberg 1895), das Wenzel Nigrin aus den hinterlassenen Papieren seines Schwiegervaters „gesammelt" (also wohl zusammengestellt) und als Vorbereitung zu weiteren und größeren Editionen veröffentlicht hatte. Aehrenlese wird sie genannt, weil sie nur die wichtigsten Gedanken der Comenianischen Methodik und Didaktik in der von ihm beliebten übersichtlichen Anordnung enthält. Ein Vergleich des kleinen Werkchens mit der „Großen Unterrichtslehre" ist für jeden, der sich mit der Didaktik des großen Pädagogen eingehender beschäftigt, interessant und belehrend.

„Das Testament der sterbenden Mutter" hat Dora Peřina[2]) aus dem Böhmischen übersetzt. Das Original ist 1650 in Lissa zum erstenmal erschienen. Die sterbende Mutter ist die Böhmische Brüdergemeinde, die der Westfälische Friede durch Ausschließung aus dem allgemeinen Religionsfrieden rechtlos gemacht und damit dem Tode geweiht hatte. Die ergreifenden Abschiedsworte an ihre Söhne, die ihr letzter Bischof der Sterbenden in den Mund legt, sind mit dem Herzblute des Verfassers geschrieben und geben ebensowohl ein Zeugnis ab für seine rücksichtslose Wahrheitsliebe wie für seine Friedenssehnsucht. Selbstverständlich empfiehlt er darin auch seinen Brüdern und Freunden die Sorge um einen „tieferen, fleißigeren und ausgiebigeren Unterricht der Jugend" und weist auf die „Methoden zur besseren Unterweisung derselben" hin, die von „einigen ihrer Söhne" verfaßt sind. — Der kleine Beitrag von Gustav Beißwänger[3]) im „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich" enthält 8 Briefe des Nigrinus, die er, um die Sammlung des Nachlasses seines Schwiegervaters zu fördern, an van Geer, Hesenthaler u. a. geschrieben hat, und außerdem ein Antwortschreiben Hesenthalers, in welchem er seine Ankunft in Amsterdam und die Ueberbringung einer von Nigrin gesuchten Abschrift der Janua rerum

[1]) C. Th. Lion, Joh. Amos Comenius' Pädagogische Schriften III. Bd. — Bd. 33 der Bibliothek pädagogischer Klassiker, hg. v. Friedrich Mann. Langensalza, Beyer u. Söhne. X u. 106 S. 8⁰.

[2]) Dora Peřina, Das Testament der sterbenden Mutter. Von Johann Amos Comenius herausgeg., aus dem Böhmischen übertragen und eingeleitet. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Jahrg. 1907, Heft 1, S. 25—45.

[3]) Gustav Beißwänger, Comeniana. Ein Beitrag zu seinem Briefwechsel. Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. 28. Jahrg. S. 40—49.

Digitized by Google

ankündigt. Die Briefe sind zum Teil schon auszugsweise von Kvačala in seiner Commenius-Korrespondenz (2. Bd. 1902) veröffentlicht worden. — Der kleine Aufsatz W. Toischers[1]) über die „falschen Propheten" Christoph Kotter, Christina Poniatowski und Nikolaus Drabik, die im Leben des Comenius eine so beträchtliche Rolle spielten, bringt uns nichts Neues.

Ueber *August Hermann Francke* ist noch eine kleine Veröffentlichung aus dem Jahre 1906 zu erwähnen. Das Büchlein von J. Baltzer[2]) über den großen Organisator ist für den Gebrauch an Seminaren bestimmt. Es enthält eine für seine Zwecke gut orientierende Darlegung der Entstehung, Entwicklung und gegenwärtigen Gestalt der Franckeschen Stiftungen, einen Abdruck des „Kurtzen und einfältigen Unterrichts" und die nötigen erklärenden Anmerkungen dazu.

Ein ganz anderer Geist als in Franckes pädagogischer Hauptschrift weht durch *J. Lockes* „Gedanken über Erziehung". Ludwig Wattendorf[3]) hat sie für die Sammlung von Gansen, Keller und Schulz ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Ich muß bei dieser Ausgabe etwas länger verweilen, als es die Rücksicht auf den mir zu Gebote stehenden Raum eigentlich gestattet. Die hier gegebene Schilderung von Lockes Leben ist klar und anschaulich geschrieben, die Beurteilung seines Charakters ist gerecht. Die Uebersetzung verleugnet nicht die Benutzung früherer Arbeiten, wie die von Ouvrier, Rudolphi, Schuster und Sallwürk, die ausdrücklich im Literaturverzeichnis vermerkt sind, zeugt im übrigen aber — soweit ich habe vergleichen können — von selbständiger Durcharbeitung des englischen Textes. Dagegen kann ich mich mit der Würdigung von Lockes Stellung in der Geschichte der Pädagogik und einer Anzahl von erläuternden Anmerkungen unter dem Text nicht immer einverstanden erklären. Wenn Wattendorf z. B. sagt, Lockes Hauptaugenmerk sei auf die Erziehung zur Tugend und Weisheit und zu weltmännischem Verhalten in der Gesellschaft gerichtet (S. 23 d. Einl. und ähnlich so S. 18), so hätte nach meiner Ansicht der Ausdruck „weltmännisches Verhalten" gerade hier einer besonderen Erklärung bedurft. Denn Locke versteht unter dem von ihm empfohlenen Benehmen durchaus nicht bloß die äußere Formgewandtheit ohne Rücksicht auf die Gesinnung — er bezeichnet diese rein formelle Höflichkeit als Ziererei (S. 90 f.) —, sondern die natürliche, ungezwungene Aeußerung eines wohlgebildeten tugendhaften Herzens. Reinheit der Gesinnung und

[1]) W. Toischer, Comenius und die Propheten seiner Zeit. Der Schulfreund. 62. Jahrg. S. 149—153.

[2]) Justus Baltzer, August Hermann Francke. Für den Gebrauch an Seminaren. Mit 6 Abbildungen und einem Plan der Franckeschen Stiftungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1906. XXX u. 80 S. 12⁰.

[3]) Ludwig Wattendorf, John Lockes Gedanken über die Erziehung. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Mit Lockes Bildnis. 32. Bd. d. Sammlung der bedeutendsten pädag. Schriften aus alter und neuer Zeit. Hg. v. Gansen, Keller u. Schulz. Paderborn, Schöningh. 292 S. 8⁰.

Schönheit des Umgangs sind ihm identische Begriffe, daher auch die enge Zusammenstellung von Tugend und Wohlanständigkeit. Die Klarlegung dieser Anschauung ist so wichtig, weil sie durch Lockes Schüler Anthony Shaftesbury weiter ausgebildet und später Gemeingut der bedeutendsten Geister des 18. Jahrhunderts in Deutschland geworden ist. Wenn man nun ferner bedenkt, mit welcher Energie er diese Forderung echter Geistes- und Herzensbildung an die Spitze aller Erziehungsaufgaben stellt, dann wird man in ihm auch nicht mehr den reinen Utilitaristen sehen, als der er so häufig verschrieen und, im Hinblick auf den Unterricht wenigstens, auch in dieser Ausgabe bezeichnet wird. — Was die Anmerkungen anlangt, so erscheinen mir manche von ihnen zu doktrinär. Mit apodiktischer Gewißheit und häufig in der Form eines universalen Urteils stellt der Herausgeber da seine Anschauung derjenigen Lockes gegenüber und zieht, mag er nun billigen oder verurteilen, den englischen Philosophen vor sein Gericht. Das ist höchst bedenklich, denn einmal erkennt noch lange nicht jeder Leser von Urteil Wattendorfs Anschauungen als die richtigeren an, und dann wird dadurch in dem jugendlichen Leser die Bildung historischer Urteile gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Es handelt sich beim gsschichtlichen Urteil nicht darum, die Meinungen eines Mannes von unserem Standpunkte aus gutzuheißen oder zu verwerfen, sondern darum, daß wir sie aus den persönlichen Verhältnissen und den geschichtlichen Bedingungen heraus verstehen lernen. Wattendorf macht Ansätze zu solcher Beurteilung, wenn er z. B. Lockes Abneigung gegen den lateinischen Grammatikunterricht aus den persönlichen Erfahrungen des Philosophen zu erklären sucht, aber er hat leider gerade in den Anmerkungen diese Art der Beurteilung nicht durchgeführt.

Geradezu mustergültig ist demgegenüber der Kommentar, den E. v. Sallwürk[1] zu *J. J. Rousseaus* „Emil" verfaßt hat. Seine Anmerkungen wollen wirklich erklären und geschichtlich belehren. Daher nirgends ein Schulmeistern oder Vordrängen der eigenen Meinung. Wo Rousseaus Ansichten besonders schroff der hergebrachten Anschauung gegenübertreten, stellt ihnen Sallwürk die gegenteilige Meinung einer anderen Autorität, wie z. B. K. v. Raumers entgegen, offenbar um durch Vergleichung von Meinung und Gegenmeinung den Leser zu eigenem Urteil zu erziehen. Nur wo es sich um offenkundige, sachliche Irrtümer Rousseaus handelt, wie z. B. S. 65 und 91, berichtigt er sie. Wie er aber auch da bemüht ist, wenn irgend möglich, die geschichtliche Grundlage des Irrtums aufzuzeigen, sieht man sehr gut an der Anmerkung zu S. 55. Der Leser verdankt der aufmerksamen Lektüre eines solchen Kommentars nicht nur besseres Verständnis des Textes, sondern auch eine

[1] E. v. Sallwürk. J. J. Rousseaus Emil oder Ueber die Erziehung. Uebersetzt, mit Biographie und Kommentar. 4. Aufl. 1. Bd. — Bd. 6 v. Fr. Manns Bibliothek pädagogischer Klassiker. Langensalza, Beyer & Söhne. CXXII u. 276 S. 8°.

Digitized by Google

beträchtliche Erweiterung seines erziehungs- und kulturgeschichtlichen Wissens. Ganz neu an dieser Emilausgabe ist die Rousseaubiographie von Sallwürk, welche die veraltete von Theodor Vogt († 1906) ersetzen soll. Der Verfasser bietet uns darin ein fesselndes Lebensbild des Genfer Philosophen, zu dem die Ergebnisse der neueren Rousseauforschung, allerdings noch nicht des Macdonaldschen Werkes, gewissenhaft benutzt worden sind. Gleichwohl nähert sich Sallwürk den Anschauungen Frederika Macdonalds über Rousseaus Charakter und die Zuverlässigkeit seiner Angaben betreffs seines Lebens und Wesens sehr. Er betont besonders im Hinblick auf die Bekenntnisse, daß es die redliche Absicht ihres Verfassers gewesen ist, die Wahrheit zu sagen, und daß sich seine Angaben trotz gegenteiliger Behauptungen von anderer Seite (Frau von Epinays Memoiren werden ausdrücklich dabei erwähnt) als die zuverlässigeren erwiesen haben. Nur die chronologischen Angaben sind „da und dort nicht genau, ohne daß jedoch ein Anlaß zu absichtlicher Irreführung bemerklich wäre“ (S. V). — Im Hinblick auf die steigende Wertschätzung, die den Bekenntnissen als Geschichtsquelle für Rousseaus Leben neuerdings gezollt wird, ist es besonders zu begrüßen, daß uns Ernst Hardt[1]) eine neue mustergültige Uebersetzung dieses eigenartigen Buches geschenkt hat. Die Arbeit ist eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges. Der weiche, malerische Stil, der Rousseau vor allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts auszeichnet, ist wunderbar fein wiedergegeben. Das Buch ist auch hinsichtlich seiner Ausstattung eine wahre Freude für den Bibliophilen. — Einen ganz neuen handschriftlichen Bericht über Rousseaus Ende teilt Ludwig Geiger[2]) in seiner kleinen Monographie über Rousseau mit. Er wurde im Sommer 1906 in der Stadtbibliothek zu Besançon aufgefunden und stammt von der Hand des Architekten Pierre Adrien Pâris, der bald nach Rousseaus Tod nach Ermenonville kam und seine Aufzeichnungen nach den Mitteilungen der Witwe des Philosophen niederschrieb. Der Bericht ist deshalb wichtig, weil er das urkundliche Zeugnis des Herrn von Girardin über Rousseaus Tod durchaus bestätigt und damit einen neuen Beleg gegen das verleumderische, auf Klatsch beruhende Gerede von Rousseaus Selbstmord bildet. Im übrigen will Geiger in seinem Büchlein nichts wesentlich Neues bringen. Es ist zur Belehrung gebildeter Leser geschrieben, die sich schnell und mühelos über das Leben, die Werke und Ziele des eigenartigen Mannes unterrichten wollen. Diese Aufgabe erfüllt das Buch vollkommen. — Eine sympathische Arbeit über Rousseaus Naturgefühl hat Erich Rundstroem geliefert. Die Arbeit enthält zunächst in klarer Anordnung eine einleitende Uebersicht über die Entwicklung des Naturgefühls bis auf Rousseau,

[1]) Ernst Hardt, J. J. Rousseau — Bekenntnisse —. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen. Zierleisten von A. Gratz. Berlin. Wiegandt & Grieben. 869 S. 12°.

[2]) Ludwig Geiger, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Bd. 21 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“. Leipzig, Quelle & Meyer. 131 S. 8°.

Digitized by Google

vornehmlich in Frankreich. Dann zeigt der Verfasser, wie Rousseaus Naturgefühl durch angeborene Neigung, durch die Streif- und Wanderzüge seiner Jünglingsjahre und durch den Aufenthalt in Chambéry und Les Charmettes bestimmt und entwickelt wurde, wie das Leben in der Gesellschaft ihm dieses Gefühl erst recht zum Bewusstsein brachte und ihn mit hinreißender Sehnsucht nach erneutem Verkehr mit der Natur erfüllte, die er nun hoch über das Kulturleben einer verbildeten Gesellschaft stellte, wie ferner das Studium der italienischen und englischen Literatur ihn lehrte, seine Bewunderung für die Natur in packende Worte zu fassen und wie ihm endlich die geliebte Freundin in der Zeit der Verfolgung zur unersetzlichen Trösterin wurde. Das 2. Kapitel macht den Leser mit Rousseaus Ansichten über die Natur bekannt und schildert den bestimmenden Einfluß, den diese zeitlebens auf sein Denken und Fühlen hatte. Es stellt einen sehr wesentlichen Beitrag zur Kenntnis von Rousseaus Persönlichkeit dar. Das 3. bringt eine Reihe der charakteristischsten Landschaftsbilder aus Rousseaus Werken, die ihn als poetischen Entdecker der „romantischen Landschaft" erkennen lassen und auch sonst deutlich die Grenzen seines Naturempfindens verraten. Ein Anhang schildert Rousseaus Ansichten über Gartenkunst. Die ganze Abhandlung, die eine wertvolle Ergänzung zu Alfred Bieses Arbeiten über die Entwicklung des Naturgefühls bildet, zeugt von liebevollem Eindringen in die Rousseausche Gefühls- und Gedankenwelt.[1])

Ehe wir nun die neuesten Veröffentlichungen über die Rousseau vielfach so nahestehenden *Philanthropinisten* besprechen, müssen wir uns noch mit einem Manne beschäftigen, dessen pädagogische Ideen in eigentümlicher Mischung den Uebergang von pietistischen zu philanthropischen und neuhumanistischen Tendenzen darstellen: ich meine *Martin Ehlers*. Felix Kelle[2]) sucht ihn durch eine Darstellung seines Lebens und seiner Erziehungslehre unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Mit den Pietisten fordert Ehlers fachmäßige Ausbildung der Lehrer, mit den Philanthropinisten verwirft er es, daß so viele Schulmänner ihr Amt nur als vorläufige Versorgung und Wartezeit für eine Pfarrstelle ansehen und es demgemäß ohne Lust und Liebe verwalten. Zu der von den Philanthropinisten gezogenen Konsequenz, der Forderung völliger Trennung beider Aemter (die übrigens schon Balthasar Schupp aufgestellt hatte) vermochte er sich allerdings noch nicht durchzuringen. Dieses Stehenbleiben auf halbem Wege ist aber häufiger bei ihm zu beobachten, so z. B. auch in seinen Vorschlägen über die Ausbildung der Volksschullehrer (vgl. S. 19). Im übrigen ist er reiner Eklektiker; so wenig er sich durchweg für die Ideen der Anhänger Basedows entscheiden kann, mit denen er doch viele

[1]) Erich Rundstroem. Das Naturgefühl J. J. Rousseaus im Zusammenhange mit der Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls überhaupt. Königsberger Diss. Königsberg. Hartungsche Druckerei 106 S. 8°.

[2]) Felix Kelle, Martin Ehlers' pädagogische Reformbestrebungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Leipziger Diss. Kamenz i. Sa., H. Baßler. XI u. 93 S. 8°.

Digitized by Google

Berührungspunkte hatte, so wenig ist er — ein Schüler des von ihm hochverehrten Gesner — zu einer gefestigten Stellung der neuhumanistischen Bewegung gegenüber gekommen. Dieses Unentschiedene in seinem Wesen scheint mir auch außer den von Kelle S. 92f. angeführten Gründen mit dazu beigetragen zu haben, daß er noch vor seinem Tode in der pädagogischen Welt vergessen wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Anzahl wertvoller pädagogischer Gedanken, die Basedow in seiner „Vorstellung" (1768) mit der ihm eigenen Energie vorträgt, schon zwei Jahre vorher von Ehlers in seinem Hauptwerke „Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen notwendigen Erfordernissen" ausgesprochen wurden, aber darum darf man noch nicht, wie Künoldt (Chalotais und sein Verhältnis zu Basedow 1897) behauptet, völlige Abhängigkeit des ersteren vom letzteren annehmen. Kelle wägt in der Beziehung das Verhältnis beider richtiger ab. Besonders eingehend führt er den Nachweis, daß Basedow die Forderung eines Edukations- und Studienkollegiums und damit der Stellung der Schule unter Staatsaufsicht von Ehlers und nicht von Chalotais, wie Pinloche meint, übernommen hat. In dieser Beweisführung hat ihm außer Hermann Lorenz u. a. auch Th. Fritzsch[1] in seinem Buche über E. Chr. Trapp (S. 18) vorgearbeitet. Er spielt auf diese Vorarbeit in seiner Ausgabe von *Basedows* „Vorstellung" (S. 19) an, die in Reclams Universalbibliothek erschienen ist. Die dem Abdruck vorausgehende Einleitung enthält das wichtigste über Basedows Leben und Wirken. Die Anmerkungen sind knapp, doch im ganzen vollkommen ausreichend. Freilich zur Lullianischen Methode (S. 26) hätten auch ein paar erklärende Worte gehört, ebenso zu der Abkürzung G.*** auf S. 43. Mit dieser Abkürzung und der dazu gehörigen Anspielung auf eine von G.*** verfaßte Verordnung dürften wohl Gesner und die braunschweigisch-lüneburgische Schulordnung von 1737 gemeint sein, an deren Abfassung er teil hatte. Für verkehrt halte ich es, daß der Herausgeber in einer Anmerkung über den Lausanner Arzt Tissot (S. 62) dessen bahnbrechende Schriften über Selbstbefleckung mit dem unklaren Ausdruck „Abhandlungen über ein gewisses Gebiet" umschreibt. Er sagt damit dem Leser — und es lesen doch nur gereifte Menschen Basedows Schriften — schlechterdings nichts. Von Tissots „L'Onanisme" (1762) und Rousseaus „Emile" sind ja auch die Philanthropinisten in ihrer Behandlung des Problems der sexuellen Aufklärung ausgegangen. Franz Xaver Thalhofer[2] hat der geschichtlichen Entwicklung dieses Problems bei den Philanthropinisten eine sehr wertvolle, die ganze einschlägige Literatur umfassende Arbeit gewidmet, die eine weit über das historisch-pädagogische Gebiet hinausgehende Beachtung verdient. Diese Seite der erzieherischen Tätigkeit der Philanthro-

---

[1]) Theodor Fritzsch, Joh. Bernh. Basedows Vorstellung an Menschenfreunde. Mit Einleitung u. Anmerkungen. Reclams Universalbibl. Nr. 4663. Leipzig, Ph. Reclam jun. 112 S. 12⁰.

[2]) Franz Xaver Thalhofer, Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen. Kempten u. München, Jos. Kösel. VI u. 127 S. 8⁰.

Digitized by Google

pinisten ist bisher kaum einer eingehenden und gerechten Beachtung gewürdigt worden. Thalhofer zeigt, daß Basedows Anhänger die Wichtigkeit der sexuellen Pädagogik nicht nur klar erkannt, sondern auch die Frage tüchtig durchgearbeitet, ja das spezielle Problem der sexuellen Belehrung einer Lösung entgegengeführt haben, die heute nur in nebensächlichen Punkten ergänzt werden kann (vgl. S. 48f). Die Fülle von Belehrung, die diese Schrift jedem Pädagogen, nicht nur dem historisch interessierten, bietet, kann hier nicht einmal angedeutet werden. In einer Neuauflage des Buches wird der Verfasser wohl auch für eine erfreulichere Wiedergabe der französischen Zitate (s. bs. S. 8) sorgen.

Der den Philanthropinisten nahestehende und doch so selbständige *Friedrich Eberhard von Rochow* findet in neuester Zeit steigende Beachtung. Beginnt man doch mehr und mehr einzusehen, daß die Entwicklung der deutschen Volksschule im 19. Jahrhundert mehr in den Bahnen des Halberstädter Domherrn als in denen Pestalozzis fortgeschritten ist. Fritz Jonas,[1] der Herausgeber von Rochows Literarischer Korrespondenz, hat nun auch im Verein mit Friedrich Wienecke die Veröffentlichung seiner gesamten pädagogischen Werke in Angriff genommen. Sie ist auf 4 Bände berechnet. Der erste Band enthält die pädagogischen Schriften aus den Jahren 1772—1781, von denen der „Versuch eines Schulbuches", der „Kinderfreund" und vom „Nationalcharakter durch Volksschulen" als die bekanntesten erwähnt werden mögen. Vom „Bauernfreund", dem Vorläufer des Kinderfreundes war kein Exemplar mehr aufzutreiben, er scheint verschollen zu sein. Der „Versuch eines Schulbuches" und der „Kinderfreund" sind in der Form der ersten Auflage wiedergegeben, weil sie in dieser Gestalt ihre epochemachende Wirkung ausgeübt haben. Die Abweichungen der späteren Ausgaben sollen in einem Anhange zum Vergleich dargeboten werden. Für die übrigen Schriften ist jedesmal der Text der letzten von Rochow selbst besorgten Ausgabe maßgebend gewesen. Auch Reclams Universalbibliothek hat eine Rochowsche Schrift in ihren Bestand aufgenommen, und zwar diejenige, die auch heute noch auf ein größeres Lesepublikum rechnen kann, die „Geschichte meiner Schulen". Der Herausgeber Theodor Fritzsch[2]) leitet die Ausgabe mit dem von Rochow selbst im II. Bd. der „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg" gegebenen, kurzen Lebenslauf ein, gibt die zeitgenössische Schilderung einer Dorfschule aus den „Pädagogischen Unterhandlungen" (1782) wieder, um zu zeigen, wie viel auf dem Gebiete des Volksschulwesens noch zu tun war, und veranschaulicht Rochows pädagogische Gedanken durch Wiedergabe einer Stelle aus der oben schon erwähnten Schrift „Vom

---

[1]) Fritz Jonas und Friedrich Wienecke, Friedrich Eberhard von Rochows sämtliche pädagogische Schriften. I. Band. Berlin. Georg Reimer. XV u. 359 S. 8°.

[2]) Theodor Fritzsch, Friedrich Eberh. v. Rochow. Geschichte meiner Schulen. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 75 S. 12°.

Digitized by Google

Nationalcharakter durch Volksschulen". Das Titelblatt des Originals von 1795 ist in getreuer Nachbildung wiedergegeben. — Auch Isaak Iselin hat sich den Philanthropinisten gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt. Den Nachweis dafür liefert Ernst Gnüchtel[1]) in seiner Abhandlung über Iselins Verhältnis zum Philanthropinismus. Philosophisch sucht Iselin den Verständes- und Aufklärungsenthusiasmus mit dem Gefühlsenthusiasmus seiner Zeit zu versöhnen; als Erziehungstheoretiker weist er über die Philanthropinisten hinaus auf Herbart hin. Der Verf. verwirft es mit Recht, daß man den Baseler Ratsherrn in der Geschichte der Pädagogik vielfach zu den bedeutungslosen Nachläufern in der Gefolgschaft Basedows rechnet.

In demselben Jahre, in dem Rochow seinen bescheidenen und doch so folgenschweren Versuch eines Schulbuches veröffentlichte, erschien auch *Wielands* großer Staatsroman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian". Er ist 1904 von Oskar Vogt zum Gegenstande eingehender Untersuchung gemacht worden, die sich u. a. auch auf die pädagogischen Ansichten Wielands erstreckt. Heubaum hat sich bereits in einem früheren Jahresbericht (Mitt. XVI, S. 175f.) über die Mängel der Vogtschen Arbeit in dieser Hinsicht ausgesprochen und damals auch weitere Forschungen über Wieland als Pädagogen als wünschenswert bezeichnet (a. a. O. S. 176). Wir haben jetzt in Emil Hamanns[2]) Dissertation über Wielands Bildungsideal die erste zusammenfassende Arbeit dieser Art erhalten. Nach dieser eindringlichen und gehaltvollen Studie deckt sich Wielands Bildungsideal mit dem des Aufklärungszeitalters, soweit darin der nationalistische Vervollkommnungs- und Glückseligkeitsgedanke sowie die starke Betonung der Vernunftherrschaft und des praktischen Sinnes zum Ausdruck kommen. Andererseits geht Wieland aber über die Tendenzen der Aufklärung hinaus, sucht das von Rousseau aufgeworfene Problem Natur-Kultur in einer Weise zu lösen, die sich unserem heutigen Standpunkte nähert, und berührt sich in seinen Ansichten über den Bildungswert der klassischen Sprachen und Literaturen bis zu einem gewissen Grade mit Herder. Freilich muß man die pädagogischen Anschauungen des jungen Wieland stark von denen des alternden Dichters trennen. Mit 23 Jahren sah der Verfasser des „Planes einer Akademie" (1756), der begeisterte Verehrer des Shaftesburyschen Virtuoso, in den Griechen eine ideale Nation, der er keine andere gleichzustellen wagte, und später nennt derselbe Mann die Griechen „ein übermäßig erhobenes Volk". Es ist ein besonderer Vorzug der Hamannschen Studie, daß er diese Wandlung des Wielandschen Bildungsideals nach den verschiedenen Seiten hin nachzuweisen versucht hat.

Wie Wieland ist sein schwäbischer Landsmann *Johann Friedrich Flattich* aus pietistischen Kreisen hervorgegangen. Im Gegensatz zu jenem

[1]) Ernst Gnüchtel, Isaak Iselin und sein Verhältnis zum Philanthropinismus. Leipzig. Diss. 82 S. 8⁰.

[2]) Emil Hamann, Wielands Bildungsideal. Leipziger Diss. Chemnitz, Wilisch. VI u. 153 S. 8⁰.

Digitized by Google

ist er jedoch zeitlebens ein frommer und streng bibelgläubiger Mann geblieben. Als Lehrer und Erzieher hat er sich von den Einseitigkeiten und der Engherzigkeit der späteren Franckeschen Schule ferngehalten und ist trotz Pietismus und Philanthropinismus seine eigenen Wege gegangen. Ein kleiner Aufsatz von Wilhelm Kahl[1]) bringt die Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Straßburger Theologen, Heinrich Patrick, der nach Beendigung seiner Studien eine längere Reise antrat und bei dieser Gelegenheit auch Flattich in Münchingen einen Besuch abstattete, um einen Einblick in seine pädagogische Tätigkeit zu gewinnen. Die Aufzeichnungen haben insofern Wert, als sie die uns bekannten Erziehungsgrundsätze des liebenswerten Mannes bestätigen. — Still, aber segensreich wie Flattich wirkte auch *Johann Friedrich Oberlin*, der vielgepriesene Volksfreund und Seelsorger des Steintals im Elsaß. Eugenie Oberlin[2]) hat ihm in Reins Enzykl. Handbuch eine von warmer Liebe und Verehrung durchzogene Schilderung gewidmet. Das in den Schulen des Steintals geübte Lehrverfahren zeigt ihn als Eklektiker, der auf den Schultern Basedows und Pestalozzis steht. Ganz selbständig dagegen hat er sich als Schöpfer und Organisator seiner Kleinkinderschulen erwiesen. Dies hätte auch in dem zusammenfassenden Schlußteil des Artikels (S. 348) erwähnt werden müssen. Wertvoll ist die Literaturangabe, die vollständigste, die mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist.

Wie sehr Rochow auf das Volksschulwesen des ausgehenden 18. Jahrhunderts eingewirkt hat, zeigt sich auch an *Bernhard Overberg,* auf dessen pädagogisches Denken die Schriften des Halberstädter Domherrn einen weitgehenden Einfluß ausgeübt haben. Das betont auch D. Petry[3]) in seinem Aufsatz über den Schulreformator des Münsterlandes. Hätte sich Petry dazu verstehen können, die wichtigsten pädagogischen Grundsätze Overbergs in seinem Artikel kurz zu entwickeln, so hätte das Bild, das er von ihm entwirft, an Anschaulichkeit und Wert gewonnen.

Mit Pestalozzi, der nachher besonders besprochen wird, ist *J. G. Fichte* mehrfach in engere Berührung gekommen, und beide haben sich auf pädagogischem Gebiete gegenseitig befruchtet. Freilich, wenn man den Namen Pestalozzis in Verbindung mit demjenigen Fichtes nennen hört, so denkt man in erster Linie an des letzteren „Reden an die deutsche Nation", von denen sich ja drei ausschließlich mit dem Erzieher von Yverdon und dessen Wirken beschäftigen. Aber die gründlichen Untersuchungen Paul Vogels,[4]) welcher den ganzen Reichtum von Fichtes philosophisch-pädagogischen Ideen mit denen Pestalozzis vergleicht, zeigen uns, daß die prinzipielle

[1]) W. Kahl, Neues über Johann Friedrich Flattich (1713—1797). Der praktische Schulmann, Jahrg. 1907, S. 539—547.

[2]) Eugenie Oberlin, Joh. Friedr. Oberlin. Reins enzykl. Handbuch. Bd. VI, S. 338—348.

[3]) D. Petry, Bernhard Overberg. Reins enzykl. Handbuch der Pädagogik. Bd. VI, S. 471—474.

[4]) Paul Vogel, Fichtes philosophisch-pädagogische Ansichten in ihrem Verhältnis zu Pestalozzi. Leipziger Diss. Langensalza, Beyer & Söhne. 175 S. 8⁰.

Digitized by Google

Übereinstimmung zwischen beiden Denkern, besonders in der Art der Problemstellung, eine sehr weitgehende ist. Durch Vogels Vergleichung wird die unzureichende Darstellung von Pestalozzi als Vorläufer Fichtes durch Hirsch Gutmann[1] in seiner Abhandlung über Fichtes Sozialpädagogik weit überholt. Gutmann hat seine Studie mit einem geschichtlichen Überblick über das Problem der Sozialpädagogik bis auf Fichte eingeleitet, der weit über ein Drittel der Arbeit umfaßt. Diese Einleitung wäre besser weggeblieben, denn so wie sie dasteht, genügt sie nicht. Sie ist als Einleitung zu lang, als selbständige Arbeit zu lückenhaft. Und wie bedenklich ist manchmal die Angabe der historischen Fakta! Hier eine Probe: „Die Reformatoren waren die ersten Gründer der Realschulen (!) und Gymnasien, sie haben auch Bürgerschulen gegründet, wie auch die Grundsteine für die Volks- und Mädchenschule gelegt“ (S. 9). Besser gelungen ist die Darstellung der sozialpädagogischen Ideen Fichtes. Er folgt dabei dem Entwicklungsgang des Philosophen und zeigt zunächst den sozialpädagogischen Gehalt der ersten zwischen 1790 und 1794 entstandenen Schriften auf, um sich in der zweiten Hälfte seiner Studie mit den im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erschienenen eigentlichen pädagogischen Werken zu beschäftigen, die seine Erziehungsideen im größeren Zusammenhang zur Darstellung bringen. Eine merkwürdige Unsicherheit auf historisch-pädagogischem Gebiete verraten die Zitate Gutmanns. Nach ihm gibt z. B. Heubaum eine „Zeitschrift der Gesellschaft für Erziehung“, 1905, H. VII (?) heraus, später heißt sie: „Zeitschrift für deutsche Erziehung und Schulgeschichte“. Die Studie wimmelt von Druckfehlern.

In demselben Jahre, in welchem Fichte seine Reden an die deutsche Nation richtete, erschien auch *Jean Pauls* Levana. Eine Art Jubelausgabe dazu hat uns Wilhelm Münch[2]) in seinem schönen Buch über Jean Paul als Verfasser der Levana beschert. Er leitet mit dieser Schrift eine neue Serie von Monographien ein, die den Persönlichkeiten und den pädagogischen Systemen unserer großen Erzieher von Sokrates bis auf Herbert Spencer gewidmet sind. Ihr Herausgeber ist Rudolf Lehmann. Die Sammlung soll zeigen, wie die erzieherischen Ideen dieser Männer aus ihrer Lebenserfahrung und ihrem Gedankenkreise entstanden und in welcher Weise sie von den Lehren bedeutender Vorgänger beeinflußt worden sind. Also die persönlichen Ursprünge und Beziehungen der pädagogischen Ideen und Systeme sollen darin aufgedeckt werden; gewiß eine sehr dankbare und noch manche neue Entdeckung versprechende Aufgabe. Das Buch von Wilhelm Münch bedeutet einen guten Anfang. Dem von Lehmann entworfenen Plan gemäß schildert er zunächst das Hervorgehen der Levana aus dem äußeren und inneren Leben ihres Verfassers, gibt dann im zweiten

[1]) S. Hirsch Gutmann, J. G. Fichtes Sozialpädagogik. Bd. 51 der Berner Studien zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Bern. Scheitlin. Spring & Cie. 100 S. 8°.

[2]) Wilhelm Münch, Jean Paul, der Verfasser der Levana. Bd. I der Sammlung „Die großen Erzieher“. Herausg. von Rudolf Lehmann. Berlin, Reuther & Reichard. VIII und 237 S. 8°.

Digitized by Google

Kapitel den Gedankengehalt der Levana im Anschluß an eine Blütenlese aus dem Werke selber wieder, sucht im nächsten Hauptabschnitt die Stellung Jean Pauls inmitten der pädagogischen Denker seiner Zeit festzulegen und schließt mit einer Betrachtung über den Wert der Levana. Über Blütenlesen aus seinen Werken hat sich Jean Paul selbst freilich mehrfach sehr vernichtend ausgesprochen (vgl. Flegeljahre, Kap. 2 und Vorschule der Ästhetik, 2. Aufl., § 14), aber der Anlage des Münchschen Buches entsprechend, war eine solche aus der Levana doch kaum zu vermeiden. Das dritte Kapitel erscheint mir als das wertvollste. — Eine sehr dankenswerte Arbeit hat auch Karl Freye[1]) in seinen Materialien und Untersuchungen zu den „Flegeljahren" geliefert. Auf Grund einer sorgfältigen Durcharbeitung aller handschriftlich erhaltenen Vorstudien zu den Flegeljahren zeigt er uns die Entstehungsgeschichte dieses Romans und die Art von Jean Pauls dichterischem Schaffen überhaupt. Der Reichtum seiner Ergebnisse kann hier nicht aufgezählt werden, man muß das Buch gehörig durcharbeiten, wenn man einen Gewinn davon haben will. Dann wird einem aber auch nicht nur des Dichters Arbeitsweise, sondern die ganze Tiefe seines Wesens klar. Die Jean Paul-Forschung aber ist durch das Buch um einen sehr wertvollen Beitrag bereichert worden.

Das Jean Paul pädagogisch manchmal nahestehende Universalgenie *Schleiermacher* wird in der Erziehungsgeschichte erfreulicherweise von Jahr zu Jahr mehr beachtet und besser gewürdigt. Richard Wickert[2]) beleuchtet neuerdings seine Pädagogik in ihrem Verhältnis zu seiner Ethik. Daß Schleiermacher der Pädagogik eine sittliche Aufgabe stellt und demgemäß sein Erziehungssystem in enger Beziehung zur Ethik setzt, ist bisher von allen betont worden, die sich über seine pädagogischen Meinungen ausgesprochen haben. Er selbst hat es allerdings unterlassen, auf diese Beziehungen im einzelnen hinzuweisen, und nur wer das Wesen der Schleiermacherschen Ethik als Güterlehre und Kulturphilosophie genauer kennt, sieht sie in seinen pädagogischen Vorlesungen allenthalben hervorleuchten. Wickert hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die häufig verborgenen Berührungspunkte so ans Licht zu bringen, daß sich der ganze ethische Hintergrund von dem pädagogischen System des vielseitigen Mannes deutlich abhebt. Dabei hat er mehr erreicht, als ursprünglich zu erwarten war: manche Gedanken, die in der Ethik nur angedeutet sind, finden in der Pädagogik erst die erforderliche Ausführung und Vertiefung, und wiederum eine Reihe pädagogischer Ideen gewinnen durch eine Vergleichung mit den entsprechenden Ausführungen in der Ethik größere Klarheit. So gibt uns erst die Vereinigung und ständige Nebeneinanderstellung beider, der Ethik und der Pädagogik, ein richtiges und vollkommen klares Bild von Schleiermachers Anschauungen. Besonders aber gewinnt seine Pädagogik dadurch in unseren Augen an Reichtum und Fülle, Weite und Tiefe.

[1]) Karl Freye, Jean Pauls Flegeljahre. Materialien und Untersuchungen. Palaestra, Bd. 61. Berlin, Mayer & Müller. 305 S. 8⁰.

[2]) Richard Wickert, Die Pädagogik Schleiermachers in ihrem Verhältnis zu seiner Ethik. Leipzig, Theod. Thomas. VIII u. 155 S. 8⁰.

Digitized by Google

In einer Zeit, wo Schleiermacher als Pädagoge der großen Masse der Gebildeten noch völlig unbekannt war, strahlte der Erzieherruhm *Hermann August Niemeyers* in vollem Glanze. Er hatte 1817 die Verstaatlichung der Franckeschen Stiftungen durchgesetzt, war eine Zierde der wiedererstandenen Hallenser Universität geworden und hatte sich durch seine immer wieder neu aufgelegten „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" den Beifall aller pädagogisch interessierten Kreise erworben. Die Darstellung seines Lebens und seiner geschichtlichen Bedeutung in Reins[1]) Enzyklopädischem Handbuch hat der Herausgeber selbst übernommen. Der Stoff lag ihm besonders nahe. Hat er doch die Herausgabe der „Grundsätze" in Friedrich Manns „Bibliothek pädagogischer Klassiker" besorgt und bereits darin eine wertvolle Biographie des geistvollen Mannes gegeben. In unserem Artikel wird die Schilderung von Niemeyers Persönlichkeit und seiner pädagogischen Bedeutung zum Teil in die Darstellung seines Lebensganges verwoben. Nur der Würdigung der „Grundsätze" ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, der die Erzählung von den Schicksalen Niemeyers unterbricht. In dem mit Wärme und Anschaulichkeit geschilderten Lebensbild treten die rein menschlichen Vorzüge des liebenswerten Mannes besonders klar hervor. — Auf das Herausheben solcher Momente verzichtet dagegen Paul Natorp[2]) in seinem Artikel über *Ludwig Natorp*, der — er war ein Schüler Niemeyers während seiner Studienzeit in Halle — sich um die Verbesserung des kurmärkischen und westfälischen Volksschulwesens im 2.—4. Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts verdient gemacht hat. Indem sich der Verf. des Artikels bei der Schilderung des Entwicklungsganges, der Schriften und der praktischen Wirksamkeit Ludwig Natorps auf das notwendigste beschränkt, gewinnt er die Möglichkeit, seine pädagogischen Grundsätze auf geringem Raume verhältnismäßig eingehend darzulegen. Wer einmal die hochinteressante und noch wenig aufgeklärte Geschichte des preußischen Volksschulwesens von Rochow bis zum Erscheinen der Regulative schreiben will, der wird sich auch mit Natorps Wirksamkeit und pädagogischen Anschauungen ziemlich eingehend beschäftigen müssen. Er ist einer der praktischen Köpfe gewesen, welche die überlieferte Pädagogik Rochowscher Färbung mit den neuen von Pestalozzi ausgesprochenen Ideen zu verschmelzen suchten und die auf diese Weise die weitere Entwicklung des deutschen Volksschulwesens nachhaltig beeinflußt haben. — Weit bedeutender für diese Entwicklung ist freilich *Adolf Diesterweg* geworden. Seit dem Jahre 1886 hat der Vorstand des Deutschen Schulmuseums rastlos an einer Zusammenstellung seiner weithin verstreuten Korrespondenz gearbeitet und glücklich auch 159 seiner Briefe zusammengebracht. Nun hat Adolf Rebhuhn[3]) 122 davon in einem geschmackvollen Buche veröffentlicht

[1]) Wilhelm Rein, Hermann August Niemeyer. Reins Enzyklop. Handbuch der Pädagogik. Bd. VI. S. 272—281.

[2]) Paul Natorp, Ludwig Natorp. Reins Enzyklop. Handbuch der Pädagogik. Bd. VI. S. 84—89.

[3]) Adolf Rebhuhn, Briefe Adolf Diesterwegs, im Auftrage des Vor-

Digitized by Google

und damit einer allseitig befriedigenden wissenschaftlichen Diesterweg-Biographie erheblich vorgearbeitet. Weggelassen hat er die Briefe, die nur Wiederholungen bringen oder des allgemeinen Interesses entbehren. Die Sammlung ist nicht nach Jahren geordnet, sondern nach den Empfängern. Als Vater, als Freund, als Lehrer und vor allem als Kämpfer und rastlosen Agitator lernen wir Diesterweg darin kennen. Sie enthüllen uns kaum neue Züge in seinem Wesen: dieselbe Denkweise, dieselbe Schreibart, dieselben Kämpfe und Ziele, die seine zahlreichen Artikel in den „Rheinischen Blättern“ aufweisen, treten uns auch hier entgegen. Nur derber und ungeschminkter, manchmal auch roher, sagt der alte Kampfhahn, was er auf dem Herzen hat. Die 17 Briefe an Peter Hauser in Elberfeld und die 51 an Karl Friedrich Wander, die zusammen weit über die Hälfte aller Veröffentlichungen ausmachen, sind als Dokumente aus der Zeit der Revolution und Reaktion besonders wertvoll. Rebhuhn hat mit Anmerkungen nicht gespart, um das Verständnis des Buches jedem Leser zugänglich zu machen.

Von diesem Manne der Praxis im Streben und Denken weit verschieden ist der Philosoph *Carl Christian Friedrich Krause,* dessen Ideen eifrige Schüler schon vor Jahrzehnten nach Belgien, Frankreich, England, Italien, Spanien und Südamerika getragen haben, der aber in der breiten Schicht seiner Landsleute immer noch so gut wie unbekannt ist An diesem Schicksal ändert auch wenig die Tatsache, daß man neuerdings seinen Ideenreichtum mehr und mehr als geeignetes Objekt zu Doktordissertationen (z. B. über Krause als Geographen, als Mathematiker, als Ethiker) ausschlachtet. Nach meiner Ansicht wird er als Philosoph auch für die Zukunft noch lange auf eine größere Anhängerschaft verzichten müssen; denn wenn er auch den Versuch macht, die Kluft zwischen Spekulation und Empirie zu überbrücken, so ist es ihm doch nicht geglückt. Es konnte ihm nicht glücken, weil sein eigenes System reinste Spekulation ist, so rein wie die eines Schelling oder Hegel. Dazu muß sein schrullenhaftes Versteifen auf eine eigene philosophische Sprache, die hieroglyphenhafte „Wesensprache“, auch willige Geister abstoßen. Seine stärkste Seite ist jedenfalls die Ethik, auf diesem Gebiete wird er sobald nicht vergessen werden. Seine „Menscheitlehre“, eine großartige Weiterbildung des von Lessing und Herder gepredigten Humanitätsideals, hat für ethisch gestimmte Geister etwas Hinreißendes an sich. Man kann es verstehen, daß ein Mann wie Fröbel von Krause begeistert wurde, dem er ja auch ein gut Teil der besten Anregungen zu seiner Erziehungslehre verdankt, so die Gleichsetzung von Erziehung und Entwickelung, die Idee der Selbsterziehung, die Vorausnahme und frühzeitige Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes auf die Erziehung u. a. m.*) Die Dissertation von Max

standes des Deutschen Schulmuseums mit Anmerkungen herausgegeben. Mit einer Nachbildung der Handschrift Diesterwegs und der Karrikatur „Diesterweg unter seinen Gegnern“. Leipzig, Quelle & Meyer. VIII u. 156 S. 8⁰.

*) Friedrich Zimmer irrt sich, wenn er in seinem Artikel über Fröbel in Reins Enz. Handb. d. Päd., Bd. III, behauptet, Fröbel habe das biogenetische

Digitized by Google

Ranft[1]), die Krause als Erzieher feiert, ist von tiefer Verehrung und Bewunderung für den Meister durchzogen und hebt geschickt die pädagogische Bedeutung des Mannes hervor, der in seinen Schriften immer und immer wieder auf Erziehungsfragen zu sprechen kommt und der durch die Gesamtheit seines Wirkens sich zum Erzieher der Menschheit berufen fühlte. Hat er durch Fröbel schon mittelbar das deutsche Bildungswesen befruchtet, so läßt der Reichtum und die Tiefe seiner Erziehungslehren auch für die Zukunft noch manche segensreiche Anregung erhoffen.

Der Gedanke der Erziehung als Entwicklung spielt auch bei *Herbert Spencer* eine große Rolle, wenn auch in anderer Weise als bei Krause. Entwicklung sucht er ja überall von der Bildung des Sonnensystems an bis zur Geschichte der menschlichen Gesellschaft als oberstes Gesetz nachzuweisen. Sie muß daher auch für die Erziehung maßgebend sein. Und daneben betont er so stark, ja stärker noch wie die kontinentalen Pädagogen seit Rousseau und Basedow das Prinzip der Naturgemäßheit, das ihn z. B. mit Rousseau auch nur die „natürlichen“ Strafen als berechtigt gelten läßt. Diese Betonung der Naturgemäßheit und vollkommen freier Entwicklung in der Erziehung sowie sein leidenschaftliches Eifern gegen die Überschätzung sprachlich-ästhetischer Bildung (besonders auch der klassischen Sprachen) veranlassen Willmeroth[2]) zu entschiedenem Widerspruch in einem Aufsatz über Spenzer als Pädagogen, in der „Katholischen Zeitschrift für Erziehung und Unterricht“. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Ernst Webers[3]) Artikel über *Nietzsche* in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik in klarer Zusammenstellung die Hauptgedanken seines im vorjährigen Literaturbericht (S. 46 f.) besprochenen Buches wiedergibt.

Dritte Abteilung.

a) Pestalozzi.

Von **Alfred Heubaum.**

Unter den Arbeiten über Pestalozzi sind auch in diesem Jahre wieder an erster Stelle die von Paul Natorp zu nennen. Unermüdlich ist er bestrebt, die Bedeutung des großen Pädagogen auch für die Gegenwart zu zeigen, ebenso aber auch, immer tiefer in seinen Sinn einzudringen, ihm die lange entbehrte wissenschaftliche und gründliche Forschung zuzuwenden und schwierige Grundbegriffe und Probleme, die seine pädagogische Theorie bietet, zu erläutern. Um mit dem Kürzesten und Ein-

---

Grundgesetz zuerst ausgesprochen. Er hat es von Krause übernommen. Selbstverständlich sucht auch Herbert Spencer dieses Gesetz für die Erziehung fruchtbar zu machen.

[1]) Max Ranft, Der Philosoph Karl Christian Friedrich Krause als Erzieher. Hallenser Diss. Halle a. S., Kaemmerer & Co. 141 S. 8°.

[2]) Willmeroth, Herbert Spencer als Pädagoge. Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. 56. Jahrg. Heft 9, S. 385—398. (Düsseldorf, L. Schwann.)

[3]) Ernst Weber, Friedrich Wilhelm Nietzsche. Reins enzykl. Handbuch der Pädagogik. Bd. VI, S. 281—287.

Digitized by Google

fachsten zu beginnen, nenne ich hier zunächst seine vortreffliche *Charakteristik Pestalozzis* im Enzyklopädischen Handbuch von Loos.[1] Auf verhältnismäßig engem Raume entwirft der Verf. ein so anschauliches und treffendes Bild von dem Pädagogen, daß der Kenner seine herzliche Freude an dem kleinen Kunstwerk hat und dem Lernenden keine bessere Einführung in das Leben, Schaffen und Denken Pestalozzis empfohlen werden kann. Während hier auch die äußeren Vorgänge und Ereignisse im Leben Pestalozzis zur Darstellung gelangen, beschränkt sich Natorp in einer anderen Abhandlung, die in Reins Handbuch an die Stelle einer früheren Arbeit von Robert Rißmann getreten ist, darauf, *die pädagogische Theorie Pestalozzis* entwicklungsgeschichtlich vorzuführen.[2] Mit Recht wird bemerkt, daß die rein systematische Darlegung von Pestalozzis pädagogischer Gedankenwelt ihre Bedenken hat und der historische Weg den Vorzug verdient. So zeigt denn Natorp in Kürze, wesentlich im Anschluß an sein größeres Werk, hie und da aber auch ausführlicher, als es dort geschehen konnte, den Entwicklungsgang von Pestalozzis Ansichten, wie sie sich vom Tagebuch über die Erziehung seines Söhnchens bis zum Schwanengesang und zur Langenthaler Rede gestaltet und gewandelt haben. Es ist natürlich, daß uns hier dieselbe Auffassung Natorps begegnet, wie wir sie aus seinem Buch über Pestalozzi kennen, doch tritt der Fortschritt in der Gedankenbildung des Pädagogen schärfer hervor, und zum Schluß ergibt der Versuch einer systematischen Darstellung von Pestalozzis Pädagogik die Möglichkeit, im Zusammenhange die wichtigsten Gedanken zu überblicken. Während Natorp in den beiden bisher genannten Aufsätzen seine Auffassung von Pestalozzis Theorie nicht durchweg eingehend zu begründen vermag, widmet er an andrer Stelle dem Zentralbegriff eine tiefdringende Untersuchung. Seiner Sammlung früherer Vorträge und Reden über Pestalozzi hat er eine völlig neue Abhandlung hinzugefügt, die *Pestalozzis Prinzip der Anschauung* eingehend erörtert und prüft.[3] Es ist der Begriff, auf den Natorp mit vollem Recht den stärksten Nachdruck legt und dessen Auffassung er für das Verständnis Pestalozzis als entscheidend ansieht. Schon von früher her ist bekannt, daß Natorp das, was der Schweizer Pädagoge unter Anschauung versteht, weit von dem abrückt, was er für Comenius und auch für Rousseau bedeutete; und ferner wissen wir schon, daß er den Pestalozzischen Begriff nicht bloß tiefer auffaßt, sondern ihn im wesentlichen mit Kants Begriff der Anschauung identifiziert. Was er in seinem Buch über Pestalozzi auch mehr nur andeuten konnte, führt er nun hier mit tiefdringendem Scharfsinn aus, indem er alle in Betracht kommenden Aeußerungen seit 1799 einzeln einer

[1] Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. Her. von Joseph Loos, 2 Bde. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. S. 1906. S. unter „Pestalozzi."

[2] Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Her. von W. Rein. Langensalza, Herm. Beyer u. S. II. Bd. Artikel: Pestalozzis Pädagogik.

[3] Gesammelte Abhandlungen zur Sozialpädagogik von Paul Natorp. Erste Abtlg. Historisches. Stuttgart, Fr. Frommann. Vgl. auch „Herbart".

Digitized by Google

gründlichen Analyse und Interpretation unterzieht. Das unterliegt nun wohl keinem Zweifel mehr bei allen Einsichtigen, daß Pestalozzis Prinzip der Anschauung nicht mit dem von Comenius, Rousseau und den Philanthropisten in einem Atem zu nennen ist, daß sein Wesen weder Versinnbildlichung noch Schärfung der Sinne bedeutet. Was sich als Anschauungsunterricht in der Schule Geltung verschafft hat, geht vielmehr auf die Bestrebungen der Philanthropisten, als auf Pestalozzi zurück. Dagegen scheint es mir auch jetzt noch unmöglich, dessen Begriff der Anschauung mit dem Kants zu identifizieren. Liest man Natorps Beweisführung für sich, so meint man zustimmen zu müssen. Pestalozzis Begriffe und Gedanken scheinen da den Kantschen so ähnlich und, wo sie es nicht sind, sich so leicht und ungezwungen in dessen Ausdrucksweise umgießen zu lassen, daß man in allen wesentlichen Punkten die größte Uebereinstimmung sehen zu müssen glaubt. Greift man dann aber wieder zu Pestalozzi selbst, vertieft sich von neuem in seine Darlegungen und orientiert sich, wie er es selbst verlangt hat, um seine theoretischen Erörterungen zu verstehen, an seinen praktischen Versuchen, so verschwindet der Eindruck der Natorpschen Beweisführung; es macht sich dann eine Auffassung von Pestalozzis Begriff der Anschauung geltend, die doch von der Kants recht verschieden ist. Man wird der tiefgreifenden Arbeit, vor der auch der auf anderm Standpunkt Stehende den größten Respekt haben muß, nicht gerecht, wenn man nur seine Ansicht entgegenstellt; man müßte ihr Satz für Satz folgen, die Interpretation der Pestalozzischen Gedankengänge prüfen und für die eigene Ansicht den Beweis erbringen. Das ist hier aber unmöglich. Ich hoffe an anderer Stelle dies nachzuholen, hier muß ich mich darauf beschränken, meine abweichende Auffassung nur anzudeuten. In der ethischen Grundanschauung erkenne auch ich eine Ähnlichkeit oder sogar Übereinstimmung zwischen Pestalozzi und Kant. Die Autonomie des Willens, die freie Selbstbestimmung, die ja der Kantschen Moral das eigentümliche Gepräge gibt, ist auch bei Pestalozzi vorhanden. Aber in der Anschauung vermag ich nun einmal diese Übereinstimmung nicht zu entdecken. Ja, ich finde, daß Pestalozzis Begriff durch die Gleichstellung mit dem Kants eine intellektualistische Färbung erhält, durch die sein wahres Wesen gefährdet wird. Pestalozzis Anschauung ist in der Anwendung auf die sittliche Welt tief inneres Erleben sittlicher Vorgänge und Verhältnisse und in der übrigen Wirklichkeit konkretes Erfassen der Dinge. Nach der Gemütsseite hin ist sie ein wortleeres Ergriffensein, das, was Carlyle die Andacht des Schweigens nennt. Das scheint mir der eigentliche tiefste Sinn von Pestalozzis Anschauung. Später hat er diese Seite der Anschauung vernachlässigt und sich in dem Maße, wie ihn die Verhältnisse zur Beschäftigung mit dem Unterricht zwangen, auf die intellektuelle, und hier wieder auf die mathematisch-räumliche Anschauung beschränkt. Ferner: die Anschauung ist zwar eine schon vor allem methodischen Unterricht vorhandene lebendige Erfahrung; aber sie bedarf der Unterweisung, um aus dem Stadium der noch ungeordneten und dunklen Erfahrung zur deutlichen

Digitized by Google

Anschauung und zur Klarheit des Begriffes erhoben zu werden. Dafür den Weg ausfindig zu machen, hat Pestalozzi als seine eigentliche Aufgabe betrachtet. Natorp meint nun, seine Methode sei intuitiv dem synthetischen Gange der Erkenntnis gefolgt, die Elementarpunkte Zahl und Form seien aprioristische Urformen des menschlichen Geistes, die Erfahrung erst möglich machten. Die Bedeutung von Pestalozzis Methode bestehe darin, daß sie in genialer Intuition den von Kant entdeckten und begründeten Weg der Erkenntnis zur Grundlage des unterrichtlichen Verfahrens mache und zum Teil selbst von dieser Grundlage aus ihre philosophische Begründung erfahre. Ich finde hier Gedangengänge in Pestalozzi hineingetragen, die ihm fern liegen. Dagegen hat es meine volle Zustimmung, wenn Natorp in Pestalozzis Methode gleichzeitig das Bestreben sieht, das Unterrichtsverfahren dem Entwicklungsgange der Wissenschaft anpassen zu wollen. Man kann dies zugeben, ohne daß man deswegen die erkenntnistheoretische Interpretation anzunehmen braucht. Zahl und Form sind die Grundelemente der mathematischen Wissenschaft, von denen der Unterricht auszugehen hat. Das ist ein Pestalozzischer Gedanke; aber ob man im Zusammenhange damit Zahl und Form als Urformen des menschlichen Geistes bei Pestalozzi ansehen muß, scheint nach meiner Ansicht eine Frage, die man mindestens offen lassen muß, weil sie nicht in seinem Interesse lag. Auch wenn Meumann[1]) behauptet, Pestalozzi sei es um eine psychologische Analyse der Anschauung zu tun gewesen und ihm von dieser Annahme aus vorwirft, sein Versuch sei unvollständig und unrichtig, weil er die sämtlichen Sinnesqualitäten als Elemente der Anschauung und die zeitlichen Verhältnisse vernachlässige, so kann ich mich dem nicht anschließen. Die Frage für ihn ist nicht, was Anschauung, erkenntnistheoretisch oder psychologisch, ist, sondern durch welche Mittel die von Natur sich bildende Anschauung zur Einsicht, zur Anstrengung und zur Tugend emporgebildet werden kann. Und diese Kunstmittel findet er nicht durch psychologische Analyse, sondern indem er von dem ausgeht, was die Erfahrung von Jahrtausenden dem Menschengeschlecht an die Hand gegeben hat; und das sind Sprache, Zeichenkunst, Meßkunst. Indem er nach den Grundelementen dieser Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften forscht, findet er Zahl, Form und Wort. Den Unterricht psychologisieren heißt nun für Pestalozzi die Didaktik dem Gange anpassen, in dem sich die Wissenschaften und Künste aus diesen Elementen entwickeln. Daß ich in dieser Überzeugung einen pädagogischen Irrtum sehe, kann ich hier nur andeuten. Man sieht jedenfalls aus den verschiedenen Interpretationsversuchen, daß wir es bei der Anschauung mit einem der schwierigsten Begriffe in Pestalozzis Theorie zu tun haben, und daß es noch mancher Untersuchung bedarf, ehe wir zur völligen Klarheit darüber gelangen werden. — Eine andere auch noch schwierige Frage ist die nach dem *Verhältnis von Berufs- und Menschen-*

[1]) Ernst Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen. 2 Bde. Leipzig, Wilh. Engelmann. Bd. 2, 156—164.

Digitized by Google

bildung bei Pestalozzi. In einer fleißigen Dissertation hat sie Willy Freytag[1]) zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Er behandelt sie in vier Abschnitten, die den Hauptepochen in Pestalozzis Leben entsprechen. Der erste bis zum Jahre 1799 wird der Bedeutung, welche die Frage nach dem Verhältnis von Berufs- und Menschenbildung in diesem Zeitraum hat, nicht völlig gerecht. Sie hätte viel gründlicher erwogen und die darauf bezügliche Literatur Pestalozzis vollständiger zur Beurteilung herangezogen werden müssen. Die vom Verf. entwickelte Auffassung ist daher nicht zutreffend, wenn er das Ziel der Berufsbildung Pestalozzis in dieser Zeit im wesentlichen mit dem der Philanthropisten identifiziert. Der große Unterschied von diesen besteht darin, daß sie Berufs- und Menschenbildung als neben- und außereinander liegende Zwecke ansehen, während bei Pestalozzi beide in eins gefaßt sind und nach seiner Ansicht die Ausbildung zum Menschen gerade durch die Anknüpfung an die Individuallage des Zöglings, d. h. durch seine Bildung zum Beruf erreicht wird. Dagegen trifft die Charakteristik des Verhältnisses in den drei übrigen Stadien im wesentlichen das Richtige. — Wie die Theorie Pestalozzis der Forschung noch manche Schwierigkeiten bietet, so nicht minder das *Biographische.* Hunziker hat sich ja nach dieser Seite sehr verdient gemacht und viel zur Aufhellung dunkler Punkte beigetragen; aber doch bleiben noch viele Lücken. Pestalozzis *Verhältnis zu den bernischen Behörden* in den Jahren 1803—05 hatte Haag schon früher[*]) eingehend untersucht; und er hatte besonders darin eine Reihe von Irrtümern Morfs richtig gestellt. Aber da noch immer Seyffarth auf dem alten Standpunkt stehen geblieben ist, als ob sich die bernische Regierung Pestalozzi gegenüber feindlich verhalten hätte und auch Israel daran festhält, so prüft Haag noch einmal die Frage und sucht wahrscheinlich zu machen, daß Pestalozzis Aeußerung: „In Buchsee leben wir äußerlich in Feindesland" nicht auf die bernische Regierung, die sein Unternehmen vielmehr zu fördern getrachtet habe, sondern auf das Verhältnis seiner Anstalt zum Oberamtmann in Fraubrunnen zu beziehen sei.[2]) — Das kurze Leben *Johann Rud. Fischers,* der neben Pestalozzi eine Zeitlang in Burgdorf wirkte, hat Steck dargestellt.[3]) Manches aus Pestalozzis, Herbarts und Stapfers Leben schon Bekannte tritt dadurch in helleres Licht, und in einigen nicht unwesentlichen Punkten wird unsere Kenntnis der Zeit besonders um 1800 erfreulich ergänzt. — Endlich weise ich hier noch auf eine Studie hin, die zwar eigentlich Goethe behandelt, die aber auch hier ihre Stelle finden kann, weil sie *Fellenbergs* Institut in Hofwyl als vorbildlich für den Entwurf der pädagogischen Provinz im

---

[1]) Willy Freytag, Pestalozzis Ansichten über ‚Menschenbildung und Standes- und Berufsbildung. Leipzig. Diss.

[*]) Friedr. Haag, Beiträge zur bernischen Schul- und Kulturgeschichte. 1. Bd. Bern, Neukamm & Zimmermann. 1898.

[2]) Fried. Haag, Noch einmal Pestalozzi und die bernischen Behörden = Blätter für bern. Gesch., Kunst u. Altertumsk. .Bern, Gust. Grunau.

[3]) Rudolf Steck, Joh. Rud. Fischer von Bern und seine Beziehungen zu Pestalozzi. Bern, Gust. Grunau.

Digitized by Google

Wilhelm Meister erweist: eine gründliche Arbeit, die keinen Zweifel mehr an der Richtigkeit dieser Annahme läßt.[1])

b) Herbart und seine Schule.

Von **Theodor Fritzsch.**

Zwar ist es eine große Übertreibung, wenn man behauptet hat, die in die Schulen wandernden Kinderscharen seien „nichts anderes als die alltäglichen Heerzüge eines unbekannten Führers: Herbart"; wohl aber steht zweifellos Herbart wieder im Vordergrund des pädagogischen Interesses.[*]) Das beweisen die zahlreichen Veröffentlichungen für und wider Herbart, nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes. Kaum ist es einem einzelnen mehr möglich, diese von Jahr zu Jahr anschwellende Literatur zu überschauen. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß Hans Zimmer es unternommen hat, fortlaufende Berichte über die Herbart-Forschung zu geben.[2])

An *größeren Arbeiten* über Herbarts Lehre in ihrer Gesamtheit ist kein Überfluß. Die Redaktion der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", die in den letzten Jahren schon mehrere wertvolle Bändchen zur Geschichte der Pädagogik gebracht hat (erinnert sei nur an Knabes Geschichte des Schulwesens), hat darum einen guten Griff getan, als sie O. Flügel,[3]) den unermüdet im Dienste Herbarts tätigen Philosophen, für die Abfassung eines Herbart-Bändchens gewann. Der Verfasser, der Herbarts Lehren schon oft in der verschiedensten Gestalt vorgeführt und damit viele in die eigenartige Gedankenwelt des großen Denkers eingeführt hat, geht auch in dem vorliegenden Bändchen seine eigenen Wege. Er versetzt den Leser gleich mitten hinein in die Probleme, die Herbart beschäftigten, er behandelt seine Metaphysik, Psychologie, Ethik, Pädagogik, Religionsphilosophie, Begriff und Einteilung der Philosophie und deckt die vielen Fäden auf, die zur Gegenwart führen. Nachdem er so das Interesse für den Philosophen geweckt hat, erfahren wir auch etwas über Herbarts Leben. Außerordentlich treffend sind die Herbartworte, die jedem Kapitel als Motto vorausgeschickt sind. Obwohl der umfangreiche Stoff im engen Raume eines Bändchens Platz finden mußte, hat die Darstellung nirgends etwas Skizzenhaftes. Nur ein Mann wie Flügel, der Inhalt und Form in gleicher Weise beherrscht, konnte uns diesen Herbart schenken, der in dem Streite um Herbart, wie die neuere Literatur beweist, ein sicherer Führer und zuverlässiger Berater zu sein berufen ist.

Als erstes größeres Werk in französischer Sprache über die Herbartsche

---

1) Karl Jungmann, Die pädagogische Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren in „Euphorion". Leipzig und Wien. Fromme, Bd. 14, 274—287 und 517—33.

*) Wie auch von Sallwürk in der Pädagogischen Jahresschau (Leipzig 1907), 1. Bd., S. 23 feststellt.

2) Hans Zimmer. Die Herbart-Forschung im Jahre 1907. Pädagogische Studien, herausg. von M. Schilling. XXIX. Jahrg., S. 141—159. Dresden 1908.

3) Otto Flügel, Herbarts Lehren und Leben. („Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 164.) Leipzig. B. G. Teubner. IV u. 156 S. 8°.

Digitized by Google

Pädagogik, dem wir in gleichem Umfange kein deutsches an die Seite zu setzen vermögen, ist das Werk Gocklers[1]) zu nennen. Br. Tittmann[2]) berichtet ausführlich darüber im Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, besonders hebt er zweierlei als beachtenswert aus dem Gocklerschen Buche heraus: die Kritik, die der französische Gelehrte an Herbart übt, und den geschichtlichen Rückblick über die Herbartsche Bewegung in Frankreich. Zahlreiche Irrtümer entdecke man dort, wo Herbart von der Metaphysik ausgehe und sich der Deduktion bediene, sobald aber der Praktiker Herbart auftauche, finde man feine Beobachtungen, vortreffliche Bemerkungen und Ratschläge in Hülle und Fülle. Eine Quelle der Kraft des Systems liege in seiner Übereinstimmung mit dem Fortschritt der Menschheit. Pessimismus und Fatalismus hätten in ihm keine Stätte. Herbart sei der Begründer der Sozialpädagogik. Die Übereinstimmung der Herbartschen Doktrin mit dem modernen Geiste müsse zu ihrem Erfolge beitragen. Die französische Schulorganisation berühre aufs tiefste, daß Herbart mehr als jeder andere gezeigt habe, welche Gefahren eine Gesellschaft laufe, die jede Erziehung der Schule allein anvertrauen möchte. Auch protestiere er gegen jede unbefugte Einmischung von fremder Seite. Durch drei Prinzipien sei die Größe des Herbartschen Systems bestimmt: durch das Interesse, die formalen Stufen und die Konzentration. Manche der Irrtümer, die Gockler rügt, sind schon zurückgewiesen worden oder beruhen auf Mißverständnissen Herbarts. Die Debatte über Gocklers Buch auf der Generalversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik in Magdeburg (Pfingsten 1908) gibt darüber näheren Aufschluß.[3])

Gleichsam einen Nachtrag zum historischen Teil der Gocklerschen Arbeit gibt Schoen[4]) (Paris) mit seinem Aufsatz, in dem er uns mit dem Leben und den Werken von Marzellus Mauxion (1855—1907), Professor der Philosophie an der Universität Poitiers, bekannt macht. Mauxion war der hervorragendste Vertreter der Lehre Herbarts in Frankreich, der ihr zahlreiche Anhänger gewonnen hat. Seine Interpretation Herbarts wird auch Deutschen willkommen sein. Und da seine Sprache „so hell und klar fließt wie diejenige Renans“, haben seine Bücher noch eine besondere Anziehungskraft.

Einen breiten Raum beansprucht der Bericht über den *Streit um Herbart.* In die Vergangenheit und Gegenwart dieses Kampfes führen Natorps Abhandlungen.[5]) Hier sind zunächst die früher erschienenen

[1]) „La Pédagogie de Herbart“ par Louis Gockler, Docteur de la Faculté des Lettres de Paris. Paris, Librairie Hachette. 1905. XI. u. 402 S. 8⁰.

[2]) Bruno Tittmann, Herbart in französischer Beleuchtung. 40. Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, herausg. von W. Rein. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1908. S. 95—107.

[3]) Erläuterungen zum 40. Jahrbuch des Vereins f. wissenschaftl. Pädagogik.

[4]) H. Schoen in Paris, Ein hervorragender Vertreter der Herbartschen Philosophie in Frankreich, Dr. M. Mauxion. Sein Leben und seine Werke. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, herausg. von O. Flügel, K. Just und W. Rein. Langensalza, Beyer & Söhne. 1907. 15. Jahrg., 2. u. 3. Heft.

[5]) Paul Natorp. Gesammelte Abhandlungen zur Sozialpädagogik. I. Abt. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 510 S. 8.⁰

Digitized by Google

Vorträge Natorps und die Erwiderungen der Herbartianer unverändert wieder abgedruckt. In den „Neuen Untersuchungen über Herbarts Grundlegung der Erziehungslehre“ hat sich der Verfasser zwar nicht veranlaßt gefunden, an seiner Stellung gegen Herbart grundsätzlich zu ändern, wohl aber hat er manches ergänzt und näher bestimmt. Er meint, unabhängig von aller theoretischen Verarbeitung sei die psychologische Beobachtung, und in dieser bleibe Herbart immer achtungswert. In den vielfach richtigen Beobachtungen liege der einzige, in der Tat hohe Wert seiner Psychologie. Im Hinblick auf die vielen, die Herbart bisher im besten Glauben gefolgt sind, sei es von Wert, auf die Punkte besonders hinzuweisen, in denen er aus glücklicher Intuition oder unter dem Einfluß richtigerer Philosophie zu brauchbaren Schlüssen trotz der Fehlerhaftigkeit seiner Methode und seines Systemaufbaues gelangt sei. Besonders gelte das für die Unterrichtslehre Herbarts. So erstrecken sich Natorps Untersuchungen auf den Erziehungszweck und die Unterrichtslehre (Stufen des Unterrichts, analytischer und synthetischer Unterricht, logische oder psychologische Begründung?, die psychologischen Grundlagen der Lehre von den Stufen), endlich nimmt er Stellung zu den neueren Theorien der Unterrichtsform (K. Langes Apperzeptionstheorie, E. v. Sallwürks Normalformen, Meßmers Grundlinien). Von den Aufsätzen über Herbart in dem vorliegenden Bande ist der eben skizzierte unzweifelhaft der wertvollste. — „Ein Beitrag zum Kampf um Herbart und eine Einführung in das Studium seiner Pädagogik“ will die Schrift von K. Häntsch[1]) sein. Mit vollem Rechte weist der Verfasser auf die Gefahr hin, die Herbart durch ungerechte, verkennende Beurteilung droht. Er stellt sich die Aufgabe, „in das Ganze der pädagogischen Kunst Herbarts einzuführen und damit eine Seite seiner Pädagogik in helles Licht zu rücken, die im Kampfe um Herbart und bei der fehlerhaften Verquickung von Herbart und Ziller übersehen und nicht gewürdigt wird, die aber gerade Herbarts Pädagogik für alle Zeiten einen unersetzlichen Bildungswert sichert“ (S. 5). „Pädagogische Lehrbücher, welche sich auf die Darstellung der besonderen theoretischen Ansichten und Begriffe Herbarts beschränken, versäumen, auf das Beste an Herbart hinzuweisen. Er muß vor allen Dingen als Künstler, nicht so sehr als eigenartiger Theoretiker gewertet werden . . . . Kann ein Erzieher vielleicht aus Pestalozzis pädagogischen Schriften als Allgemeinstes, Eigentümlichstes und Wertvollstes den rührenden heiligen Eifer zur Emporbildung der Menschheit entnehmen, so aus Herbarts pädagogischen Werken jene wunderbar feine Kunst der Beobachtung und Beurteilung des Zöglings, der durchdringenden inneren Erkenntnis der Bildungsstoffe und Bildungsmittel, und daraus hervorgehend, die Kunst der feinen Einwirkung auf Gemüt und Geist des Zöglings. Darin kommt ihm wohl kein pädagogischer Schriftsteller gleich“ (S. 80). Mit großem Geschick und Scharfsinn analysiert Häntsch die pädagogischen Schriften Herbarts und zeigt die Elemente der Lehr- und Erziehungskunst,

[1]) K. Häntsch, Herbarts pädagogische Kunst und von pädagogischer Kunst überhaupt. Leipzig, E. Wunderlich. IV u. 83 S. 8⁰.

Digitized by Google

dabei mit Kritik durchaus nicht zurückhaltend. Gegen Sallwürk wird festgestellt, daß die Herbartschen Stufen wohl zu logischer Begriffsbildung führen uud die Pädagogik das Handeln nicht vernachlässige. Bei der Besprechung des Erkenntnisganges bei Herbart hätte die grundlegende Arbeit Glöckners: „Die formalen Stufen bei Herbart und seiner Schule" im 24. Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Dresden 1892), S. 184—298, herangezogen werden müssen. Freilich die Urteile Häntschs über Ziller und seine Schule werden bei manchem Leser dasselbe Bedauern hervorrufen, wie es Häntsch über Zieglers Herbart-Beurteilung empfunden hat. Ziller leidet eben unter demselben Übelstande, den Häntsch bei Herbart mit Recht hervorhebt; man kennt ihn nur aus Auszügen. Wenn z. B. von dem „Mißerfolg der Zillerianer in der Förderung des Volksschulunterrichts" gesprochen wird, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß bei einer großen Reihe von Lehrplänen Zillersche Gedanken verwirklicht sind. Und niemand hat z. B. eine äußerliche mechanische Auffassung vom Unterricht, die Ziller in die Schuhe geschoben wird, schärfer verurteilt als Ziller. Unmöglich kann ferner behauptet werden, die Zillersche Schule habe ihr Dasein zum großen Teile durch Ausbau und Anwendung der formalen Stufen gefristet. Ein flüchtiges Durchblättern der 40 Jahrbücher der Zillerianer genügt, um die Unhaltbarkeit dieser Behauptung zu beweisen. Und wie oft von ihnen Herbart herangezogen worden ist, ist in den „Erläuterungen" zu den Jahrbüchern nachzulesen.

Auf das gleiche Ziel wie Häntsch steuert Budde,[1] nur daß er Ziller freundlicher gegenübersteht und mehr die höheren Schulen ins Auge faßt. Er meint auch, daß wir im Kampfe um Herbart Gefahr laufen, die wertvollsten Grundgedanken der Herbartschen Pädagogik zu verlieren. Wenn auch die Abneigung der Gymnasiallehrer gegen Herbarts Schule aus der Stellung Herbarts zum Sprachunterricht erklärlich wäre, so müsse doch daran erinnert werden, daß das letzte und höchste Ziel des Sprachunterrichts das Verständnis der Schriftsteller sein müsse und daß es den Bestrebungen der Herbartschen Schule zu verdanken sei, wenn in diesem Punkte an unseren höheren Schulen etwas mehr erreicht werde. Gegen Natorp, der als höchstes Ziel des Sprachunterrichts wieder die formale Bildung proklamiert, bemerkt er: „Wir haben gesehen, was unter der Herrschaft dieses Prinzips in diesem Unterricht in der Vergangenheit geleistet worden ist. Angesichts eines solchen pädagogischen Intellektualismus wird man unwillkürlich an das Wort Goethes erinnert: „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist." Nach Budde dürfen die Grundlehren des erziehenden Unterrichts nicht wieder preisgegeben werden, wenn uns eine gesunde Weiterentwicklung der Pädagogik am Herzen liegt. Bestrebungen, die auf ihre Preisgabe gerichtet sind, müsse unentwegt zugerufen werden: Zurück zu Herbart."

[1] Gerhard Budde, Die antiherbartische Strömung in der Pädagogik der Gegenwart. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. Herausg. von J. Ilberg u. B. Gerth. Leipzig. II. Abt., XX. Bd., 4. Heft.

Eine Lanze für Herbart bricht auch Thomas[1]) in einer gut geschriebenen Abhandlung, der es leider nur an genaueren bibliographischen Angaben und der herkömmlichen Art des Zitierens mangelt. Er gliedert seinen Stoff nach den vier Formalstufen Herbarts und findet auf Grund eines Vergleichs der verschiedenen psychologischen Systeme (Lotze, Beneke, Wundt, Ziehen u. a.), daß der Herbartischen Psychologie der Vorzug gegeben werden müsse selbst der modernen gegenüber. Das „Neuland" in der Psychologie müsse als ergänzender Faktor dabei ins rechte Licht gerückt werden. Beim psychologischen Studium lasse sie sich als Grundlage auf keinen Fall entbehren, da andere Glieder der Kette von ihr abhingen. Insbesondere müßte sie Anfängern wegen des strengen Systems empfohlen werden. „Man benutze also Herbart und ergänze ihn, wo er ergänzungsbedürftig ist, wie es der Meister heute wohl selbst tun würde."

Zu ganz anderen Resultaten kommt Ströle,[2]) der in seiner Dissertation die Frage untersucht, ob die Psychologie Herbarts imstande ist, der sittlichen Erziehung ausreichende Mittel zur Verfügung zu stellen. Gerade zu Herbarts Zeit sei es angebracht gewesen, zu sagen, daß die Erziehung nicht untergeordneten Interessen, sondern Charakterbildungszwecken zu dienen habe. Diese Grundforderung gebe dem Erziehungsideal seine großartige Wucht, aber auch etwas Exklusives, Einsam-Erhabenes. Daß Herbart für dieses Ideal so nachdrücklich eingetreten sei, sei ein bleibendes Verdienst seiner Pädagogik. Doch bestehe zwischen dem Erziehungsideal und der Psychologie ein sonderbarer Kontrast: Das erstere wolle eine vollendete sittliche Persönlichkeit, die letztere wisse nur von einem Gedankenmechanismus. Die Psychologie, auf der die Pädagogik ruht, sei schuld an ihrer Erfolglosigkeit. Für die Pädagogik werde es eine Befreiung sein, und nur dann werde jetzt in der Zeit neu erwachter pädagogischer Interessen gerade die Richtung des vollverstandenen Herbartschen Erziehungsideals die bestimmende werden können, wenn sie sich definitiv von Herbarts und allen verwandten Psychologien losgelöst habe. Ströle weiß mit großem Geschick seine Behauptung zu stützen. Allerdings zieht er immer nur das heran, was er für seinen Zweck gebrauchen kann. Wenn er z. B. gegen Herbart bemerkt, daß Fühlen und Streben die gleiche Ursprünglichkeit wie das Vorstellen beanspruchen könnten, so sei an ein Wort Herbarts erinnert: „Gefühle und Begierden sind frühere Produkte aus mehreren Empfindungen, frühere als Vorstellungen" (nämlich im engeren Sinne, da bekanntlich das Wort „Vorstellung" bei Herbart in zweifachem Sinne gebraucht wird). Auch ist das Verhältnis der modernen Psychologie zu Herbart ein ganz anderes, als es von Ströle dargestellt wird. Und während Ströle in einem

[1]) K. Thomas, Kann Herbarts Psychologie noch heute als Grundlage des psychologischen Studiums empfohlen werden? Langensalza, F. G. L. Greßler, 50 S., 8⁰.

[2]) Hermann Ströle, Repetent am ev.-theol. Seminar Tübingen, Herbarts Psychologie im Verhältnis zu seinem Erziehungideal. Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung u. Unterricht, herausg. von H. Mosapp. Stuttgart. 36. Jahrg., 1. u. 2. Heft. (Tübinger Diss.)

Digitized by Google

Anhang: „Verhältnis von Leib und Seele“ Herbarts Ausführungen „zum Teil recht abenteuerlich“ oder auch „phantastisch-naiv“ nennt, hebt eine eben erschienene Schrift, die ins nächste Berichtsjahr gehört, die vielen Beziehungspunkte hervor, die Herbart mit der modernen physiologischen Psychologie aufweist. Wenn übrigens wirklich die Psychologie Herbarts so „lebensfern“ und „abstrakt“ wäre, wie sie Ströle darstellt, so würden doch immer noch die vielen feinen pädagogischen Beobachtungen Herbarts, die auch die Gegner der Theorie anerkennen (s. o. Natorp), bestehen bleiben. Ein großer Teil der Herbartischen Lehren verträgt bekanntlich eine Loslösung von der psychologischen Theorie. Hierauf im einzelnen, wie auch auf die mannigfachen Vorwürfe gegen die Herbartische Pädagogik, die gar nicht begründet werden, einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Berichtes.

Wenn die Bedeutung einer Philosophie an ihren praktischen Konsequenzen zu messen ist, so kann allerdings die Lehre Herbarts durch ihre *Anwendbarkeit auf das Gebiet des Unterrichts* noch jetzt einen hervorragenden Platz beanspruchen. Dies wird wieder durch Gerhard Reinickes Dissertation[1] gezeigt. Einer Anregung Hensels in Erlangen folgend, stellt diese gründliche Arbeit die Herbartische Theorie der Hemmungen und ihre unterrichtliche Verwertbarkeit dar. Reinicke hat dabei nicht nur alle Literatur für und wider sorgfältig erwogen, sondern auch die Psychiatrie und pädagogische Pathologie herangezogen, insbesondere Beobachtungen aus der Dalldorfer Idiotenanstalt. Es ist überraschend, wie sich zur Erklärung pathologischer Erscheinungen Herbarts Theorie verwenden läßt. Fast scheint es, als ob in dem Kampfe um Herbart den Beobachtungen aus der Psychiatrie noch eine Bedeutung zukommen wird. Eine vermittelnde Stellung im Streit um Herbart nimmt Renat[2] ein. Er stellt sich weder auf die Seite jener, die ihn schroff ablehnen, noch will er ihm blindlings folgen, er will das Gute nehmen, wo er es findet, auch bei Herbart. Zuerst gibt er die philosophischen Grundlagen seiner Pädagogik, dann den Aufbau derselben (der an manchen Stellen nicht ganz einwandfrei ist, z. B. S. 25 „Einteilung der Pädagogik“) und endlich die Kritik. Das alles auf 44 kleinen Seiten! Rezensent wagt zu bezweifeln, ob mit einer solchen „Orientierungsschrift“ „weiteren Kreisen“ gedient ist. In der Kritik, die auch von religiösen Gesichtspunkten geübt wird, folgt Renat hauptsächlich Willmann und Habrich.

Überhaupt werden *vom Standpunkt des Christentums* aus sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite gegen die Herbartische Pädagogik Einwendungen erhoben. So untersucht Karl Krings,[3] ob der Mensch vom Standpunkt des (katholischen) Christentums aus nach den

[1] Reinicke, Herbarts Theorie der Hemmungen und ihre Verwertung für den Unterricht. Borna-Leipzig. Erlanger Diss. 61 S. 8⁰.

[2] Matthäus Renat, Herbart. Zur Würdigung seiner Pädagogik. Päd. Zeitfragen, Heft 15. München, Val. Höfling. 44 S. 8⁰.

[3] Karl Krings, Darf der Mensch nach den Prinzipien Herbarts erzogen werden? Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, S. 22—32, 144—155.

Digitized by Google

Prinzipien Herbarts erzogen werden darf und beantwortet die Frage mit einem entschiedenen „Nein". „Denn eine Psychologie, welche die Seelenanlagen leugnet, eine Metaphysik, welche die Existenz Gottes nicht sicher beweisen kann und eine spekulative Erkenntnis Gottes für unmöglich hält, eine Religion, welche nur auf dem Bedürfnis der Ruhe, der Erleichterung und der Ermutigung beruht, eine Moral, die von der Religion abgetrennt, jeder festen Unterlage entbehrt, kann unmöglich zu einem Fundament für ein pädagogisches System verwandt werden." Die Prinzipien Herbarts sind freilich von Krings weder erschöpfend, noch richtig dargestellt worden. Das Verhältnis zwischen Regierung und Zucht ist bei Herbart anders, als es Krings vorführt. Und wenn er gegen Herbart bemerkt, daß die Religion dem jungen Herzen möglichst früh und tief eingepflanzt werden müsse, so sei an das schöne, oft zitierte Wort Herbarts erinnert: „Nie wird Religion den ruhigen Platz in der Tiefe des Herzens einnehmen, der ihr gebührt, wenn ihr Grundgedanke nicht zu den ältesten gehört, wozu die Erinnerung hinaufreicht usw." — Auch Stempfle[1]) findet (als Protestant), daß die Herbartische Lehre sich in vielen Punkten mit unserer christlichen Weltanschauung in Widerspruch befindet, „kennt sie doch keine Erbsünde, weiß auch nichts von einem Gewissen als Stimme Gottes", ist aber ein großer Verehrer Herbarts. Er hebt die Einfachheit der Voraussetzungen, die strenge unerbittliche Konsequenz der Folgerungen, die Einheit des Ganzen und den innigen Zusammenhang der Teile an Herbarts Pädagogik hervor und rühmt den Ernst, mit dem alle Erziehungsfragen behandelt werden. — In diesem Zusammenhange muß auch noch Pötschs[2]) kleiner Aufsatz erwähnt werden, der Herbarts Lehre über gute und böse Handlungen in ihrem Widerstreite mit der christlichen Sittenlehre aufzeigen will, der aber Herbart nur aus zweiter und dritter Hand zitiert und unter christlicher Sittenlehre nur die Lehre des hl. Thomas versteht. Von demselben Standpunkte aus würdigt Baier[3]) die fünf Musterideen Herbarts, er nennt Herbarts Ethik eine naturalistische, überkleistert mit dem christlichen Grundprinzip der Sittlichkeit, im katholischen Sinne sei sie also keine wahre Ethik, sie würde es werden, wenn man die fünf Ideen an Gott als dessen Willen anknüpfe.

Über einzelne Teile der *Didaktik* Herbarts und seiner Schule sind eine Reihe von kleineren und größeren Arbeiten erschienen, die hier nicht alle berücksichtigt werden können. Nur auf die Abhandlungen Gerhard Buddes,[4]) des unermüdlichen Vorkämpfers für eine andere Gestaltung des

---

[1]) Georg Stempfle, Die für den praktischen Schulmann wichtigsten Forderungen der Herbartschen Pädagogik. Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht. Stuttgart. 36. Jahrg. 5. Heft.

[2]) J. Pötsch, Lehrer, Herbarts Lehre über gute und böse menschliche Handlungen in ihrem Widerstreite mit der christlichen Sittenlehre. Katechetische Monatsschrift, herausg. von F. W. Bürgel, Münster. XIX, 2.

[3]) Dr. Baier, Die fünf Musterideen Herbarts und deren Würdigung. Katechetische Blätter, herausg. von A. Weber, Kempten. 4. Heft.

[4]) Gerhard Budde. Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule. Hannover, Hahn. VI u. 154 S. 8°.

Digitized by Google

Sprachunterrichts, sei eingegangen. In einer historisch-kritischen Studie zeigt er, was Herbart und seine Schüler über die verschiedenen Fragen des fremdsprachlichen Unterrichts gedacht haben. Dabei ist er auch gegen Mängel nicht blind gewesen. Vor allen hat er diejenigen Gedanken herausgehoben, die ohne Schaden für das höhere Schulwesen nicht wieder preisgegeben werden dürfen. Danach ist nur der Sprachunterricht berechtigt, der die Schüler zum vollen Verständnis der Schriftsteller führt. Nach Buddes Überzeugung wird sich infolge einer völlig veränderten Bewertung der Schulstudien von seiten der Gebildeten ein formalistisches Gymnasium im Kulturleben des 20. Jahrhunderts nicht lange mehr lebensfähig erweisen, und ein vorwiegend utilitaristischer Betrieb der neueren Sprachen an den Oberrealschulen würde die Aufhebung der eben erst erfolgten Gleichstellung dieser Schulen mit den anderen Vollanstalten bald zu einer zwingenden Notwendigkeit machen. Die einzige Rettung aus diesen Gefahren sei die strikte Durchführung des materialen Prinzips auf der Oberstufe im gesamten fremdsprachlichen Unterricht der höheren Schulen. „Freies Lesen bedeutender Autoren“, das müsse die erste Losung werden, Schreiben und Sprechen dürfe erst in zweiter Linie kommen. Vermißt hat der Berichterstatter die Heranziehung der zahlreichen praktischen Arbeiten zum fremdsprachlichen Unterricht aus der Herbart-Zillerschen Schule, so z. B. Barths lateinisches Lehrbuch, das aus der Zillerschen Übungsschule hervorgegangen ist und die Arbeiten von Menge, Falbrecht, Bolis u. a. im Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Neues Material wird übrigens der nächste Band der Kehrbachschen Herbart-Ausgabe, der die Akten über das Königsberger Seminar enthält, bringen, vor allem über Herbarts praktische Tätigkeit. Die gleiche Forderung erhebt Budde am Schlusse eines kleineren Aufsatzes,[1] in dem er sich über die Ansichten der Herbartianer über die Vorherrschaft der Fachwissenschaften und über die Notwendigkeit einer größeren Berücksichtigung der Forderungen der Didaktik an den höheren Schulen verbreitet. Dabei hat er auch J. Lattmann herangezogen, der zwar ein Schüler Herbarts war, aber nicht als Herbartianer gelten wollte. Ihm widmet Budde eine besondere Arbeit,[2] in der er namentlich die Wandlungen untersucht, die Lattmann unter dem Einfluß Herbartscher Gedanken in seinen methodischen Ansichten durchgemacht hat. Auch auf den Aufsatz Buddes:[3] „Das lateinische Extemporale im Urteil der Herbartschen Schule“ sei hingewiesen, da er zeigt, wie historische Studien auch für die Unterrichtspraxis nutzbar gemacht werden können.

Zum Schlusse sei der *Neuauflagen* gedacht. In elfter Auflage liegt vor die Darstellung der Lehre Herbarts von Wagner in Greßlers Klassikern

[1] Derselbe, Didaktik und Fachwissenschaft im Unterricht der höheren Schulen einst und jetzt. Lehrproben und Lehrgänge, herausg. von Fries und Menge, Halle. Heft XC.

[2] Derselbe, Lattmann als Methodiker, ebenda Heft XCIII.

[3] Derselbe, Das lateinische Extemporale im Urteil der Herbartschen Schule. Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausg. von H. J. Müller, Berlin. LXI. Jahrg., S. 432—441.

Digitized by Google

der Pädagogik.[1]) Sie ist erweitert durch eine kurze Charakteristik der Pädagogik Herbarts und ein alphabetisches Sachregister. Eine neue Auflage müßte auch noch für eine genaue Quellenangabe Sorge tragen. Ein anderes weitverbreitetes Buch, von dem verstorbenen Fröhlich[2]) verfaßt, ist leider nur nach der neuen Rechtschreibung berichtigt, sonst aber nicht bis zur Neuzeit fortgeführt worden. Walsemanns treffliche Ziller-Studie[3]) ist durch den Bruder des viel zu früh verstorbenen Verfassers neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen wieder herausgegeben worden. Obwohl der neue Herausgeber auf anderem Boden steht als der ursprüngliche Bearbeiter dieser wichtigen Schrift aus der Zillerschen Schule, hat er erfreulicherweise nichts an ihrem ursprünglichen Charakter geändert. Sowohl die Gedanken Zillers, als auch die Anlage der Schrift haben keine Beschneidung, resp. Veränderung erfahren. Wertvoll ist ein neuer Abschnitt über den tatsächlichen Stand des Interesse, in dem Vertreter der experimentellen Psychologie zu Worte kommen und eine eigene Statistik des neuen Bearbeiters zur Darstellung gelangt. Wenn in den Aufsätzen und Büchern, über die in vorstehendem Berichte zu referieren war, mehrfach Ziller wenig sachlich behandelt und ihm jede Bedeutung für die Gegenwart abgesprochen wurde, so erbringt diese Walsemannsche Bearbeitung den Beweis des Gegenteils, indem sie zeigt, daß gewisse Zillersche Ideen durchaus nicht so rückständig sind, wie es nach vielen neueren Darstellungen den Anschein hat.

c) Fröbel.

Von **Otto Wächter.**

Friedrich Fröbel ist von seiten der zünftigen Philosophen bisher wenig beachtet worden. Das ist erklärlich, denn er hat Werke rein philosophischen Inhalts nicht geschrieben, ist auch als Autodidakt nicht durch eine bestimmte philosophische Schule gegangen; die Art seines Philosophierens erscheint überwiegend gefühlsmäßig, und seine etwas phantastische Schreibweise bereitet Schwierigkeiten. Daher kommt es, daß in keiner Geschichte der Philosophie sein Name genannt wird. Neuerdings aber scheint sich ein Umschwung in der Wertschätzung Fröbels als Philosophen zu voll-

---

[1]) E. Wagner, Vollständige Darstellung der Lehre Herbarts. 11. Aufl. Greßlers Klassiker der Päd., herausg. von H. Zimmer, Bd. 1. Langensalza, F. G. L. Greßler. X u. 450 S. 8⁰.

[2]) G. Fröhlich, Die wissenschaftliche Pädagogik Herbart-Ziller-Stoys. Achte, nach der neuen Rechtschreibung berichtigte Auflage. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. XV u. 242 S. 8⁰.

[3]) Das Interesse. Sein Wesen und seine Bedeutung für den Unterricht. Eine Ziller-Studie von A. Walsemann. Neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Herm. Walsemann. 2. Aufl. Hannover, Carl Meyer. 124 S. 8⁰. — Hugo Schmidt, Die Lehre von der psychologischen Kausalität in der Philosophie L. Strümpells. Leipz. Diss. — C. Henkel, Herbarts Polemik gegen die Begründung der Ethik Kants. Zür. Diss. — E. Stössel, Darstellung, Kritik und Bedeutung der Herbartischen Psychologie wurde auf Verlangen vom Verleger (Unger in Altenburg) nicht eingeschickt und deshalb nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

ziehen. In einer Doktordissertation von Steglich aus dem Jahre 1898 wird auf die merkwürdige Übereinstimmung zwischen Frohschammer und Fröbel hingewiesen, und in den letzten Jahren sind zwei andere Dissertationen erschienen, welche die Philosophie Fröbels zum Gegenstand eingehender Untersuchung machen. Johannes Schulz[1]) ein Schüler Volkelts in Leipzig, und N. Regman,[2]) der von Eucken in Jena angeregt wurde, behandeln fast dasselbe Thema und kommen im wesentlichen zu demselben Ergebnis: Fröbels Philosophie ist der Niederschlag der geistigen Strömungen seiner Zeit, sie beruht also auf der nachkantischen Naturphilosophie und ferner besonders auf Fr. Chr. Krause, ist aber auch beeinflußt durch den Pantheismus Goethes und die Lebensanschauungen Schillers und der Romantiker, in pädagogischen Fragen durch Rousseau, Jean Paul und hauptsächlich durch Pestalozzi. Fröbels Bemühen war unablässig darauf gerichtet, die christlich-religiöse Metaphysik, in der er als Pfarrerssohn aufgewachsen war, mit der modernen Naturphilosophie zu versöhnen und seinen pädagogischen Ideen eine über das Empirische hinausgehende Begründung zu geben. Er hat kein neues System aufgestellt, ist aber auch nicht ein Nachbeter eines anderen, sondern er verarbeitet selbständig die philosophischen Ideen der Zeit immer im Hinblick auf sein Problem der Menschenerziehung. Während nun Schulz in einer sorgfältigen Kritik der Anschauungen Fröbels seine Hauptaufgabe sieht, kommt es Regman weniger darauf an ihre Widersprüche und Unzulänglichkeiten aufzudecken als vielmehr Fröbels Geistesart darzustellen, wie sie sich widerspiegelt in seinen Überzeugungen über die uralten Fragen der Menschheit nach dem Wesen Gottes, dem Ursprung der Welt, dem Inhalt des menschlichen Lebens und der Bestimmung des Menschen. Mit Recht betont Regman im Sinne seines Lehrers Eucken (Fr. Froebel als ein Vorkämpfer innerer Kultur) die positiven Leistungen Fröbels namentlich durch das Aufstellen des epochemachenden Prinzips der Selbsttätigkeit, in dessen Durchführung die Kindergärten nur einen kleinen Ausschnitt bilden. Die Arbeiten von Schulz und Regman, beide tüchtige Leistungen, ergänzen sich gegenseitig und sind als Wegweiser auf den bisweilen schwierigen Pfaden der Fröbelschen Philosophie mit Dank zu begrüßen. — In einem Vortrage, der auf dem Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge im Oktober 1906 in Berlin gehalten wurde, weist Hanna Mecke[3]) die verdienstvolle Leiterin des Kasseler Fröbelseminars, darauf hin, daß Fröbel die wichtigsten Ergebnisse der modernen Kinderforschung schon damals intuitiv erkannt hat. Sie prüft die Fröbelsche Pädagogik oder wie der neue Kunstausdruck lautet, Pädologie an dem heutigen Stande der Forschung und findet sie in voller Uebereinstimmung

[1]) Johannes Schulz, Die philosophische Grundlage der Pädagogik Friedrich Fröbels. Jauer 1905.

[2]) N. Regman, Fr. Fröbels Geistesart und Philosophie. Hermannstadt.

[3]) Hanna Mecke, Fröbelsche Pädagogik und Kinderforschung. Langensalza.

Digitized by Google

damit und von grundlegender Bedeutung. Ein solcher Hinweis ist in der Tat zeitgemäß gegenüber den Angriffen, die der Kindergarten von verschiedenen Seiten erfahren hat, und angesichts der Tatsache, daß in den neueren deutschen Werken über Kinderforschung der Name Fröbel kaum genannt wird; dagegen hat in den Vereinigten Staaten von Amerika das Werk Fröbels von Anfang volle Würdigung und gewaltige Verbreitung gefunden. Auch Hanna Mecke betont die soziale Seite in Fröbels Lehre, der die Arbeit geadelt hat, indem er den Tätigkeitstrieb als den Ausfluß des Göttlichen im Menschen bezeichnet. Nicht richtig erscheint es nach den Untersuchungen von Schulz und Regman Fröbel schlechtweg als Hegelianer zu bezeichnen. Fröbel selbst hat sich immer dagegen verwahrt, ein „aner" genannt zu werden. Der Vortrag beruht auf einer ausgedehnten Kenntnis der Literatur, zeigt volle Beherrschung des Stoffes und ist auch in der Form ausgezeichnet. — Einen genaueren Einblick in die praktische Arbeit des Kindergartens und in seine Geschichte gewährt das zweibändige Werk von Eleonore Heerwart.[1] Die Verfasserin ist jedem Fröbelfreund wohlbekannt als die nimmermüde Vorkämpferin für die Sache des Kindergartens und langjährige Vorsitzende des allgemeinen Kindergärtnerinnenvereins. Fast die ganze Entwicklung des Kindergartenwesens hat El. Heerwart mit durchlebt und wesentlichen Anteil daran gehabt, so dürfen ihre Lebenserinnerungen besondere Beachtung beanspruchen. Alle die Männer und Frauen, welche in der Geschichte des Kindergartens hervortreten, ziehen in langer Reihe an den Blicken des Lesers vorüber. Mit besonderer Verehrung gedenkt die Verfasserin des edeln W. Middendorff, der sie noch selbst 1853 bis zu seinem Tode in Keilhau für ihren Beruf vorbereitete und von dessen Schülerinnen sie die einzige noch lebende ist. Als bezeichnend für die Anschauungen einzelner Kreise während der Reaktionszeit verdient erwähnt zu werden, daß E. Heerwart als Erzieherin in einem adligen Hause der Altmark von ihrer Ausbildung in der Lehre Fröbels nichts verlauten lassen durfte und daß es Bedenken erregte, als sie auf den Stundenplan ihrer Schülerinnen auch Naturgeschichte setzte. Bahnbrechend hat El. Heerwart dann in England für den Kindergarten gewirkt. Ueber ihren Aufenthalt dort und über die Entwicklung der Kindergartenvereine wird ausführlich bis auf die jüngste Zeit berichtet. Den Schluß bilden die Briefe, welche Luise, Fröbels zweite Gattin, an die Verfasserin gerichtet hat. Sie zeigen das innige Verhältnis zwischen Lehrerin und Schülerin, ihre geschichtliche Bedeutung aber erscheint gering. Auch sonst wohl hat die Verfasserin nicht immer streng genug geschieden, was für sie selbst und einen engeren Kreis wichtig ist und was für die Allgemeinheit Wert hat. Wir wollen darüber mit der Verfasserin nicht rechten und ihr vielmehr danken für die treue, gemütvolle Darstellung ihres arbeitreichen, gesegneten Lebenswerkes.

---

[1] Eleonore Heerwart, Fünfzig Jahre im Dienste Fröbels. Erinnerungen von Eleonore Heerwart. Eisenach 1906.

Digitized by Google

Vierte Abteilung.

Schulmänner.

Von **Martin Wehrmann** und **Eduard Clausnitzer.**

Wehrmann.] Nicht ein Schulmann im eigentlichen Sinn des Wortes, aber wohl ein Mann, der sich um die ihm unterstellte Schule sehr verdient gemacht hat, war der Dekan an St. Martini zu Münster *Everwin von Droste* (geb. um 1540, gest. 1604). Er war ein vielgebildeter Mann und hielt sich fern von den kirchenpolitischen Kämpfen und Wirren seiner Zeit, um vor allem für das Kapitel und die Pfarre St. Martini sowie die Stiftsschule zu leben. Zunächst erfahren wir aus V. Huyskens Arbeit[1]) nur von seinem Leben und Wirken im allgemeinen; was über seine Aufzeichnungen, über seine Bibliothek und die des Stiftes mitgeteilt wird, ist von mannigfachem Interesse. Der Zeit und der Persönlichkeit nach steht uns viel näher *Friedrich Kohlrausch*,[2]) der 1830 zur formellen Umgestaltung des höheren Schulwesens im Königreiche Hannover aus Münster berufen wurde, wo er sich bereits als Organisator bewährt hatte. F. Paulsen hebt von ihm rühmend hervor, daß er den einzelnen Anstalten Spielraum lassen wollte; auch schon deshalb verdient Kohlrausch unser Interesse. Er war, wie K. Denig ihn schildert, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, deren Erlebnisse und Erinnerungen allgemein fesseln. Es hat etwas Anziehendes ihn näher kennen zu lernen, und das ist möglich in den von ihm selbst 1863 herausgegebenen Erinnerungen. Vielleicht greift mancher, durch Denigs Arbeit angeregt, einmal zu diesem lehrreichen Buche und zieht im Stillen einen Vergleich mit L. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Für die Geschichte des höheren Schulwesens um die Mitte des 19. Jahrhunderts sind diese Werke von größter Bedeutung. In dieselbe Zeit etwa führt uns die Schilderung von *F. F. Calos* Tätigkeit an den Gymnasien in Putbus und Stettin, die G. Runze[3]) an verschiedenen Stellen gibt. Er hat es sich zu einer Lebensaufgabe gemacht, das Bild des höchst eigenartigen, in manchen Beziehungen geradezu wunderlichen, aber sehr geistreichen und anregenden Lehrers zu zeichnen und sein Wirken wohl auch als vorbildlich für unsere Zeit hinzustellen. Ob ihm das gelingt und er dazu ein Recht hat, Calo als das Ideal eines Lehrers zu betrachten,

[1]) V. Huyskens, Everwin von Droste, Dechant an der Kollegiatkirche St. Martini zu Münster (1567—1604), und die Stiftsschule seiner Zeit. Erster Teil: Vom Leben und Wirken Everwins von Droste. Beilage zum Jahresberichte des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Münster in Westf. 1907. Pr.-Nr. 458. 51 S.

[2]) K. Denig, Aus den Lebenserinnerungen des hannoverschen Generalschuldirektors Friedrich Kohlrausch (1780—1867). Programm des Gymnasiums zu Bingen. 1907. S. 3—18.

[3]) G. Runze, Eine merkwürdige Episode aus der pädagogischen Wirksamkeit Ferdinand Calos. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1907. II, S. 348—358. — G. Runze, Wie vor 50 Jahren auf einem preußischen Gymnasium des Jahres 1806 gedacht wurde. In: Deutsche Kultur II, Heft 21 (Dezember 1906). — Photinissa Chrysopulos. Novelle von Ferdinand Friedrich Calo. Nebst Mitteilungen über Calos Leben und Wirken von G. Runze. Berlin, E. Apolant. 1907. 184 S.

Digitized by Google

ist sehr zweifelhaft. Geistvolle Anregung begabten und interessierten Schülern zu geben, übertriebene, heute ganz unmögliche Forderungen zu stellen, war Calos Art, aber innerhalb eines Lehrplanes bestimmte Leistungen zu erzielen und die Gesamtheit der Schüler nach Möglichkeit zu fördern, lag ihm ferne. Immerhin war er ein merkwürdiger Mann, der über viele seiner Zöglinge eine große Gewalt ausübte, sie an sich zu fesseln und mit sich fortzureißen verstand, wie es ihm schon als jungem Lehrer in Putbus gelang, großen Einfluß zu erlangen und erziehlich zu wirken. Er war auch ein sehr unterrichteter, ja wohl gelehrter Mann, obgleich er an gelehrter Forschung sich nicht beteiligte, aber seine feine, tiefe Bildung zeigt sich nicht nur in einer von Runze veröffentlichten Rede, die Calo 1858 in Stettin hielt, sondern auch in einer handschriftlich hinterlassenen Novelle, die sein Verehrer zum Druck befördert hat. Daß bei beiden Arbeiten der Wert überschätzt ist, daß überhaupt Runze seinen Lehrer nicht objektiv beurteilt, sondern ihn in einem übertriebenen Glanze vor sich sieht, ist zu verstehen, aber zu bedauern. Seine oft sehr feinen Bemerkungen rufen nicht selten Widerspruch hervor. An vielseitiger Bildung steht Calo nicht nach *Oskar Weifsenfels* (geb. 1844, gest. 1906). Dieser begeisterte Verteidiger der Antike, der mit der Feder unermüdlich tätig war und vor Kampf nicht zurückschreckte, verdient eine Schilderung seines Wirkens und Wesens, wie sie ihm E. Grünwald[1]) gewidmet hat. Er war ein Schriftsteller von erstaunlicher Fruchtbarkeit und Schaffenskraft und ein ausgezeichneter Lehrer von seltener Begabung, dem es vergönnt war, sein reiches Wissen der Jugend nutzbar zu machen, eine harmonische Persönlichkeit edler Art. Segensreich, wie er, hat auf engerem Gebiete gewirkt *Hermann Baerwald* (geb. 1828, gest. 1907), der 31 Jahre lang die Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) in Frankfurt a. M. leitete. Als ein trefflicher Pädagoge, ein ausgezeichneter Lehrer wird er von seinem Nachfolger im Amte geschildert.[2])

Clausnitzer.] Eine Würdigung von *Adalbert Stifter* (vgl. Literaturbericht 1906, S. 53) geben A. Sauer[3]) und Johann Weyde.[4]) Der Führer der österreichischen Lehrerschaft und langjährige Herausgeber der „Freien pädagogischen Blätter“ und der an ihre Stelle getretenen „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung“. Asmus Christian Jessen gibt 97 Aufsätze

[1]) E. Grünwald. Oskar Weißenfels. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1907. II, S. 1—26 und das humanistische Gymnasium XVIII, S. 6—10.

[2]) S. Adler, Hermann Baerwalds Leben und Wirken. Beilage zum Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) in Frankfurt a. M. 1907. 23 S.

[3]) A. Sauer, Rede bei Enthüllung des Stifterdenkmals in Obersplan am 26. August 1906. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 346 f. Kommiss.-Verlag J. G. Calve, Prag.

[4]) Johann Weyde, Adalbert Stifter als Erzieher. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 346 f. Kommiss.-Verlag J. G. Calve, Prag.

Digitized by Google

aus den Jahren 1876—1880 heraus.[1] Ein gut Stück Geschichte der Pädagogik spielt sich hier ab, da damals bereits eine Reihe von Fragen keimartig auftauchten, welche die Gegenwart stark bewegen. Den Lebenslauf des Rektors der Präparandenanstalt zu Orsoy, *Dietrich Horn* schildert sein Sohn Fritz Horn.[2] Außer Nachrichten über den bekannten Seminar-Direktor Zahn in Mörs und dessen Unterrichtsbetrieb sind die Mitteilungen über die Anstalt in Orsoy beachtenswert.

3. Einzelne Zeiträume.

a) Mittelalter.

Von **Richard Galle.**

Das gesamte geistige Leben einer Zeit gibt die Grundlage für ihre Bildungsgeschichte ab, und so müssen wir auch die Versuche, das Mittelalter in seiner geistigen Konstitution zu erfassen, beachten. Ziemlich allgemein ist immer dem Mittelalter ein blinder Autoritätsglaube zugeschrieben worden; das Buch des Breslauer katholischen Universitätsapologeten v. Tessen-Wesierski[3] über die *Geschichte des Autoritätsbegriffes* mußte deshalb unsere Aufmerksamkeit erwecken. Das Buch enthält eine Begriffsgeschichte, gewonnen aus der Geschichte der Philosophie: Der Begriff der Autorität wird an den Meinungen einiger hervorragenden Philosophen geprüft. Aber dieser Begriff ist hier nur in dem rein formalen Sinne genommen als der scharf geprägte, logische Begriff in seiner philosophischen Ausgestaltung, der sich auf verschiedene Kräfte des Geistes bezieht und als soziales und besonders auch als „noëtisches Prinzip“ Einfluß geübt hat. Aber neben dem formulierten Autoritätsbegriff der Philosophen herrschte, zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Grade, noch ein immanentes Autoritätsgefühl in den Männern der literarischen Produktion. Diesem nachzuspüren dünkt uns ein mindestens eben so wichtiges und interessantes Unternehmen; damit würde fürs Mittelalter ein gut Stück literarischer Geschichte gewonnen. Die Geschichte des Autoritätsgefühles lag nicht bei den Zielen des neuscholastischen Begriffsforschers. Dennoch bieten die Anschauungen der Philosophen über die den Menschen jeweilig übergeordnete Autorität auch für die pädagogische Betrachtung einige Aufschlüsse, wenn dieselben auch keine Entdeckungen bedeuten, wie bei Aristoteles' Lehre von der Autorität des Lehrenden gegenüber dem Lernenden, die aufs engste mit des Stagiriten metaphysischen Prinzipien zusammenhängt. Soweit das Buch am Schlusse Folgerungen aus der historischen Betrachtung zieht, überschreitet es den Rahmen unserer literarischen Prüfung.

---

[1] A. Chr. Jessen, Geborgene Gaben Bd. I. Leipzig, Wunderlich. VII u. 368 S.

[2] Fritz Horn, Dietrich Horn. Erinnerungen für seine Kinder und Freunde aufgezeichnet von seinem ältesten Sohn. Crefeld, Verlag von Worms & Lüttgen. III u. 194 S.

[3] Prof. Dr. Franz von Tessen-Wesierski, Der Autoritätsbegriff in den Hauptphasen seiner histor. Entwicklung. Paderborn, Ferd. Schöningh. 143 S.

Digitized by Google

Die geschichtliche Entwicklung der Bibel als höchster religiöser Autorität für die Christenheit bis zur ausschließlichen Anerkennung derselben im Protestantismus verfolgt in etwas verschleierter Einkleidung Hans Vollmer[1]) indem er das *Lesen und Deuten heiliger Schriften* im Altertum und Mittelalter betrachtet, das anfangs und z. T. auch später noch einen Bestandteil religiöser Volksunterweisungen ausmachte. Da Vollmers Arbeit sich als „Volksbuch" gibt, so dürfen wir keine neuen, historischen Aufschlüsse darin erwarten. Die dreifache Schriftdeutung, eingeführt von Clemens von Alexandrien und Origenes, und die Typologie verhinderten das natürliche Schriftverständnis. Die Menge religiöser Volksschriften des Mittelalters hatte den Erfolg, daß „es mit der äußerlichen Kenntnis des biblischen Inhalts in vielen Schulen wohl nicht so schlimm aussah, als oft angenommen worden ist". Aber die vielfach zugesetzten Legenden überwucherten schließlich den reinen Schriftgehalt. Vertreter reiner Schriftautorität habe es aber auch im Mittelalter gegeben.

Für die Bildung der Geistlichen sind gewiß die *Lectionarien* wichtig gewesen, welche die zu liturgischen Zwecken bestimmten Vorlesungsabschnitte enthielten. Eine großzügige, kurze und instruktive Übersicht über ihre Entwicklung gibt ein hübsches Büchlein von Baudot.[2]) Aus der frühesten Zeit der christlichen Kirche stammend, hat sich die Sitte der Lektionen weit mehr gewandelt, als gemeinhin bekannt ist. (Cf. noch den Aufsatz von Morin weiter unten.)

Auf der Linie der Untersuchungen über den Gesamtcharakter des Mittelalters und demgemäß über dessen richtige zeitliche Abgrenzung liegt auch die gegenwärtig lebendiger gewordene Kontroverse, welchem Zeitraum Luther eigentlich zuzuteilen sei. Ernst Tröltsch in Heidelberg hatte Luther fast ganz dem Mittelalter zugewiesen, ähnlich wie früher schon Dilthey. Dem tritt jetzt der Dogmenhistoriker Friedrich Loofs[3]) entgegen und sucht theologisch, besonders an *Luthers* Rechtfertigungslehre darzutun, wie sehr verschieden Luthers Anschauung von der mittelalterlich-augustinischen Tradition sei, und wie in Luther trotz seines nicht zu leugnenden mittelalterlichen Supranaturalismus doch auch moderne Momente vorhanden seien. Luthers Wirkung — so meint Loofs zum Schlusse — habe noch nicht ihr Ende erreicht.

Die philosophiegeschichtlichen Studien beweisen immer mehr und mehr — worauf wohl viel zu wenig Betonung gelegt wird —, daß auch im Mittelalter die philosophischen, psychologischen, moralischen, metaphysischen Fragen und Anschauungen unmerklich ihren Einfluß auf die allgemeine Lebensauffassung und auf deren Spiegelbilder in der Literatur übten. Die Philo-

[1]) Hans Vollmer, Lizentiat. Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. Religionsgeschichtl. Volksbb., II. Reihe 9. H. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907. 64 S.

[2]) Jules Baudot, Bénédictin. Les Lectionnaires. Liturgie, Série publiée sous la direction du Rev. Dom Cabrol, abbée de Farnborough. Kl. 8°. Paris, Bloud & Cie. 127 S.

[3]) Friedrich Loofs, Luthers Stellung zum Mittelalter und zur Neuzeit. Rektoratsrede Halle. Deutsch-evang. Bll. 32. Bd. S. 513—38.

Digitized by Google

sophie war in ihrer Verbrüderung mit der Theologie auch damals die Führerin der gebildeten und maßgebenden Welt. Das scheint uns auch die große, bildungsgeschichtliche Lehre zu sein, die aus dem ausgezeichneten Werke Picavets[1] über die *mittelalterliche Philosophie* zu gewinnen ist, welches in dem Berichtsjahre in zweiter Auflage herausgekommen ist. Die Tatsache, welche er wesentlich mit seiner ganzen Darstellung beweisen will, daß der Neuplatoniker Plotin der eigentliche Philosoph des gesamten Mittelalters sei, wird durch Forschungen über Augustin, dem trotz aller späteren peripatetischen Scholastik nie überwundenen Muster des Mittelalters, bestätigt. Die Studien über das ganze Leben des Mittelalters können die vielseitigsten Anregungen aus dem geistvollen Buche schöpfen.

Der Predigermönch Dr. G. M. Manser[2]) untersucht die mittelalterliche *Scholastik* nach ihrem Umfange und ihrem Charakter. Schon der Name stellt eine Idealverbindung zwischen philosophischen und pädagogischen Bestrebungen her. Der Name zeigt wieder die dem Beobachter des mittelalterlichen Schulwesens bekannte Tatsache, daß Wissenschaft und Schulfächer damals noch völlig ineinander flossen. Was in der Schule geboten wurde, war den damaligen Menschen eben Wissenschaft an sich: Scholastik gleich Wissenschaft, was besonders auch die Ehrenbezeichnungen für Gelehrte scolasticissimus und summus scolasticus im neunten Jahrhundert schlagend beweisen. Wenn dieser Umstand die Wissenschaft auf einer niedrigen Stufe erscheinen läßt, so erhält die Schule damit aber die Beleuchtung einer hohen, idealen Auffassung. Die ziemlich gerechte Beurteilung der Scholastik durch Harnack will der Verfasser dahin verbessern und ergänzen, daß er eine untrennbare Einheitlichkeit von Scholastik und Theologie behauptet, so daß die Scholastik ein Doppelsystem sei. Man hätte dann zu unterscheiden Scholastik als Ganzes (eben jenes theologisch-philosophische Doppelsystem) und Scholastik in rein philosophischer Bedeutung. Im 13. Jahrhundert sei der Zerfall des Doppelsystems und damit auch die Entartung der Scholastik eingetreten.

Für jeden, dessen Studien nicht völlig in dieser Richtung liegen, hat es keine geringen Schwierigkeiten, sich den Gehalt scholastischer Schriften zu eigen zu machen, ihn auch nur gehörig zu erfassen. Mit Dank wird der zum Verständnis Strebende ein Werk des früheren Professors am Metzer Priesterseminar Reinstadler[3]) hinnehmen, das eine Art akademischen

[1]) François Picavet, Esquisse d'une histoire générale et comparée des philosophies médiévales. 2. Ausg. Paris, Felix Alcan. XXXIV, 335 S.

M. de Wulf, Histoire de la philosophie médiévale. Revue hist. litt. relig.. 12.

[2]) G. M. Manser, Dr. O. P. Hist.-polit. Bll. 139. S. 317—339 und 407—431.

Clemens Baeumker, Prof. Dr, Geist und Form der mittelalterlichen Philosophie. Internationale Wochenschrift f. Wissensch., Kunst. Technik.

Leclère, Philosophie au moyen âge. Archiv für Gesch. der Philosophie. Bd. 14.

J. Reiners, Der Aristotelische Realismus in der Frühscholastik. Aachen, Schweitzer. 60 S.

[3]) Seb. Reinstadler, Prof. Dr., Elementa philosophiae scholasticae. Editio 3,

Digitized by Google

Lehrbuchs der *Elemente der neuscholastischen Philosophie* nach den Vorbildern Mercier und de Wulff ist und in knappem Rahmen diese im ganzen Umfange darstellt. Das Buch erscheint jetzt bereits in 3. Auflage. Es zeichnet sich durch echt scholastische Disposition und durch leicht verständliche, klare Ausdrucksweise im besten Kirchenlatein aus und ist deshalb umsomehr für Lernende geeignet. Das Werk besteht aus zwei handlichen Bändchen, von denen der erste: Logik, Kritik, Ontologie und Kosmologie enthält, während der zweite die Anthropologie, natürliche Theologie und Ethik behandelt.

Die historischen großen Persönlichkeiten des Mittelalters allein vermögen jedoch erst wirkliches Leben dem Gesamtbilde zu verleihen. Da müssen wir diesmal zuerst den großen griechischen Kirchenvater *Johannes Chrysostomus* erwähnen, dessen fünfzehnhundertster Geburtstag im Vorjahre begangen wurde. Besonders wertvoll sind unter den bei dieser Gelegenheit erschienenen Artikeln einige Arbeiten des französischen Benediktinerpaters Baur.[1]) Das eine Mal verfolgt er die ersten Spuren des Einflusses, der von Chrysostomus auf die Literatur des Occidentes ausging. Die erste Erwähnung und autoritative Heranziehung des Griechen bei einem Lateiner findet sich bei Hieronymus, der sich schon dadurch als Vertreter der Verschmelzung griechischer und lateinischer Wissenschaft zeigt. — An anderer Stelle, in der Sammlung der Universität Löwen, gibt Baur[2]) eine ausgeführtere Monographie, die ursprünglich zur Einleitung für eine Arbeit in deutscher Sprache bestimmt war. Nach einer Biographie, in der die durch das Jahr 451 getrennten Epochen seines Lebens gekennzeichnet werden, zeigt Baur die segensreiche Wirkung, die von Chr. ausging. Die altbyzantinischen Bibliotheken geben Zeugnis von der Verbreitung seiner Schriften; zu den Katenen und Anthologien lieferte er das meiste; an den dogmatischen Florilegien, wie z. B. bei den Capita theologica des Maximus im 9. Jahrhundert, gebührt ihm der Löwenanteil.

Des Chrysostomus nützlichster Einfluß bestand aber in seiner Tätigkeit

---

ab auctore recognita. 2 Bde., kl. 8°. Friburgi Brisgoviae, Herder. XXII. 467; XVIII, 457. 6 M.

[1]) Chr. Baur, O. S. B. L'entrée litt. de S. Chrysostome dans le monde latin. Revue d'histoire ecclésiastique (Louvain).

[2]) Chr. Baur, O. S. B. S. Jean Chrysostome et ses oeuvres dans l'histoire litt. Recueil de travaux publiés par les membres de conférence d'histoire et de philologie. (Löwen.) XVIII.

S. Haidacher, Chrysostomus-Fragmente im Maximos-Florilegium und in den Sacra Parallela. Byzantinische Z. 16.

Ein 1500jähr. Pädagogenjubiläum vom heil. Chrysostomus. Kathol. Schulzeitung 40 u. 46 (Donauwörth).

Zocchi. S. Giovanni Crisostomo nel XV centenario della sua morte 407—1907. Civiltà cattol.

J. H. Willey, Chrysostom, the orator. Cincinnati. Jennings & Graham.

S. Haidacher, Chrysostomus, J., des heil., Büchlein über Hoffart und Kindererziehung samt einer Blumenlese über Jugenderziehung aus s. Schriften. übers. u. hrsg. Freiburg i. Br., Herder. 134 S.

Henriette Dacier, Saint Jean Chrysostome et la femme chrétienne au IVe siècle de l'Église greque. Paris, Falque. (3,50 fr.)

Digitized by Google

als hervorragender Prediger und moralischer Erzieher des byzantinischen Volkes. Der Geschichtsschreiber der byzantinischen Literatur, Krumbacher, hat es schon ausgesprochen: Im ganzen byzantinischen Reiche bediente man sich zur Erziehung der Kinder der Werke des Homer, des Isokrates, des Johannes Chrysostomus. (Byz. Lit.-Gesch. ^{2}, p. 878.) Sehr wichtig ist auch der zweite Teil der Abhandlung, der des Chrysostomus Einwirkung weiter als der oben genannte Aufsatz in das lateinische Mittelalter hinauf verfolgt, vor allem die Übersetzer und Übersetzungen seiner Werke aufführt, seine Benutzung in der späteren theologischen Literatur und seine Erwähnung bei lateinischen Geschichtschreibern angiebt, ohne indes wohl hierbei absolute Lückenlosigkeit zu erreichen. Endlich passieren die Ausgaben von Chrysostomus Werken und die literarischen Arbeiten der Neuzeit über ihn Revue. Wertvoll ist noch eine eingestreute Untersuchung über den zum Eigennamen gewordenen Ehrennamen des Kirchenvaters.

Sehen wir an den mit dem Namen des Chrysostomus verbundenen Arbeiten, wie das zufällige Erscheinen eines Jubiläumsjahres so oft befruchtend auf diejenigen wirkt, die sich mit den Personen und Gedanken der Vorwelt beschäftigen, so zeigt sich ein innerer geselliger Zug der historischen Arbeiten bei andern Namen. Das ist ja doch gerade eine der nützlichen Seiten solcher literarischer Übersichten wie der unsrigen, daß sie zeigen, welche wissenschaftlichen und literarischen Strömungen die Gedankenwelt der Zeitgenossen durchziehen, wie sie gegeneinander wirken, wie eine die andre mit sich reißt: ein Stück sehr interessanter literarischer Zeitgeschichte. Wenn es auch nun nicht zu verwundern ist, daß ein Lieblingsgegenstand der ältesten Erziehungsgeschichte immer wieder *Augustin* ist, so weht es doch jetzt wie ein gemeinsamer Wind gerade nach ihm hin, der immer mehr als das bewundernswerte lebendige Glied zwischen Altertum und christlichem Mittelalter erkannt wird. Von Augustin sagt der oben erwähnte Tessen-Wesierski, er beginne die Reihe jener Philosophen des Mittelalters, die den Autoritätsbegriff . . . . vor allem in theologischen Spekulationen ausnutzen. Aber die von ihm selbst angeführten Stellen Augustins zeigen, daß er die Autorität, neben der inneren Vernunftkraft, vor allem als das Bewegungsprinzip in der Erkenntnis und deren Vermehrung, dem Lernen, auffaßt, also als ein pädagogisches Prinzip. Und dies bestätigt die schöne, umfangreiche Abhandlung des englischen Philosophen und Theologen Prof. Warfield,[1] der in der gehaltvollen Zeitschrift „The Princeton Theolog. Review" Augustins Lehre von Erkenntnis und Autorität ausführlich entwickelt. Seine Auffassung, die manches Neues darbietet, ist von größtem Interesse. Mit Augustin begann die unmittelbare Gewißheit des Bewußtseins als Quelle und Voraussetzung der Wahrheit entdeckt zu werden. Indem Warfield so die Gedanken des deutschen Philosophen Windelband annimmt und fortführt, prüft er Augustins gesamte erkenntnistheoretische Anschauungen, die er in entwicklungsgeschichtlicher Be-

[1] Prof. B. B. Warfield. Augustines doctrine of knowledge and authority. Princeton Theolog. Review. S. 353—97.

ziehung zu denjenigen Platos, der Neuplatoniker, besonders Plotins, setzt, und stellt Augustin, der weit über die „selbstgewisse Subjektivität" dieser antiken Philosophen hinausgeht, als den großen Vorläufer eines Descartes und seiner Nachfolger hin. Aber unter dem Einfluß der christlichen Lehre nimmt Augustins ganze Erkenntnistheorie eine ganz anders geartete Gestalt an als bei Vorgängern und modernen Nachfolgern. Ihm gestalten sich alle „angeborenen Ideen" zu Teilen der einen großen göttlichen Offenbarung um, so daß auch alles Lernen nichts anderes ist als ein Ratsuchen bei Gott. Augustin sucht Wahrheit auf dem Wege der Autorität, weil er diesen Weg als den zunächst vernünftigsten hält; er ist nie Irrationalist geworden, wie gegen Harnack ausgeführt wird. Wie oft ist die Lehre Augustins von seinen Bewunderern im Mittelalter und in der Neuzeit mißverstanden worden! Im zweiten Teile seiner Arbeit untersucht Warfield die Ansichten Augustins von der Autorität innerhalb der Religion. Augustins berühmter Ausspruch von der ausschlaggebenden Autorität der Kirche für ihn hat auch im Mittelalter Meinungsverschiedenheiten erzeugt, und Warfield untersucht nun streng historisch die eigentliche Meinung des großen Kirchenvaters und zeigt, welches Gewicht Augustin auf die „Apostolicität" legt, die ihm immer ein Kriterium der Echtheit war. Und wiederum ist es ein pädagogisches Moment, das die Auffassung Augustins bestimmt. Die Autorität der Kirche ist ihm ebenfalls nur eine pädagogische, denn ihm ist sie die Pädagogin, die das sündenbehaftete Gemüt des Menschen, das der Autorität bedarf, zur Wahrheit leitet. Diese Darlegungen befinden sich vielfach im Gegensatz zu denjenigen bedeutender neuer Kirchenhistoriker, und so hält Warfield auch mit Polemik nicht zurück.

Für die Geschichte der Pädagogik ist noch wichtiger ein Buch, welches gerade die pädagogischen Anschauungen des Kirchenvaters in umfangreicher Weise zur Darstellung bringt. Das Wort umfangreich soll hier keinen ominösen Beigeschmack haben, denn der verhältnismäßig große Rahmen wird in der Tat durch einen großen Inhalt ausgefüllt. Der Verfasser, Eggersdorfer,[1]) hatte die Beantwortung der im Jahre 1901/02 von der theologischen Fakultät München gestellten Preisaufgabe unternommen: Der hl. *Augustinus als Paedagoge* und nach dem Urteil der Fakultät gelöst. Das Buch ist eine verbesserte und wohl auch vermehrte Bearbeitung jener Preisarbeit. Mit geringerer dialektischer Kunst als der Engländer, aber in guter, klarer, angenehm lesbarer Darstellung entwickelt der süddeutsche Theologe die Pädagogik Augustins. Das war unstreitig eine schwierige Aufgabe. Man weiß, daß Augustin niemals ein wirkliches System seines pädagogischen Denkens gegeben hat, und so mußte der Forscher in mühseliger Arbeit die vereinzelten Stücke eines vielleicht gedanklich vorhandenen Systems aus der großen literarischen

[1]) Franz Xaver Eggersdorfer, Der heil. Augustinus als Pädagoge und seine Bedeutung für die Geschichte der Bildung. Straßburger Theolog. Studien. VIII. 3 u. 4. H. Freiburg i. Br., Herder. IX, 238 S.

Digitized by Google

Gesamtarbeit Augustins hervorsuchen und zu einem folgerichtig zusammengehörigen Ganzen fügen. Zweifellos ist diese Arbeit gelungen; die Ausbeute aus den Augustinischen Schriften war reicher, als man bisher überschauen konnte, und die Verkittung der Stücke zum Ganzen ist mit feinem Geschick zustande gebracht. Selbstverständlich schöpft der Verfasser unmittelbar aus Augustins Schriften selbst, und er läßt es an Gewissenhaftigkeit in der Zitierung nicht fehlen. Die meisten Äußerungen seines Helden umschreibt Eggersdorfer und verflicht sie sehr geschickt unmittelbar in seine Darlegung hinein, während die zugehörigen Anmerkungen nur die Fundstellen andeuten. Nach des Referenten persönlichem Gefühl hätte mehr im Zusammenhange und oft ausführlicher zitiert werden sollen, unseres Erachtens noch besser direkt im Original und nicht in Übersetzung. So vertrauenerweckend auch die gesamte Darbietung in diesem Buche wirkt, so ist doch nur natürlich, daß man bei mehr als flüchtigem Darüberhinlesen zuweilen ein gewisses Unbehagen nicht los wird: Ist das wohl zweifellos wirklich der eigentliche Sinn der Worte Augustins? Wie mag dies oder jenes im Original ausgedrückt sein? In welchem Zusammenhange gibt sich gerade diese Stelle? Die notwendige Trennung der augustinischen Pädagogik in zwei Perioden, deren Anschauungen sich vielfach gegensätzlich verhalten, haben einige Wiederholungen verursacht, die durch Hinweise auf frühere Stellen des eignen Buches vermieden worden wären. Da der Verfasser offensichtlich sich bemüht hat, nicht nur für besondere Augustinkenner zu schreiben, so wäre die Beigabe eines chronologischen Schriftenverzeichnisses sehr angebracht gewesen. Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist, daß er den historischen und logischen Zusammenhang der Erziehungsprobleme mit den philosophischen, wie er bei Augustin besonders deutlich wird, kräftig zu erkennen gibt: Augustins Neuplatonismus, der selbst in seiner christlichen Periode für ihn grundlegend blieb, seine Erkenntnistheorie, seine Psychologie und Ethik werden, so fragmentarisch sie auch vorhanden sind, in aller Ausführlichkeit vorgeführt. So gewinnt der Verfasser ein Bild von Augustins pädagogischem Denken, das auf einem tiefen und weiten Hintergrund aufgesetzt ist. Auf Plotinscher Lehre stehend, die u. a. schon jenen Gedanken eines Parallelismus zwischen der Erziehung des Menschengeschlechts und dem des einzelnen Menschen entwickelt, ist der gesamte Gedankengang und alles Streben Augustins eigentlich pädagogischer Natur, jedoch so, daß Pädagogik und Theologie vollständig ineinanderfließen, denn der Gedanke, daß Gott die alleinige Wahrheit sei, aus der eine angeborene Wahrheit im Innern des Menschen stammt, geht durch alle Äußerungen, die von Erziehung und Bildung, von Lehren und Lernen, von Wissen und Erkennen handeln. Erstaunlich ist trotz alles fragmentarischen Charakters der Reichtum an pädagogischen Gedanken, der hier aus Augustins Schätzen zutage gefördert wird, und größer wieder als zuvor erscheint dem Leser dieser Mann auch in pädagogischer Hinsicht. Will uns heutzutage der mystische Zug der ganzen Philosophie Augustins, der als höchstes Ziel des Menschen

Digitized by Google

und der menschlichen Erziehung nur die ekstatische Vereinigung mit Gott zu nennen weiß, wenig zusagen, so fühlen wir um so erfreuter den Flug eines Geistes, der auch moderneren Anschauungen gerecht wird, wenn es sich um die Vorbereitung zu jenem höchsten Ziel und Glück des Menschen handelt, um die Vorbereitung durch Wissenschaft. Die kulturgeschichtliche Entwicklung der sieben freien Künste aus den Bedürfnissen der Menschheit heraus ist in ihrer Knappheit ein Meisterstück, das uns hier in einer tadellosen Übersetzung leicht genießbar gemacht ist. Aber auch aus der augustinischen Praxis erfahren wir eine erfreuliche Menge. Die Erzählung aus dem Landerziehungsheim in Cassiciacum, die chronologisch genau bestimmbaren Dialoge, die nach den Gesprächen mit seinen Schülern niedergeschrieben wurden, die Lehrbücher, deren Echtheit zum Teil noch erwiesen werden muß, seine Musterkatechese, viele Briefe — alles das zusammen läßt uns einen Blick in die pädagogische Werkstätte Augustins tun. Und wie seine Theorie zeigt uns seine Praxis einen Mann, der bei allem übersinnlichen Streben die nächsten Zwecke der Leitung zum Höchsten nicht außer acht läßt. Aber gerade das Eigenartigste an Augustins Pädagogik, eben der immer — auch im Unterricht — geforderte Aufstieg vom Sinnlichen zum Übersinnlichen scheint uns hier nirgend klar gemacht oder klar geworden zu sein, weder bei Augustins Lobe der Mathematik als der Vermittlerin und Vorläuferin der höchsten Wahrheit, noch bei der Charakterisierung seines Lehrbuchs De musica, d. h. einer „Theorie der redenden Künste", werden die Andeutungen Eggersdorfers jemandem einen deutlichen Begriff von der hierbei befolgten Methode zu verschaffen vermögen.

Die zweite Periode Augustins, die ihn als praktischen Theologen und Bischof zeigt, hat wesentliche Umgestaltungen seiner Pädagogik mit sich gebracht. Und zur Feststellung dieser Umbildungen, die sich als Umwandlung der philosophischen in die rein religiöse Denkart darstellt, haben besonders die „Retraktationen" seines Greisenalters wesentliche Dienste getan. Das Bildungsideal Augustins ist jetzt nicht mehr der Weise, sondern der Heilige, wie Eggersdorfer scharf und richtig pointiert. Die pädagogischen Probleme, die den Bischof als Seelsorger bewegten, waren 1. der Gegensatz von heidnischer und christlicher Bildung, 2. die rechte Klerikererziehung und 3. das Katechumenat. Da sich der Verfasser nicht darauf beschränkt, die Ansichten Augustins wiederzugeben, sondern auch hier die historische Betrachtung auf die Entwicklung jener Probleme und auf die Gesamtanschauungen der Zeit ausdehnt, so sind überall seine Ausführungen höchst lesenswert und für die Bildungsgeschichte jenes Zeitalters bedeutungsvoll. Mit der Erörterung der Klerikererziehung nach Augustin könnte der Anfang eines Werkes gemacht sein, das auch Hauck in seiner Kirchengeschichte vermißt: einer Geschichte des theologischen Unterrichts. Über Augustins Verhältnis zum Katechumenenunterricht und zur Katechese im allgemeinen ist schon am meisten vom pädagogischen Standpunkte aus gehandelt worden, und hier mußte sich Eggersdorfer auch wiederholt mit anderen Autoren auseinandersetzen, und er hätte hier noch manche, nicht

Digitized by Google

nutzlose Literatur angeben können. Dabei bestreitet er mit gewichtigen Gründen gegen Rentschka die Einführung des Dekalogs als katechetisches Hauptstück durch Augustin. Augustins Methode beim katechetischen Unterricht findet an der Hand der Quellenschriften das höchste Lob, besonders stelle dessen Musterkatechese, „einen so musterhaften Aufriß der heiligen Geschichte, eine so sichere Zeichnung der Fortschritte des Reiches Gottes dar, daß sich die modernste Theorie des biblischen Unterrichtes auf unsern Heiligen berufen kann."

Das Schlußkapitel des Buches „der Einfluß des hl. Augustin auf die Pädagogik der Folgezeit" beschränkt sich auf die Wirkung der augustinischen „Doctrina christiana" in der Klosterschule des Mittelalters und auf die katechetischen Anregungen Augustins hinsichtlich der Ausgestaltung des Religionsunterrichtes der modernen Zeit. Zumal im ersten Teile zeigt der Verfasser eine beherrschende Kenntnis der Verhältnisse und ein sicheres und zugleich vorsichtiges Urteil. Der Widerstreit von heidnischer und christlicher Bildung fand bei allem Schwanken immer an des Heiligen Urteil ihre Norm. Auch die Geschichte des modernen Religionsunterrichtes kann aus dem zweiten Teile dieses Schlußkapitels reichen Nutzen ziehen. Die Lektüre des ganzen Buches bringt Vorteile auf Schritt und Tritt mit sich in seltenem Maße, so daß die bescheidene Befürchtung des Verfassers, man möchte sein Bemühen unfruchtbar schelten, wenigstens in historicher Beziehung glänzend widerlegt ist.

Als literarisch gebildeten Mann im klassischen Sinne, als Sprößling des Altertums selbst zeichnet Augustin eine philologische Arbeit von Dr. J. Vasold,[1] die seine starke und häufige Benutzung Vergils nachweist.

Dagegen die Darstellung der philosophisch zusammenhängenden Gedankenwelt *Augustins* in vollem Umfange hat sich E. Logoz[2]) zur Aufgabe gemacht, in einer ganzen Reihe von Zeitschriftenaufsätzen, die schon durch mehrere Jahrgänge hindurchführen. Das Theologische, Psychologische und Metaphysische wird hier in den Vordergrund gerückt.

Der Platonismus, der in der erneuerten Form bei Augustin herrschend war, wurde im Mittelalter durch die peripatetische Richtung fast verdrängt. Nur vereinzelt, aber in jedem Jahrhundert, fanden sich Platoniker, die gegen den alles beherrschenden Aristoteles auftraten. In dieser Opposition gegen die aristotelische Scholastik sieht Joh. Lichterfeld[3]) auch die

---

[1]) J. Vasold, Dr., Augustinus quae hauserit ex Vergilio Pars Prior. Progr. d. K. Theresiengymnas. München.

[2]) E. Logoz, La pensée de S. Augustin. Revue de Théologie et Philosophie. Lausanne.

G. W. Osmum, Augustine the thinker. Cincinnati, Jennings & Graham. 250 S.

W. J. V. Baker, Preaching and teaching of S. Augustine. Beeing a new translation of his de Doctrina christiana IV. and De rudibus catechisandis. Edit. London, Mawbray. 170 S.

H. Pope, St. Augustine as a preacher. Ecclesiastical Review.

[3]) Joh. Lichterfeld, Die Ethik Heinrichs von Gent. Diss. Erlangen. 1906. 51 S.

Digitized by Google

eigentliche Bedeutung Heinrichs v. Gent († 1293), dessen Ethik er zu beschreiben unternimmt. Er beurteilt diese ziemlich hoch, und sieht überhaupt in der Scholastik keine tote Wissenschaft, sondern meint: „Jene Gelehrten (die Scholastiker) standen in engster Berührung mit dem Leben ihrer Zeit,“ ein Urteil, das in seiner Allgemeinheit nicht zu halten ist.

Die ausführliche Monographie des Halleschen Kirchenhistorikers Voigt[1]) über *Brun von Querfurt*, dem Nachfolger des ersten Preußenapostels Adalbert von Prag, dem er auch im Märtyrertode nachfolgte, eine Schrift, die zugleich an den 900jährigen Gedenktag seines Todes (9. März 1909) erinnern soll, enthält nur wenige pädagogisch interessante Notizen aus der Erziehung Bruns, nicht viel mehr, wie sonst die Lebensbeschreibungen von Heiligen zu enthalten pflegen. Aber gern lesen wir das wenige, das uns aus so ferner Zeit noch jugendlich anheimelt. Seine Mutter, die diejenige Person war, die seinem Leben die Richtung gegeben, brachte Brun zu dem „Philosophen“ Geddo nach Magdeburg. Das war ein Domschullehrer, der zweite Nachfolger des berühmten Ochtrick, des Lehrers Adalberts von Prag. Vorher war er in den Elementarfächern bei einem Priester seiner Heimat unterrichtet worden. Über den Zustand der Domschule damals kann der Verfasser nur Vermutungen aussprechen, glaubt aber keine Anzeichen des damaligen Verfalls, der behauptet worden ist, zu sehen. Jedenfalls hat Brun eine gute Bildung in der klassischen Literatur erlangt, wie seine Schriften dartun, die keine gewöhnliche Bekanntschaft mit Vergil, Ovid, Horaz, Persius, vielleicht auch Plautus verraten. Viele von den Zitaten sind noch ohne Ursprungsnachweis. Wie auch andere Domschüler war Brun anfangs Hospes daselbst, d. h. er wohnte im Hospiz, jedenfalls als scholaris canonicus. Seine späteren Lebensschicksale berühren unser Gebiet nicht weiter.

Dagegen ist der berühmte Kanzler *Gerson* bekanntlich eine bedeutende pädagogische Erscheinung. Sahen wir die mystische Geistesrichtung bei Augustin, an der Schwelle des Mittelalters, von wesentlichem Einfluß, so ist dies noch mehr an der Ausgangspforte dieser Zeit, bei Gerson, der Fall. Das setzt mit vielseitigem, historischen Verständnis der Leiter eines

---

R. Dahmen, Darstellung der Abaelardischen Ethik. Diss. Münster, 1906. 62 S.

T. Heitz, La philosophie et la foi dans l'oeuvre d'Abélard. Rev. des sciences phil. et théol. S. 703—27.

P. Jacquin, Le néo-platonisme de Jean Scot. Revue des scienc. philos. et théol. S. 674—85.

J. Draesecke, Zur Frage nach dem Einfluß des Joh. Scotus Erigena. Zeitschr. f. wissensch. Theolog.

H. Brémond, Gerbert. Paris, Bloud.

W. Fuesslein, Heinrich von Frimar. Z. des Vereins für thüring. Geschichte.

F. M. Powicke, Pierre Dubois. Publications of University Manchester. Hist. S. 6.

[1]) D. H. G. Voigt, Prof., Brun von Querfurt, Mönch, Eremit, Erzbisch. der Heiden und Märtyrer. Lebenslauf, Anschauungen . . . . Mit 4 Lichtdrucktafeln. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Digitized by Google

Pariser Priesterkursus, Lafontaine,[1]) ins richtige Licht, dessen Biographie des Kanzlers, in erster Linie seinen Schülern, jungen Geistlichen, gewidmet, eine anerkennenswerte historische Studie ist, die ihren im allgemeinen objektiven Grundton durch die Klänge wahrer Bewunderung nicht verliert, unter denen er das geschilderte „Ideal von moralischer Größe und religiöser Kraft" vorführt. Nichts in dem Vorgetragenen dürfte absolut neu heißen, aber die Beleuchtung des Mannes ist zuweilen eigenartig und reizvoll. Gersons pädagogischen Bestrebungen wird volle Beachtung geschenkt. Da wird er vor allem als der Erste gepriesen, der die Idee allgemeiner Volkserziehung deutlich ausgesprochen habe, lange vor dem Danton der großen Revolution, dessen berühmten Ausspruch: Après le pain l'éducation est le premier besoin du peuple er beinahe vorausnahm. Dasselbe Streben führte Gerson zur Abfassung von Bildungsschriften in der Volkssprache (en Roumant), deren reizvolle Einfachheit der Verfasser rühmt, aber auch in lateinischer Form für die Lehrer, für die untern Geistlichen. Man hätte gern von dem teperamentvollen Biographen mehr als bloß eine kurze Erwähnung der pädagogischen Schriften gelesen, wie z. B. über l'Examen de consciense, Les Règles de morale, l'ABC des simples gens, l'Oeuvre tripartite. Dabei aber hatte Gerson immer — ähnlich wie Augustin — das höchste Ziel der Volksbildung im Auge, und dieses war ein mystisches. Auch das arme, werktätige Volk soll des höchsten Glückes teilhaftig werden; er will ihm détailler les secrets de l'élévation mystique. Und mystische Innigkeit und Leidenschaft bildeten den Grundzug seines ganzen Wesens. Kirchliche und politische Tätigkeit des rastlosen Mannes sind darin ruhend, und die Hypothese von seiner Autorschaft der Imitatio Christi verliert unter diesem Gesichtspunkt durchaus die Unwahrscheinlichkeit. Aber zweimal in seinem Leben hat Gerson die bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte mystische Stimmung überwunden, überwunden durch praktische Tätigkeit, durch Seelsorge und Kinderfürsorge. Trotz seiner ganzen glänzenden, machtvollen Lebenstat, in der hohen Politik und auf dem Katheder der Wissenschaft, sind es die Stätten seiner Lehrertätigkeit, die Schule von Notre Dame de Paris und von Saint Laurent und St. Paul in Lyon, von denen sein dauerndster Ruhm ausstrahlt. Trotz manches liebevollen Eingehens auf Gersons pädagogische Seite, muß doch der Verfasser gestehen, daß diese eine besondere Studie verlange, die seltamerweise noch Gegenstand des Wunsches ist. Die Richtlinien der Beurteilung sind hier von Lafontaine gegeben: augustinischer Platonismus und Mystizismus sind die Grundlagen von Gersons Erziehungsideen. Aber auch bei diesem findet man Verständnis für das Wohl des irdischen Menschen; er berücksichtigt die Körpererziehung, gibt hygienische Regeln für Schulen, empfiehlt Individualisierung und will nur das unsrer Natur Gemäße lehren lassen. Die moralische Grundlage ist ihm aber die Voraussetzung eines erfolgreichen Unterrichts. Deshalb gibt es gar keine wirksamere Methode als das

[1]) Albert Lafontaine, Dr., Jehan Gerson (1363—1429). Paris, Poussielgue. Kl. 8⁰. 334 S. (3,50).

Digitized by Google

intime Gespräch, das man Beichte nennt, von der er ungemein viel hält, deren Gefahren er aber wohl kennt. Da wirkliche Individualisierung nur in der Familie möglich ist, so muß die Schule auch familiären Charakter tragen. In geistvoller Darstellung gibt der französische Geistliche uns ein Gesamtbild, in großen Zügen, ohne gelehrten Apparat im einzelnen, aber aus einem Gusse.

Einen bisher völlig unbekannten und nur durch Schlüsse zu konstruierenden Gelehrten des 13. Jahrhunderts führt der berühmte Kenner des Mittelalters, François Picavet,[1] in die Literaturgeschichte ein: *Pierre de Maricourt, le Picard.* Trotz seiner völligen Verborgenheit ist dieser Mann doch von Bedeutung für die Bildungsgeschichte, indem er auf einen der größten Geister des Mittelalters von ausschlaggebendem Einfluß gewesen ist: auf Roger Bacon.

Erst in neuester Zeit sind wir jetzt in den Stand gesetzt, jenem rätselhaften Manne nachspüren zu können, wie es schon 1861 Emile Charles versucht hatte. An mehreren Stellen des Opus majus spricht Roger Bacon von einem peritissimus Latinorum, der auf dem Gebiete der Physik, und speziell der Optik, hervorragende Kenntnisse besitze, so daß er z. B. einen Brennspiegel mit besonderen Eigenschaften zu konstruieren wisse. Ein andermal legt er den gewaltigen Vorteil der Experimentalwissenschaft dar, wie sie nur Einer unter den Lateinern verstehe, der u. a. ein astrolabium sphericum konstruieren könne, eine Himmelskugel mit eigenen Bewegungen. Wieder an einer andern Stelle, in jenem 1897 publizierten berühmten Brief Bacons an den Papst Clemens IV., in dem er diesen bittet, die kirchlichen Bücher revidieren zu lassen, empfiehlt er zu diesem Unternehmen einen weisen, mit großen Sprachkenntnissen ausgerüsteten Theologen, wahrscheinlich wieder denselben Petrus. Im Opus tertium nennt Bacon als die bedeutendsten Mathematiker der Zeit: Jean de Londre und Magister Petrus de Maharncuria Picardus. Immer wieder begegnet man mit mehr oder minder Gewißheit dem einen allergelehrtesten, dem gegenüber alle andern nur „Idioten und Esel“ seien. Schließlich gewinnt Picavet — nur aus allen diesen Nennungen bei Bacon — eine vollständige Charakteristik des unbekannten Petrus Peregrinus de Maricourt, der als Lehrer und Vorbild Roger Bacons verdient, in das Gedächtnis derjenigen aufgenommen zu werden, „die sich für die Fortschritte der Wissenschaft interessieren“.

Ein selbständiger und kühner Geist war auch *Hervaeus de Bourgdieu,* den uns Morin[2] als energischen Kritiker der kirchlichen Liturgie, soweit

[1] François Picavet, Nos vieux maîtres: Pierre de Maricourt, le Picard, et son influence sur Roger Bacon. Revue internat. de l'enseignement. 54. Bd. 2. Bd., S. 289—315.

P. H. Hoffmann, La synthèse doctrinale de Roger Bacon. Archiv f. Gesch. der Philos. Bd. 20, 2.

P. Mandonnet, Le traité de erroribus philosophorum (XIIIe siècle). Revue Neo-Scolast. 14. Bd., S. 533 ff.

[2] Dr. G. Morin. Un critique en liturgie au 12. siècle. Le traité inédit d'Hervé de Bourgdieu: De correctione quarundam lectionum. Revue Bénédictine 24, S. 36—61. (s. auch nächste Seite.)

Digitized by Google

sie in den Lectionarien besteht, zeigt. Dieser Hervaeus war ein Benediktiner zu Bourgdieu in der Diözese Bourges († ca. 1150) und ist sonst als Herveus Cenomanensis oder Burgidolensis durch gelehrte Kommentare zur Bibel und zu Pseudo-Dionysius Areopagita bekannt geworden. Der Traktat „De correctione lectionum" galt bisher als verloren, wie noch Hauréau annahm, obwohl man seinen Inhalt zum Teil kannte (cf. Fabricius, Bibl. Latina med. et infim. aet.). Morin fand ihn wieder und entdeckte darin eine durchaus freie Kritik der bei der Messe gebräuchlichen liturgischen Lesestücke usw. Mit vollkommener Offenheit verwirft er einige von diesen Stücken, weil sie keine authentischen Texte böten. Es sei so zwar Gewohnheit geworden, aber man müsse von dieser mißbräuchlichen Gewohnheit abgehen und zur Wahrheit zurückkehren. Der authentische Text ist aber nur in der Bibel selbst zu finden. Gegen deren Autorität — so wird ausdrücklich erklärt — kann man weder die Gewohnheit noch selbst die Verfügungen der Kirchensynoden ins Feld führen; die Autorität der Schrift stellt Hervaeus über alle kirchliche. Sein kritischer Kampf war zu seiner Zeit gewiß ein kühnes Unterfangen; erst im 16. und 17. Jahrhundert seien — so bemerkt Morin — seine Abänderungsvorschläge realisiert worden. Unter den großen Kritikern der Liturgie, wie Walafrid Strabo, Florus von Lyon, Boto von Prüfening usw. gebührt jetzt dem Hervaeus von Burgdieu ein Platz.

Die weltliche Literatur knüpfte immer zunächst an das Altertum an, und Werke auf diesem Gebiete gehören somit meist der Philologie zu, können hier also unberücksichtigt bleiben, obgleich die Spezialforschung weder der alten noch der mittelalterlichen Philologie entraten kann.

Dem für die mittelalterliche Bildungsgeschichte nicht gleichgültigen *Sulpicius Severus* widmet Mouret[1] eine Monographie minutiösester Forschung. Frühzeitig, nach dem Tode seiner Gattin, hatte sich bekanntlich der christlich gewordene reiche Advokat auf eine seiner großen Besitzungen, nach Promuliac im Narbonensischen Gallien, zurückgezogen und sie zu einem Kloster umgewandelt. Die für diese Tage wichtigen Örtlichkeiten werden hier in jeder Beziehung genau untersucht. Von Sulpicius Werken, seiner Chronik, seiner Vita, welche noch bis ins 18. Jahrhundert hinein als Schullektüre galt, usw., wird jedoch nichts von Belang erwähnt.

Aus dem orientalischen Leben stammt die im Mittelalter viel benutzte Erzählung von *Barlaam und Josaphat*. Deren französische Umarbeitung durch Gui von Cambrai, die für Romanisten von großer Bedeutung ist, wurde von Appel[2] in einer hervorragend sorgfältigen Ausgabe neu

---

Stephan Beissel, Entstehung der Perikopen des römischen Meßbuches. Zur Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters. (Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungsheft 96.) Freiburg i. B., Herder. 220 S. (4 M.)

[1]) F. Mouret, Sulpice-Sévère à Promuliac, Paris, A. Picard. 214 S. 8⁰. (Nach einer preisgekrönten Veröffentlichung der Société archéologique .... de Béziers.)

N. E. Griffin, Dares and Dictys, an introduction to the study of medieval versions of the story of Troy. Diss. Baltimore.

[2]) Carl Appel, Gui von Cambrai, Balaham und Josaphas. Nach den Hand-

Digitized by Google

veröffentlicht. Der Herausgeber charakterisiert die Bearbeitung als eine Umdichtung aus dem lateinischen, geistlich-mönchischem „Lehrbuche" in eine poetisch-volksmäßige Erzählung für Laien, und zwar eine sehr geschickte Umdichtung. Die neue Ausgabe überholt die älteren zweifellos um ein Beträchtliches.

Obwohl die *Irländer* die nächsten Erben der römischen Kultur gewesen sind, ist doch die lateinische Literatur dieses Volkes, wie Exposito[1]) beklagt, noch von der Forschung stark vernachlässigt worden. Er gibt zur Anregung ein knappes Verzeichnis der Schriftsteller und ihrer Werke vom 5.—12. Jahrhundert nebst deren modernen Ausgaben.

Kulturgeschichtliche Betrachtungsweise brachte einige uns angehende Arbeiten zutage. Grupps Kulturgeschichte des Mittelalters ist erst im Jahre 1908, als der zweite Band erschien, in zweiter Auflage vollständig geworden, und so müssen wir uns die Besprechung noch aufsparen.

Georg Steinhausen[2]) hat seinem bekannten Bande *Deutscher Privatbriefe* einen zweiten folgen lassen, der jetzt geistliche und bürgerliche Briefschreiber zeigt, während der erste Band die Fürsten und Magnaten vorweggenommen. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes für die Kulturgeschichte ist überall rühmend anerkannt worden, und es ist klar, daß die Briefliteratur auch für die Bildungsgeschichte sehr nutzbar gemacht werden kann. Eine direkte Bezugnahme auf Schule, Lehrer, Lernen usw. findet man naturgemäß selten. Natürlich erforderte eine derartige Sammlung ein ausführliches Register. Aber man sieht, daß die erfolgreiche Benutzung eines Registers fast so schwierig ist, wie dessen Abfassung. Völlig logische Gleichmäßigkeit ist nicht erreicht. Nur wer sich das ganze Gebiet wissenschaftlichen Interesses unablässig vor Augen hält, vermöchte den Ansprüchen an ein derartiges Register zu genügen. Das Wort Erziehung als Stichwort findet sich hier im Register überhaupt nicht, wohl aber solche wie: Zucht, Rektor (einer Stadtschule), Locatus, Student, Strafen (für einen Jüngling), Schüler, Kantor, Jungmeister u. ä. Das Vergnügen der Lektüre der Briefe im ganzen entschädigt den Erziehungshistoriker für etwaige Enttäuschung.

Wenn Selbstbiographien zu den willkommensten Quellenstücken der Erziehungsgeschichte gehören, so steigert sich ihre Bedeutung in einer Zeit, wo derartige Dokumente zu den Seltenheiten gehören. Gewissermaßen als Ahnherr der Memoirenschreiber ist nach einer neueren Veröffentlichung von Bourgin[3]) *Guibert von Nogent* im 11. und 12. Jahrhundert anzusehen. Dieser schuf mit seiner Selbstbiographie ein „für das

---

schriften von Paris und Monte Cassino herausgegeben. Halle, Niemeyer. LXXXII, 467 S. 8⁰.

[1]) Mario Exposito, The latin writers of mediaeval Ireland. Hermathena 14. S. 519—28.

[2]) Georg Steinhausen, Prof. Dr., Bibl.-Dir. in Cassel, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Mit Unterstützung der Kgl. preuß. Akademie herausg. II. Band. Geistliche — Bürger I. (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte, I. Abteilg.) Berlin, Weidmann. 8⁰. 215 S. (8 M.)

[3]) Georges Bourgin, Guibert de Nogent, Histoire de sa vie (1053—1124). Coll. de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire. Paris Picard et fils. 249 S.

Digitized by Google

Mittelalter einzig dastehendes Dokument". In einfacher erzählender Weise geschrieben, liest es sich zuweilen sehr angenehm, bis eine der beliebten Unterbrechungen der Erzählung durch Betrachtungen auftritt. Die Jugendzeit des Autobiographen interessiert uns am meisten, und wirklich finden wir auch einiges, was die häusliche Erziehung, die er genossen, betrifft. Es herrschten in der reichen Familie seiner Eltern infolge unsittlichen Verhaltens des Vaters schwere Eheirrungen, unter denen auch der Sohn litt. Die verstreuten Einzelheiten wirken aber nur in dem köstlichen Zusammenhange der Erzählung. Ein Beispiel der gewiß sehr häufigen Privaterziehung im Mittelalter gibt dann Guiberts leidensreiche Zeit bei einem unwissenden Schullehrer, der ihn reichlich mit Schlägen traktierte. Dann erinnert wieder die Sorge der reichen Familie um ein Kanonikat für den jungen Kleriker an die dekadenten Verhältnisse von Kirche und Schule jener Zeit. Außer seiner Autobiographie haben wir nur theologische Werke von ihm.

Aus der Zeit drei Jahrhunderte später haben wir ebenfalls ein autobiographisches Denkmal in Form eines Tagebuches (Memoriale) erhalten. Es stammt von einem Pfarrer *Michael Gotzmann* und wurde von Ulrich Schmid[1]) aus der Handschrift in Aubing bei München herausgegeben. Das Latein des guten Pfarrers ist, wie man sogleich bemerkt, fürchterlich, aber die kulturgeschichtliche Bedeutung des Mitgeteilten ist nicht gering. Wir erfahren von den Verhältnissen der Eltern des Schreibers, von seiner Schulzeit in Pasing, bei dem Privatschulmeister Peter Prentel, dann von seinem Besuch der Klosterschule in Fürstenfeld-Bruck unter dem Abt Petrus von Geising. Später kam er auf die sog. Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, die unter Rektor und Professor Paul Rogkner stand. Was der Herausgeber über die Geschichte dieser Schule sagt, ist freilich nur allgemein gehalten und anderen Darstellungen entnommen. Wichtig ist jedoch was wir von Gotzmanns Studentenzeit hören, wozu der Herausgeber aus den Akten Dokumente abdruckt. Im Jahre 1502 wurde der Schreiber des Tagebuches Baccalaureus, und das Verzeichnis seiner Studien und der gehörten Vorlesungen zeigt keinen bummelnden Studenten. Er mußte aber vordem wie nachdem das ganze Elend des damaligen Pädagogen durchkosten, und selbst nach der Priesterweihe (1505) erwiesen sich an ihm die trübseligen Verhältnisse der niederen Geistlichkeit. Nachdem er verschiedene Pfarrstellen innegehabt hat, wird er Vizekanzler der Universität Ingolstadt, wo er erst 1570 stirbt. Die Faksimile-Proben aus der Handschrift geben einen Begriff von der Schwierigkeit des Lesens und der Textfeststellung. Des Herausgebers Verdienst wird dadurch nur erhöht.

Mit der Betrachtung eigentlicher Lehrbücher oder Stücke der Schullektüre nähern wir uns dem eigentlichen, tatsächlichen Schulbetriebe. Bei der Seltenheit hierher gehöriger Quellenstücke ist es um so erfreulicher, wenn einmal ein Punkt des Tatsachengebietes durch glücklichen Fund unter

[1]) Ulrich Schmid, Tagebuch des Pfarrers Michael Gotzmann (1480 bis 1524), herausgeg. Walhalla. Bd. 3.

Digitized by Google

der Hand eines gediegenen Forschers beleuchtet wird. Dies ist der Fall bei einem *Kommentar zu Vergil,* welchen Legendre[1] herausgegeben hat. Ein Manuskript, in der Abtei de Saint-Père bei Chartres befindlich, und aus dem 11. Jahrhundert stammend, enthält diesen Kommentar zu den Bucolica, oder vielmehr nur ein Bruchstück davon, denn der Anfang ist sehr mangelhaft erhalten. Das Erhaltene zeichnet sich durch seinen vollkommen schulmäßigen Zuschnitt in einer Weise aus, daß man nur weniges aus jener Zeit hat, was ihm in methodengeschichtlicher Hinsicht an die Seite gesetzt werden könnte. Einmal geht das Kommentieren meist auf dem Wege von Frage und Antwort vor sich, ganz wie in der Schule, ferner benutzt der Erklärer in starkem Maße tironische Noten, die ihm die Behandlung den Schülern gegenüber erleichtern sollen. Jede Phrase wird erklärt, jeder Satz analysiert und seine „Konstruktion" festgestellt. Das Stück Handschrift kann ein getreues Abbild einer alten Schulstunde mit Vergillektüre genannt werden. So oder ganz ähnlich ist zweifellos bei der Interpretation der Klassiker vor den Schülern verfahren worden, so hat sich der gewissenhafte Lehrer für die Lektion präpariert. Und diese Methode war gewiß allgemein, hatte nichts Individuelles, sie blieb sich lange Zeit ziemlich gleich, war an keine Lokalität gebunden, wenn auch die Tradition der Jahrhunderte ihre lebendigen Varietäten erzeugt haben wird. Der Typus des echten Altphilologen sieht aus dem Kommentare unverkennbar hervor: Gewissenhaft, stolz auf sein Wissen oder auf eigne Forschungen, die er seinen Schülern mit gewichtiger Miene vorträgt, erzählt er diesen, daß er die ehrwürdigen Manuskripte selbst gesehen, die berühmten tractatores und expositores selbst gelesen habe und zitiert gern seinen Priscian, den zu nennen er gar nicht erst für nötig hält. Bei Beginn eines neuen Abschnittes in der Lektüre gibt er manchmal erst eine Einleitung über die Fabel der vorliegenden Dichtung oder die poetischen Anspielungen Vergils. Zur Erklärung dienen ihm zumeist Synonyma, die er gern häuft. Nehmen wir ein kurzes Beispiel des Verfahrens:

V. 4—5. Quid postea egit? „Et ammonuit." Quem? pastorem. Quis? Cinthius. „Ammonuit" evigilavit, excitavit, adhortatus est. „Pastorem" pecudum custodem.

V. 6—8. „Nunc ego" et cetera usque: „non injussa cano"; sed iste ordo: Nunc ego meditabor. Quod? „agres(tem) musam". Qualiter? cum „tenui arundine . . . . ."

Man sieht, der Kommentar macht es den Lernenden ziemlich leicht, dennoch kann der Lehrer keine Anfänger vor sich gehabt haben. Das beweisen auch die Exkurse über das Trivium und Quadrivium hinaus, philosophischer Art, wie z. B. der über den Begriff des Atoms bei den alten

[1] Paul Legendre, Études tironiennes. Commentaire sur la VI e églogue de Virgile, tiré d'un Manuscrit de Chartres avec divers appendices et un facsimilé. Bibl. de l'école des Hautes Études, publ. sous les auspices du Ministère. 165. fasc.

H. Gering, Hugsvinnsmál. Eine altisländ. Übersetzung der Disticha Catonis ed. (Festschrift der Universität.) Kiel, Lipsius & Tischer. 39 S.

Digitized by Google

Philosophen. — Die häufigen Anmerkungen in tironischen Noten sind natürlich an sich schon wertvoll. Und Legendre zeigt hier seine Gelehrsamkeit und Meisterschaft. Für diesen Zweig der Paläographie, den man für die Schulwissenschaften in Anspruch nehmen kann, ist der Appendix 4 zu Legendres Abhandlung von hervorragender Wichtigkeit. Es werden dort sämtliche „Manuscrits tironiens“ (S. 51—67), von denen man bis jetzt Kenntnis hat, zusammengestellt und gruppiert. Der Appendix 5 gibt dazu die gelehrten Veröffentlichungen über tironische Noten an, deren Zahl größer ist, als wohl gewöhnlich geahnt werden mag. So hat man an dieser Stelle alles beisammen, was zum Studium jener verschollenen Kunst dienen kann.

Eine *lateinische Schulgrammatik* des Mittelalters wird von Friedr. Beyschlag*) aus ihrer Verborgenheit gezogen, freilich nur soweit die Titel einiger, bisher verschollener Ausgaben diese Verborgenheit beseitigen können. Nur bei Panzer findet man die bibliographischen Angaben der Grammatik des Würzburger Magister *Petrus Popon*, der als Dichter und Literat dem Frühhumanismus zugerechnet wird, der aber in seiner Grammatik offenbar gänzlich noch auf scholastischem Standpunkte steht, da er als seine Quellen nur Remigius, Alexander und Donat anführt. Gerade der Übergang von reiner Scholastik zu den Anfängen des humanistischen Studienbetriebes begreift in sich so interessante entwicklungsgeschichtliche Momente, daß es kein geringer Gewinn wäre, wenn das Werk des aufstrebenden Magisters wiedergefunden und zugänglich gemacht würde. Es werden fünf Ausgaben genannt, drei davon aus 1499.

Weit zahlreicher sind die Veröffentlichungen, welche sich auf den religiösen Unterricht im Mittelalter beziehen, und es ist erfreulich, daß jetzt auch besonders katholische Gelehrte in diesem Gebiete immer mehr wissenschaftlich tätig sind und die Worte Cornelius Kriegs beachten: „Der Wert der historischen Betrachtung ist vielleicht auf keinem Gebiete so hoch zu schätzen wie auf dem katechetischen.“ Wir können einige recht bemerkenswerte Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Katechese verzeichnen. Burger[1]) ist von der Wichtigkeit der Durchforschung aller Bibliotheken nach katechetischem Material überzeugt und verweist anerkennend auf den Aufsatz Thalhofers in unseren Mitteilungen (1905), der die Aufgaben dieser Arbeit zu präzisieren versucht hat. Er tut aber u. E. recht daran, wenn er der Meinung ist, es sei auch gut, vor der Beendigung aller Sammelarbeit, die allerdings wohl ungeahnte Schätze ans Licht bringen werde, die schon gemachten Funde zu veröffentlichen. Schon die Durchsicht der Handschriften-Kataloge werde auf mancherlei Spuren führen und ein ansehnliches Resultat ergeben. Er hat nach diesen Anschauungen begonnen, *aus den Bibliotheken Roms katechetisches Material* beizubringen. Einleitend gibt er eine Übersicht über das bisher Bekannte,

*) Friedrich Beyschlag, Augsburg, Eine lateinische Schulgrammatik des Mag. Petrus Popons. Bll. f. d. Gymnas.-Schulwesen. München. 43. Bd. S. 76/78.

[1]) Wilhelm Burger, Römische Beiträge zur Geschichte der Katechese im Mittelalter. Röm. Quartalschrift für christl. Altertumskunde 21, S. 159—197.

Digitized by Google

die allerdings nicht vollständig genannt werden kann. Es wäre da doch noch eine Anzahl von Namen und Werken zu nennen gewesen, wie ein Blick in die Literatur (Troelstra, Dibelius, Moll, Zezschwitz, Köster u. a.) beweist, zumal wenn man den Namen Katechismus — wie Burger mit Recht tut — ausdehnt auch auf Lehrbücher für Geistliche zum Unterrichten und wenn man die Katechismusliteratur mit Burger international faßt. Den ersten Katechismus, speziell nur für Kinder, findet der Verfasser bei Gerson. Wichtiger als diese Übersicht ist uns die Herausgabe des Alphabetum catholicorum des berühmten Arztes Arnaldus von Villanova († ca. 1311), der seine katechismusähnliche Schrift den Söhnen des Königs von Aragonien widmet: pro filiis erudiendis in elementis catholice fidei." Sie beginnt: Es tu fidelis? Sum domine. Quare dicis te esse fidelem? Quia habeo rectam fidem .... Das Werk ist insofern auch bemerkenswert, als es von einem Laien verfaßt ist, der wahrscheinlich zugleich Prinzenerzieher war. Der Stoff ist nur auf die drei Abschnitte: Glaube, Vaterunser und die Gebote verteilt. Sehr interessant ist ferner der Umstand, daß bei Villanova nicht, wie im Mittelalter üblich war, der Schüler, sondern der Lehrer die Fragen stellt. Vielleicht ist hier wirklich das „erste nachweisbare Beispiel" dieser modernen katechetischen Frageform gegeben. Der Abdruck dieses Stückes rechtfertigt sich also in der Tat. — Reicher ist der katechetische Stoff und zugleich ähnlicher der späteren katholischen Form auf zwei tabulae fidei christianae aus dem 13, resp. 14. bis 15. Jahrhundert, die hier beschrieben werden und von denen die erste ebenfalls abgedruckt ist. Weiter beschreibt Burger noch ein „Compendium de doctrina christiana" aus dem 15. Jahrhundert, in dem — wie seit der Karolingerzeit sehr häufig — die Paten als die ersten Lehrer in der Religion aufgerufen werden, und eine deutsche Katechese, die von den bei Geffcken und Bahlmann genannten unabhängig zu sein scheint.

An anderer Stelle bringt derselbe Autor[1]) dem deutschen Publikum die schon früher in Frankreich herausgegebene *Summa catechetica des Bernardus Guidonis*, Bischofs von Lodève († 1331), die natürlich für die Geistlichen seines Bistums, aber zur Unterweisung von laici et illiterati bestimmt ist, in Erinnerung. Ihr Inhalt stimmt im wesentlichen schon mit dem heutigen Katechismus überein. Erwähnenswert scheinen uns noch die mitgeteilten Merkverse zu den (hier 14) Glaubensartikeln.

Das merkwürdige Unterrichtsbuch, welches religiösen Geschichtsstoff in klassischem Gewande darbot, der bekannte *Theodul*, ist abermals von seinem neuesten Herausgeber, Professor Osternacher[2]) untersucht worden. Mit ungeheurem Fleiße und erstaunlicher Belesenheit hat der Gelehrte allen Quellen der Ekloge nachgespürt und zahlreiche Parallelstellen bei

[1]) Wilhelm Burger, Eine Summa catechetica aus dem 14. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksunterweisung im Mittelalter. Katechetische Blätter. (S. 141—143.)

[2]) Prof. Dr. Joannes Osternacher, Quos auctores Latinos et sacrorum Bibliorum locos Theodulus imitatus esse videatur. Separatdruck aus einem Programm des Collegium Petrinum. Linz. 8°. 55 S.

Digitized by Google

klassischen und christlichen Dichtern und sonstigen Schriften gefunden. Wenn er in dem Versuche, Ähnlichkeiten aufzufinden, zuweilen etwas zu weit gegangen scheint, so bleibt auch jeder, etwas weiter hergeholte Vergleich immerhin noch lehrreich. Die philologische Gelehrsamkeit hat hier auch der Unterrichtsgeschichte einen höchst dankenswerten Dienst geleistet. Die Vervollständigung der Handschriftenliste und die Beigabe von Schriftproben aus zwei englischen Codices ergänzt des Verfassers frühere Ausgabe. (Cf. Mitt. XV, S. 42 u. 312.) Eine genauere Zeitbestimmung des Gedichtes als die jetzt geltende, 9. Jahrhundert, ist auch nach den Quellen noch nicht möglich gewesen, ebensowenig eine begründete Vermutung über den Autor.

Religiöse Belehrung durch Bildwerke, z. B. auf Kirchenfenstern, ist eine Tatsache, auf die neuerdings auch die Unterrichtshistoriker und Theologen zu achten begonnen haben. Die *Bilder zum Dekalog* an der St. Jodokkirche zu Landshut (1447), auf die jetzt Dr. A. Schmidt[1]) aufmerksam macht, gehören in die Reihe ähnlicher Dokumente. Einige kleinere Arbeiten über die Biblia pauperum und die typologischen Darstellungen des Mittelalters überhaupt werden heranzuziehen sein, wenn erst die große Ausgabe des Speculum humanae salvationis von Lutz und Perdrizet vollständig vorliegen wird.

Historisch verwandt mit den Katechismen sind bekanntlich die Beichtbücher. Der in dieser Literaturgattung hervorragend bewanderte und bewährte Forscher Thalhofer[2]) widmet einem dieser Beichtspiegel eine wertvolle Untersuchung, so aber, daß ihm — wie sich im Laufe der Lektüre erst herausstellt — nicht jener Beichtspiegel, sondern die Quelle desselben, der noch immer vielfach rätselhafte „Seelentrost" die Hauptsache ist. Der Titel seiner Abhandlung wäre verlockender ausgefallen, wenn er dieses bekannte, aber noch nicht genügend literarisch festgestellte alte Unterrichtsbuch zum Aushängeschild genommen hätte. Jener Beichtspiegel in einer seltenen Inkunabel von 1495 (Hain 2745*) entpuppte sich bei genauerer Prüfung als ein dem „Seelentrost" entnommenes Stück. Diesem mußte deshalb Thalhofer eine Untersuchung nach verschiedenen Richtungen widmen. Zwar konnte er noch zu keinen abschließenden Ergebnissen gelangen, aber zur weiteren Forschung werden sehr wichtige Fingerzeige gegeben. Der Seelentrost stellt sich als ein Nachklang der Mystik dar, die anscheinend das ganze 15. Jahrhundert hindurch ihren Einfluß behauptete, und stammt nach dem Handschriftenbestand, wie die Mystik selbst, wahrscheinlich vom Niederrhein. Den mit dem Seelentrost zusammenhängenden Beichtspiegel beschreibt uns der Verfasser ausführlich und findet an ihm die Menge der illustrierenden Erzählungen und Beispiele im Gegensatz zu den meisten

[1]) Andreas Schmid, Der Katechismus im Kirchenfenster. Histor.-polit. Bll., 140. S. 932—934.

[2]) Franz Xaver Thalhofer, Ein Beichtbüchlein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Veröffentl. d. kirchenhistor. Seminars in München. III. (A. Knöpfler gewidmet.)

Digitized by Google

Stücken ähnlicher Art besonders charakteristisch. Der Beichtspiegel weist auf ein größeres Buch über die 10 Gebote hin, und dieses ist der erste, ausführlichere Teil eben jenes Seelentrostes, während ein zweites dort genanntes Buch von den Hauptsünden noch unbekannt geblieben ist. Da auch objektiv die Forschungen über den Seelentrost hier das wichtigste sind, so ist von besonderem Werte das ziemlich reiche, und jedenfalls gegenwärtig nicht zu überbietende Verzeichnis der Handschriften dieses Werkes. Mühsam rückt so unsere Kenntnis vom Seelentroste vor; möge der philologisch exakte und literarisch versierte Verfasser uns bald darin noch weiterführen können!

Eine *niederdeutsche Beichte* aus dem Münsterlande veröffentlicht nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts Schaafs.[1] Die Beichte ist nach den Abschnitten des Katechismus geordnet, doch ist nur der Teil vom 2. bis 5. Gebote und von den Hauptsünden lesbar erhalten. Stofflich bietet das Stück nichts Charakteristisches, da es hauptsächlich aus einer reichlichen Menge von Sündenbegehungen besteht, die natürlich nur als Beispielsangaben zu verstehen sind. Ic heb oc gesundeget in . . . . . so klingt es fortgesetzt.

Der Dekalog gelangte, wie man weiß, erst im späteren Mittelalter zur Anerkennung als katechetisches Hauptstück. Man vermutet, daß der Unterricht darin von vornherein dem Beichtunterrichte überlassen und ihm angegliedert worden sei. Am Ende des Mittelalters wenigstens ist das Beichtschema gerade nach den zehn Geboten nichts Seltenes. So gibt der bibliographische Forscher Falk[2] von dieser Form drei Beispiele aus frühen Drucken von *Beichtbüchern.* Das erste von ihnen ist jenes prächtige Buch von Pfarrer Joh. Lupi, das kurz vorher von Battenberg herausgegeben war (s. Lit.-Ber. 1906, S. 138). Die Abweichungen beider Ausgaben voneinander sind nur formaler Natur und können an der Beurteilung des Originals nichts ändern. Eigene Zusätze beschränkt hier der Herausgeber aufs Nötigste. Das zweite veröffentlichte Beichtbuch ist ein xylographischer Druck, ein kurzes Sündenbekenntnis nach den Geboten. Das dritte dagegen ist eine ausführliche Anleitung für die Geistlichen zur Beichtabnahme. Bei allen drei Beichtbüchern treten die andern Kategorien, nach denen sonst die Beichtvorschriften gegeben werden, wie die Hauptsünden, die himmelschreienden Sünden usw., stark in den Hintergrund. Die Vereinfachung erscheint als ein Fortschritt. Interessante Vergleiche zwischen den drei Beichtspiegeln, von denen doch jeder besondere Anschauungen über die normale Beichte verrät, stellt eine tiefgehende kritische Besprechung von Greving[3] hierzu an.

---

[1] G. Schaafs, Bruchstücke einer mittelniederdeutschen Beichte nach den Abschnitten des Katechismus. Modern Language Review II.

[2] Franz Falk, Drei Beichtbüchlein nach den 10 Geboten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst. Reformationsgeschichtl. Studien und Texte, ed. Greving. 2. H. Münster.

[3] Jos. Greving. Zum vorreformatorischen Beichtunterricht. Veröffentlichung aus dem kirchenhistor. Seminar, München III. Festgabe für Al. Knöpfler.

Digitized by Google

Falk[1] hat ferner noch einige Seltenheiten von *religiösen Volksschriften* einem weiteren Publikum vorgeführt, die sich bedauerlicherweise nur aus gelehrter Literatur, vornehmlich aus Janssen, heraus konstruieren lassen, so daß sie nicht eigentlich als irgend welche Beweisstücke gelten können. Der Hinweis fördert vielleicht einmal eine Wiederauffindung von „Eyn cristlich ermanung“, oder von „der Seelenfürer“, oder von „der Wyhegarten“ und von den andern Büchern.

Da Predigen und Lehren in sehr engen Beziehungen zueinander standen, so können aus der Entwicklungsgeschichte der Predigt auch für die Bildungsgeschichte Resultate gewonnen werden. Je volkstümlicher die Predigt ist, desto mehr können Volksbildungselemente in ihr enthalten sein. Deshalb sind aus der Geschichte der Predigt besonders die Homileten der Mendikantenorden für uns nicht außer acht zu lassen. In der schönen Arbeit von Franz[2] über drei *Minoritenprediger* ist diese Bedeutung wenigstens in etwas erkennbar. Sein Bedauern über unsere relative Unkenntnis von der lateinischen Predigtliteratur des Mittelalters teilen wir in vollem Maße. Seine Betrachtung erstreckt sich auf drei Prediger, die bis jetzt völlig unbekannt waren, auf Konrad von Sachsen († 1279), Frater Ludovicus (ca. 1290), vor allem aber endlich auf den sog. Greculus (14 Jh.), der im südlichen Deutschland handschriftlich stark verbreitet war. Und bei ihm besonders finden wir ein Bildungselement in den Predigten, das — noch wenig berücksichtigt — alle Aufmerksamkeit verdient, das ist die Verwendung der Exempla oder narrationes, der belehrenden und erklärenden Beispiele, aus der religiösen wie aus der profanen Literatur. Die Menge, Art und Herkunft der verwendeten Exempla ist ein Spiegel des geistigen Bedürfnisses und des Geschmacks sowohl der Prediger als auch der Zuhörerschaft. Dem Auftreten solcher Exempla widmet Franz eine sehr fleißige und lehrreiche Studie und verfolgt sie von Gregors des Großen Dialogen an. Die Abhängigkeit der deutschen Predigt von der französischen zeigt sich besonders auch an der Benutzung solcher Exempla, während die lateinische Predigt überhaupt erst im 14. Jahrhundert mit dem Gebrauch der Exempla nachfolgt. In Deutschland weisen die beiden lateinischen Predigtsammlungen, die unter dem Namen Peregrinus und Greculus gehen, zuerst einen systematischen Gebrauch der Exempla auf. Es ist von Franz die englisch-lateinische Predigt gar nicht zum Vergleich mit herangezogen worden und ebenso nicht eingehend die Literatur der Predigtanweisungen und Predigtmagazine. Ein Mann wie Johannes Guallensis, der englische Minorit in der zweiten Hälfte

[1] Franz Falk, Verschollene Unterrichts- und Erbauungsbücher aus d. Frühzeit d. Buchdrucks. Der Katholik, 87. Jg. (Bd. XXXVI) S. 215/18.

Friedrich von der Leyen, Freisinger Paternoster. Walhalla, Bd. 3. S. 68—78.

P. Lacombe, Catalogue des livres d'heures imprimés au 15. et au 16. s. Paris, Champion. 439 Seiten.

F. Dornhöffer, Seelengärtlein. Hortulus animae Edit. Frankfurt a. M., J. Baer & Co. (60 M.)

[2] Adolph Franz, Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. u. 14. Jh. Freiburg i. Br., Herder. 8⁰. 160 S.

Digitized by Google

des 13. Jh., dürfte aber auch auf Frankreich und Deutschland nicht ohne Einwirkung geblieben sein. Das Begleitergebnis von Franz' liturgischen Studien ist, wie man an seiner durchaus auf eignen Füßen stehenden historischen Behandlung der Predigt sieht, höchst anerkennenswert.

Die Geschichte der deutschen Predigt hat in letzter Zeit erfreulich rege Forscher gefunden, die von verschiedenen Seiten auf ihr Ziel zustreben. Im Rahmen einer lokalgeschichtlichen Untersuchung bringt der um die Geistesgeschichte des Elsaß schon so verdiente Luzian Pfleger[1]) ein gut Stück *Predigtgeschichte von Strafsburg*. Eine Menge z. T. unbekannten Materials fördert er zutage und zeigt die rege Predigttätigkeit auch in der Zeit vor Geilers Auftreten. Ebenso wie dessen Reden des Volkes Denkart und Verständnis verraten, werden es die seiner Vorgänger tun. Winkelmanns kulturgeschichtliche Skizze über das Straßburger Münster[2]) in jener Zeit steht in nahem Zusammenhange mit der Predigtgeschichte und zeigt die Abnahme religiöser Pietät in der Straßburger Bevölkerung in grellem Lichte.

Die Geschichte des eigentlichen Schulwesens im Mittelalter, der Unterrichtsanstalten, ist zugleich immer Kirchengeschichte. Aus den Schätzen dieser Wissenschaft sind die Tatsachen für die so schwierige Aufgabe der Schulgeschichte zu holen. Auch die Universitäten standen in zu engem Zusammenhange mit der Kirche, als daß eine andere als kirchengeschichtliche Behandlung für ihre mittelalterliche Entwicklung denkbar wäre. Das zeigen auch die für die Universitätsgeschichte sehr wichtigen Arbeiten von Seppelt.[3]) Nachdem im Vorjahre auf den ersten Teil derselben hin-

[1]) Luzian Pfleger, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Zur Geschichte des Predigtwesens in Straßburg vor Geiler von Kaysersberg. Straßburger Diözesanblatt. Straßburg.

Luzian Pfleger, Zur Volksreligiosität des 15. Jahrhunderts. Histor.-polit. Bll. Bd. 140. S. 416/30.

[2]) O. Winkelmann, Zur Kulturgesch. d. Straßburger Münsters im 15. Jh. Z. f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 22.

W. J. Kühler, De prediking van Geert Groote. Teylers Theologisch Tijdschrift. Bd. V. (S. 50—87).

John Neville Figgis, From Gerson to Grotius, 1414—1625. Cambridge, Univ.-Press.

A. E. Schönbach, Ueber Leben, Bildung und Persönlichkeit Bertholds v. Regensburg. (Studien z. Gesch. der altdeutsch. Predigt 7). Sitzungsberr. d. Wiener Akademie. Wien, Hölder. 142 S.

L. H. Gem, Hidden saints, a study of the Brothers of the Common Life. London.

Herm. Krabbo. Der Reinhardsbrunner Briefsteller im 12. Jh. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtskunde. Bd. 32.

W. Levison, Formularbuch des 14. Jh. aus Nürnberg. Neues Archiv. Bd. 32.

W. Turner, Mnemonic Verses in a 9th century Manuscript. Philol. Review.

[3]) Franz Xaver Seppelt, Kaplan an der Stadtpfarrkirche zu Neiße. Der Kampf der Bettelorden an der Universität Paris in der Mitte des 13. Jahrhunderts. II. Teil. Der äußere Verlauf des Kampfes. Diss. Breslau.

Jules Delmas, Notice historique sur l'instruction primaire à Apt, de 1377 à nos jours. Marseille, Ruat.

W. Killmer, Kasseler Schulverhältnisse am Ende des Mittelalters. Hessenland.

Digitized by Google

gewiesen worden ist, der die Entstehung der Bettelorden und ihre Beziehungen zur Wissenschaft erörtert hatte, geht der jetzt erschienene auf den äußeren Verlauf des *Kampfes zwischen den Mendikanten und der Universität Paris* ein, der darin seinen Abschluß fand, daß einerseits in dem Widerstreit zwischen Weltklerus und Mönchtum das letztere in der Gestalt der Dominikaner und Franziskaner einen entschiedenen Sieg davon trug, und daß andererseits der Papst die volle Oberhoheit über die erste Universität der Welt beanspruchte und gewann, die damit ihren Charakter als societas voluntaria gänzlich verlor. In dieser Zeit erteilte der Papst zum ersten Male einem Professor die licentia docendi. Der römische Stuhl, besonders Alexander IV., hatte die glühende Feindschaft der Parteien mit Energie zu seinen Gunsten benutzt. Mit diesem Siege der Mendikanten gelangte zugleich auch der Aristotelismus gegen den Augustinismus zur vollen Herrschaft, wesentlich durch die Mitwirkung der beiden großen Dominikaner Albert des Großen und Thomas von Aquin. Der ganze, erbittert geführte Kampf, der mit dem Jahre 1256 sein Ende erreichte, wird hier in lebendigen Farben geschildert, dabei aber eine Fülle des interessantesten Stoffes zur Universitäts-, Kirchen- und Literargeschichte verarbeitet und zur Kenntnis gebracht. Seppelts Veröffentlichung muß als eine der bedeutendsten für die mittelalterliche Universitäts- und Bildungsgeschichte bezeichnet werden. Mit Interesse sehen wir dem dritten Teil der Arbeit entgegen, der die literarische Einwirkung des Streites verfolgen soll.

Die Forschung hat sich in letzter Zeit sehr lebhaft den Verfassungsfragen der Kirche, sowohl in ihrer Allgemeinheit als beziehentlich der Einzelkirchen, Domkapitel, Pfarrkirchen usw. zugewandt. Und gerade die Erörterung dieser Fragen verspricht auch Beiträge zur Schulgeschichte des Mittelalters, wie man schon an Gesamtdarstellungen wie von Werminghoff und Philipp Schneider erkennen kann. Nur einige wenige Schriften können hier hervorgehoben, einige andere nur namhaft gemacht werden. Die *Archidiakonalgewalt,* die für uns besonders als Träger des ius visitandi in Konkurrenz mit der Bischofsgewalt von Bedeutung ist, wird von Bastgen[1]) nach den Verhältnissen in Trier beleuchtet, und in dessen Dissertation wird die Gesamtgeschichte des dortigen *Domkapitels* dargestellt, wobei natürlich (in den noch nicht veröffentlichten Teilen) auch unter den Trägern der Kapitelsämter dem Scholastikus ein Teil der Untersuchung zufällt.

Interessant sind die Geschichten von Württembergischen *Pfarrkirchen* im Mittelalter von K. Müller und E. Nübling.[2])

---

[1]) H. Bastgen, Die Entstehungsgeschichte der Trierer Archidiakonate. Trierisches Archiv, H. X. S. 1—56.

Ders., Gesch. des Domkapitels zu Trier im Mittelalter. Diss. Berlin.

[2]) Karl Müller, Die Eßlinger Pfarrkirche im Mittelalter. Beiträge zur Gesch. der Organisation der Pfarrkirchen. Württemberg. Vierteljahrshh. für Landesgesch. N. F. 16. Jg. S. 237—326.

Eugen Nübling, Die Reichsstadt Ulm am Ausgange des Mittelalters (1378—1556). 2 Bde. 1904 u. 1907.

Digitized by Google

Einen hübschen Beitrag zu der seit v. Mülverstedts Interpretationsversuchen immer noch schwebenden Frage über den vollen Umfang des Begriffes *scolaris* gibt Pfarrer Bossert,[1]) der diesen durch den Ausdruck famulus so ziemlich gedeckt glaubt, und aus dem Verhältnis zwischen Geistlichen und seinem scolaris auf die private Unterrichtstätigkeit des ersteren schließt.

Mit Bedauern müssen wir wegen Raummangels manche andere, tüchtige kirchengeschichtliche Arbeit beiseite lassen, selbst wenn sie beachtenswerte Züge zur Geschichte des deutschen Schulwesens beibringt. Ja, wem es seine Muße einmal vergönnte, aus dem Riesenmeer des kirchengeschichtlichen Materials die schulgeschichtlichen Perlen zu holen! Selbst der Großbetrieb in der geistigen Werkstatt Albert Haucks konnte ja nur Winke hierzu geben.

b) Humanismus.

Von **Rudolf Wolkan.**

Die Fülle von Arbeiten, die namentlich der italienische Humanismus jährlich hervorbringt, zwingt zu einer kürzeren Besprechung der einzelnen Schriften, um auf dem gegebenen Raume das gesamte Material verzeichnen zu können. Zwei Schriften suchen von besonderen Standpunkten aus die Bedeutung des *Humanismus im allgemeinen* zu erörtern: Bruno di Tournafort[2]) geht dem Einflusse des Humanismus vornehmlich auf die Bildung des modernen Staates in Italien nach, eine umfassende juristische Arbeit, über deren Wert dem Referenten allerdings kein Urteil zusteht; Isola[3]) erforscht die Grundlagen der Renaissance, um das aus ihnen hervorzuheben, was auch für unsere Zeit sich noch als lebensfähig erweist, gelangt aber zu wenig gesicherten und klaren Ergebnissen. Caccia[4]) zeigt den Einfluß Lukians in der Renaissancezeit ähnlich wie dies Paul Schulze im Vorjahre getan hat (vgl. Literaturber. 1906 S. 168) und Pintor[5]) veröffentlicht in einem Aufsatze, dessen Titel zuviel verspricht, einen Brief des Alessandro Cortese an den Florentiner Kanzler Francesco Baroni, worin der jüngsten Aufführung des Epidicus von Plautus und des Hippolyt Senecas Erwähnung geschieht, dazu ein Argument und einen Prolog, den der Humanist Sulpicio

---

Baumgartner. Gesch. u. Recht des Archidiakonates der oberrhein. Bistümer mit Einschluß von Mainz und Würzburg. Kirchenrechtl. Abhh. 39—224 S.

Jos. Görres, Das Lütticher Domkapitel bis zum 14. Jh. 1. Teil. Diss. Berlin.

[1]) Bossert, Dr. D., Ber. scolaris de Tuwingen. Ein Beitrag zur Gesch. des Unterrichts in Schwaben. Württemb. Vierteljhh., N. F. 16. Jg., S. 8—12.

[2]) F. Bruno di Tournafort, Il rinascimento e la sua influenza sulla formazione del diritto e dello stato modero. Pinerolo, tipografia sociale. VI. 382 S.

[3]) Ippolito G. Isola, Critica del rinascimento. Livorno, Giusti. XXXV. 409; VI, 442.

[4]) Natale Caccia, Luciano nel quattrocento in Italia. Le rappresentazioni e le figurazioni. Firenze, tip. Galileiana. 102 S.

[5]) Fortunato Pintor, Rappresentazioni Romane di Seneca e Plauto nel Rinascimento. 1906. Perugia, Unione, tip. cooperativa. 15 S.

Digitized by Google

da Veroli für die erste Aufführung des Hippolyt geschrieben hat, also möglicherweise für die in diesem wohl in das Jahr 1486 fallenden Briefe erwähnte.

Die bedeutendste Schrift, die in diesem Jahre über *Petrarca* veröffentlicht wurde, ist das grundlegende Werk Nolhacs,[1] das in neuer umgearbeiteter Auflage vorliegt. Wie es bei einem Forscher von der Bedeutung Nolhacs von selbst verständlich, ist die seit dem Erscheinen der ersten Auflage des Buches (1892) so gewaltig angeschwollene Petrarcaliteratur aufs gewissenhafteste berücksichtigt worden; fast jede Seite des Werkes, das jetzt 2 Bände umfaßt, läßt die Sorgfalt des Verfassers erkennen. Neu hinzugekommen ist das 9. Kapitel: Kirchenväter und moderne Autoren bei Petrarca und der Excurs über den Verfasser der Invektive gegen Petrarca, Johannes de Hysdinio (Jean de Hesdin). In weitem Abstande von diesem Werke folgt Hollway-Calthrops[2] biographische Darstellung Petrarcas, eine populäre Arbeit, die sich namentlich auf Körtings Buch über Petrarca stützt, aber nirgends eigene Forschung bietet; das erklärt auch den Mangel jedes wissenschaftlichen Rüstzeuges. So gering an Umfang dagegen auch die Arbeit Livis[3] ist, bringt sie doch ein interessantes Detail aus Petrarcas Studienzeit in Bologna. Der Verfasser weist in dem aus dem Jahre 1327 stammenden Testamente des Comacino Formaglini einen Petrus quondam Dantis de Florentia als Hörer des Zivilrechts in Bologna nach, in welchem wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen Sohn Dantes zu erkennen haben. Piero war wohl ein Schüler des Rechtslehrers Tommaso Formaglini und bei ihm lernte er wahrscheinlich Petrarca kennen, der damals in Bologna studierte und am 29. Dezember 1324 durch seinen Lehrer Formaglini einen Vorschuß von 200 Lire erhielt. Da auch Giov. Mario Filelfo von Piero berichtet, daß er in Bologna demum studium explevisset, so ist die Identität mit dem oben Genannten ziemlich sicher. Auch Lo Parco[4] beschäftigt sich mit den Studien Petrarcas und seinen Beziehungen zu den Kanonisten seiner Zeit, wobei es ihm gelingt, eine Reihe falscher Ansichten der zahlreichen Biographen Petrarcas richtig zustellen. Sicardis[5] Aufsatz ist eigentlich eine Streitschrift gegen Della Torre[6] Giornale Dantesco, 1906, S. 106), worin der Verfasser seine von dem Gegner bekämpfte Ansicht verteidigt, daß Petrarca sich stets zurück-

---

[1] Pierre de Nolhac, Pétrarque et l'Humanisme. Nouvelle édition, remaniée et augmentée avec un portrait inédit de Pétrarque et des fac-similes de ses manuscrits. Bibliothèque littéraire de la renaissance. Nouvelle série. I et II. Paris, Honoré Champion. IX, 272; 328 S.

[2] H. C. Hollway-Calthrop, Petrarch, his life and times. With 24 illustrations. London, Methuen & Co. X, 319 S.

[3] Giovanni Livi, Piero di Dante e il Petrarca allo studio di Bologna. Firenze, Tipografia della Biblioteca liberale. 7 S.

[4] Francesco Lo Parco, Dei maestri canonisti attribuiti al Petrarca. Revue des Bibliothèques, Bd. XVI. 1906. S. 301—318.

[5] Enrico Sicardi, Cortesie galanti ed amorose imprese della prima giovinezza di F. Petrarca. Rivista d'Italia, Anno X. Bd. I, S. 65—89.

[6] Arnoldo Della Torre, Per la storia interiore del Petrarca avanti l'innamoramento per Laura. 1906. Prato-Firenze, Passerini. 31 S.

Digitized by Google

zuhalten verstand und auch in seiner Jugend allen Anfechtungen der Sinnlichkeit Widerstand zu leisten wußte; überzeugend ist seine Darstellung aber keinesfalls. Spada[1]) analysiert die Liebe, wie sie sich in Petrarcas Sonetten ausspricht, unterscheidet zwischen der realen Laura und dem Idealbilde, das Petrarca von ihr entwarf und gibt im 2. Teile einen ästhetisch-philologischen Kommentar der Kanzone „chiare, fresche e dolci aque“, der seine Belesenheit ins beste Licht stellt, ihn aber zu keinen neuen Ergebnissen führt. Die Arbeiten von Sicardi,[2]) Cian,[3]) Ewald[4]) und Wulff[5]) beschäftigen sich mit den neuen Faksimileausgaben der beiden Originalhandschriften des Canzoniere, Vat. lat. 3195 und 3196 (vgl. Literatur-Bericht 1906, S. 173) und den zahlreichen Fragen, die sich daran knüpfen; wertlos ist das Buch von Grassi Privitera[6]) mit seiner Menge von Behauptungen, denen die Beweise fehlen. Nolhac[7]) bespricht an der Hand der von Petrarca selbst stammenden Eintragung in dem Pariser Kodex lat. 2201, die nicht später als in den Winter 1337 fallen kann, die Bücher, die damals im Besitze des Dichters waren, und gleiche Ziele verfolgt Sabbadini,[8]) der im einzelnen festzustellen sucht, wann Petrarca in den Besitz der in seiner Bibliothek befindlichen klassischen Schriftsteller kam. In einer anderen Arbeit führt Sabbadini[9]) den Nachweis, daß Petrarca die Biographie Vergils von Servius in der Bearbeitung des Pietro Parenti und die kurze Lebensgeschichte des Dichters von Donatus gekannt und benutzt hat; auch macht es den Eindruck, als habe Petrarca auch noch eine andere biographische Quelle zu Vergil gekannt, die uns verloren ging. Was sonst an Schriften über Petrarcas Werke vorliegt, Rigillos[10]) Arbeit über das Secretum und Piazzas[11]) kritischer Versuch über die Africa ist wertlos. Unbekannt blieb dem Referenten leider Avenas[12]) Buch über

---

[1]) Domenico Spada, L'amore del Petrarca. Studio psicologico sul Canzoniere e la Canzone „Chiare, fresche e dolci acque“. Faenza, tip. Novelli e Castellani, 243 S.

[2]) Enrico Sicardi, Per il testo del „Canzoniere“ del Petrarca. Giornale storico d. letteratura italiana. Bd. 50, S. 1—33.

[3]) Vittorio Cian, Il testo del canzoniere Petrarchesco. Nuova Antologia. Bd. 129, S. 410—419.

[4]) Franz Ewald, Die Schreibweise in der autographen Handschrift des Canzoniere. Zeitschrift für romanische Philologie. Beiheft 13.

[5]) Fredrik Wulff, Préoccupations de Pétrarque (1359—1369) attestées par Vatic. lat. 3196, fol. 1 et 2. Lund, H. Ohlsson.

[6]) G. B. Grassi Privitera, Francesco Petrarca e il „dolce stil nuovo“. 1906. Palermo, Giannitrapani.

[7]) Pierre de Nolhac, Le Catalogue de la première bibliothèque de Pétrarque a Vaucluse. Revue des Bibliothèques. 1906. S. 341—344.

[8]) Remigio Sabbadini, Il primo nucleo della biblioteca di Petrarca. Rendiconti del r. istituto Lombardo. Bd. 39, S. 369—388.

[9]) Remigio Sabbadini, Quali biografie Vergiliane fossero note al Petrarca. Rendiconti del r. istituto Lombardo. Bd. 39, S. 193—198.

[10]) M. Rigillo, Il „Secretum“ di Francesco Petrarca. Cagliari-Sassari, Montorsi.

[11]) G. Piazza, Il poema dell' umanesimo, studio critico sull Africa di Fr. Petrarca. Roma, Vita letteraria. 79 S.

[12]) Antonio Avena, Petrarca. Il Bucolicum carmen e suoi commenti inediti. Padua, società cooper. VIII, 268 S.

Digitized by Google

das Bucolicum. De Petris[1]) erklärt die weite Verbreitung Petrarcas außerhalb Italiens durch die Universalität der Empfindungen, die der Dichter in unvergleichlicher Weise wiederzugeben verstand: dann geht er auf die portugiesischen Nachahmer über und zeigt, wie Camoês oft in ganz trefflicher Weise Petrarca nachzuempfinden verstand. Quarta[2]) beweist, daß Peruzzi Leon. Brunis Vita Petrarcas (1436) gekannt haben muß und will seine Arbeit aus freilich nicht ganz einleuchtenden Gründen in die Jahre 1439—1449 verlegen.

Auch an Arbeiten über *Boccaccio* hat es im Berichtsjahre nicht gemangelt. Da ist zunächst Traversaris[3]) groß angelegte Boccacciobibliographie zu nennen, ein mühevolles, aber nützliches und dankenswertes Unternehmen, dessen erster Teil schon 1126 Nummern umfaßt. Leider ist es chronologisch, statt methodisch angelegt, was den Gebrauch des Buches trotz des eingehenden Registers sehr erschwert. In der deutschen Literatur ist dem Verfasser manche Arbeit entgangen; auch sind Druckfehler, namentlich bei deutschen Büchern, wie leider so oft in italienischen Werken, keine Seltenheit; trotz dieser Mängel aber behält das Buch seinen Wert. Boccaccios Hauptwerk, das Dekamerone, hat in Colombo[4]) einen wenig glücklichen Darsteller gefunden; sein armseliges Buch ist aus den Werken anderer Forscher, namentlich Landaus und Körtings mühsam zusammengeschweißt, von denen er vieles einfach herübernimmt, wobei er mitunter den deutschen Text nicht einmal richtig versteht; eigene Forschung findet sich nirgends. Letterio di Francia[5]) geht in einer ausgezeichneten Studie den Quellen des Decamerone nach, Bongini[6]) beschränkt sich auf die 48. Novelle, Koeppen[7]) zeigt den Einfluß Boccaccios auf Abraham Fraunces und Cook[8]) beweist, wie Boccaccio im ersten Kapitel der Fiametta den 1. Akt von Senecas Hippolyt benutzt hat. Toynbee[9]) stellt die Nachrichten, die wir über Boccaccios Kommentar zur Divina Commedia besitzen, zusammen und verspricht eine eingehende Arbeit über die Quellen Boccaccios zu diesem Werke. Hauvette[10]) bespricht die ältesten französischen Über-

[1]) Giacomo de Petris, Il Petrarca nelle liriche del Camoens. Saggio critico. Atri, tip. De Arcangelis. 66 S.

[2]) Nino Quarta, „Ricordi sulla vita del Petrarca e di Laura“ di Luigi Peruzzi. Giornale storico della letteratura italiana. Bd. 49, S. 66—72.

[3]) Guido Traversari, Bibliografia Boccaccesca I. Scritti intorno al Boccaccio e alla fortuna delle sue opere. Città di Castello, casa tipogr. edit. XII, 271 S.

[4]) Paolo Colombo, Considerazioni intorno al Decameron. 1906. Palermo. 126 S.

[5]) Letterio di Francia, Alcune novelle del „Decameron“ illustrate nelle fonti. Giornale storico della litteratura italiana. Bd. 49. S. 201—298.

[6]) Dino Bongini, La 48. novella del „Decamerone“ ed i suoi precedenti nella letteratura e nella leggenda. Aosta, tipi Allasia. VI, 62 S.

[7]) E. Koeppen, Ein Boccaccio-Motiv in Abraham Fraunces „Victoria“. Anglia Beiblatt. Bd. 17. S. 365—370.

[8]) Albert G. Cook, Boccaccio and Seneca. American journal of philology. Bd. 28. S. 200—204.

[9]) Paget Toynbee, Boccaccios commentary on the „Divina Commedia“. The modern language Review. Bd. 2. S. 97—120.

[10]) Henri Hauvette, Les plus anciennes traductions franç. de Boccacce.

Digitized by Google

tragungen Boccaccios. In dem vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit behandelt er den Filocopo, von dem zunächst nur die Liebesfragen des vierten Buches durch einen Anonymus 1531 wortgetreu und infolge dessen mit zahlreichen Italianismen übersetzt wurden; erst 1542 erschien eine vollständige Übertragung des Romans von Adrien Sevin, der die Übersetzung der Liebesfragen kannte, deren Fehler aber zu verbessern sucht; der Filostrato wurde zuerst wahrscheinlich von Louis de Beauvau zwischen 1442 und 1445 übersetzt, dessen Arbeit, wie die zahlreichen Handschriften beweisen, sich einer großen Beliebtheit erfreute, aber erst 1858 gedruckt wurde.

Eine große Zahl von Arbeiten wendet sich der Erforschung des *Humanismus in den verschiedenen Städten und Staaten Italiens zu.* Zunächst gedenken wir hier einer neuen Sammlung The states of Italy, die von Edward Armstrong herausgegeben, soeben ihren ersten Band, eine Geschichte Mailands von Ady[1]) veröffentlicht. Die Verfasserin ist belesen und beherrscht die Literatur, wenigstens die italienische und englische — von deutschen Arbeiten zur Geschichte Mailands scheint sie allerdings nichts zu kennen — und gruppiert gut ihr Material, das sie in fließender Darstellung bietet. Ein eigenes Kapitel ist der Literatur gewidmet; daß sie auf den 12 Seiten nichts Neues sagen kann, darf bei einem Werke, das nur als kurzes Handbuch betrachtet sein will, nicht überraschen. Das besorgen die Einzeluntersuchungen. Petraglione[2]) bringt den Text von Decembrios Panegyricus auf Mailand, der bisher nur aus einem die Schlacht bei Cremona 1431 behandelnden Fragment bekannt war, zum Abdruck, dem er eine sehr eingehende Einleitung voraussendet, die den Nachweis führt, daß der Panegyricus, der eine Antwort auf des Leonardo Bruni 1435 verfaßte Laudatio urbis Florentinae sein sollte, im Jahre 1436 veröffentlicht wurde. Zugleich ergeben sich für die Biographie Lorenzo Vallas die Folgerungen, daß dessen Reise nach Florenz und der erste Entwurf seiner Elegantiae in das Jahr 1435 und nicht 1436, sein Bruch mit Leon. Bruni in die Mitte des Jahres 1435 und sein neuer Aufenthalt in Mailand in die zweite Hälfte des gleichen Jahres zu setzen sind. — Eine kurze Biographie des gelehrten Augustinermönches Andrea Biglia schrieb Sabbadini,[3]) der alle Belegstellen über sein Leben und seine Werke mit abdruckt. Biglia ist der Verfasser eines Liber rerum Mediolanensium, von dem Novati[4]) eine Handschrift in Madrid nachweist, die von dem Ver-

---

Annales de la faculté des lettres de Bordeaux. Bulletin italien. Bd. 7. S. 281—313.

[1]) Cecilia M. Ady, A history of Milan under the Sforza. With 20 illustrations and a map. London, Methuen & Co. XII, 351 S.

[2]) Giuseppe Petraglione, Il „de laudibus Mediolanensium urbis panegyricus" di P. C. Decembrio. Archivio storico Lombardo. Bd. 8. Ser. IV. S. 5—45.

[3]) Remigio Sabbadini, Andrea Biglia. Rendiconti del r. istituto Lombardo. Bd. 39. S. 1087—1102.

[4]) Francesco Novati, Di un codice originale del „Liber rerum mediolanensium" di frate Andrea Billia esistente nella Nazionale di Madrid. Archivio storico Lombardo. Ser. IV, Vol. 7. S. 217—224.

Digitized by Google

fasser selbst ergänzt und korrigiert wurde. — Picci[1]) führt den inter essanten Nachweis, daß die in Rieses Anthologia latina stehenden Epigramme De Nino, De Semiramide, De Cygro, De Tomyri, De Alexandro Magno, De Myrina, De Jul. Caesare und De Penthesilea, die schon Riese als ein neueres Produkt hinstellte, tatsächlich von Francesco Filelfo stammen und als Unterschriften für Gemälde dienen sollten, die Francesco Sforza 1456 im herzoglichen Palaste zu Mailand anbringen ließ. — Cessi[2]) bringt urkundliche Nachrichten über das Geschlecht der Barzizzi und speziell über des *Gasparino Barzizza* Lehrtätigkeit in Padua, über dessen sonstige literarische Tätigkeit hier einige weitere Nachrichten folgen. — Auch über *Panormita,* den wir am besten hier anreihen, liegen interessante Studien vor. Die gemeinsame Arbeit Cinquinis und Valentinis[3]) stellt zunächst die bereits bekannten Gedichte Panormitas alphabetisch zusammen und bringt dann 19 neue Gedichte aus italienischen Handschriften. Die Verfasser weisen auf eine unbekannte Korrespondenz in Versen zwischen Panormita und Francesco Pontano hin und bringen neues Material zu der Polemik über den Hermaphroditus, darunter ein unbekanntes Gedicht des Mapheo Vegio, das uns zeigt, wie Vegios Gegnerschaft gegen Panormita doch nicht so groß gewesen sein kann, als gemeinhin angenommen wird. Weitere biographische Notizen über Panormita bringt eine separate Arbeit Valentinis[4]) aus vatikanischen Handschriften, nebst Beiträgen zur Biographie Bartolomeo Guascos; der Verfasser sucht den Beweis zu erbringen, daß der im Vat. lat. 2711 erhaltene anonyme Kommentar zu Plautus eine Arbeit Panormitas sei.

Eine wertvolle Schrift über den *Veroneser Humanisten Pastrengo,* auf den erst jüngst Sabbadini unsere Aufmerksamkeit gelenkt hat, verdanken wir Avena.[5]) Er gibt zunächst Aufschlüsse über das Leben Pastrengos (geb. ca. 1290, gest. 1362) und erörtert an der Hand der Werke Petrarcas seine Beziehungen zu dem großen Dichter, den Pastrengo zuerst in Provenza kennen lernte und später (1345) wieder in Verona traf, wo Petrarca mit seinem unehelichen Sohne Giovanni weilte, über den hier näheres Detail gebracht wird. Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit Pastrengos Hauptwerk, dem Buche De originibus rerum, dessen Abfassung in die Jahre 1337—1356 fällt und bringt genauere Mitteilungen über zwei andere Werke Veroneser Humanisten, die historia imperialis eines Giovanni und die flores moralium auctoritatum, ein um 1329 verfaßtes Werk eines

---

[1]) Cesare Picci, L. „Anthologia latina“ e gli epigrammi del Filelfo per pitture milanesi. Archivio storico Lombardo. Bd. 8, ser. IV. S. 399—403.

[2]) Roberto Cessi, Spigolature Barzizziane. Nozze Fumagalli-Guttmann. Padova, tipogr. Gallina.

[3]) Adolfo Cinquini und Roberto Valentini, Poesie latine inedite di A. Beccadelli detto il Panormita. Aosta, tip. Allasia.

[4]) Roberto Valentini, Sul Panormita, notizie biografiche e filologiche. Rendiconti della r. Accademia dei Lincei. Bd. 16, ser. 5. Roma. S. 456—491.

[5]) Antonio Avena, Guglielmo da Pastrengo e gli inizi dell' umanesimo in Verona. Atti dell' Accademia di Verona. Ser. IV, Bd. 7. 78 S.

Digitized by Google

Anonymus. — Die Arbeit Cormicks[1]) über *Guarinus von Verona* kam mir nicht zu Gesicht. — Sabbadini[2]) bringt in einem Aufsatze über antike und mittelalterliche Biographien Vergils eine humanistische Redaktion des Werkes von Donatus und eine Biographie Vergils von Sicco Polenton zum Abdruck, an die er mit gewohnter Sorgfalt eine Fülle textkritischer Anmerkungen reiht: die humanistische Donatusredaktion ist in den Jahren 1425—1433 verfaßt, Polenton, dessen Arbeit 1433 geschrieben ist, kannte sie noch nicht.

Zur *Geschichte des Humanismus in Venedig* liegt nur eine kurze Würdigung der 1363 in Venedig geborenen *Christine von Pisan* von Kemp-Welch[3]) vor. — Ein Artikel Jordans:[4]) Die Renaissance in *Piacenza* enttäuscht recht sehr. Er ist keine zusammenhängende Darstellung, sondern besteht eigentlich nur aus zwei kleinen Abhandlungen über eine fürstliche Mitgift vom Jahre 1389 und über einen Streit um das Recht, den Doktortitel zu verleihen (1471). Um so dankenswerter sind Pardis[5]) Studien über die Regierung Borso d'Estes in *Ferrara*. Der Verfasser, dem wir bereits die treffliche Darstellung Leonellos von Este verdanken, setzt damit seine Studien zur Geschichte Ferraras fort. Hat er Leonello — und das mit vollem Recht — als eine weit sympathischere Gestalt gezeichnet, als wir sie aus der Darstellung Voigts kannten, so erscheint Borso v. Este bei ihm in weniger günstigem Lichte, als wir ihn bisher zu sehen gewohnt waren. Wohl herrschte noch während seiner Regierung Friede in Ferrara, aber wie vieler Intriguen und Verhandlungen bedurfte es, um ihn zu erhalten; wohl entwickelte sich an seinem Hofe eine seltene und weithin berühmte Pracht, aber die Steuerkraft des Landes wurde aufs ärgste mißbraucht und ausgebeutet. Borso war freigebig, aber doch nur gegen die, die ihn lobten; er war eitel und diese Charakterschwäche zeigte sich überall in der Öffentlichkeit. Gebildet war er wenig; er verstand nicht einmal, wie doch so viele der Fürsten seiner Zeit, Latein und deshalb zog er auch nicht die besten Kräfte an die Universität, sondern nur solche, die ihm, wie Filelfo, am besten zu schmeicheln verstanden; nur die Künste blühten unter ihm auf, der gewohnt war, sich mit Luxus zu umgeben.

Auch für *Bologna* liegt nur eine Arbeit von Costa[6]) vor, welche von der ersten Lehrkanzel der litterae humanitatis an dieser Universität handelt. Während im 15. Jahrhundert die litterae humanitatis nur als ein Anhängsel

---

[1]) P. J. M. Cormick, Guarino da Verona. Catholic University Bulletin.

[2]) Remigio Sabbadini, Le biografie di Vergilio antiche, medievali, umanistiche. Studi italiani di filologia classica. Bd. 15. S. 197—261.

[3]) Alice Kemp-Welch, A 15. century feministe: Christine di Pisan. The XIX. century and after. Bd. 61, S. 602—610.

[4]) Leo Jordan, Die Renaissance in Piacenza. Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 5, S. 161—187.

[5]) Giuseppi Pardi, Borso d'Este, duca di Ferrara, Modena e Reggio. Studi storici. Bd. 15 u. 16. Pisa, Spoerri.

[6]) Emilio Costa, La prima cattedra d'umanità nello studio Bolognese durante il secolo XVI. Studî e memorie per la storia dell' universita di Bologna. Bd. I. Bologna, tip. Azzoguidi. S. 25—63.

Digitized by Google

der Lehrkanzel für Rhetorik und Poesie erscheinen, werden sie seit 1516 durch zwei Professoren gelehrt, von denen der eine Vormittags, der andere Nachmittags seine Vorlesungen zu halten hatte; wirklicher Wert kam nur den Vorlesungen am Nachmittag zu. Romolo Amaseo wird als der erste auf diese Lehrkanzel berufen. Er war ein guter Kenner des ciceronianischen Latein und ein begeisterter Verehrer der lateinischen Sprache, aber er war zumeist Formalist. 1544 verläßt er Bologna; an seine Stelle tritt Sebastiano Corrado von Arceto, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger stärker die Realien betont. Er starb 1556. Sein Nachfolger ist Francesco Robortello aus Udine, der jedoch nur fünf Jahre in Bologna aushält und nach Padua zurückkehrt, von wo er gekommen war. Der ihm folgende Carlo Sigonio aus Padua bedeutet den Höhepunkt des humanistischen Studiums in Bologna. Eine Reihe von Arbeiten zur Geschichte des römischen Staatsrechts flossen aus seiner Feder. Nach seinem Tode versuchte man vergeblich Aldo Manuzio d. J. nach Bologna zu ziehen; auch die Verhandlungen mit Justus Lipsius scheiterten aus dem gleichen Grunde, wegen des zu geringen Gehaltes, den man beiden geboten hatte. So wurde Roberto Tizzi von Borgo S. Sepolcro nach Bologna berufen, der bis 1606 an der Universität weilte, aber nicht imstande war, der Lehrkanzel die alte Bedeutung wieder zu gewinnen.

Das verschwenderisch ausgestattete und fast unerschwinglich teure Werk Selwyns[1]) über Kunst und Leben der Renaissance in *Florenz* ist mir leider nur aus dem Prospekt bekannt geworden. Sonst liegen nur zwei Arbeiten vor: Zippel[2]) druckt die Leichenrede, die Carlo Marsuppini aus Arezzo aus Anlaß des Todes der Piccarda Bueri (gest. 19. April 1433), der Mutter des Cosimo und Lorenzo Medici, gehalten hat, ihrem hauptsächlichen Inhalte nach ab und versieht sie mit wichtigen Anmerkungen zur Geschichte der Familie Bueri; Pintor[3]) fand im Staatsarchive in Florenz ein Faszikel mit Briefen der Brüder Alessandro und Paolo Cortesi an den Staatskanzler Francesco Baroni aus der Zeit des Lorenzo il Magnifico, in denen sie nicht nur von ihren eigenen Arbeiten, sondern auch von ihren zahlreichen Freunden und Bekannten sprechen; so erhalten wir durch sie wünschenswerte Nachrichten über Giovanni Pico, Lorenzo de' Medici, Poliziano, Platina und zahlreiche andere.

Mehrere Beiträge behandeln Humanisten, die in engeren oder weiteren Beziehungen zur römischen Kurie standen; Beltrami[4]) veröffentlicht einen Brief des *Tommaso Morroni da Rieti,* den er am 13. Juni 1439 an den Kardinal Prosper Colonna richtet und durch den seine Reise nach Spanien,

[1]) Brinton Selwyn, The Renaissance, its art and life Florence 1450 bis 1550. London, Paris, Goupil & Co.

[2]) Giuseppe Zippel, Una gentildonna medicea (Piccarda Bueri). Nozze Carrara-Bernaroli. Città di Castello, tip. Lapi.

[3]) Fortunato Pintor, Da lettere inedite di due fratelli umanisti (Alessandro e Paolo Cortesi). Nozze Savj-Lopez-Proto di Albaneta. Perugia, Unione tipogr. cooperativa. 43 S.

[4]) Achille Beltrami, Tommaso da Rieti in Ispagna. Giornale storico della litteratura italiana. Bd. 49, S. 348—357.

Digitized by Google

die wohl einen diplomatischen Zweck verfolgte, genau fixiert wird. Frati[1]) hat die metrischen Briefe des *Antonio Loschi,* die für verloren galten, im Kodex 3977 der Universitäts-Bibliothek in Bologna aufgefunden; es sind 40 Briefe in 9 Büchern; Frati gibt die Adressaten der Briefe bekannt, sucht die zumeist weniger bekannten Persönlichkeiten genauer zu bestimmen und schließt mit einer genauen Inhaltsangabe des Kodex unter Anführung der Anfangs- und Schlußzeilen der Briefe. Valentini[2]) bietet eine eingehende Untersuchung über die Arbeitsweise *Vallas* bei der Herstellung eines kritischen Textes des Livius und stellt ihm das Zeugnis aus, daß er der erste gewesen sei, der eine exakte kritische Methode bei seinen Untersuchungen angewendet habe. — Lehnerdt[3]) verdanken wir eine sorgfältige Ausgabe der Dichtungen des *Horatius Romanus,* eines humanistischen Gelehrten am Hofe Nikolaus V., der die Verschwörung des Stefano Porcaro gegen Nikolaus V. (1553) in zwei Büchern beschrieb, sich an einer Übersetzung des ersten Buches der Ilias versuchte und eine Reihe von Gedichten an Pius II. richtete; angehängt ist ein Dialog des Petrus de Godio aus Vicenza, der dieselbe Verschwörung zum Inhalte hat. — Über *Pontano* liegen zwei kleinere Arbeiten vor: Augé-Chiquet[4]) will eine kurze Übersicht über das Liebesleben des Pontano geben, ohne die Absicht, tiefere Studien anzustellen und hat seinen Zweck gut erreicht; Campari[5]) tritt anmaßender auf, aber seine Arbeit, offenbar die eines Anfängers, hat wissenschaftlich gar keinen Wert. — Lo Parco[6]) zeigt, wie viel Alciato dem Parrasio verdankt und bringt neue Belege für die große Gelehrsamkeit des letzteren. — Unermüdlich im Aufstöbern neuer Beiträge zur Geschichte des Humanismus ist Sabbadini;[7]) jedes Jahr bringt eine Reihe seiner Bricciole. Heuer bietet er uns zunächst einen Teil des ungedruckten Epigrammes, das Janus Panonius auf die im Jahre 1451 gestorbene Mutter des Papstes Nicolaus V. geschrieben hatte; ferner den Nachweis, daß Theodor Gaza vom Aug. 1448 bis März 1459 artistarum rector und zugleich Lehrer des Griechischen in Ferrara war. Es folgen einige Notizen zu Antonio Loschi, dessen inquisitio artis in orationibus Ciceronis in die Jahre 1391—1405 fällt, in denen er Sekretär der Visconti war; in die

---

[1]) Lodovico Frati. Le epistole metriche di Antonio Loschi. Giornale storico d. letteratura italiana. Bd. 50, S. 88—104.

[2]) Roberto Valentini, Le „Emendationes in T. Livium“ di Lorenzo Valla. Studi italiani di filologia classica. Bd. 15, S. 262—302.

[3]) Max Lehnerdt, Horatii Romani Porcaria seu de conjuratione Stephani Porcarii carmen cum aliis ejusdem quae inveniri potuerunt carminibus primum editae praefatus est. Accedit Petri de Godis Vicentini de conjuratione Porcaria dialogus e codice Vaticano erutus. Bibliotheca scriptorum medii aevi Teubneriana. Lipsiae. B. G. Teubner. XVI, 78 S.

[4]) M. Augé-Chiquet, La vie amoureuse et la vie conjugale du poète Pontano. Revue des Pyrenées. Toulouse.

[5]) A. Campari, Studi Pontaniani. Conegliano.

[6]) Francesco Lo Parco, Aulo Giano Parrasio e Andrea Alciato (con documenti inediti). Archivio storico Lombardo. Ser. IV, Vol. 7, S. 160—197.

[7]) Remigio Sabbadini, Bricciole umanistiche. Giornale storico d. letteratura italiana. Bd. 50, S. 34—72.

Digitized by Google

gleiche Zeit gehört auch seine Übersetzung der Declamationes des Pseudo-Quintilian. Ein bisher unbekanntes rhetorisches Werk von ihm ist der libellus declamationum controversiarum im Cod. II, 1, G 4 Bl. 84—89 der Magliabecchiana in Florenz; auch mit der Rhetorik ad Herennium beschäftigte er sich, wie seine Briefe an Batista Guarino beweisen. Sabbadini bespricht ferner die Reden, die unter Leonello von Este bei der Eröffnungsfeier der Universität Ferrara gehalten wurden und teilt aus einer unbekannten, die nach dem Jahre 1444 fällt, das Lob Leonellos mit. — Zwei unbekannte lateinische Gedichte des Bonacorso da Montemagno aus Pistoja auf den Tod des Königs Ladislaus von Neapel (1. Aug. 1414) werden veröffentlicht, ebenso ein Widmungsbrief des Giorgio Valla an Bernardino Selvatico Sabbadini macht weiter auf zwei unbekannte Übersetzungen des Niccolo Perotto aufmerksam, des Enchiridions von Epiktet und der Plutarchischen Schrift de fortuna, die er in die Jahre 1453—1455 verlegt; das Widmungsschreiben an Nicolaus V., das die letztere begleitet, wird abgedruckt. Einen ausführlichen Artikel widmet Sabbadini schließlich dem mit Unrecht ganz vergessenen Humanisten Giovanni da Spilimbergo, der fast ein halbes Jahrhundert der Lehrer der Jugend Friauls war; ca. 1380 geboren, starb er zwischen 1454 und 1457; befreundet war er mit Guarino und Poggio und dem Kreise der Venezianischen Humanisten, einem Barbaro, Giustiniano und anderen; einige Briefe an ihn werden mitgeteilt.

Nur wenige, aber um so wertvollere Arbeiten betreffen die Geschichte des *Humanismus in Frankreich.* Zwei auch inhaltlich zusammengehörende Werke haben Delaruelle[1] zum Verfasser, der bereits durch einige kleinere Schriften zur Geschichte des Humanismus bekannt ist. Seine Aufmerksamkeit gilt jetzt dem großen französischen Humanisten *Guillaume Budé.* Die eine Arbeit des Verfs. gibt uns Regesten der 175 uns erhaltenen Briefe Budés mit wertvollen literarischen Anmerkungen; die andere ist eine eingehende sorgfältige Arbeit über Budés Leben und Wirken. Sie bespricht in ihrem zunächst vorliegenden ersten Teile die Vorläufer Budés; der erste Humanist ist Jean de Montreuil, die besten Vermittler der neuen Richtung sind die großen Bischöfe der Zeit, wie Jean Jouffroy, Bischof von Arras (1412—1473), ein ausgezeichneter Kenner des klassischen Altertums. 1456 kommt Grigorio Tifernates nach Frankreich und unterrichtet als der erste in der griechischen Sprache zu Paris; nach seinem Abgange (1459) kann er bereits durch den Franzosen Guillaume Fichet ersetzt werden, der zugleich die Buchdruckerei in Paris einführt, als deren erstes Erzeugnis gegen Ende des Jahres 1470 die Epistolae des Gasparinus Barzizza erscheinen. Sein Schüler und Freund wird Robert Guagin, ihm schließt sich Charles

[1] Louis Delaruelle, Etude sur l'humanisme français. Guillaume Budé. Les origines, les débuts, les idées maitresses. Avec 2 fac-similés. Bibliothèque de l'école des hautes études. Bd. 162. Paris, Honoré Champion. XL, 217 S.

Louis Delaruelle, Répertoire analytique et chronologique de la correspondance de Guillaume Budé. Avec 2 fac-similes. Paris, Ed. Cornély & Co. XX, 251 S.

Digitized by Google

Fernand und Lefèvre d'Etaples an. Schon zieht Frankreich die Aufmerksamkeit der italienischen Humanisten auf sich, die in Scharen nach Frankreich eilen. Nur die Universität wandelt noch auf mittelalterlichen Bahnen. Da taucht Budé (1468—1540) auf. Mit 15 Jahren kommt er in das vergnügungssüchtige Orléans, wo er drei Jahre bleibt; dann geht er nach Paris, um sein fröhliches Leben fortzusetzen, erst nach vier bis fünf Jahren regt sich der Ernst des Lebens auch in ihm. Er studiert mit Begeisterung die griechische Sprache bei Georgios Hermonymos aus Sparta, der seit 1476 in Paris weilt und seine Übersetzungen aus Plutarch und Gregor von Nazianz schaffen ihm bald einen geachteten Namen. Die ersten Jahre des neuen Säkulums sehen ihn in Italien, 1502 stirbt sein Vater, 1506 die Mutter; das auf ihn entfallende Erbe genügt ihm, sich ganz den Studien zu widmen. Zwischen 1505 und 1506 vermählt er sich; zahlreiche Freunde sammeln sich um ihn. Die Lektüre der Elegantien Lorenzo Vallas, darin dieser die Pandekten rühmt, führen ihn zur Jurisprudenz. Er erkennt die Mangelhaftigkeit der Pandektentexte, studiert bei einem zweiten Aufenthalt in Italien alle ihm zugänglichen Handschriften in Florenz und Rom und veröffentlicht 1508 seine Annotationes in Pandectarum libros, mit denen er der bisherigen Rechtswissenschaft den Krieg erklärt und in die rechtshistorische Forschung eine neue, streng wissenschaftliche Methode einführt, die gleichzeitig auch die antiquarischen Studien belebt und fördert. 1515 erscheint sein Werk De asse, die erste eingehende Arbeit über antike Numismatik auf französischem Boden, deren Anhang uns den Humanisten auch als glühenden Patrioten und als frommen, aber eine Reform der Kirche ersehnenden Christen zeigt. 1519 widmet er sein neues Werk, die Übertragung von Plutarchs Apophthegmata ins Französische dem Könige Franz I. Hier bricht der erste Teil der Arbeit ab und läßt den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung rege in uns zurück.

Eine gleichfalls eingehende Studie Courteaults[1]) gilt dem französischen Humanisten *Geoffroy de Malvin.* Er entstammte einem alten Geschlechte und wurde wahrscheinlich 1545 in Bordeaux geboren. Er studierte die Rechte, trat 1568 in den Dienst des Magistrates von Bordeaux und starb 1617. 1563 schrieb er eine Gallia gemens de prisca Francorum origine eorumque rebus gestis in Hexametern, eine Verherrlichung seines Vaterlandes, als der erste Versuch eines 18jährigen Jüngling immerhin von Bedeutung. Als zwei Jahre darauf Karl IX. nach Bordeaux kam, feiert er ihn in einer Ode und einem Prosphonematicon und schrieb für ein Sammelwerk zu Ehren des ausgezeichneten Juristen und Historikers Arnaud de Ferron eine Reihe von Versen, in denen er den Toten als Dichter feiert. Die Schlacht bei Jarnac (1569) regte ihn zu einem französischen Gedichte in Alexandrinern an, eine Art offiziöser Dichtung, die er auch sonst gern

[1]) Paul Courteault, Geoffroy de Malvin, magistrat et humaniste Bordelais (1545?—1617). Étude biographique et littéraire, suivie de harangues, poésies et lettres inédites. Bibliothèque littéraire de la Renaissance. N. S. 3. Paris, Honoré Champion. X, 208 S.

Digitized by Google

pflegte ebenso wie die Form der Grabschriften; ganze Reihen von Epitaphen auf Freunde und Bekannte sind uns von ihm erhalten. Den Schluß des fleißigen Buches bildet der Abdruck mehrerer Briefe und Dichtungen Malvins.

Die Geschichte des *Humanismus in England* hat nur einige Bearbeiter gelockt, kann aber dafür sehr tüchtige Arbeiten aufweisen. Da ist zunächst Vickers[1]) prächtige Schrift über den Herzog *Humphry von Gloucester,* einen der bedeutendsten Förderer humanistischer Bestrebungen in England. Es ist keines der landläufigen englischen Werke mit vielen Illustrationen und wenig kritischem Verständnis, sondern eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung. Das ganze Leben des großen Mannes wird uns hier aufgerollt, aber dabei nicht auch eine eingehende Darstellung seiner Beziehungen zum Humanismus vergessen. Sein Verhältnis zu Leonardo Bruni, P. C. Decembrio lernen wir an der Hand der Quellen kennen; manches neue hören wir über Piero del Monte, Lapo da Castiglionchio, Antonio Pasini und Titus Livius aus Ferrara, zum Teil unter Heranziehung ungedruckten Materials aus englischen Handschriften. Daran schließt sich ein inhaltsreicher und vieles Neue bringender Überblick über das Wiedererwachen der klassischen Studien in England, für den der Verfasser reichen Dankes gewiß sein kann; alles in allem eine Arbeit, die niemand ohne Belehrung aus der Hand legen wird.

Zu Ehren *George Buchanans* hat die St. Andrews-Universität eine Festschrift unter der Leitung Millars[2]) herausgegeben, die des großen Humanisten und Lehrers Wirksamkeit nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet. Wie die meisten Festschriften ist auch diese kein einheitliches Werk, sondern eine Sammelarbeit, an der sich 24 Gelehrte mit Beiträgen beteiligt haben, die ziemlich ungleich ausgefallen sind, in ihrer Gesamtheit aber doch einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der Bedeutung Buchanans bilden. Dazu kommt als Anhang der Abdruck von Buchanans Gedichten, denen Übersetzungen beigefügt sind. Die auch illustrativ vorzüglich ausgestattete Festschrift ist des großen Mannes würdig.

Robert Greenes Beziehungen zur italienischen Renaissance beleuchtet ein ausführlicher, gehaltvoller Aufsatz Wolffs,[3]) der namentlich den Einfluß Castigliones und Macchiavellis auf Greene aufdeckt und weiter zeigt, wie der Dichter aus der Renaissance auch die Vorliebe für den Platonismus und den Hexameter in sich aufnimmt. Auch die Ideen der großen Erzieher der Renaissance haben bestimmend auf ihn eingewirkt, wie andererseits der von Coluccio bis zu Manetti deutlich zu verfolgende Gedanke, daß der Schriftsteller dem Vaterlande zu dienen habe. Manche Motive seiner Schriften entnimmt Greene direkt italienischen Vorbildern, so namentlich Boccaccio, Ariost und Giraldo Cinthio.

[1]) K. H. Vickers, Humphrey duke of Gloucester. A biography. London, A. Constable & Co. XIII, 491 S.

[2]) D. A. Millar, George Buchanan. A memorial 1506—1906. Contributions by various writers, compiled and edited. London, Nutt. XIX, 490 S.

[3]) S. L. Wolff, Robert Greene and the Italian Renaissance. Englische Studien. Bd. 37, S. 321—374.

Digitized by Google

Unter den allgemeinen Schriften zur Geschichte des *Humanismus in Deutschland* ist die von Hermelink[1] an erster Stelle zu nennen. Ihr Hauptteil will des Erasmus Stellung zur Reformation genauer bestimmen und zu dem Zweck sendet der Verfasser einen einleitenden Teil voraus, der eigentlich allein dem Titel entspricht, indem er die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus darstellt. Es ist gewiß richtig, daß der Ruf nach einer Reform der Kirche im 15. Jahrhundert namentlich von „Gliedern des geistlichen Organismus" ausgeht, aber meines Erachtens nach läßt es sich durchaus nicht nachweisen, wie der Verfasser annimmt, daß der ältere deutsche Humanismus mit Albr. v. Eyb, Gossenbrot, Niclas von Wyle und Heinrich Steinhöwel an der Spitze, ein selbständiger Zweig dieser großen kirchlichen Reformbewegung gewesen sei; für keinen der genannten Männer ist diese Behauptung aufgestellt oder nachgewiesen worden. Dieser ältere Humanismus interessiert sich vielleicht für Politik im allgemeinen, der kirchlichen Reformbewegung steht er aber noch vollkommen fern. Der Verfasser begeht den Irrtum, was für die spätere Zeit des deutschen Humanismus als bewiesen gilt, auch für die ältere Zeit als bewiesen vorauszusetzen. Sehen wir von diesem einen allerdings schwerwiegenden Fehler ab, so dürfen wir der weiteren Darstellung des Verfassers mit ungeteilter Zustimmung folgen, vor allem dort, wo er sich auf eigenstem Forschungsgebiete betätigt und die Stellung des Erasmus zu den religiösen Fragen seiner Zeit darstellt. „Erasmus," sagt er, „war ein Formtalent, wie selten eines; und er war ein Gelehrter, wie es wenige gab," aber er war „kein Neuentdecker auf dem Gebiet der Religion." — Was Schelenz[2]) über Humanisten als Naturwissenschaftler und Arzneikundige auf 17 Seiten sagt, ist recht dürftig und oberflächlich und beschränkt sich auf eine Zusammenstellung von Namen. Er wirft zugleich die Frage auf, ob nicht die Naturforschung den Anstoß zum Humanismus gegeben habe und erwartet die Antwort auf sie von einer späteren Zeit. Solange zu warten, ist meiner Meinung nach gar nicht notwendig; schon heute kann man sie mit aller Sicherheit und Ruhe verneinen.

Zahlreich sind die Beiträge zur Geschichte einzelner Humanisten in Deutschland; zu den ältesten unter ihnen gehört *Nicolaus von Cues*. Übinger[3]) hat noch einmal unter Heranziehung aller Belegstellen den Erweis erbracht, daß der Nicolaus Treverensis, der leider so viele und kostbare Handschriften aus deutschen Klöstern nach Italien verführt hat, mit Nicolaus von Cues identisch sei; ein Anonymus[4]) stellt seine Bestrebungen um eine Reform von Staat und Kirche übersichtlich, aber ohne

---

[1]) H. Hermelink, Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus. Tübingen. J. C. B. Mohr. 55 S.

[2]) Hermann Schelenz, Humanisten als Naturwissenschaftler und Arzneikundige. Deutsche Geschichtsblätter. Bd. 9, S. 1—17.

[3]) Joh. Übinger, Nicolaus Treverensis. Philosopisches Jahrbuch. Bd. 19. 1906. S. 451—70.

[4]) Nicolaus von Cusa und die Reform von Staat und Kirche. Historisch-politische Blätter. Bd. 141, S. 557—73; 701—20.

Digitized by Google

die Wissenschaft zu fördern, zusammen. Ungemein interessant ist dagegen eine Studie von Duhan[1]) über den Einfluß des Nicolaus von Cues auf Leonardo da Vinci. Er skizziert zunächst Leben und Werke des Cusaners, zeigt die Grundzüge seiner Philosophie auf und deren Quellen, die Enneaden Plotins, die anonyme Schrift De secretiore parte divinae sapientiae, das Werk eines neuplatonischen Schriftstellers, der sich auf Plotins genanntes Werk stützt, das er vermutlich in einem griechischen, uns heute verlorenen Texte las, und Raimund Lullius. Leonardo da Vinci machte sich die philosophischen Ideen Cusas zu eigen, verarbeitete sie aber vollkommen selbständig. Der Fortsetzung der Arbeit des Verfassers muß man mit dem größten Interesse entgegensehen. Die Schrift Schmidts[2]) über Cusa habe ich leider nicht gesehen. — Mit Cusa stehen wir am Rhein. Über den *Humanismus in Mainz* berichtet ausführlich und kenntnisreich eine Arbeit des unermüdlichen Bauch;[3]) es will schwer halten, ihren Inhalt in wenige Worte zusammenzufassen. Der Humanismus hält hier mit dem Arzte Dietrich Gresemund seinen Einzug, wird aber erst durch seinen, wie der Vater in Italien vorgebildeten Sohn, auf den auch Wimpheling von großem Einflusse ist, so recht heimisch in Mainz. Das Wirken Gresemunds und der literarische Kreis, der ihn hier umgab, wird in umfassender Weise dargestellt. Um die Wende des 15. Jahrhunderts erlangt der Humanismus auch die obrigkeitliche Anerkennung: Der Kurfürst Berthold von Henneberg ist es, der die Stellung des Humanismus befestigt und den der Mainzer Humanist Johannes Rhagius Aesticampianus als den Reformer der Universität im humanistischen Sinne preist. Die Anregung zu diesem wichtigen Schritte hatte der Kurfürst von Rhagius selbst empfangen. Dieser, wahrscheinlich 1543 zu Sommerfeld in der Niederlausitz geboren, hatte, nachdem er Schüler des Celtes geworden war, in Bologna bei Philipp Beroaldus studiert, trat auf der Rückkehr nach Deutschland im Kampfe zwischen Wimpheling und Murner an des ersteren Seite, und wurde gleich darauf durch den Erzbischof Berthold für Mainz als der erste besoldete ordentliche Professor der Rhetorik und Moralphilosophie gewonnen. 1506 geht er an die neu gegründete Universität nach Frankfurt a. O., wohin ihm auch mancher seiner Schüler, darunter Ulrich von Hutten und Johann Huttich folgt. Dieser tritt nach einem vergeblichen Versuche in Leipzig Vorlesungen zu halten, als Magister und Examinator in Mainz auf. Blieb er auch nur kurze Zeit daselbst, so hat doch sein Aufenthalt in Mainz, wo er namentlich römische Inschriften und Münzen sammelte, später reiche Früchte getragen. Durch ihn wird Mainz in die Reuchlinschen Händel gezogen und stellt sich an Reuchlins Seite.

---

[1]) P. Duhan, Nicolaus de Cues e Léonard de Vinci. Annales de la faculté de Bordeaux. Bulletin italien. Bd. 7, S. 87—134, 181—220, 314—329.

[2]) Christ. Schmidt, Card. Nic. Cusanus. Festschrift des Realgymnasiums Coblenz. S.-A. 27 S.

[3]) Gustav Bauch, Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus. Archiv für die Geschichte Hessens, N. F. Bd. 5, S. 3—86.

Digitized by Google

Für *Erasmus* liegt eine Schrift Richters[1] vor, die ähnliche Zwecke verfolgt, wie die oben erwähnte Arbeit Hermelinks, indem sie seine Stellung zu Luther klarlegen will. Der Verfasser zeigt den großen Unterschied zwischen den beiden Männern; Erasmus ist der Vertreter des humanistischen Protestantismus, sein Lebensziel war eine Reform der Kirche in der Art, daß er den mittelalterlichen Katholizismus mit den humanistischen Wissenschaften verschmelzen wollte, um die Kirche durch die Bildung des Klerus und durch eine religiös-sittliche Aufklärung der Gebildeten zu bessern. Zwei Hauptmotive waren es, die ihn bewogen, gegen Luther ins Feld zu ziehen: seine Ansicht in der dogmatischen Frage, in der Lehre vom freien Willen und seine Stellung in der historisch gewordenen Kirche. Dazu kam, daß er den Fürsten seiner Zeit, Herzog Georg dem Bärtigen und König Heinrich VIII. zu sehr verpflichtet war, als daß er deren Drängen, gegen Luther zu schreiben, auf die Dauer hätte Widerstand leisten können. Von seinen Werken ist das Lob der Heilkunst zweimal übersetzt worden; die niederländische Übersetzung[2] gibt gleichzeitig auch den lateinischen Text, beides aber ohne jede Erläuterung, während die deutsche Übertragung Enthovens[3] die sich gut und fließend liest, die Bedeutung dieser ältesten Lobrede auf die Medizin, die 1500 verfaßt, aber erst 1518 veröffentlicht wurde, hervorzuheben sucht. Sie erschien in 28 Auflagen bis 1703 und steht in scharfem Gegensatz zu den abfälligen Urteilen über Ärzte in den Briefen des Erasmus. Auch seine Colloquia sind in einer Auswahl von 10 Gesprächen von Hans Trog[4]) verdeutscht worden. Die Einleitung gibt eine knappe Entstehungsgeschichte der Sammlung, verfolgt die einzelnen Auflagen und charakterisiert oft treffend den Inhalt der Gespräche. Auch diese Übersetzung liest sich gefällig, und es wäre dem Büchlein schon deshalb eine zweite Auflage zu wünschen, damit der Herausgeber Gelegenheit fände, sein im Nachwort gegebenes Versprechen, später noch eine Reihe anderer Gespräche uns mitzuteilen, einzulösen. Erasmus Alberus hat im Jahre 1536 des Franceseo Barbaro berühmtes Buch de re uxoria ins Deutsche übertragen, aber vollkommen frei und mit einer großen Menge von Auslassungen und eigenen Zutaten, welch letztere seine Stellung zur Reformation und zu anderen kulturellen Fragen seiner Zeit, namentlich zum Schulwesen kennzeichnen. Das erste Kapitel, das von der Kindererziehung handelt, wird von Kahl[5]) nach der ersten Ausgabe abgedruckt.

---

1) Max Richter, D. Erasmus und seine Stellung zu Luther auf Grund ihrer Schriften. Mit dem Faksimile eines Briefes des Erasmus. Quellen und Darstellungen aus d. Geschichte des Reformationsjahrhunderts. Herausg. von Georg Berbig. Bd. 3. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 8⁰. 69 S.

2) Opuscula selecta Neerlandicorum de arte medica. Fasc. 1. Amstelodami, F. van Rossen. XII, 265 S.

3) Ludwig Enthoven, Lob der Heilkunst. Ein Vortrag des Desiderius Erasmus von Rotterdam. Aus dem Lateinischen übertragen und erläutert. Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 71 S., 1 Tafel.

4) Hans Trog, Gespräche des Erasmus, ausgewählt, übersetzt, eingeleitet. Jena, Eugen Diederichs. XXVIII, 138 S.

5) Kahl, Erasmus Alberus: „Wie man Kinder ziehen soll" (1536). Der praktische Schulmann. Bd. 56, S. 9—28.

Digitized by Google

Nur ein kleiner Beitrag beschäftigt sich mit *Ulrich von Hutten.* Manacorda[1]) will nachweisen, daß Hutten in seinem Misaulus des Eneas Silvius Epistel De miseriis curialium benützt habe. Die beiden angeführten Stellen scheinen mir aber wenig beweiskräftig zu sein; daß Hutten den genannten Brief kannte, steht bei dessen allgemeiner Verbreitung wohl außer Frage; daß er ihn aber direkt benutzt habe, scheint recht unwahrscheinlich. Angeschlossen sei hier gleich der kurze Artikel Falks,[2]) der einige kleine Notizen zu den im Briefwechsel des *Beatus Rhenanus* genannten Personen gibt. — Eine mit Liebe gearbeitete Studie über *Johann Sleidan,* den Historiker des Schmalkadischen Krieges hat Krieg[3]) geschrieben, der nach einer kurzen Übersicht über Sleidans Leben sich genauer mit der Entwicklungsgeschichte und Bedeutung seiner Commentarii de statu religionis et rei publicae Carolo v. Caesare beschäftigt, die eine wichtige Quelle für die Geschichte des 16. Jahrhunderts sind, obwohl sie nicht den Grad der Vollkommenheit besitzen, den der Verfasser ihnen gerne gegeben hätte, da er mit seiner Bitte um Überlassung von Akten von allen Seiten im Stiche gelassen wurde. Wie er nach Vollständigkeit strebt, so sucht er auch möglichst objektiv zu sein und bisherige Irrtümer auszumerzen. Er ist trocken, aber durchaus ehrlich und ungeschminkt. Der Wert der Arbeit liegt namentlich darin, daß sie als eine offizielle Darstellung zu betrachten ist, zu der ihn der Schmalkaldische Bund aufgefordert hatte. Die weiteren Abschnitte der Studie suchen Sleidans Persönlichkeit aus seinen publizistischen Abhandlungen und seinen Briefen in ein schärferes Licht zu rücken. — Die Arbeit von Schwab[4]) über den Andernacher Bürgermeister *Ludwig Hillesheim* zeigt in anziehender Weise wie die humanistische Bildung im 16. Jh. auch in kleineren Orten Deutschlands ihre Früchte trug. Hillesheim, vermutlich 1514 in Andernach geboren, hat jedenfalls Universitätsstudien betrieben und vielleicht auch Theologie studiert, worauf manches in seinen Schriften schließen läßt, wenn auch genaue Angaben über seinen Studiengang fehlen. Bald nach deren Beendigung trat er in die Dienste seiner Vaterstadt, in denen er bis an sein Lebensende bleiben sollte. Zum ersten Male erscheint er 1543 in den Baurechnungen Andernachs, sechs Jahre später ist er wohl auf Grund auch juristischer Vorbildung Mitglied des Schöffenstuhles und schon 1550 erreicht er die höchste bürgerliche Ehrenstufe und wird zum Bürgermeister gewählt. Der Reformation gegenüber verhält er sich, wie die meisten Patrizier der Stadt, ablehnend, trotzdem die breiten Schichten der Bevölkerung ihr zuneigten. Dagegen suchte er im Schulwesen reformierend

[1]) Guido Manacorda, Le Misaulus d' Ulrich Hutten et ses sources. Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. Bd. 118. S. 140—141.

[2]) F. Falk, Zum Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Historisches Jahrbuch der Görresgesellshhaft. Bd. 28. S. 714—16.

[3]) A. Krieg. Zur Charakteristik Johann Sleidans. Ein Beitrag zur Geschichte des elsässischen Humanismus. Pr. Zehlendorf Realsch. 35 S.

[4]) Johannes Schwab, Ludwig Hillesheim. Humanist und Bürgermeister von Andernach im 16. Jahrhundert. Pr. Gymnasium, Andernach. 1906. 143 S., 2 Tafeln.

Digitized by Google

zu wirken und schrieb zu dem Zwecke ein Büchlein De vita sancte instituenda; auch um den Neubau der Schule und die Besoldung der Lehrer machte er sich verdient. Er war ein Freund des Kurtrierer Rates Bartholomaeus Latomus und des Jesuiten Johann von Reidt, auch mit den Erzbischöfen von Köln unterhielt er gute Beziehungen. Am 17. Oktober 1575 starb er. Unter seinen Schriften ist das eben erwähnte Werkchen, es stammt aus dem Jahre 1561, das älteste, eine Pflichtenlehre auf katholischer Grundlage. Inhaltlich verwandt ist ein Werk, das erst zwei Jahre nach seinem Tode bei Plantin in Antwerpen mit einer Widmung an Herzog Albrecht V. von Bayern erschien, die Monumenta sacrarum antiquitatum, eine Sammlung von 39 Gesängen in elegischem Versmaße zum Lobe der hervorragendsten Personen des A. T. Aus der Beschäftigung mit diesem erwuchsen auch seine 1572 erschienenen Meditationes rerum divinarum in psalmos, eine Art Erbauungsbuches, von dem er einen kleinen Teil bereits 1568 veröffentlicht hatte, während eine kurze Fortsetzung des Werkchens 1574 folgte, an die sich dann noch mehrere kleine asketische Schriften anschlossen.

Mit zu den besten Arbeiten des Jahres gehört die Schrift Hoßfelds[1]) über *Johann Heynlin*, mit der die Geschichte des Humanismus in der Schweiz eine wesentliche Bereicherung erfahren hat; es ist eine sehr interessante, auf genauer Kenntnis der fast ausschließlich in Handschriften überlieferten Werke des bisher nur in dürftigen Umrissen bekannten Humanisten, der um das Jahr 1433 zu Stein in Baden geboren wurde und am 12. März 1496 starb. 1448 bezog er die Universität Leipzig, die er 1452 verließ, um sich zunächst nach Löwen zu wenden, das er 1454 mit Paris vertauschte, wo er zehn Jahre lang weilte. Er studierte hier scholastische Philosophie und Theologie und beschäftigte sich zugleich eingehend mit den Werken des Aristoteles, zu denen er Kommentare schrieb. Er war Anhänger der Realisten schon seit seiner Löwener Zeit her und betätigte seine Richtung auch als Professor an der Sorbonne, an der er seit 1462 lehrte. 1464 und 1465 versucht er mit französischen Gesinnungsgenossen den Realismus an der neu gegründeten Universität Basel zur Aufnahme zu bringen und gewann an Peter von Andlau einen regen Mithelfer. Er kehrte, nachdem er noch die neue Kunst des Buchdrucks und ihre Vertreter kennen gelernt hatte, nach Paris zurück, um seine theologischen Studien wieder aufzunehmen, lehrte wieder an der Sorbonne und befreundete sich mit dem Humanismus. 1472 wird er Doktor der Theologie. Mit seinem Freunde, dem Humanisten Guillaume Fichet, führt er 1469 die Buchdruckerkunst in Paris ein, indem er drei Buchdrucker aus Deutschland nach Frankreich berief. Das erste von ihnen gedruckte Werk sind die Briefe des Gasparinus Barzizza (s. o. Delarnelle), dem bald darauf die Ortographia des gleichen Verfassers folgte. Ausgaben des Sallust, Florus und der Reden des Kardinals Bessarion, die

[1]) Max Hoßfeld, Johannes Heynlin aus Stein. Basler Zeitschrift für Gesch. u. Altertumskunde. Bd. 6 u. 7. Bd. 6, S. 309—356. Bd. 7, S. 79—219, 235—431.

Digitized by Google

Rhetorik Fichets, die Praecepta eloquentiae des Sienesischen Humanisten Agostino Dati, Ciceros Orator, Valerius Maximus und die Eloquenzien des Lorenzo Valla folgten und zeigen Heynlin ganz auf humanistischem Boden. Ungefähr von 1472 ab zieht er sich von der Druckerei zurück und wendet sich mehr der Lehrtätigkeit zu. Unter seinen Schülern finden wir Reuchlin, der 1473 als Begleiter des Markgrafen Friedrich von Baden nach Paris kommt, und Rudolf Agricola, der über Italien nach Frankreich zieht; auch Peter Schott und Johann Amerbach nennen ihn ihren Lehrer. 1474 kehrt Heynlin zurück nach Basel, von Reuchlin begleitet. Damit beginnt für ihn eine reiche Tätigkeit als Prediger, die ihn nicht nur in Basel beschäftigt, sondern auch weithin in die südwestlichen Länder Deutschlands bis an den Rhein führt. Sorgfältig entwirft er die Skizzen zu seinen Predigten, von denen uns 1410 erhalten sind, die uns einen tiefen Einblick in seine Tätigkeit gewähren. 1476 war er als Ablaßprediger in Bern tätig, beteiligte sich 1478 an der Gründung der Universität Tübingen, erhielt eine Stelle als Stadtpfarrer und Professor der Theologie daselbst, wurde zum Rektor der Universität gewählt, war 1479—1484 als Kustos und Pfarrer des Schlosses Baden-Baden tätig, kehrte aber 1484 zu dauerndem Aufenthalte nach Basel zurück und übernahm das ihm angebotene Amt eines Kanonikus und Predigers am Münster; zugleich trat er wieder in engere Beziehung zu seinem früheren Schüler Johann Amerbach, der um 1475 eine Druckerei in Basel errichtete, die bald zu hoher Blüte gelangte; das erste Buch, das seine Presse verließ, war Reuchlins Breviloquus, ein Ergebnis seiner Studien in Paris. Heynlin schrieb dazu eine kleine Abhandlung über die Interpunktion und blieb fortab der getreue Ratgeber Amerbachs, dem er bei der Wahl seiner Verlagswerke zur Seite stand. Eine Reihe von humanistischen und klassischen Werken folgte; die überwiegende Zahl aber der Verlagswerke gehört der theologischen Richtung an, ein Zeichen der Wandlung, die sich in Heynlin vollzogen hatte. Immer stärker macht sich der Theologe in ihm bemerkbar, der gegen die humanistischen Schriften manch hartes Wort zu sagen weiß. Die letzte Konsequenz seiner Anschauungen zog er, als er 1487 in die Karthause in Basel eintrat, in der er bis an seinen Tod verblieb.

In Tübingen war Heynlin nur kurze Zeit; *Bebels* Tätigkeit hat er nicht mehr erlebt, gegen dessen Schwänke er wohl viel einzuwenden gehabt hätte. Sie liegen uns jetzt in einer vornehm ausgestatteten und dementsprechend teuren Übersetzung von Wesselski[1]) vor. In der Einleitung skizziert der Herausgeber kurz das Leben Bebels und gibt die bedeutenderen seiner Werke an; daran schließt sich eine Charakteristik der Facetien an, die zu wenig bietet; am Schluß wird die Vermutung ausgesprochen, daß hinter dem anonymen Übersetzer der Facetien, der sein Werk 1558 veröffentlichte, Christoph Wirsung zu suchen sei, der 1559 auch eine Übersetzung der Apologi des Ochino von Siena veröffentlicht hatte. Wesselskis

[1]) Albert Wesselski, Heinrich Bebels Schwänke. Zum erstenmal in vollständiger Übertragung herausgegeben. München, G. Müller. XXVIII, 241; 212 S.

Digitized by Google

Übersetzung schließt sich an diese alte deutsche Übertragung nach Tunlichkeit an. Jeder Band enthält Anmerkungen und Quellennachweise zu den einzelnen Schwänken, die zwar den Gegenstand nicht erschöpfen, in ihrer Reichhaltigkeit aber doch das Buch auch für die Wissenschaft brauchbar erscheinen lassen. Über einen verschollenen schwäbischen Humanisten *Hans Susenbrot* bringt Fox[1]) einige Nachrichten. Er war ein Schulmeister, der 1484 oder 1485 (nicht 1464, wie Mone in der Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 1857, S. 309, geschrieben hatte) geboren wurde, in Wien und Basel studierte und 1506 zu Leutkirch, 1508 in Pfullendorf, 1512 in Schaffhausen unterrichtete. Später finden wir ihn in Ravensburg als Lehrer, wo er wohl Anfang des Jahres 1543 gestorben ist. Er schrieb eine Grammaticae artis institutio, deren Anfänge vielleicht in die Zeit seines Aufenthaltes in Schaffhausen fallen und die 1539 in dritter Bearbeitung erschien, sowie eine Epitome troporum ac schematúm et grammaticorum et rhetorum, die ohne Jahreszahl bei Froschauer in Zürich verlegt wurde.

Clemen[2]) veröffentlicht als einen *Beitrag zur sächsischen Gelehrtengeschichte* aus einem Einblattdruck der Freiberger Gymnasialbibliothek die Ankündigung zweier Kollegien des *Johannes Honorius* aus Elbogen an der Universität Leipzig aus dem Jahre 1506, das eine über Interpretation des Valerius Maximus, das andere über Metrik, bringt dann genauere Angaben über das Leben des *Simon Behem* aus Aub an der Gollach, einem Mitgliede des Humanistenkreises, der sich um den Arzt Wolfgang Richard aus Ulm scharte; ferner einen unbekannten Brief des *Heinrich Stromer* von Auerbach, den er am 24. November 1538 aus Leipzig an Spalatin richtet; er übersendet ihm damit die herbe Satyre auf Johann Eck: Threni magistri nostri Johannis Eckii in obitum Margaretae concubinae suae und schließlich eine Anzahl von Briefen des *Joachim Camerarius* an die Fürsten Georg und Joachim von Anhalt, die sein Leben nach seiner Flucht aus Leipzig im Jahre 1547 schildern. Bauch[3]) druckt 40 urkundliche Nachrichten mit Erläuterungen als einen Beitrag zur Biographie des Humanisten und Bischofs von Breslau Johann Roth (gestorben am 21. Jänner 1506) ab. Lehmann[4]) geht den Spuren des *Franciscus Modius,* eines Humanisten des 16. Jahrhunderts nach, zeigt seine Tätigkeit in der Erforschung von Handschriften klassischer Schriftsteller in holländischen, belgischen und deutschen Bibliotheken und schickt seiner Untersuchung die Biographie des Gelehrten auf Grund seines ungedruckten Briefwechsels vorauf.

Einen trefflichen, wenn auch leider nur zu kurzen Überblick über das

---

[1]) Fox, Hans Susenbrot, ein verschollener schwäbischer Humanist. Diöcesanarchiv von Schwaben. Bd. XXV. S 8—12.

[2]) Otto Clemen, Neue Beiträge zur sächsischen Gelehrtengeschichte. Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 28, S. 122—134.

[3]) Gustav Bauch, Analekten z. Biographie des Bischofs Johann IV. Roth. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Bd. 3, S. 19—103.

[4]) Paul Lehmann, Franciscus Modius als Handschriftenforscher. Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. Herausg. von Ludwig Traub. Bd. 3, 1. Heft. München, C. H. Beck. XII, 152 S.

Digitized by Google

geistige Leben *Niederösterreichs* im 15. Jahrhundert schrieb Mayer,[1] dem wir über den gleichen Gegenstand bereits ein umfangreiches, bisher nur zu wenig gewürdigtes Werk verdanken. Im Mittelpunkte dieses Lebens stand Eneas Silvius Piccolomini, dessen berühmte Novelle Eurialus und Lukrezia Falke[2] ins Deutsche übertragen hat. Er benutzte dazu eine 1832 in Capolago erschienene Ausgabe mit nebenstehender italienischer Übersetzung, die ich nicht kenne, die aber nach der Übersetzung Falkes zu urteilen, einen recht schlechten Text haben muß. Das dem Büchlein angehängte Nachwort ist wertlos. Truhlář[3] bringt einige biographische Nachrichten über böhmische Humanisten des 16. Jahrhunderts, über Joh. Balbin (1520—1570) und seine Werke, den Maler und Dichter Adam Travný und Martin Hanno.

II. Erziehungs- und Bildungseinrichtungen.

1. Klöster und Orden.

Von **Max Helmbucher.**

Die Literatur über Klöster und Orden fand auch im Jahre 1907 eine ansehnliche Bereicherung. Namentlich war es die Gesellschaft Jesu, deren für das Erziehungs- und Schulwesen wichtige Geschichte in mehreren größeren Werken zur Darstellung kam; auf den an anderer Stelle*) besprochenen ersten Band der „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" von Bernhard Duhr S. J. sei auch hier aufmerksam gemacht. Aber auch über die Geschichte der übrigen Orden erhielten wir neben einzelnen Gesamtdarstellungen eine Reihe von Spezialschriften, von welchen mehrere auch für die deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte von Wichtigkeit sind.

Eine kurze Geschichte des Ordens der *Benediktiner,* des ältesten der heute noch bestehenden abendländischen Orden, bot der Bibliothekar des Stiftes Einsiedeln, Gabriel Meier.[4] Der Verfasser ist in der literarischen Welt bereits durch einige tüchtige bibliothekswissenschaftliche Arbeiten sowie durch Herausgabe ausgewählter pädagogischer Schriften von Kolumban, Alkuin, Dodana, Jonas, Hrabanus Maurus, Notker Balbulus, Hugo von St. Viktor und Peraldus (3. Bd. der „Bibliothek der kathol. Pädagogik", Freiburg i. Br. 1890) bekannt; seine neueste Schrift erzählt der Jugend und dem Volke die Geschichte seines Ordens von St. Benedikt an bis auf die

---

[1] Mayer, Aus dem geistigen Leben Niederösterreichs im 15. Jahrh. Festgabe zum 100jähr. Jubiläum des Schottenstifts. Wien, Braumüller.

[2] Konrad Falke, Euryalus und Lukrezia Aus dem Lateinischen des Aeneas Sylvius de Piccolomini übertragen. Leipzig, Inselverlag. 138 S.

[3] Ant. Truhlář, Příspěvky k studiim humanistickým v Čechách. Časopis musea království českého. Bd. 81, S. 360—376.

*) S. S. 5.

[4] P. Gabriel Meier O. S. B., Der heilige Benedikt und sein Orden. Mit 13 Illustrationen. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1907. 12⁰. 160 S. 5. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek".

Digitized by Google

Gegenwart. Über die Benediktinerschulen berichtet vor allem das 17. Kapitel, welches die „Bildung der Geister" durch die Mönche des heiligen Benedikt behandelt. Das Bändchen kann für Schüler- und Volksbibliotheken bestens empfohlen werden.

Einen Abschnitt aus der Geschichte des Benediktinerordens sowie zugleich der Päpste, nämlich die Stellung Gregors VII. zu den Klöstern, wählte sich Messing als Gegenstand einer gelehrten Untersuchung.[1] Seine Abhandlung ist wertvoll für Welt- und Kirchengeschichte überhaupt, besonders aber für die Würdigung der Persönlichkeit Gregors, seiner Grundsätze und Handlungen sowie für die Geschichte der klösterlichen Exemtionen. Von deutschen Klöstern werden u. a. Reichenau, Hirsau und St. Salvator in Schaffhausen genannt.

Die Geschichte des Unterrichts in einem einzelnen Benediktinerkloster, im altberühmten Schottenstifte in Wien, behandelte der Bibliothekar des Stiftes Dr. Albert Hübl,[2] der vor kurzem auch Verzeichnisse der in der Bibliothek seines Stiftes befindlichen Handschriften und Inkunabeln veröffentlicht hat. Das Werk, anläßlich der Zentenarfeier des K. K. Schottengymnasiums herausgegeben, muß als eine sehr verdienstliche Arbeit bezeichnet werden. Es bietet nach einer knappen Darstellung der Klosterschule des Mittelalters zunächst in Hauptzügen die ältere Geschichte des Unterrichts in dem bereits 750 Jahre blühenden Stifte, hierauf eine eingehende Schilderung des Werdens, Wachsen und Wirkens des nunmehr einhundert Jahre bestehenden K. K. Gymnasiums. Da treten uns unter den Äbten der älteren und neueren Zeit gelehrte Förderer der Wissenschaft entgegen, unter den Mönchen des Stiftes berühmte Lehrer und Schriftsteller, auch Schuldramendichter und Musiker, endlich unter den Klosterschülern nicht nur solche adeligen Blutes, sondern auch zahlreiche von adeliger Gesinnung, Hochschullehrer, Künstler, Dichter, deren Namen auch im Gebiete des Deutschen Reiches einen guten Klang haben. So bildet das durchweg auf archivalischen Quellen beruhende Werk eine dankenswerte Bereicherung der deutschen Schulgeschichte besonders des 19. Jahrhunderts.

Einen weiteren wertvollen Beitrag zur Schulgeschichte lieferte der um die Literaturgeschichte des Benediktinerordens hochverdiente P. Pirmin Lindner, Benediktiner des Stiftes St. Peter in Salzburg.[3] Sein „Profeßbuch der Benediktiner-Abtei St. Peter in Salzburg" enthält keineswegs bloß die wichtigsten Lebensdaten der Religiosen, welche vom Jahre 1419 bis zum Tode des Abtes Albert Nagnzaun (1856) in St. Peter Profeß abgelegt haben, vielmehr wurde auf den literarischen Nachlaß der Salzburger Benediktiner besondere Rücksicht genommen, und ihre Handschriften und

[1] Bernhard Messing, Papst Gregors VII. Verhältnis zu den Klöstern. Inaugural-Dissertation. Greifswald, Druck von Julius Abel. 8⁰. 96 S.

[2] Albert Hübl O. S. B., Geschichte des Unterrichts im Stifte Schotten in Wien. Wien, C. Fromme. 8⁰. XI u. 335 S.

[3] P. Pirmin Lindner, Profeßbuch der Benediktiner-Abtei St. Peter in Salzburg (1419—1856). Salzburg 1906. Separatabdruck aus den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde." XLVI. Bd., S. 1—328.

Digitized by Google

Druckwerke sind in Lindners Werk möglichst vollständig mit bibliographischer Genauigkeit zum ersten Male verzeichnet. Da eine Reihe der Professen, im ganzen 23, an der ehemaligen Benediktiner-Universität in Salzburg (1643—1810) als Lehrer wirkten, bildet das Werk einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte dieser Hochschule; auf S. 284 f. findet sich eine Zusammenstellung der Salzburger Professoren, welcher (S. 285—288) ein Verzeichnis der 55 Konventualen folgt, welche von 1621—1860 am akademischen Gymnasium zu Salzburg tätig waren. Zahlreiche von ihnen verfaßten Hand- und Lehrbücher, mehrere lateinische und deutsche Schuldramen; von anderen rühren musikalische Kompositionen her. „Der reumütige Petrus in einem geistlichen Singspiele" von P. Florian Reichsigl († 1793) ward von Joh. Mich. Haydn in Musik gesetzt. Von den Beilagen zum Profeßbuche verdienen besonders genannt zu werden: eine Übersicht der zu St. Peter und Nonnberg in Salzburg befindlichen Kodizes, welche (von einer Nonne aufgezeichnete) Predigten des berühmten Johannes von Staupitz († 1524), Abtes von St. Peter, enthalten; Beiträge zur Biographie des P. Joseph Mezger († 1683), Universitätsprofessors und Historiographen des Erzbistums Salzburg; Selbstbiographie des Hauschronisten P. Bernhard Viechter († 1753); endlich die Lebensbeschreibung des Priors P. Amand Jung (1889).

Dem Benediktinerstifte St. Peter in Salzburg gehörte auch der am 24. Oktober 1906 in Innsbruck verstorbene P. Edmund Hager an, einer jener Ordensmänner, welche in der Gegenwart der praktischen Lösung der sozialen Frage ihre Kräfte weihen. Von der Erkenntnis ausgehend, daß die soziale Frage auch eine Jugendfrage sei, gründete P. Edmund am 9. Oktober 1884 den „Verein der Kinderfreunde", der sich die Erziehung und Unterrichtung armer Kinder zur besonderen Aufgabe stellte. Bereits am 4. Juli 1888 konnte P. Edmund in Martinsbühel, einem ehemaligen Jagdschlosse des Kaisers Max, des „letzten Ritters", das am Fuße der Martinswand in der Nähe des nunmehr in Asche gesunkenen Marktfleckens Zirl bei Innsbruck sich erhebt, die erste „Kinderfreund-Anstalt" errichten und zugleich den Grund zu einer neuen Kongregation des Benediktinerordens legen. Seitdem entstanden mehrere weitere Anstalten in Volders, Mieming, Scharnitz, Innsbruck (mit Priorat) und Wieting, in welchen heranwachsende, zum Teil verwahrloste Knaben erzogen und von staatlich geprüften Laienbrüdern in Gewerbe und Landwirtschaft unterrichtet, bezw. Mädchen von Benediktinerinnen erzogen und unterrichtet werden, während im Josefinum zu Volders Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben, in einer sog. Oblatenschule (Privatgymnasium) ihre Ausbildung erhalten. Über das Leben des Stifters dieser Anstalten nun und seine uneigennützige Wirksamkeit im Dienste der Jugend unterrichtet ein kleines illustriertes Lebensbild [1]), dem später eine ausführliche Lebensbeschreibung folgen soll.

[1]) P. Edmund Hager O. S. B., der „Don Bosco Österreichs". Lebensskizze eines Erziehers, entworfen von einem Mitgliede seiner Kongregation.

Digitized by Google

Am Ende des 19. bezw. am Anfange des 20. Jahrhunderts waren 100 Jahre verflossen, seitdem die Säkularisation zahlreiche Stifte und Klöster in Österreich und Deutschland vernichtete. Dieser Umstand reizte mehrere Forscher, der Geschichte der Klosteraufhebung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Berichtsjahre 1907 erschienen neben größeren Werken von Rudolf Hittmair (Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns) und Alfons M. Scheglmann (Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern) auch mehrere kleinere einschlägige Untersuchungen, von welchen hier nur die „Beiträge zur Geschichte der Säkularisation in Bamberg" genannt seien.[1]) Die interessante Schrift orientiert uns u. a. über die Bücherbestände der aufgehobenen Bamberger Stifte und Klöster, welche wieder einen Schluß auf den Stand und Betrieb der Studien gestatten. Wir heben beispielsweise heraus, daß die Bibliothek des Dominikanerklosters in Bamberg nach dem von P. Pius Brunquell im Jahre 1803 hergestellten Verzeichnisse neben 12 Pergamenthandschriften 5916 gedruckte Bücher besaß, nämlich 519 philologische, 419 philosophisch-medizinische, 863 historische, 639 juridische, 154 biblisch-liturgische, 165 exegetische, 238 patristische, 516 theologische, 290 kirchenrechtliche, 933 homiletische, 738 asketische und 442 polemische.

Über das *Benediktinerinnenstift* Hagenbusch, das einzige Kloster des Benediktiner-Ordens im Clevischen, veröffentlichte Dr. Scholten eine kleine Monographie [2]). Das Schriftchen behandelt hauptsächlich die Gütererwerbungen des Stiftes, weshalb es vornehmlich für Genealogie und Topographie von Bedeutung ist. Für die Schulgeschichte sind von Belang einige Notizen über Aleidis Raeskop (Raiskop), welche nebst ihrer Mitschwester Guda von dem Camp zur Einführung von Reformen ins Frauenkloster Rolandswerth berufen wurde und daselbst als „Schulmeisterin" wirkte. Die Nonne, welche eine feine humanistische Bildung besaß und auch schriftstellerisch hervortrat, starb am 15. Dezember 1507.

Den Orden der *Cisterzienser* betreffen: das von Schmitz bearbeitete Urkundenbuch der ehem. berühmten Abtei Heisterbach im Siebengebirge [3]), ferner eine umfassende Geschichte der ehem. Abtei Pelplin in Pommern [4]) und eine kurze, aber für weitere Leserkreise vollauf genügende Geschichte und Beschreibung der gleichfalls (1803) aufgehobenen, aber im Jahre 1888 wiedererrichteten Abtei Marienstatt im Westerwalde [5]). Gelangte diese —

Innsbruck, Druck und Verlag der Kinderfreund-Anstalt. Ohne Jahresangabe 8⁰. 139 Seiten.

[1]) Dr. Maximilian Pfeiffer, Beiträge zur Geschichte der Säkularisation in Bamberg. Bamberg, Schmidtsche Buchhandlung (K. Streicher). Gr. 8⁰. 184 S.

[2]) Robert Scholten, Das Benediktinerinnen-Kloster Hagenbusch bei Xanten. Xanten, Gebr. Krams. 12⁰. 56 Seiten.

[3]) F. Schmitz, Urkundenbuch der Abtei Heisterbach. Bonn, P. Hanstein. 8⁰. IX und 885 Seiten.

[4]) Dr. Romuald Frydrychowicz, Geschichte der Cisterzienserabtei Pelplin und ihre Bau- und Kunstdenkmäler. Mit 109 Abbildungen. Düsseldorf, L. Schwann. Lex.-8⁰. XXVI und 638 Seiten.

[5]) P. Gilbert Wellstein S. O. Cist., Die Cisterzienserabtei Marienstatt

Digitized by Google

eine Tochter Heisterbachs — auch niemals zu einer solchen Berühmtheit wie ihr Mutterkloster oder wie das jüngere Pelplin, so ward sie doch durch wohltätigen Einfluß auf Ackerbau und Rebenkultur, durch Unterricht, Seelsorge und Pflege des kirchlichen Lebens, durch Unterstützung der Armen und Notleidenden zur Quelle großen Segens für ihre ganze Umgebung. Kirchen- und Kulturhistoriker werden den Verfassern dieser Klostergeschichten Dank wissen; ebenso der Kunsthistoriker für die sorgfältige Geschichte und Beschreibung der Klosterbauten und der Kunstdenkmäler, von denen freilich in Marienstatt nur verhältnismäßig wenige, darunter aber einige sehr wertvolle Stücke sich erhalten haben. Für die Schulgeschichte des Cisterzienserordens ist von Wichtigkeit ein in der „Cisterzienser-Chronik“ [1]) erschienener Aufsatz über die Einflußnahme der Generalkapitel auf die Studien im Orden. Die Abhandlung, welche vom Redakteur der Zeitschrift P. Gregor Müller O. Cist. in Mehrerau verfaßt ist und die 43. Fortsetzung seiner „Studien über das Generalkapitel“ bildet, gibt eine gute Übersicht über die Stellung des Generalkapitels zu den Studien. Wir erfahren hieraus, daß sich das Generalkapitel die Förderung der Studien im Orden mit Eifer angelegen sein ließ und gegen eingeschlichene Mißbräuche energisch ankämpfte. Denn, wie seltsam es auch klingt, schreibt der Verfasser, gab es unter der Cisterzienser Studentenschaft von damals auch faule Subjekte, welche die Vorlesungen schwänzten; wieder andere, die an verbotener Frucht naschten, d. h. Ausgänge benutzten, um anderswo Vorlesungen über das kanonische Recht zu hören, was im Orden strengstens verboten war; endlich auch solche, die durch fremde Mithilfe ihre Promotion zu Magistern oder Lektoren erstrebt oder erlangt hatten.

Der wissenschaftlichen Forschung über die Geschichte des Ordens der *Dominikaner* in Deutschland sollen in zwangloser Reihenfolge erscheinende Studien dienen, welche von zwei gelehrten deutschen Dominikanern Paulus von Loë und Benedikt M. Reichert herausgegeben werden.[2]) Im Jahre 1907 erschien das erste von Loë verfaßte Heft: „Statistisches über die Ordensprovinz Teutonia.“ Es bietet sorgfältig hergestellte Verzeichnisse der Provinzen und Kongregationen, der Konvente und Provinziale in Deutschland von 1221—1907 mit kurzen Literaturangaben. Von den im Anhang gedruckten Quellen sei besonders genannt das zum erstenmal vollständig veröffentlichte Verzeichnis der Provinziale und Provinzkapitel, welches vom bekannten Ordenschronisten Joh. Meier aus Zürich i. J. 1486 aufgestellt und von einem Unbekannten bis 1517 fortgeführt wurde; es enthält wertvolle Personal- und Lokalnotizen.

---

im Westerwalde. 2. und 3. vermehrte Auflage. Mit 23 Abbildungen und 1 Grundriß. Marienstatt, Selbstverlag des Verfassers. Druck von G. Schuh & Cie. in München. 12°. 120 Seiten.

[1]) 19. Jahrgang. Nr. 216. Februar. Seite 48—57.

[2]) Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. 1. Heft: Paulus von Loë O. P., Statistisches über die Ordensprovinz Teutonia. Leipzig. O. Harrassowitz. 8°. VIII u. 56 S.

Digitized by Google

Das rege Interesse für die mystischen Schriften der deutschen Dominikaner und Dominikanerinnen des Mittelalters hielt auch im verflossenen Jahre ungeschwächt an. Von mehreren einschlägigen Veröffentlichungen soll hier nur auf die treffliche Neuausgabe der deutschen Schriften des Heinrich Seuse durch Karl Bihlmeyer[1]) aufmerksam gemacht werden.

Auch der Orden der *Franziskaner* erhielt i. J. 1907 eine neue wissenschaftliche Zeitschrift: Archivum Franciscanum Historicum, welche in starken Vierteljahrsheften im bekannten Sammelpunkte der franziskanischen Gelehrsamkeit Quaracchi (Ad Claras Aquas) bei Florenz erscheint. Die Literatur über *Franz von Assisi* wuchs abermals um zahlreiche Nummern an. Wir notieren nur: eine treffliche, auf tüchtigem Quellenstudium beruhende Charakteristik des Heiligen durch den Marburger Professor Karl Wenck in dem Buche „Unsere religiösen Erzieher“;[2]) eine in Kopenhagen erschienene und nunmehr (1908) auch ins Deutsche übersetzte dänische Lebensbeschreibung von Joh. Jörgensen, endlich chronologisch-historische Untersuchungen über Franz von Assisi während der Jahre 1219—1221 von Hermann Fischer.[3]) Schnürers „Franz von Assisi“ erschien in zweiter Auflage,[4]) welche außer einigen Textverbesserungen drei neue Abbildungen (darunter die älteste Darstellung der Stigmatisation) aufweist. Mit herzlicher Freude begrüßten wir auch eine für das deutsche Volk herausgegebene Auswahl aus den „Fioretti“,[5]) der bekannten Sammlung erbaulicher Legenden über den hl. Franziskus und seine Gefährten. Auswahl und Übersetzung verdienen Lob; nicht minder auch die Einleitung des Büchleins, welches bei aller Einfachheit und Einfalt das Geheimnis wahrer Freude offenbart.

Als Gegenstück zu den oben erwähnten Veröffentlichungen der mystischen Schriften deutscher Dominikaner mag die „Blütenlese aus den Werken rheinischer Franziskaner“ dienen, welche dem Geschichtschreiber der Cölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter zu verdanken ist.[6]) Schlager bietet in dieser seiner neuesten Schrift einen frei bearbeiteten Auszug aus den Schriften der Franziskaner Theodor Coelde († 1515), Joh. Brugman († 1473) und Heinrich Harp († 1477). Gleich dem Bearbeiter der „Franziskus-Legenden“ hat er es verstanden, die Frische und kindliche Frömmigkeit des Originals zu wahren.

Hohes Ansehen in kirchlicher und literarischer Hinsicht gewann in den nordischen Ländern der von Birgitta von Schweden († 1373) gegründete Orden vom hl. Erlöser oder der *Birgittenorden.* Auch in Deutschland ent-

[1]) Stuttgart. Kohlhammer. Gr. 8°. XVIII u. 792 S.

[2]) Leipzig, Quelle & Meyer. S. 197—227.

[3]) Freiburg (Schw.), Universitätsbuchhandlung. 8°. VIII u. 144 S. Freiburger historische Studien, 4. Heft.

[4]) München, Kirchheim. 4°. 138 S. mit 76 Abb.

[5]) Dr. Heribert Holzapfel O. F. M., Franziskus-Legenden. Kempten, Kösel. Kl. 8°. XX u. 157 S. Sammlung Kösel, 15. Bändchen.

[6]) Blütenlese aus den Werken rheinischer Franziskaner. Lesungen und Betrachtungen, übersetzt und zusammengestellt von P. Patricius Schlager O. F. M. Aachen. Jacobi. Kl. 8°. VIII u. 289 S.

Digitized by Google

standen einige Klöster, von denen eines (Altomünster in Oberbayern) noch gegenwärtig besteht. Ein norwegischer Theologe, Knud Karl Krogh-Tonning, unterzog sich der schwierigen Aufgabe, ein neues Lebensbild der Ordensstifterin auf Grund historisch-wissenschaftlicher Kritik zu zeichnen.[1]) Das hochinteressante Buch führt auch eine Reihe birgittinischer Schriftsteller auf.

Die Stifterin des Ordens der *Ursulinen,* Angela Merici († 1540), erhielt zwei kleinere Biographien,[2]) welche hauptsächlich asketische Zwecke verfolgen und hier übergangen werden können. Dagegen verdient alle Beachtung die Lebensbeschreibung der ersten Generaloberin des klösterlichen Instituts der *armen Schulschwestern de Notre Dame.*[3]) Die verehrlichen Leser der „Mitteilungen" kennen bereits aus unserer Skizze im XVII. Jahrgange die 1797 in Stadtamhof geborene Schiffmeisterstochter Karoline Gerhardinger, welche das von Bischof Wittmann von Regensburg und dessen Freund, dem Priester Sebastian Franz Job, begründete Institut zu organisieren und auszubreiten berufen war und dieses ihr Ziel bis zu ihrem Tode im Jahre 1879 mit innigem Gottvertrauen und zäher Beharrlichkeit und darum mit sichtlichem Segen verfolgte. Der gegenwärtige Spiritual im Haupt-Mutterhause in München, Frieß, bietet uns nun aus den Quellen eine eingehende Biographie der um Schule und Erziehung hochverdienten Frau und verflicht mit ihrer Lebensgeschichte zugleich eine Geschichte des Instituts der armen Schulschwestern. Ein interessantes Buch, nicht nur was den Inhalt betrifft, der eine wesentliche Bereicherung der deutschen Schul- und Erziehungsgeschichte im 19. Jahrhundert und zugleich der Zeitgeschichte bildet, sondern auch rein äußerlich betrachtet, indem wir es einem 77jährigen fast blinden Manne zu verdanken haben, der „mit fremden Augen las und mit fremder Hand schrieb".

Reihen wir an das wertvolle Buch die Geschichte einer anderen deutschen Ordensstifterin! Ist die Bedeutung der von M. Clara Fey (1815—1894) im Jahre 1848 in Aachen gegründeten Genossenschaft der *Schwestern vom armen Kinde Jesu* auch für die deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte keine so weittragende wie jene der armen Schulschwestern de N. D., so verdient das großartige charitative Wirken der Mutter Fey und ihrer Stiftung[4]) dennoch die Bewunderung all jener, welche der Fürsorge für die niederen Klassen, der Volkswohlfahrt und Erziehung sich widmen. Ja,

---

[1]) Dr. K. Krogh-Tonning, Die hl. Birgitta von Schweden. Kempten und München, Kösel. Gr. 8⁰. VIII u. 142 S. Mit 2 Vollbildern und 18 Abb. im Text. („Sammlung illustrierter Heiligenleben". 5. Bd.)

[2]) Jos. Wirtz, Die Lilie von Brescia, M.-Gladbach, 1907, und Tezelin Halusa O. Cist., St. Angela-Büchlein, Graz.

[3]) Friedrich Frieß, Leben der ehrw. Mutter Maria Theresia von Jesu Gerhardinger. Gründerin und ersten Generaloberin des Ordens der armen Schulschwestern de N. D. München, J. J. Lentner (E. Stahl). Gr. 8⁰. 377 S. Mit 5 Abb.

[4]) Otto Pfülf S. J., M. Clara Fey vom armen Kinde Jesus und ihre Stiftung. Freiburg i. Br., Herder. 8⁰. XII und 654 Seiten. Mit 6 Bildern.

Digitized by Google

christliche Frauen jedes Alters und Standes werden das Buch des P. Pfülf mit Nutzen lesen und das Bild der M. Clara — einer echten deutschen Frau — mit geistigem Gewinn betrachten. Die Lebensbeschreibung gewährt zugleich einen genauen Einblick in die unter schwierigen Verhältnissen erfolgte Gründung einer Ordensgenossenschaft und in das klösterliche Leben selbst.

Auch das für Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend so bedeutungsvolle Institut der *Englischen Fräulein* erhielt im Berichtsjahre eine eingehende, nach Inhalt und Ausstattung vorzügliche Geschichte[1]) Es war ein Mitglied des Instituts, Freiin von Pechmann, welche aus Anlaß der am 15. Oktober 1907 begangenen goldenen Profeß-Jubelfeier der derzeitigen Generaloberin der Englischen Institute in Bayern, Frau M. Elisabeth Blume, nach den zuverlässigsten Quellen, vor allem den Institutsarchiven und Hauschroniken, eine neue Geschichte des Instituts verfaßte. Wohl verweist der Name „Englische Fräulein" und „Englisches Institut" auf England, wo die Stifterin Maria Ward i. J. 1585 auf Schloß Old Mulwith bei Ripon, Co. York, geboren wurde; aber die Englischen Fräulein von heute beginnen 1626 in München, wo sie an den bayerischen Fürsten wohlwollende Gönner und Förderer fanden, und von München aus erfolgten im Laufe der Zeit auch außerhalb Bayerns Neugründungen, welche zum Teil selbst wieder Zentralen innerhalb ihrer Nationalität wurden. So ist die Geschichte des Englischen Institutes in Bayern vielfach identisch mit der Geschichte der Englischen Fräulein überhaupt. Die Verfasserin behandelt hauptsächlich die äußere Geschichte des Englischen Instituts, und zwar im ersten Abschnitt die Geschichte des Instituts und seiner Oberstvorsteherinnen von der Gründung bis zur Säkularisation (i. J. 1809); im zweiten Abschnitt die Geschichte der einzelnen (Mutter- oder) Profeßhäuser in Bayern und ihrer Filialen seit ihrer Gründung bis zur Gegenwart; endlich im dritten Abschnitt die Geschichte des General-Mutterhauses der Englischen Fräulein in Bayern zu München-Nymphenburg und die Wirksamkeit der Generaloberinnen (seit 1840). Sehr dankenswert ist die im Anhange (S. 544) dargebotene Übersicht über das gesamte Englische Institut nach dem Stande des Jahres 1907. Danach umfaßt der bayerische Institutsverband (mit dem General-Mutterhause in München-Nymphenburg und 22 Filialen, 11 Profeßhäusern und 58 Filialen in Bayern, 5 Missionshäusern in Rumänien, 5 in Ostindien und 2 Institutshäusern in England und 1 in Rom) 2889 Mitglieder; der österreichisch-ungarische Institutsverband (mit dem General-Mutterhause St. Pölten, 11 Filialen in Österreich-Ungarn und 4 Instituten in Oberitalien) 736 Mitglieder; der hessisch-preußische Institutsverband (mit dem General-Mutterhause Mainz und

[1]) Geschichte des Englischen Institutes Beatae Mariae Virginis in Bayern. Nach Quellen bearbeitet von M. Gonzaga Fr. von Pechmann, I. B. M. V. Im Selbstverlag des General-Mutterhauses München-Nymphenburg. Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München. Gr. 8⁰. 549 Seiten. Mit 1 Titelbild und 78 Abb. im Text.

Digitized by Google

8 Filialen) 225 Mitglieder; der englische Institutszweig (York mit Cambridge, ferner Manchester) 94 Mitglieder; endlich der irische Institutszweig (mit dem General-Mutterhause Rathfarnham und 18 Filialen in Irland und 5 Institutshäusern in Spanien, 2 in Südafrika, 8 in Asien, 10 in Australien, 12 in Amerika) 1168 Mitglieder. Die Gesamtzahl der Niederlassungen beträgt sonach 191, jene der Mitglieder 5112, welche insgesamt 61 641 Kinder unterrichten und erziehen, und zwar von der Kleinkinderschule an bis zu den höchsten abschließenden Klassen hinauf. Leider ist dem verdienstlichen, mit bewundernswertem Fleiße geschriebenen Buche kein Orts- und Personenregister beigegeben.

Von Aufsätzen, welche für die Schulgeschichte der *Gesellschaft Jesu* Material bieten, mögen die wertvollen „Beiträge zu einer Biographie des Jesuiten Wilhelm Lamormaini" († 1648) genannt werden, welche P. Rudolf Stiegele veröffentlichte[1]. Lamormaini wirkte als Dozent der Philosophie in Graz (1598—1604), später als Rektor des Kollegs daselbst (1613—1620) und des Kollegs in Wien (1622—1624), als welcher er die Vereinigung des Kollegs mit der Universität vollzog; 1639 ward er zum zweitenmale zum Rektor von Wien ernannt, welchem Amte er abermals 3 Jahre vorstand. Die Geschichte der Lehrmittel im Orden betrifft ein interessanter Aufsatz[2] des Kaiserl. Geh. Regierungsrates Dr. Petri über die Mikroskope des Philipp Bonanni († nach 1691). Derselbe Verfasser veröffentlichte Abhandlungen über „heilkräftige Kräuter nach Athanasius Kircher"[3] und die „Geheimschrift" des P. Kircher[4]. In der letztgenannten Abhandlung berichtet Petri über eine von P. Kircher erfundene und in dem Buche „Polygraphia nova" (Romae 1663) beschriebene „Steganographie", durch welche „ein jeder, und zwar in einer einzigen Sprache . . . schriftlich mit allen Völkern und Nationen des ganzen Erdkreises . . . korrespondieren kann." Der Aufsatz bietet somit Interesse für die Geschichte des Problems einer „Welt-" oder „Universalsprache", mit welchem vor P. Kircher schon der gelehrte Benediktinerabt Trithemius, später Descartes, Leibniz, Ostwald, Schuchardt etc. und in neuerer Zeit besonders Pfarrer Schleyer („Volapük") sowie der russische Arzt Samenhoff („Esperanto") sich beschäftigten.

Es sei gestattet, diese Übersicht zu beschließen mit einem kurzen Hinweise auf die nunmehr abgeschlossene zweite Auflage unserer „Ordensgeschichte"[5], in welcher wir uns zur Aufgabe stellten, auch die Bedeutung der Orden und Kongregationen für Schule und Erziehung zu würdigen.

---

[1] Historisches Jahrbuch. 28. Band. · S. 551—569; S. 849—870.

[2] In „Natur und Kultur", München, 5. Jahrgang, Heft 6 (S. 161 bis 165), Heft 7 (S. 210—213) und Heft 8 (S. 246—249). Im 4. Jahrgang (Heft 18 und 19) behandelt Petri die Mikroskope des Prämonstratensers Johannes Zahn.

[3] Ebd. 5. Jahrgang. Heft 1 (S. 19—24) und Heft 2 (S. 48—54).

[4] Ebd. 5. Jahrg. Heft 17 (S. 528—532).

[5] Dr. Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Zweite, großenteils neubearbeitete Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1907 und 1908. 3 Bde. in Gr. 8°. 523, 629 und 635 Seiten.

Digitized by Google

Insbesondere konnten dank gütiger Unterstützung zahlreicher Ordensobern und -Oberinnen die gegenwärtig im Gebiete des Deutschen Reiches, Österreichs etc. wirkenden Schulbrüder- und Schulschwestern-Genossenschaften nach Geschichte, Einrichtung und derzeitigem Bestande eine eingehende Darstellung finden.

2. Privat (Prinzen-)Erziehung.

Von **Hermann Wäschke.**

Über die Jugendgeschichte *des Königs Friedrich Wilhelm IV.* und des Königs und *Kaisers Wilhelm I.* waren wir bisher nur wenig unterrichtet; alles was wir über diesen Gegenstand in den biographischen Werken mitgeteilt fanden, ließ sich in der Hauptsache auf zwei wirklich quellenmäßige Darstellungen zurückführen: auf den Artikel Rankes in der Allgemeinen Deutschen Biographie (VII, 729 ff.) über Friedrich Wilhelm IV. und auf die Gedächtnisrede Vaihingers „Königin Luise als Erzieherin" (Halle 1894). Das darin mitgeteilte, wie gesagt, für eine Darstellung der Erziehungsgeschichte dieser Prinzen nicht ausreichende Quellenmaterial hat nunmehr eine ganz ungeahnte Ergänzung und Erweiterung gefunden durch ein Quellenwerk ersten Ranges, die von Friedrich Delbrück, dem Erzieher beider Prinzen handschriftlich hinterlassenen „Denkwürdigkeiten meines Berufsgeschäfts bey den Königl. Prinzen," welche im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg im Original aufbewahrt wurden und vor kurzem von dem Kgl. Archivrat Dr. Georg Schuster[1]) im Bd. 36, 37 und 38 der Mon. German. Paedagogica veröffentlicht sind. Der erste Band der Publikation umfaßt die Tagebuch-Aufzeichnungen vom 3. Aug. 1800 bis zum 4. Okt. 1806, der zweite die vom 15. Okt. 1806 bis zum 12. Juli 1808, der dritte die vom 12. Juli 1808 bis zum 11. Nov. 1809.

Das gesamte hier zur Verwertung gekommene Material umfaßt 27 Quarthefte, 11 Foliohefte und Faszikel: das Heft Nr. 16, die Zeit vom 11. Mai bis 9. August 1806 ist leider verloren gegangen, Heft 22 mit den Tagesereignissen vom 7. April bis 16. Mai in Memel ist in Privatbesitz gekommen, doch durch den jetzigen Besitzer, Direktor Halling in Memel, für die Ausgabe der Denkwürdigkeiten zur Verfügung gestellt.

Der Ausgabe hat der Herausgeber eine umfangreiche Einleitung vorausgeschickt, in der er über den Verfasser der Denkwürdigkeiten, die äußere Form derselben, deren historischen Wert, ihren tatsächlichen Inhalt und über die Grundsätze, nach denen die vorliegende Ausgabe veranstaltet ist, die nötigen Aufschlüsse gibt. Was speziell das letztere betrifft, so hat der Herausgeber alles, was nicht unmittelbar zu dem Erziehungsgeschäft selbst in Beziehung steht oder doch als historisches Zeugnis für Zeit-

[1]) Georg Schuster. Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und des Kaisers und Königs Wilhelm I. Tagebuchblätter ihres Erziehers Friedrich Delbrück (1800—1809). I. Bd. 1800—1806. Berlin, A. Hofmann & Co. LXII u. 530 S. — II. Bd. 1806—1808 ebenda, 578 S. — III. Bd. 1808—1809 ebenda. 378 S. u. 94 S. Register.

ereignisse dienen kann, von der Veröffentlichung ausgeschlossen. ein Entschluß, den wir nur billigen können, zumal wenn wir die Gegenstände, die ausgeschlossen blieben, genannt sehen. Es sind Ideen, Entwürfe, Familienangelegenheiten Delbrücks, Auszüge aus gedruckten Werken, Dispositionen, Anekdoten, kurz solche Dinge, die nur für die Persönlichkeit des Verfassers in Betracht kommen können oder an sich gleichgültig sind.

Den historischen Wert der Denkwürdigkeiten prüft der Herausgeber mit großer Sachkenntnis und eindringlicher Schärfe des Urteils. Das Ergebnis der Prüfung ist, daß Delbrücks Mitteilungen zuverlässig sind, soweit er eigene Wahrnehmungen mitteilt, und daß er bei fremden Mitteilungen die glaubwürdigen von den Mutmaßungen trennt, daß also trotz des erkennbar subjektiven Einschlags eben wegen der genannten Sicherungen in diesen Aufzeichnungen ein hervorragendes historisches und pädagogisches Quellenwerk vorliegt.

Die Anlage des Werkes als eines Tagebuches bringt es mit sich, daß nicht alle Partien gleichmäßig ausgearbeitet sind. Wo genügend Zeit vorhanden war, ist die Darstellung entwickelnd und strebt nach stilistischer Abrundung, wo aber die Zeit fehlte, wurde die Mitteilung kürzer bis zur bloßen Angabe eines Stichwortes als Stütze des Gedächtnisses. So ist die Lektüre der Bücher nicht immer ein gleichmäßiger Genuß, wenigstens für den, der auf die Form der Darbietung Wert legt; aber der Verfasser hat einerseits beim Niederschreiben gewiß nicht an eine Veröffentlichung, sondern nur an eine Art Rechenschaftsbericht für sich selbst gedacht, und andererseits liegt ja der Wert eines solchen Quellenwerkes nicht in der Darstellung, sondern in der Neuheit und Sicherheit der mitgeteilten Tatsachen. Diese aber sind in einer so überraschenden Fülle vor dem Leser ausgebreitet, daß man allein um ihretwillen von der Lektüre sich kaum trennen kann.

Der Herausgeber hat im 4. Abschnitt der Einleitung auf S. 24—60 den tatsächlichen Inhalt der Denkwürdigkeiten zu einem kurzen Gesamtbilde zusammengefaßt. Es ist dies eine dankenswerte Arbeit, denn sie zeichnet in gedrängter Darstellung nicht nur den Inhalt der Denkwürdigkeiten, sondern rückt Tatsachen und Personen auch in das Licht der Betrachtung im Zusammenhang der allgemeinen politischen und literarisch-künstlerischen Bestrebungen jener Zeit. Dieser Teil der Einleitung ist vorzüglich geeignet, zur Lektüre des Ganzen anzuspornen. An der Hand dieser lichten und klaren Zusammenfassung wird es dem Leser möglich sein, die einzelnen Mitteilungen der Denkwürdigkeiten Schritt für Schritt zu sammeln und sie wie Steinchen zum Mosaik eines Zeitgemäldes zusammenzufassen.

In die Einzelheiten der Denkwürdigkeiten einzutreten, ist hier nicht der Ort; wir müssen es dem Leser überlassen, sich selbst einzuarbeiten in dies historische Material einer für Preußen so hochbedeutenden Zeit wie in die Erziehungsgeschichte zweier für Preußen und für Deutschland so hochbedeutenden Persönlichkeiten. Ich meine, der Historiker wie der Pädagoge werden dabei reichen Gewinn zu ziehen vermögen.

Digitized by Google

Es bleibt uns hier noch übrig, des Herausgebers und seiner Arbeit an diesem Werke zu gedenken. Wir haben bereits nach zwei Seiten hin seine Tätigkeit berührt, indem wir der fleißigen und geschickten Einleitung sowie des besonnenen Urteils in der Beschränkung der Ausgabe auf das unmittelbar dem ersten Zwecke Untergeordnete Erwähnung taten. Wir müssen aber noch seiner anderen Tätigkeit uns zuwenden, die in einem vollständigen Aufschluß besteht über alle in den Denkwürdigkeiten genannten Persönlichkeiten, über Orte, Daten, Ereignisse und die mancherlei Gegenstände, deren Kenntnis dem Leser sonst entweder ganz verschlossen oder nur oberflächlich geblieben wäre. Die Angaben über alles dies, welche der Herausgeber in Fußnoten beigebracht hat, nehmen nach meiner Schätzung fast ein Zehntel der Publikation in Anspruch, und wie sie vollständig und sachkundig belehren, sind sie zugleich ein hervorragendes Zeugnis des auf diese Arbeit verwendeten Fleißes sowie der erstaunlichen Kenntnis und Belesenheit ihres Verfassers. Hier liegt offenbar die emsige Arbeit von vielen Jahren vor, die der Herausgeber dem Werke gewidmet hat.

Billig ist es, daß wir in diesem Zusammenhange auch der fleißigen Arbeit des Registers am Schluß des 3. Bandes gedenken. Da es nicht nur die Namen der Personen und die Belegstellen angibt, sondern an der Spitze der Artikel immer auch eine kurze Angabe über Stand und Beziehungen, so orientiert es rasch an solchen Stellen, wo die betreffende Persönlichkeit als bekannt vorausgesetzt wird, und gibt auch an sich den Hinweis auf die in den Fußnoten niedergelegten Nachrichten.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Werk typisch gut ausgestattet, der sorgfältigen Korrektur sind nur wenige Druckfehler entgangen. Einen schönen Schmuck des Werkes bilden vorzügliche Reproduktionen von Bildern und Briefen.

Wir scheiden von diesem Werke mit herzlicher Anerkennung für die Mühewaltung des emsig tätigen Forschers, der auch in dieser Publikation die Mon. German. Paedagogica wesentlich bereichert und ein den Historiker wie den Pädagogen gleich anziehendes Gebiet eröffnet hat.

Besondere Umstände haben die Besprechung einer bereits 1906 erschienenen Schrift von Paul Zimmermann über *Abt Jerusalems* Berichte zur Prinzenerziehung am Braunschweiger Hofe[1]) verzögert, wir glauben aber, der Schrift auch hier das ihr gebührende Interesse zuwenden zu müssen in Rücksicht auf die Vollständigkeit der Übersicht, mehr aber noch in Rücksicht auf die Persönlichkeit des Mannes, der sein pädagogisches Urteil darin niedergelegt hat, wie auf die Persönlichkeit des Prinzen, dem diese erzieherischen Maßregeln und Urteile galten, des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Wohl wußte man, daß auf die Bildung des Erbprinzen der Abt Jerusalem einen nicht unbedeutenden

[1]) Abt Jerusalems Berichte über die Erziehung der Kinder Herzog Karls I., insbesondere des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand. Von Paul Zimmermann. S.-A. aus d. Braunschw. Jahrbuch 1906. 36 S.

Digitized by Google

Einfluß gewonnen und gehabt hatte, wohl führte man gewisse Eigenschaften des Charakters, namentlich die strenge Selbstzucht, auf die Erziehung durch Jerusalem zurück, aber die näheren Beziehungen blieben immer nur Vermutung, bis ein günstiger Zufall einen Teil der handschriftlichen Aufzeichnungen Jerusalems aus Privatbesitz in den des Wolfenbütteler Archivs überführte. Diese Aufzeichnungen hat nun Paul Zimmermann in der vorliegenden Schrift zum Abdruck gebracht, sie mit den notwendigen historischen Erläuterungen versehen und dadurch im gewissen Sinne eine Gedächtnisschrift geliefert, der Erinnerung an den 10. November 1806 geweiht, an welchem Tage der unglückliche Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig zu Ottensen starb. Der für die Pädagogik fruchtbare Teil der Arbeit liegt natürlich in dem Bericht Jerusalems selbst. Interessant ist darin namentlich die Beurteilung des Erbprinzen nach seinen Anlagen und Fähigkeiten, seinen Schwächen und Fehlern, einerseits weil man darin allmählich die Persönlichkeit vor sich lebendig werden sieht, andererseits aber auch weil man erkennt, mit welcher Geschicklichkeit der Abt Jerusalem die ihm vom Herzog zugewiesene Aufgabe erfüllte, wahr und offen über den Erbprinzen und seine Lehrer zu urteilen und dabei die gefährlichen Klippen des Anstoßes zu vermeiden. Daß innerhalb dieser rein individuellen Beurteilung auch allgemein wichtige pädagogische Fragen erörtert werden, ist selbstverständlich. Ich weise namentlich auf die auch sonst zwar bekannte, aber hier neu bestätigte Tatsache hin, daß die Fehler der Prinzenerziehung im ersten Lebensalter zumeist in einem allzugroßen und allzulangen Einfluß der Frauen auf die Erziehung liegen. Was Jerusalem in dieser Beziehung vorbringt, daß Frauen zu nachgiebig, oft auch selbst launenhaft sind, und daß von ihrer Einwirkung sich das Jagen nach neuen Lehrstoffen ohne ernste Vertiefung in das Einzelne herschreibe, dürfte wohl zu beherzigen sein; man könnte dem ferner hinzufügen, daß meist auch eine allzufrühe Beschäftigung mit Gegenständen, die eine gewisse geistige Reife voraussetzen, beliebt wird, wodurch nach verschiedenen Richtungen nur Schäden sich herausstellen müssen. Beherzigenswert sind auch manche Fingerzeige für die Methodik. Ich weise namentlich in Rücksicht auf die jetzt übliche Ausschaltung des Ehrgeizes als eines Hebels der Erziehung darauf hin, wie Abt Jerusalem bei diesem bereits verzogenen und zum Teil verbildeten Knaben schließlich an dessen Ehrgeiz und Ehrgefühl anknüpfte, um von dort aus allmählich den Willen zum Guten zu stärken und zu gewöhnen. So wird die Schrift dem Pädagogen vieles Anregende bieten, unter anderem auch ein Beispiel dafür, daß selbst tüchtige Pädagogen sich irren können, wenn sie ihre Beurteilung des Kindes mit apodiktischer Gewißheit zu einer Prophetie über das künftige Leben und Schicksal der gereiften Persönlichkeit erweitern, denn wie gerade Jerusalem in seiner Prophezeiung über das spätere Leben der beiden Prinzessinnen Karoline und Anna Amalie sich geirrt hat, das ist von Paul Zimmermann genügend klargelegt; es könnte auch wohl sonst durch Schulerlebnis und späteren Lebensgang manches berühmten deutschen Mannes ein ergänzendes Beispiel beigebracht werden.

Digitized by Google

III. Unterrichtsgegenstände.

I. Katholische Katechese.

Von **Franz Xaver Thalhofer.**

„Römische Beiträge zur Geschichte der Katechese im Mittelalter“ bringt Wilhelm Burger.[1]) Er gibt aus römischen Handschriften den vollständigen Abdruck eines „alphabetum catholicorum“ (S. 17—38) und einer „tabula fidei christianae“ (S. 38—41), zu beiden einleitende Bemerkungen und Auszüge aus einem „compendium de doctrina christiana“ (1444) und aus einer deutschen Katechese des 15. Jahrhunderts. Das „alphabetum“ stammt von dem Arzte Arnold von Villanova aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und war seinem Incipit zufolge ad inclitum Dominum regem aragonum pro filiis erudiendis in elementis catholice fidei bestimmt. Burger sieht in ihm „ein — bis jetzt wohl noch einzig dastehendes — Dokument dafür, daß das Mittelalter einen speziellen religiösen Jugendunterricht, wenigstens in Fürstenhäusern gekannt und erteilt hat.“ Burger zufolge bespricht der Traktat die allerdings elementaren Katechismusstücke vom Glauben, vom Vaterunser und von den Geboten (Sakramente fehlen), um den Fortgang der Abhandlung zu beleben, werden vom Lehrer Fragen gestellt, die in der heute üblichen Form der Schüler beantwortet. Burger weist nachdrücklich darauf hin, daß hier nicht dem sonstigen mittelalterlichen Gebrauche zufolge der Schüler der Fragende ist.

Liest man nun den Wortlaut des alphabetum genau durch, so erstehen doch mancherlei Fragen, auf die der Herausgeber nicht eingegangen ist. Die einzelnen Artikel des Symbolums, die Gebote, die Vaterunserbitten werden hier gar nicht erklärt. Es fehlen die einfachen Wort- und Sacherklärungen, wie wir sie heute in der der Jugend zugänglichen Form vermitteln und wie sie andere mit dem alphabetum gleichzeitige Katechismuserklärungen bieten. Man vergleiche z. B. den Kirchenspiegel des hl. Edmund († 1242) wie den Katechismus des Laurentius Gallus († 1285) oder den Katechismus der Synode von Toledo (1373), wie sie Portmann-Kunz herausgegeben haben. Auch der von ihnen edierte „Katechismus des hl. Thomas von Aquin“ könnte etwa von unserer heutigen Christenlehrjugend verstanden werden. Das „alphabetum“ geht nicht von dem Wortlaute der einfachen Katechetischen Formeln aus, sondern deduziert von philosophisch-theologischen Prämissen den konkreten Text. Der Autor gefällt sich, mit logischen Spitzfindigkeiten praktisch-nutzlose Dinge zu beweisen; man lese z. B. die Untersuchung über vultus und nomen Christi, über die Gründe der Nächstenliebe, die Disputation über die ersten zwei Gebote bei Moses und bei Christus, über den Wortlaut des Liebesgebotes! Das Alphabetum ist nach meiner Überzeugung ein Schulbeispiel dafür, wie am Ende des 13. Jahrhunderts logisch und theologisch gebildete Theologiekandidaten über theologische Themata disputierten, wie Opponenteneinwürfe geistreich be-

[1]) Rom 1907. Gr. 8°. 41 S. Sonderabdruck aus dem 4. Heft 1907 der Röm. Quartalschrift.

Digitized by Google

antwortet wurden; sollte es aber wirklich die „elementa catholice fidei filiis erudiensis“ vermitteln, so muß gesagt werden, daß die überstiegene Darstellung hierfür vollständig ungeeignet war.

Der Abdruck der „tabuba fidei“ aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts ist sehr dankenswert, man sieht, wie weit die bisher aus Incunabeln bekannten tabulae zurückreichen. Die Untersuchungen Hafners über die Kirchengebote kann Burger in einem wesentlichen Punkte ergänzen und z. T. berichtigen; er weist nämlich aus den ihm bekannt gewordenen Compendium de doctrina christiana nach, daß auf lateinischem Boden schon im Jahre 1444 sich eine Fixierung der Kirchengebote findet. Burgers Beiträge sind als eine Bereicherung einer im einzelnen noch wenig bekannten Literatur sehr zu begrüßen.

In eine spätere Zeit führt uns die Arbeit von J. Malotaux *„Histoire du Catéchisme dans les Pays-Bas à partir du Concile de Trente jusqu 'à nos jours“.*[1] Die Ergebnisse dieser Studie lassen sich kurz dahin angeben: Der sogenannte Kleine Katechismus von Namur trat im 17. Jahrhundert an die Stelle der seit 1587 gebrauchten ausführlicheren déclaration de la doctrine chrétienne; er trat zuerst in fliegenden Blättern auf, als erste Buchausgabe kennen wir heute die von 1666; wahrscheinlich wurde er von Mitgliedern der Christenlehrbruderschaft zusammengestellt; in verschiedenen niederländischen Diözesen hat sich das Büchlein nach mannigfachen Veränderungen bis auf unsere Zeit erhalten. Die Jesuiten gebrauchten aber in den Sonntagsschulen den kleinen Canisius. Sehr interessant sind die Mitteilungen über die Schulen. Die sogenannten kleinen (Armen-) Schulen wurden im 16. und 17. Jahrhundert von den kirchlichen Behörden sehr gefördert, auf dem Lande waren es Küsterschulen, in den Städten kämpfte der Domscholaster um seine Aufsichtsrechte. 1769 hatte Namur 670 Kinder in 26 kleinen Schulen. Für die Armen- und Arbeiterkinder, welche diese Schulen nicht besuchen konnten, wurden Sonntagsschulen eingerichtet (seit 1604 in Namur); unter den Aktenstücken bringt Malotaux „Instructions pour le dressement des escolles dominicales“ v. J. 1647; die über Stoff, Zeit, Methode dieses Unterrichtes manch Bemerkenswertes enthalten. Um den Religionsunterricht in diesen Sonntagsschulen bemühten sich insbesondere die Mitglieder der von Italien übernommenen Christenbruderschaften; über die Einrichtung und Tätigkeit dieser auch in Deutschland vorkommenden Bruderschaften bringt M. gute Notizen. In den Auseinandersetzungen über die Methode des religiösen Unterrichtes vertritt M. jene richtigen Gedanken, die auch unter den Vertretern der heutigen katholischen Katechetik immer mehr Anhang finden und geeignet sind, aus unfruchtbarem Verbalismus und übertriebenem Intellektualismns herauszuführen. Sehr wertvoll sind darum seine Mitteilungen, wie die nachtridentinische niederländische Katechese unter dem Einflusse der Bestrebungen des großen Karl Borromäus nicht so sehr auf religiöse Begriffs-

[1]) Renaix, J. Leherte-Courtin. 1906. 8⁰. 133 S.

Digitized by Google

bildung als auf praktische Lebensgestaltung drang, wie der anschauliche Charakter durch Benutzung von Bildern, von liturgischem Anschauungsmaterial, von biblischer Geschichte und einem einfach anschaulich geschriebenen Katechismustexte (texte intuitif) und durch die von M. allerdings überschätzte méthode concentrique erreicht oder erstrebt wurde. Ich glaube allerdings, daß er mit zu günstigem Urteil diese Zeit bedacht hat. Der Wunsch ist hier der Vater mancher Gedanken. Und das war um so leichter möglich, als dem Verfasser die methodische Schulung zu einer streng wissenschaftlichen Arbeit zu fehlen scheint. Außer verschiedenen falschen Angaben über Erscheinungszeit von Katechismen, die literarisch durchaus bekannt sind, findet sich im ganzen Buch kein Buchtitel vollständig zitiert, selbst die Titel der Katechismen, die der Spezialuntersuchung unterstehen, sind nirgends vollständig genannt; die Aktenstücke entbehren der Angabe des Datums; die Anordnung der ersten Kapitel ist ungeschickt. Nachprüfen kann man eigentlich keine Angabe, was aber mir das Buch vertrauenswürdig macht, ist der Umstand, daß die dargelegte Entwicklung so viele Parallelen hat in ähnlichen deutschen Verhältnissen. Außerdem muß gesagt werden, daß der Verfasser sich an manchen Stellen als ein Mann von geistiger Reife erweist.

Geschichtliche Partien enthält die als Lehrbuch für Seminaristen gedachte Arbeit von Clemens Rohbeck *„die Geschichte und Methodik des Kath. Religionsunterrichtes“.*[1]) Die „Geschichte“ umfaßt 27 Seiten, später kommen dann noch 8 Seiten über die Geschichte des Katechismus. Man verlangt von einem Lehrbuch keine Kenntnisse, die auf Quellenstudien beruhen; immerhin sollten sie aber doch das Ergebnis der sekundären Literatur darstellen. Diese Kenntnisse fehlen streckenweise dem Verfasser. Die ganze Partie über das Altertum ist wörtlich (ohne Quellenangabe!) aus Krieg abgeschrieben, über die wirklich führenden Ideen in der mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte des religiösen Unterrichtes ist sich R. nicht klar geworden, die von ihm gewählten biographischen Notizen geben das Wesentliche nicht vollständig. Die Bedeutung einschneidender Einflüsse in der Geschichte des Katechismus (z. B. der Aufklärungszeit) ist unrichtig dargestellt. Einzelne fehlerhafte Angaben wären leicht zu korrigieren gewesen; geradezu ärgerlich ist die saloppe Art, Bücher zu zitieren. Die hier nicht direkt einschlägigen Partien über die Methodik sind ja nicht gerade von besonderer Tiefe, verraten aber gesunden Hausverstand und praktische Schulung.

2. Evangelische Religion.

Von **Martin Schian.**

Non multa, sed multum. Wenige, aber bedeutsame Erscheinungen. Nur eine berichtet von *Unterrichtswesen* und Lehrkräften: Heimbucher[2])

---

[1]) Dt. Krone. Pädagogischer Verlag (M Schapler). 1908. 138 S. M. 2,50.

[2]) Max Heimbucher. Die armen Schulschwestern de Notre Dame. Eine historisch-statistische Skizze. Mitteilungen der Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Band 17. S. 153—174.

Digitized by Google


UNIVERSITY

schildert geschichtlich und mit Angaben über die gegenwärtige Wirksamkeit des Instituts der wesentlich dem Unterricht sich widmenden „armen Schulschwestern de Notre Dame“, deren Arbeitsgebiet zumeist die Mädchenvolksschule ist. Wir bedauern nur, daß der hervorragende Sachkenner nicht auch noch über die eigentliche Schularbeit dieser Schwestern mehr mitgeteilt hat.

Die übrigen Arbeiten gelten sämtlich den *Unterrichtsstoffen*, ganz besonders der nun einmal das Interesse am stärksten anziehenden und immer noch weitere Durchforschung lohnenden Katechismenliteratur des 16. Jahrhunderts. Voran steht die (in voriger Uebersicht, obwohl 1906 erschienene, noch nicht besprochene) Fortsetzung des großen Quellenwerks von Reu[1], der dritte Band der Gesamtausgabe (Band 2, die norddeutschen Katechismen enthaltend) ist bald zu erwarten. Er enthält die *Quellen zur Geschichte des biblischen Unterrichts* zwischen 1530 und 1600 und bedeutet durch die Reichhaltigkeit seiner Gaben eine Ueberraschung. Man denke: noch 1898 hat E. Chr. Achelis (Prakt. Theol. ² II, 84) die damals ungefähr allgemeine Ansicht dahin ausgesprochen, daß Luthers Anregung zu bibelgeschichtlichem Unterricht unter dem spezifisch dogmatischen Interesse des 16. und 17. Jahrhunderts für den Jugendunterricht keine praktische Verwertung fand; er nannte außer Luthers Passionale nur Otto Brunfels, G. Witzel und Hartman Beier. Und jetzt druckt Reu noch 7 weitere Stücke allein zum biblischen Geschichtsunterricht (ob sie freilich alle hierher gehören? s. u.) ab und weist auf zahlreiche andere zur Sache gehörige hin. Von den wichtigeren dieser Stücke war allerdings inzwischen bereits mehrfach die Rede gewesen: Vollmer hatte auf des Seb. Castalio Dialogi sacri hingewiesen; nach v. Zezschwitz hatten Vollmer und Nebel (der letztere ausführlich) von des Fabricius Historiae sacrae libri X gesprochen; Seckt und Kolde hatten auf die Expositio historiae Jesu Christi von Camerarius aufmerksam gemacht; von der Straßburger Laienbibel hatte u. a. Knoke ausführlich Mitteilungen gemacht (vgl. den vorigen Bericht S. 101). Aber eine Historiae passionis Jesu Christi von L. Lossius (1551), eine kleine ins Gebiet der biblischen Geschichte gehörige Schrift „Grund und Ursach der heiligen Schrifft, wo und von wannen der Christliche Glaub den Ursprung habe“, mutmaßlich auf 1552 datiert, und ein anderes kleines Büchlein „Von der Geburt Christi“, zu Straßburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckt, sind Reus eigener Entdeckung zu danken. Und bezüglich der anderen genannten Quellen hat er durchgängig durch bibliothekarische Nachforschungen unsere Kenntnisse ganz erheblich bereichert, hat bei den selteneren Werken die sämtlichen vorhandenen Exemplare (bei den anderen die Auflage) notiert, hat den Erstdruck zu ermitteln gesucht, Beziehungen

[1] Johann Michael Reu, Quellen zur Geschichte des kirchl. Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600. Zweiter Teil: Quellen zur Geschichte des biblischen Unterrichts. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1906. 804 S.

Digitized by Google

und Berührungen festgestellt. Die bisher aufgeführten sind von ihm abgedruckt; allerdings, ebenso wie bei den nachher zu nennenden Quellen, des Raumes wegen nur in einigen Fällen ganz, sonst nur in den wichtigsten Teilen. Aber selbst im letzteren Fall ist nun eine ganz andere Möglichkeit der Kenntnisnahme von diesen Schriften alter Zeit gegeben; während bisher notgedrungen wenigen eine eigene Orientierung auch über die schon bekannteren derselben zugemutet werden konnte, hat jetzt jeder, der in diesen Dingen arbeitet, die Gelegenheit, in sie Einsicht zu nehmen; die größeren Bibliotheken müssen die Sammlung selbstverständlich beschaffen. Einige süddeutsche Kirchenregierungen haben die Anschaffung von Bd. 1 (süddeutsche Katechismen) auch den Kirchenbibliotheken ihres Landes empfohlen; es wäre zu wünschen, daß andere ihnen mit Empfehlung auch der weiteren Bände folgten. Außer den ganz oder zum Teil abgedruckten Quellen weiß Reu aber auch noch solche zu nennen, deren Abdruck z. Z. nicht möglich war, so z. B. eine Vita Domini nostri Jesu Christi von Bruschius (1544). Während er für die Quellen des biblischen Geschichtsunterrichts immerhin auf mehrfache Vorarbeiten verweisen konnte, hat er in dem zweiten Teil des Bandes bei manchen Partien ein ganz Neues gepflügt: es handelt sich um die Quellen zu anderweitigem Unterricht in der Schrift, 1. Spruchbücher, 2. Perikopenerklärungen für die Schule, 3. Hilfsmittel zur Einführung in die Heilige Schrift. Ganz oder teilweis, umfangreichere sehr teilweis, sind abgedruckt aus Abt. 1: Trotzendorfs Rosarium, Veit Dietrichs Summarien, Spruchbuch des Lossius, Joachimsthaler Spruchbuch, Starckes Spruchbüchlein, Opitz' Kinderbibel, des Viktorius Fragen und Sprüche zu Luthers Katechismus; aus Abt. 2: Spangenbergs Evangelien- und Epistelauslegung, Lossius' Quaestiones in evangelia und Annotationes in Epistolas; Pangratius' Fragstücklein zu den Evangelien, Fabricius' Summa Evangeliorum; aus Abt. 3: Palladius' De bibliis sacris, Lossius' Epitome bibliorum sacrorum, Neanders und Pappus' Parva biblia. Als Anhang sind des Rosinus Fragestücke mitgeteilt. Nicht zur ersten, aber zur zweiten und dritten Abteilung fehlte Literatur bisher ganz; und doch ist die Kenntnis dieser Lehrbücher für die Geschichte des kirchlichen Unterrichts jener Zeit von höchster Wichtigkeit. Reu selbst will im Schlußband auf die Verordnungen, welche solchen biblischen Unterricht betreffen, näher eingehen; aber schon aus dem, was er jetzt gelegentlich sagt, und aus dem Stoff, den er mitteilt, ergiebt sich in der Tat, daß das noch 1902 von Cohrs (Katechismusversuche IV, 416) ausgesprochene Urteil, wonach erst durch die Schulreform Ernst des Frommen dem Unterricht in der biblischen Geschichte und dem biblischen Unterricht überhaupt eine selbständige Pflege zuteil ward, revidiert werden muß. Allerdings hatte Cohrs damals sofort vorsichtigerweise hinzugefügt: „soweit wir bisher sehen," — was Reu, der dieses Urteil zitiert (S. CXIX), zu erwähnen vergißt. — Während nach dem Gesagten Reu auch für diesen Band reichen und warmen Dank seitens aller Interessierten beanspruchen kann, dürfen doch einige immerhin notwendige Beanstandungen nicht zurücktreten.

Digitized by Google

Die Catalogi des Braunfels waren bereits von Cohrs in seinem großen Werk, auf das nachher einzugehen ist, abgedruckt; Reu hat sie gleichfalls aufgenommen und zwar, da er das Original zum Druck nicht erreichen konnte, genau nach Cohrs' Text, nur ohne Randnoten. Das war überflüssig und, weil platzraubend, schädlich; die beiden großen Werke können sich ergänzen. Unstimmigkeiten z. T. ziemlich erheblicher Art wurden dadurch verursacht, daß noch während des Druckes Reu neue Erkenntnisse gewann. So ist z. B. das erwähnte Stück „Von der Geburt Christi", weil ursprünglich auf 1534 datiert, gleich hinter Luthers Passionale von 1529 abgedruckt; die (später verfaßte) historisch-bibliographische Einleitung bringt dann das Richtige auf S. LXXII, das Inhaltsverzeichnis aber nennt wieder, wenn auch mit Fragezeichen, die doch als irrtümlich erkannten Angaben über Autor und Druckjahr. Die „Fragestücke" des Rosinus, obschon nach Reu zum biblischen Geschichtsunterricht gehörig, sind (wahrscheinlich weil der Entschluß zum Druck erst später gefaßt wurde) ohne Angabe von Gründen in einen Anhang verwiesen worden. Der Grundsatz, nur das, was für den Unterricht in Betracht kommt, zu behandeln und zu drucken, ist leitend gewesen; ob er aber richtig durchgeführt ist (freilich eine schwierige Sache!), ist fraglich. Z. B. „Grund und Ursach der Heiligen Schrift usw." ist nicht für die Jugend bestimmt (S. XLVI); ob nicht das Gleiche von der Expositio des Camerarius gilt, das scheint mir trotz S. LXVIII erwägenswert. Auch sonst kann man die gleiche Frage aufwerfen: so z. B. bei De Bibliis sacris des Petrus Palladius. Wäre nicht gerade in dieser Beziehung größte Zurückhaltung gegenüber allem, was nicht mit Sicherheit ins unterrichtliche Gebiet gehört, am Platz gewesen? Die Parva Biblia des Johann Pappus ist mehr für das Studium der Theologie berechnet; auch sie gehört eigentlich nicht in die Sammlung; und da es recht zweifelhaft ist, ob sie überhaupt vor 1600 erschienen ist (2. Aufl. 1620!), so wäre sie besser nicht aufgenommen worden. Dagegen kann man bedauern, daß andere Stücke nicht abgedruckt sind. Das Spruchbuch des Andreas Musculus (S. LXXXVIII) ist Reu nicht rechtzeitig zugänglich geworden (aber warum ward es nicht in einen Anhang gebracht? es wäre „als in den Meidlein Schulen zu lernen" sehr interessant gewesen); warum von Pangratius' Hausbuch (S. CXIII) nichts mitgeteilt ist, ist nicht gesagt. — Endlich noch einige mehr äußere Bemerkungen. Die später geschriebene Vorrede ist für sich paginiert, leider mit lateinischen Zahlen, die bis CXXIV gehen. Das Personenregister hat nun natürlich auch diese Zahlen. Der Benutzer werden nicht wenige sein, die daran Ärger haben. Warum nicht z. B. arabische Ziffern mit einem Stern? — Auf Drews' Forderung zu Bd. 1 hin ist jetzt die Einleitung zu den Texten besser in Beziehung gesetzt; es ist immer angegeben, welche Schriften abgedruckt sind. Aber wie viel übersichtlicher könnten diese Beziehungen noch gestaltet werden! Das Richtige wäre, daß die bibliographischen Angaben immer bei der betreffenden Schrift ständen. Ginge das nicht, so könnte doch durch Absätze, Sonderüberschriften, Fettdruck die Benutzung der Einleitung in etwas

Digitized by Google

erleichtert werden. Solch ein Buch ist doch auch ein Nachschlagebuch. Das Personenregister hilft ja etwas; aber es steht, obwohl nur auf die Einleitung bezüglich, am Schlusse des dicken Bandes. Das Inhaltsverzeichnis müßte genauer sein; es könnte getrost die Absätze der langen Einleitung notieren. Jetzt ist das Buch in der Anlage leider wenig praktisch. — Aber das alles stößt natürlich das Urteil nicht um, daß wir es mit einem die Forschung mächtig fördernden, für alle späteren Studien ganz unentbehrlichen, äußerst mühevoll und fleißig gearbeiteten und sorgfältigen Werke zu tun haben.

Eins der größten Verdienste dieses Buches ist die Behandlung von Luthers Passionale, das Reu zuerst ausreichend gewürdigt hat und von dem er den ältesten Druck (Betbüchlein mit dem Passional 1529) entdeckt hat. Abgedruckt ist es von ihm noch nicht in dieser ältesten Ausgabe, sondern nach einer späteren. Reu ist, obwohl Luther in der Vorrede sich auf „das alte Passionalbüchlein" bezieht und Reu das wohl bemerkt hat, der Frage des Verhältnisses des Lutherschen Passionals zu diesem Vorgänger nicht weiter nachgegangen. Hier setzt nun die den Lesern der Mitteilungen dieser Gesellschaft bekannte Studie von Richard Galle[1]) ein, deren hervorragendes Verdienst es ist, die Hilfsmittel zur Einführung in die Bibel, speziell in die biblische Geschichte, ins Mittelalter zurückverfolgt und so zu ganz neuen Aufschlüssen geführt zu haben. Sind schon seine Darlegungen über die Biblia pauperum und das Speculum humanae salvationis höchst interessant, so weisen die über die Gruppe der Passionalen und Passionen und ihr Verhältnis zu Luthers Passionale geradezu neue Bahnen. Unsere Anschauung über die Bibelbenutzung im Mittelalter wird dadurch in mehreren recht wichtigen Punkten wesentlich berichtigt und ergänzt. Daß solche geschichtliche Untersuchung nötig war, darüber ist kein Wort zu verlieren; wenn aber Galle meint, daß Reu durch die von ihm als protestantischem Theologen vollzogene vollständige Trennung der Zeitalter zur Vernachlässigung dieser geschichtlichen Fundierung geführt worden sei, so ist das nicht ganz gerecht. Reu mußte seinem Werke Grenzen stecken; er wollte nur Quellen abdrucken und biographisch beleuchten; weiteres hätte ihn in die Unendlichkeit geführt. Aber weder Reu noch irgend ein ordentlicher protestantischer Theologe denkt an eine Trennung der Zeitalter in dem Sinne, den Galle hier meint. Vielmehr bieten sämtliche geschichtlichen Disziplinen der protestantischen Theologie tausende von Beweisen dafür, daß wir die Reformationszeit im Zusammenhang mit dem Mittelalter verstehen wollen, weil wir das selbstverständlich für unbedingt nötig halten.

Wie eine Fortsetzung des Reuschen Buches, so brachte 1907 die Beendigung des großen Werkes von Ferdinand Cohrs[2]) über die

[1]) Richard Galle, An der Wiege des „Biblischen Geschichtsunterrichts" und Luthers „Passionalbuch". Mitteilungen der Ges. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. Bd. 17. S. 175—235.

[2]) Ferdinand Cohrs, Die evangelischen Katechismusversuche vor

Katechismusversuche vor 1529 durch Erscheinen des Registerbandes zu den vier Textbänden. 212 Seiten Register, man versteht, daß Cohrs erklärt, die Arbeit oft verwünscht zu haben. Aber nun ist auch etwas ausgezeichnet Brauchbares entstanden. Drei Register gibt er: 1. R. über die Katechismusauslegungen. Zu den dogmatischen usw. Stichworten werden die entsprechenden Stellen der Katechismusversuche genannt, nicht bloß mit verweisenden Zahlen, sondern mit Anführung aller wichtigen Gedanken. Natürlich brauchte dies Register viel Raum (117 S.), aber es ist zur sachlichen Orientierung hervorragend geeignet. Ob es freilich auch der Praxis dienen wird, wie Cohrs wünscht, ist mir zweifelhaft; immerhin können besinnliche Praktiker es recht wohl benutzen. 2. R. über die Bibelstellen und zwar a) über die in den Katechismusauslegungen verwandten Bibelstellen, b) über die Bibelstellen der Chrestomathien und Spruchbücher; c) über die Bibelabschnitte in Braunfels' Catalogi. 3. R. über die Einleitungen und die zusammenfassende Darstellung. Auch dies Register sollte ursprünglich inhaltliche Angaben machen; doch ward dieser Plan aufgegeben (außer beim Stichwort Luther). Der Benutzer wäre durch die beabsichtigte Ausführlichkeit auch wirklich verwöhnt worden; schon so, wie es jetzt ist, ist das Register sehr genau. Alle Register sind höchst übersichtlich gestaltet und dadurch wundervoll brauchbar. Höchstens hätten bei den Bibelstellenregistern noch die Verszahlen auffallender gedruckt sein können. Über die Zuverlässigkeit der mühseligen Arbeit habe ich mich durch sehr zahlreiche Stichproben zu orientieren versucht und kann dieselbe im allgemeinen nur rückhaltlos anerkennen. Einzelne Versehen werden auch bei der allergrößten Sorgfalt durchschlüpfen. Ich notiere aus Register I: Die Brenzsche Definition von „eingeboren" (III, 161) müßte doch wohl unter dem Stichwort „Eingeboren" verzeichnet sein, nicht bei „Gottes Sohn" (S. 14). Reg. II, 1: Ps. 121, 8 (III, 123) ist nicht aufgeführt. Die Stellen aus Matth. 24 sind sämtlich versehentlich unter Matth. 23 geraten. Mit „Vgl." angeführte Bibelstellen sind trotz Vorwort S. VIII (unten) vielfach nicht aufgenommen, z. B. Ps. 139, 2 f. (III, 123); 1. Kor. 12, 2 (IV, 40). Reg. III: Die Namen neuerer Autoren, deren Schriften zitiert sind, sind wohl absichtlich nicht aufgenommen, oder vielmehr nur, soweit sie im Vorwort zu Bd. I genannt sind. Das ist schade: solche Namen bilden oft gute Haken fürs Gedächtnis, und man vermißt dann ungern die Stellen, wo sie zitiert sind, im Register. Auch sonst scheint mir dieses III. Register mehr Lücken zu enthalten als das hervorragend genaue Register II. Ich vermisse z. B. die Stellen Hans Gerhart IV, 287, 299; Bader IV, 299; Weller (J. G.) IV, 320; Chemnitz IV, 320; Schultz IV, 331. Doch, wie gesagt, das Ganze ist mustergültig. Es öffnet die Wege in die vier Textbände, in denen wir eins der besten Hilfsmittel für die Erkenntnis des Katechismuswesens der Reformationszeit besitzen. Cohrs und — wenn erst vollendet — Reu, welchen Schritt vorwärts bedeuten diese Namen!

Luthers Enchiridion. 5. Band. Register. [Monumenta Germaniae Paedagogica Bd. XXXIX]. Berlin, A. Hofmann & Co. 212 S.

Digitized by Google

Über alles Weitere kann ich kurz sein. Der rühmlich bekannte O. Albrecht[1]) hat (was hier noch nicht notiert ist) unter Beibringung neuer Daten die Ausgaben des Kleinen Lutherischen Katechismus bibliographisch und textkritisch behandelt, so die von Knoke gegebene Übersicht (1903) wesentlich ergänzend. Er stellt chronologisch vorgehend ruhig und übersichtlich dar; einige vorhandene Streitfragen deutet er an, ohne näher auf sie einzugehen. Seine klare Zusammenstellung ist mit Dank zu begrüßen.

In eine ganz andere Zeit führt C. Schuster,[2]) indem er Entstehung und Einführungsverhältnisse des stark archaistischen Hannoverschen Katechismus von 1862 in fesselnder Weise beschreibt und lehrreiche Folgerungen aus seiner Geschichte zieht.

Zwei andere zur Berichterstattung eingegangene Veröffentlichungen haben mit dem Unterricht nichts zu tun: nämlich die Flugschrift von 1523: „Ein kurzer Begriff von Hans Knüchel,"[3]) die der Herausgeber Götze dem Bremer Prediger Sebastian Meyer zuschreibt, und ein Aufsatz von Schumacher[4]) über Gesangbuchsunruhen in Höxte 1807.

3. Deutsch.

Von **Rudolf Windel.**

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1907 auf diesem Gebiete ist die Geschichte des deutschen Unterrichts von Adolf Matthias.[5]) In diesem Werke wird die Entwicklung des deutschen Unterrichts vom Mittelalter bis zur Gegenwart in klarer, geschmackvoller Darstellung geboten. Alles, was die emsige Detailforschung gefunden hat, wird mit erstaunlichem Fleiße und seltener Belesenheit zu einer großen Einheit gestaltet und zwar so, daß zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem aufs sorgfältigste geschieden wird und jederzeit dem Typischen sein Recht wird. Alle Männer, die sich um die Methodik dieses Lehrgegenstandes verdient gemacht haben, kommen in charakteristischen Äußerungen selbst zu Worte, eine Fülle von amtlichen Verfügungen, von wertvollen, oft recht unbekannten Lehrbüchern, von Lehrplänen und Verhandlungen der Direktoren-Konferenzen wird besprochen und auf ihren Wert hin geprüft. Die Einteilung nach Jahrhunderten beugt am ersten allem schematischen Konstruieren vor und gibt

---

[1]) O. Albrecht, Zur Bibliographie und Textkritik des Kleinen Lutherischen Katechismus. Archiv f. Reformationsgeschichte. Bd. 1. S. 247—278. 1904.

[2]) C. Schuster, Generalsuperintendent a. D., Wie ist der neue Hannoversche Katechismus von 1862 entstanden? Katechetische Zeitschrift. Bd. 10. S. 145—158.

[3]) Sebastian Meyer. Ein kurzer Begriff von Hans Knüchel [1523]. Herausgeg. von Alfred Götze. Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. 1. Bd., 6 Heft. Halle a. S., Rudolf Haupt. 1906. 252 S.

[4]) Schumacher, Oberlehrer, Unruhen bei Einführung eines neuen Gesangbuchs in Höxter 1807. Zeitschrift für ev. Kirchengesch. Westfalens. S. 40—54.

[5]) Adolf Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts. München, C. H. Beck. 446 S.

Digitized by Google

ein klares Bild von der geschichtlichen Entwicklung der Einzeldisziplinen des deutschen Unterrichts. Wir sehen so deutlich, wie in den verschiedenen Zeiten Grammatik, Orthographie, mündliche und schriftliche Stilübungen, der Lehrstoff gewürdigt und behandelt sind. Aber der Verfasser begnügt sich durchaus nicht mit der bloß historischen Betrachtung, sondern die Geschichte wird durchweg in den Dienst der Gegenwart gestellt, indem mit kritischem Urteil hervorgehoben wird, was an den methodischen Versuchen der Vergangenheit bleibenden Wert hat. So dient die geschichtliche Betrachtung dazu, Klarheit zu schaffen über die Aufgaben und Ziele des deutschen Unterrichts in der Gegenwart. Feinsinnige Bemerkungen über wichtige allgemeine Fragen des Unterrichts, wie z. B. über rechten und falschen Humanismus, ziehen sich durch das ganze Werk; überall, nicht am wenigsten in dem Schlußworte, wird uns der Ertrag eines tiefgründigen Nachdenkens nicht nur über das Einzelfach, sondern über das Ganze der Pädagogik geboten. Wohl wird auch fernerhin die Einzelforschung auf dem Gebiete der Geschichte des deutschen Unterrichts nicht ruhen und gewiß manche Lücken in dem Werke von Matthias entdecken und auszufüllen suchen, aber schwerlich wird das Gesamtbild, das Matthias entworfen hat, dadurch geändert werden und die Richtlinien, die in diesem Werke für die Einzelforschung gegeben werden, sind sehr wertvoll. Zum Schluß sei noch auf die überaus sorgfältigen und reichhaltigen Literaturnachweise, die das Buch bietet, hingewiesen.

Mit *Karl Heinrich Seibt,* dem ersten Universitätsprofessor der deutschen Sprache in Prag, einem Schüler Gellerts und Gottscheds, beschäftigt sich die ausführliche Abhandlung von Karl Wotke.[1] Karl Seibt hat in Prag vom Jahre 1764 an als Universitätsprofessor im Sinne Gottscheds und Gellerts als Lehrer des deutschen Stils gewirkt und hat „den Anschluß der Deutschen Böhmens an alle geistigen Erzeugnisse ihrer Nation wieder hergestellt". Wotke veröffentlicht im ersten Teil seiner Arbeit drei akademische Abhandlungen Seibts, die sich auf die Theorie der Beredsamkeit und des Stils beziehen, und von denen die erste insofern besonderes Interesse erweckt, als sie nach Wotke (S. 17) die erste Universitätsvorlesung ist, die in deutscher Sprache in Österreich gehalten wurde. Jeder der drei Abhandlungen wird eine orientierende Einleitung vorausgeschickt. Im zweiten Teile der Arbeit von S. 126 an wird Seibt als praktischer Lehrer des Stils gewürdigt. Auch in diesem Teile wird eine Abhandlung Seibts: „Von den Hilfsmitteln einer guten deutschen Schreibart" vollständig dem Wortlaut nach mitgeteilt. Sonst ist aus diesem zweiten Teil interessant zu erfahren, daß Seibt als akademischer Lehrer schriftliche Stilübungen pflegte, die Art der Themata, die er stellte, wird erörtert, ebenso

[1] Beiträge zur Österreich. Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der österr. Gruppe der Ges. für deutsche Erz.- u Schulgesch. IX. Heft. Karl Heinrich Seibt. Der erste Universitätsprofessor der deutschen Sprache in Prag, ein Schüler Gellerts und Gottscheds. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschunterrichts in Österreich. Von Prof. Dr. Karl Wotke. S. 1—174.

Digitized by Google

die methodische Unterweisung, die er zur Anfertigung der Aufsätze gab. Auch hat Seibt eine Anzahl von Schülerarbeiten veröffentlicht, wie das auch von Gottsched geschah, dessen Buch „Vorübungen der Beredsamkeit zum Gebrauch der Gymnasien und größeren Schulen" auch Seibt bekannt war. Die Art und Weise, wie Seibt die deutschen Stilübungen seiner Schüler im Hörsaal besprach, wird eingehend besprochen und auf seine Abhängigkeit in dieser Beziehung von Gellert hingewiesen.

Die Verhandlungen der bayrischen Regierung mit Goethe über *ein deutsches Nationalbuch* sind der Gegenstand einer interessanten Abhandlung von Erich Petzet.[1]) Friedrich Immanuel Niethammer hatte als bayrischer Zentral-Oberstudien- und Oberschulrat, wozu er am 28. Februar 1807 ernannt war, in einem sehr beachtenswerten Vortrag, der von Petzet abgedruckt wird, sich an das bayrische Ministerium gewandt und in ihm diesem die Notwendigkeit eines deutschen Nationalbuches, eines klassischen Werkes, das von der Schule aus den Weg ins Volk gewinnen sollte, dargelegt. Seine Hauptabsicht war dabei, den nationalen Klassikern neben den antiken zu lebendiger Wirkung zu verhelfen und hierdurch nicht nur der viel beklagten Verwilderung des Geschmacks der Massen entgegen zu arbeiten, sondern zu einer wirklich nationalen, auch sozial ausgleichenden Erziehung beizutragen. In diesem Vortrag hatte Niethammer auch auf Goethe hingewiesen als auf den, der neben Voß am besten geeignet sei, ein solches Nationalbuch zu verfassen. Vom bayrischen Ministerium dazu bevollmächtigt, trat dann Niethammer mit Goethe über diese Frage in Briefwechsel. Dieser briefliche Austausch der Meinungen zwischen Goethe und Niethammer wird von Petzet abgedruckt, vor allem auch der Aufsatz, in dem Goethe die Grundsätze ausspricht, nach denen er ein solches Nationalbuch angelegt wissen will. Leider trat Goethe, durch die Schwierigkeiten des Unternehmens und auch wohl durch die Ungunst der Zeitverhältnisse veranlaßt, von dem Unternehmen zurück, das so hoffnungsvoll eingeleitet war.

Mit der Geschichte des deutschen Unterrichts, vornehmlich im 19. Jahrhundert, beschäftigt sich ein Programm von Philipp Wegener,[2]) das auch schon von Matthias in seiner Geschichte des deutschen Unterrichts ausgiebig benutzt ist. Zunächst erörtert Verfasser in geistvollem Überblick, inwiefern der Pietismus, die Aufklärung, die Sturm- und Drangperiode, unsere großen Klassiker, die Romantik beigetragen haben zu einem wahrhaft nationalen Bildungsideale. Dann charakterisiert er den 1812 von Süvern ausgearbeiteten und 1816 zum definitiven Abschluß gebrachten neuen preußischen Unterrichtsplan, soweit er den deutschen Unterricht betrifft, und gibt an, wie man sich nach den Programmen des Greifswalder Gym-

[1]) Erich Petzet, Die Verhandlungen der bayrischen Regierung mit Goethe über ein deutsches Nationalbuch. Bl. für das Gymn.-Schulwesen. 43. Band. S. 449—466.

[2]) Philipp Wegener, Zur Geschichte des deutschen Unterrichts. Beil. zum Jahresber. des Gymn. und der Realsch. zu Greifswald. Ostern 1906. 27 S.

Digitized by Google

nasiums vom Jahre 1818, 1828 und 1829 den in den neuen Unterrichtsplan aufgestellten Forderungen gegenüber verhielt. Im folgenden verweilt er aber vor allem bei der für die gesamte Methodik des deutschen Unterrichts höchst einflußreichen ersten ostpreußischen Direktoren-Konferenz vom 30. Juni bis 2. Juli 1831, in deren Verhandlungen über den „Gymnasialunterricht im Deutschen“ er mit Recht den ersten ausgeführten Entwurf einer Didaktik des deutschen Gymnasialunterrichts sieht. Besonders interessant ist, was er in diesem Zusammenhang über die Stellung jener Konferenz zum Unterricht in der philosophischen Propädeutik ausführt. Herbart hatte es übernommen, über die Verbindung dieses Unterrichts mit dem deutschen im ausführlichen Vortrage zu sprechen, der im Protokoll der Verhandlungen allerdings nur in kurzem Auszuge mitgeteilt ist. Herbart sieht die Hauptschwierigkeit dieses Unterrichts nicht in der Sache, sondern in den Lehrern; denn die Philosophie sei 1. in einen Gegensatz zu den empirischen Kenntnissen getreten, und daher könnten die Lehrer den Übergang nicht leicht finden; 2. habe die Philosophie sich von dem praktischen Menschen entfernt (er meint unter dem praktischen Menschen wohl den sittlich handelnden Menschen), eine Verbindung sei notwendig.

„Justus Möser und die deutsche Sprache“ betitelt sich ein Aufsatz von Reinhold Hofmann in Zwickau.[1]) Der Verfasser würdigt zuerst die Persönlichkeit Mösers, schildert kurz sein Leben, um dann Mösers Ansichten über die geschichtliche Entwicklung des deutschen Schrifttums und über die deutsche Sprache darzulegen. Hier behandelt er zuerst Mösers Schrift „über die deutsche Sprache und Literatur, Osnabrück 1781,“ jene bekannte Gegenschrift gegen die 1780 erschienene Schrift Friedrichs II. „de la littérature allemande“, indem Mösers Entgegnungen möglichst mit dessen eigenen Worten wiedergegeben werden, „diese Kernbeobachtungen voll reinen Menschensinnes“. Es wird dann hervorgehoben, daß Möser seit seinen Jugendjahren eine lebhafte Neigung für sprachwissenschaftliche Studien gehabt habe. In diesem Zusammenhange betont Verf. S. 210, daß Möser mit Nachdruck für eine bessere Pflege der Muttersprache in den deutschen Schulen eingetreten sei und fleißige Übung im schriftlichen und mündlichen Ausdruck gefordert habe. Leider bringt er keine Belege für diese Behauptung. Weiter wird Mösers Abneigung gegen die tote „Buchsprache“, seine Vorliebe für die mundartliche Sprache des Volkes erwähnt, auch nachgewiesen, in welchem Umfange Möser mit der älteren deutschen Sprache vertraut war. Sein Stil wird charakterisiert, seine Abneigung gegen die „verfeinerten Begriffe“, das philosophische, abstrakte Deutsch, gegen die Krankheit der Empfindsamkeit, besonders im Briefstil jener Zeit, gegen den Stil der gerichtlichen Vorladungen und Ankündigungen in den damaligen Intelligenzblättern wird besprochen, auch hervorgehoben, wie nach Möser die damalige deutsche Sprache unzulänglich war im Ausdruck rechtlicher, historischer und volkswirtschaftlicher Verhältnisse. Manche

[1]) Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 21. Jahrg. S. 146—159 u. 209—232.

Digitized by Google

feine Bemerkung Mösers über den Bedeutungswandel in der deutschen Sprache wird mitgeteilt, auch seine etymologischen Versuche werden gestreift. Es schließt der interessante Aufsatz mit einer Würdigung der dichterischen Leistungen Mösers und seiner „Osnabrückischen Geschichte", durch die er für die deutsche Geschichtsschreibung von grundlegender Bedeutung geworden ist.

4. Französisch und Englisch.

Von **Georg Huth.**

Auch im Jahre 1907 sind wie in den vergangenen mehrere Einzelschriften erschienen, die nicht nur ihre selbständige Bedeutung haben, sondern auch als wertvolle Bausteine für eine zukünftige zusammenfassende Geschichte des neusprachlichen Unterrichts in Deutschland anzusehen sind. Besonders viel ist in letzter Zeit für die *Universitätsgeschichte* geschehen.

C. Voretzsch in Tübingen, dessen Arbeiten über den neusprachlichen Unterricht auf Universitäten in alter und neuer Zeit wir in den beiden vorigen Jahresberichten rühmend erwähnen konnten, bietet uns diesmal eine sehr interessante Studie über die gegenwärtige *Prüfungsordnung für Lehramtskandidaten, besonders für Französisch und Englisch, in Württemberg.*[1] Die eigenartigen von den meisten deutschen Bundesstaaten abweichenden Schulverhältnisse dieses Landes dürften außerhalb desselben wenig bekannt sein. Dort haben noch jetzt die Humanisten ihre besondere Prüfungsordnung (auch für Französisch) und ihre besondere Prüfungskommission und ebenso die Realisten. Die ersteren werden an Gymnasien und Realgymnasien, die letzteren fast ausschließlich an Realschulen und vereinzelt an Realgymnasien (die zu den „Gelehrtenschulen" zählen) angestellt. Zur Zeit (1907) verfügt nur *ein* Gymnasium im ganzen Lande über einen wirklichen Neuphilologen, der die Professoratsprüfung in den neueren Sprachen gemacht hat. Um dies verständlich zu machen, geht Voretzsch auf die früheren Prüfungsordnungen ein. Schon die erste von 1828 unterschied 3 Kategorien: 1. Prüfung für Professorate an Lyzeen, Gymnasien, Seminarien etc. (mit Französisch); 2. für Präzeptors- und Kollaboratorstellen (auch mit Französisch); 3. für Real- und Elementarlehrerstellen (zunächst ohne Französisch, aber mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache). Für die Reallehrerprüfung kam aber schon 1836 Französisch hinzu. Es ist in Kürze unmöglich, die Einzelheiten der dann folgenden Prüfungsordnung von 1846 und 1864, welche mit einer Modifikation im Jahre 1876 bis zu der heute geltenden Ordnung von 1899 bestanden hat, darzulegen. An dieser Prüfungsordnung mit ihren Ergänzungs-, Erweiterungs- und fakultativen Prüfungen und mit ihren mechanischen Berechnungen der Schlußnoten übt der verdiente Romanist eine maßvolle aber entschiedene

[1] C. Voretzsch, Unterricht in den Romanischen Sprachen an Universitäten. Württemberg. Sonderabdruck aus „Romanischer Jahresbericht", Bd. VIII. Erlangen, Fr. Junge.

Digitized by Google

Kritik und kommt für das neuphilologische Fach zu dem Schluß, daß sie in vielen und sehr wesentlichen Punkten einer Neuregelung und Modernisierung bedarf.

Budde verfolgt in einer historisch-kritischen Studie den *Einfluſs der Herbartianer auch auf den neusprachlichen Unterricht.*[1]) Weder Herbart selbst noch seine älteren Schüler haben sich um die neueren Sprachen viel gekümmert. Höchst ungerecht wird Ziller, wenn er schreibt: „Das Französische ist wegen des verführerischen Reizes, mit dem darin eine allgemein eudämonistische, das Ideale teils verleugnende, teils verunreinigende Lebensauffassung wirkt, und wegen des Mangels an wahrhaft klassischen Autoren vom pädagogischen Unterricht gänzlich auszuschließen." Verständiger urteilt Willmann darüber, aber Kern wieder bestreitet den pädagogischen Wert des Französischen und rühmt dagegen, ganz im Sinne der allerneusten Richtung, „den sittlich-religiösen Sinn, das patriachalische Familienleben, das strenge Pflichtgefühl und die hohe Achtung vor dem Gesetze" als Züge des englischen Wesens, welche sich in der englischen Literatur abspiegeln und ihr einen unmittelbaren Wert für die Erziehung verleihen. Sodann geht Budde auf die Ideen der Neuherbartianer, besonders Schillers über und gibt endlich einen Überblick über Entstehung, Charakteristik und geschichtliche Entwicklung der neusprachlichen Reformbewegung, die er ebenfalls als eine Tochter der Herbartschen Pädagogik bezeichnet. Im Zusammenhang hiermit wird dann die grammatische Methode im französischen Unterricht historisch beleuchtet, indem die bekannten Grammatiken von Meidinger, Seidenstücker und Carl Ploetz in ihrem Wesen gekennzeichnet werden. Man wird den sachkundigen, mit Wärme, manchmal sogar mit Leidenschaft empfundenen Ausführungen des Verfassers Beifall zollen, aber doch sagen müssen, daß er den Verdiensten der Reformer nicht gerecht wird. Die Zeit ist noch nicht da, um über die ganze Bewegung, die noch immer im Fluß ist, ein abschließendes Urteil zu fällen.

Über die näheren persönlichen Verhältnisse und Lebensschicksale solcher Franzosen, die vom 17. Jahrhundert an als *Sprachmeister* in Deutschland ihren Unterhalt suchten, sind wir meist nur insoweit unterrichtet, als der Titel und seltener die Vorrede ihrer Grammatik Auskunft geben. Um so erfreulicher ist es, daß wir durch eine ausgezeichnete Arbeit von Seitz,[2]) der auch die übrige einschlägige Literatur sorgfältig benutzt hat, über den französischen Sprachmeister in Solingen und Elberfeld, Nicolaus de Landase aus Familienpapieren und seinem französischen „Sprachmeister" genauere Nachrichten erhalten. Landase, 1667 in der Champagne geboren, kam infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes als Flüchtling, wie er selbst sagt, 1696 nach Solingen, von wo er 1702 oder 1703 nach Elberfeld übersiedelte. Hier

[1]) Gerhard Budde, Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchh. Vgl. S. 40 f.

[2]) Friedrich Seitz, Der Elberfelder Sprachmeister Nicolas de Landase. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Unterrichts am Niederrhein. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bd. 39, S. 148—179. Elberfeld. 1906.

8*

Digitized by Google

ließ er 1706 eine französische Grammatik drucken, die 1722 in Duisburg neu aufgelegt wurde. Sie führte den Titel „Grammaire royale allemande françoise" und muß nach dem damaligen Preise von 10 Sgr. mindestens 30 Bogen umfaßt haben. Das einzige Exemplar auf der Stadtbibliothek zu Mainz ist aber, wie Seitz angibt, wahrscheinlich schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts verloren gegangen. Erhalten dagegen ist der von Landase 1716 in Elberfeld im Selbstverlag herausgegebene: Le Maître de Langue familier et voiageur, Enseignant à une Personne douée d'un excellent Esprit et d'une bonne Mémoire la manière d'aprendre la noble Langue Françoise sans Maitre. Der deutsche Titel auf der rechts gegenüberstehenden Seite lautet: Der Vertraute und Reisende Sprach-Meister, Welcher Einen, so ein lehrsames Verstand und gute Gedächtnis hat, anweiset, wie die edle Frantzösische Spraach absque Praelectione Magistri zu erlernen. Zwar fiel die Tätigkeit Landases in eine Zeit, wo einerseits der Beruf des Sprachmeisters schon etwas in Verruf gekommen war, andererseits allmählich die grammatisierende Methode mehr in den Vordergrund trat, so darf man doch annehmen, daß seine Bücher vielfach Eingang fanden. Die Einrichtung des „Sprachmeisters" weicht im ganzen wenig von der gebräuchlichen ab, doch verzichtet de Landase auf die sonst zur Belebung des Unterrichts gebräuchlichen Zugaben wie énigmes ingénieuses und bouquet de sentences, da er sich vornehmlich an solche wendet, die für den praktischen Gebrauch die französische Sprache erlernen wollten. „Zum guten Kauffhandel aber werden erfordert Geld, Weißheit und Sprachen."

Willkommen für die Geschichte des *englischen Unterrichts* in Deutschland, für welche die Nachrichten bis jetzt sehr spärlich sind, ist eine fleißige Dissertation von Driedger.[1]) Er untersucht und vergleicht die zahlreichen Auflagen der vielgebrauchten englisch-deutschen Grammatiken von König, die sich über einen Zeitraum von fast 100 Jahren, 1706—1802, erstrecken. König war ein geborener Deutscher, aber ziemlich früh nach England gekommen. Er lehrte in London, wie er in der Vorrede zu seiner Grammatik 1715 sagt, „durch zehenjährige Informierung (in welcher Zeit ich über 400 Scholaren aus allen Ständen in Europa gehabt)" das Englische. Im Gegensatz zu den „Barbarismis und Rusticismis" der Provinz empfiehlt er die Sprache der Hauptstadt: „Besser ist es, erst ein gutes Fundament in Londen geleget, und hernach sich auff das Land gemacht, und zwar mit Leuten die ordentlich in Londen wohnen, und nur Sommerszeit über das Landleben erwählen." Seine Schüler will er in die Umgangssprache einführen, „so daß er in Compagnie unter Engländern nicht stum sitzen darff, er kan die Zeitung mit der Hülffe eines guten Meisters lesen und verstehen: und in sechs Wochen einen Authoren explicieren lernen." Die ersten beiden Auflagen sind in London gedruckt und von John King selbst

[1]) Otto Driedger, Johann Königs (John King's) deutsch-englische Grammatiken und ihre späteren Bearbeitungen. (1706—1802). Versuch einer kritischen Behandlung. Diss. Marburg, R. Friedrich.

Digitized by Google

besorgt, der Druckort der späteren ist mit einer Ausnahme Leipzig. Im Vorbericht der 7. Auflage, welche 1758 erschien, sagt der Herausgeber, ein in London ansässiger Deutscher, daß die Deutschen ein schlechtes Englisch sprechen. Er fährt dann fort: „So finden wir uns, die wir hier in London wohnen, mit Engländern täglich umgehen, folglich das Genie und den Gehalt dieser Sprache mit der unserigen am besten wissen, auch so glücklich sind eine deutsche Druckerey zu haben, gedrungen, aus Liebe sowohl für unser werthes Deutschland, als auch für unsere Landsleute, die bey jetzigen Zeiten Schaarenweise hier ankommen, diese neue Ausgabe zu besorgen." Die 12. und letzte Auflage ist 1802 in Leipzig erschienen. Durch die Untersuchung Driedgers gewinnen wir, da manche Auflage gegenüber der vorhergehenden mit der Entwicklung der Sprache mitzugehen bestrebt ist, ein Bild von der englischen Sprache des 18. Jahrhunderts, wie sie nach einem der verbreitetsten Lehrbücher in Deutschland gelehrt worden ist.

Aus den *Jubiläumsschriften* alter berühmter Gymnasien fällt für die Geschichte des französischen Unterrichts fast immer etwas Neues ab. So aus der für die *Ritterakademie zu Brandenburg* von 1905, die mir aber erst jetzt zugänglich geworden ist.[1]) Für jeden Kenner der Zeit ist es klar, daß sogleich an der neugegründeten Ritterschule das Französische eine große Rolle spielen mußte. Ihr erster Direktor war ja der bekannte Kemmerich, der gleich „bey Straffe" einschärfte, daß bei Tisch nur französisch gesprochen werden sollte. Anfangs gab es einen, 1720 aber schon drei französische maitres. Interessant sind die Angaben über die dort bis 1774 üblichen Schüleraufführungen. Zwar war die Grundsprache in den Stücken deutsch, doch wurden alle Repräsentationsreden, auch wenn sie mitten in der dramatischen Handlung stehen, französisch abgefaßt. Befremdlich ist, daß das Italienische erst sehr spät (1750—1765), das Englische überhaupt nicht in diesem Aktus vorkommt. In der Tat wurden beide Sprachen auf dem Ritterkolleg wenig gepflegt. Auch konnte man in diesen Schüleraufführungen „die schwere Kunst mit Frauenzimmern galant zu discouriren" bei dem Mangel an weiblichen Rollen nicht üben. Da mußten dann Gesprächsbücher aushelfen, wie der „Esprit de la cour", indem man ausführliche Muster solcher Unterhaltungen fand, z. B.: „on admire les yeux de Léonice" oder „on galantise une fille sçavante sur ce qu'elle est maladive" oder gar, „on cajolle Sinope sur la beauté de son sein!" Ein entgegengesetztes Bild für Französisch bietet die Festschrift der alten Gelehrtenschule, des *Joachimstalschen Gymnasiums.*[2])

Zwar finden wir hier dies Fach schon seit 1725 fortlaufend im Unterrichtsplan, jedoch hatte es vorläufig nur in den oberen Klassen seine Stelle. Auch findet sich im Reglement von 1767 ein mit 120 Thalern besoldeter französischer Sprachmeister. Aber 1808 vermißte Fr. Aug. Wolf, als

[1]) 1705—1905. Festschrift zur 200 jährigen Jubelfeier der Ritterakademie auf dem Dome zu Brandenburg a. H. Brandenburg 1905. Ad. Alterthum.

[2]) Erich Wetzel, Die Geschichte des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums. 1607—1907. Halle, Buchh. des Waisenhauses.

Digitized by Google

Visitator der Anstalt, jeglichen Unterricht im Englischen und Italienischen und sprach sich auch über das Französische so wenig günstig aus, daß daraufhin der Minister, Graf zu Dohna, in einem Bescheide erklärte, „daß das Joachimsthal in Anschauung des Unterrichts in den neueren Sprachen anderen Berliner Lehranstalten, besonders dem Köllnischen Gymnasium, nachstehe." Fakultativer italienischer Unterricht wurde dann von Meinecke eingerichtet und besteht bis heute. Von Versuchen, das Französische zu heben, ist auch noch später die Rede; es hatte dieses Fach hier immer einen besonders schweren Stand gegenüber dem Lateinischen, dem Mittelpunkt und der Seele des Unterrichts, in dem man stolz war mehr als die anderen Gymnasien zu leisten.

5. Geschichte.

Von **Alfred Heubaum.**

Hier haben wir drei vom selben Verfasser Felix Günther[1]) herrührende Abhandlungen zu erwähnen. Von der ersten, einer aus Lamprechts Schule stammenden Dissertation kommt für uns nur das 11. Kapitel in Betracht. Dies wie die beiden anderen Arbeiten behandelt im wesentlichen denselben Gegenstand, nämlich das Lehrbuch und den Unterricht der Geschichte im 18. Jahrhundert. Die Aufsätze bieten viel mehr als die frühere dürftige Dissertation von Gallandt.*) Besonders wertvoll ist die bibliographische Zusammenstellung der auf die historische Methode bezüglichen Schriften (Diss. S. 143). Auch die gut orientierenden Charakteristiken von den wichtigsten Lehrbüchern sind recht willkommen; einzelne werden schon von Schaumkell,**) ohne daß dessen der Verf. bei dieser Gelegenheit Erwähnung tut, beschrieben. Freilich kann auch Günthers Behandlung des Gegenstandes, wie es schon der geringe Raum gebietet, nicht vollständig sein. Besonders gilt dies von der Darstellung des Unterrichtsbetriebes, für die die Schulgeschichte nur ganz sporadisch und die Monumenta, so weit ich sehe, gar nicht herangezogen sind. In der Darstellung und Beurteilung der äußeren Unterrichtsorganisation, der einzelnen Schulgattungen und ihrer Entwicklung verrät der Verf., daß er sich auf einem ihm noch nicht völlig vertrauten Boden bewegt. Die Charakteristik Franckes und der Realschule und deren Stellung im Bildungswesen des 18. Jahrhunderts bedarf sehr der Korrektur. Beachtung der darüber vorhandenen Literatur hätte ihn eines bessern belehren können. — Auf die Charakteristik, die Windel von zwei

[1]) Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus. Diss. Leipzig, 1906. VI. 193 S. — Ders., Das Lehrbuch der Universalgeschichte im 18. Jahrhundert. Deutsche Geschichtsbl. Herausg. von Arnim Tille. Gotha, Perthes. Bd. 8. S. 263—278. — Ders., Der Geschichtsunterricht an den höheren Schulen Deutschlands im 18. Jahrhundert. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. usw. Bd. 20. S. 512—536.

*) Julius Gallandt, Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsunterrichts im Zeitalter der deutschen Aufklärung. Diss. Bern, 1900.

**) Ernst Schaumkell, Gesch. d. deutschen Kulturgeschichtschreibung. Leipzig, Teubner. 1905.

Digitized by Google

geschichtlichen Schulbüchern des 18. Jahrhunderts, nämlich dem Auszug aus der alten Geschichte von der Frau Le Prince de Beaumont, übersetzt von Joh. Adolf Schlegel, und von der Anleitung zur Universalhistorie von Joh. Friedr. Lorenz gegeben hat, weise ich nur hin.[1])

6. Geographie.

Von **Georg Lurz.**

Die historisch-geographische Literatur hat eine beachtenswerte Bereicherung erfahren durch die *Festschrift zum 16. deutschen Geographentag in Nürnberg (1907).* S. 1—20 führt uns Dr. Sigm. Günther,[2]) als Fachmann die gewohnte Meisterschaft zeigend, durch die Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, indem er in Kürze jene Männer kritisch würdigt, welche als Lehrer mathematisch-geographischer Disziplinen oder als Forscher längere oder kürzere Zeit im Nürnberger Gebiete lebten und um diese Wissenszweige sowie um ihre Pflege in der Schule sich verdient machten. Eine Illustration zu Günthers Ausführungen bildet der *Katalog der historisch-geographischen Ausstellung*[3]) des 16. deutschen Geographentages in Nürnberg. Die von dem Gymnasialprofessor Dr. J. Müller verfaßte erläuternde Beigabe zu diesem Kataloge, in welcher die Entwicklung der Nürnberger Kartographie vom Ausgang des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts dargestellt ist, umfaßt Seite 7—32. Ein ausführliches Einzelbild eines jener Männer, die Günther in übersichtlicher Kürze würdigt, nämlich des 1477 zu Karlstadt in Unterfranken geborenen *Joh. Schöner*, der am Nürnberger Gymnasium zwei Jahrzehnte lang Lehrer war und nach dem Urteile von Melanchthon, Camerarius u. a. als Mathematiker, Astronom und Geograph bedeutend war, entwirft uns in der oben genannten Festschrift S. 41—60 der Nürnberger Stadtbibliothekar und Archivar Dr. E. Reicke,[4]) ein den Freunden der Schulgeschichte ja wohlbekannter Autor.

7. Naturwissenschaften.

Von **Karl Matzdorff.**

Auf die Gestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an unseren Mittelschulen (den sog. höheren Schulen), aber auch z. T. auf den an unseren Volks- und Hochschulen haben die Arbeiten der *„Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“* seit der Anregung ihrer Begründung i. J. 1901 und nach dieser selbst i. J. 1904

[1]) Mittlgn. Jahrg. 18, S. 143—147.

[2]) Sigmund Günther, Dr., Die Schicksale der Erdkunde in Nürnberg. Festschrift zum 16. deutschen Geographentag in Nürnberg. Schriftleitung Dr. E. Reicke. S. 1—20. Nürnberg.

[3]) Joh. Müller, Katalog der historisch-geographischen Ausstellung des 16. deutschen Geographentages zu Nürnberg. Mit einer erläuternden Beigabe: Die Entwicklung der Nürnberger Kartographie vom Ausgang des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Nürnberg.

[4]) Emil Reicke, Dr., Aus dem Leben des Joh. Schöner, ersten Professors für Mathematik und Geographie in Nürnberg. Festschrift zum 16. deutschen Geographentag in Nürnberg. S. 41—60. Nürnberg.

Digitized by Google

in steigendem Maße Einfluß gehabt. Da diese Kommission ihre Tätigkeit beendet hat, nicht ohne in dem „Deutschen Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht" einen Arbeitsnachfolger erhalten zu haben, war es angebracht, die Ergebnisse ihrer Tätigkeit zusammenhängend darzustellen. Das ist nun geschehen, und Gutzmer[1]) hat einen Arbeitsbericht erstattet. Auch Schmid[2]) geht in der Einleitung eines Werkes über unsern Unterricht auf die Wirkungen der seit etwa 50 Jahren eingetretenen Einwirkungen wirtschaftlicher und sozialer Umwandlungen auf Weltanschauung und Lebensauffassung und das daraus entsprungene lebhafte Interesse für Erziehung und Unterricht ein, das eben jenen Bestrebungen den Arbeitsboden ebnete, und stellt weiter die Tätigkeit der Unterrichtskommission dar. Ferner beschäftigt sich Dannemann[3]) gleichfalls mit dem *Entwickelungsgang des naturwissenschaftlichen Unterrichts* seit seiner Begründung auf die Anschauung, also seit etwa 100 Jahren. Lay[4]) hat die Neuauflage seiner Methodik um einen Abschnitt bereichert, der die „Geschichte der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts in ihrem Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der Biologie und Geologie" bringt. Auf kurze Notizen über das Altertum und das Mittelalter folgt eine Darstellung der Neuzeit. Sie umfaßt die Entwicklung der Biologie und Geologie bis Linné, den naturgeschichtlichen Unterricht von Ratich bis Pestalozzi, die Biologie und Geologie bis zur Gegenwart, dann den Unterricht von Pestalozzi bis Roßmäßler und endlich die seitdem aufgetretenen Reformbestrebungen. In allen Abschnitten werden die maßgebenden Führer kurz gekennzeichnet. Im letzten vermissen wir zwei jüngst dahingeschiedene Männer, nämlich Karl Möbius und Ernst Loew, die in weit höherem Maße als die meisten der hier von Lay genannten Methodiker die Handhabung unseres Unterrichts gefördert haben.

Eine sehr interessante Einzelstudie lieferte Miltz,[5]) indem er den ersten Teil seiner Untersuchungen über *Das naturhistorische Museum und den wahlfreien naturwissenschaftlichen Unterricht am Marienstifts-Gymnasium zu Stettin* veröffentlichte. Sie ist ein sehr erfreuliches Gegenstück zu Landsbergs Arbeit (s. Ber. f. 1906, S. 122). Jene beiden Einrichtungen gaben und geben dem Marienstifts-Gymnasium ein sehr eigenartiges Gepräge. Verf. geht hier zunächst auf den Unterricht ein. Von 1647 bis 1802 erteilte ihn ein Professor der Medizin, der zugleich Schularzt war. In

[1]) A. Gutzmer, Die Tätigkeit der Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Gesamtbericht. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1908. XII, 322 S.

[2]) Bastian Schmid, Der naturwissenschaftliche Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Naturwissenschaften. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 352 S.

[3]) Friedrich Dannemann, Der naturwissenschaftliche Unterricht auf praktisch-heuristischer Grundlage. Hannover und Leipzig. Hahn. XII, 366 S.

[4]) W. A. Lay, Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts und Kritik der Reformbestrebungen. Leipzig, E. Nägele. VIII, 164 S.

[5]) Otto Miltz, Das naturhistorische Museum und der wahlfreie Unterricht inden beschreibenden Naturwissenschaften am Marienstifts-Gymnasium zu Stettin. Progr. dieses Gymnasiums. 47 S.

Digitized by Google

jenem Jahre wurde auf Anregung des bekannten Rektors Mikraelius, der bis dahin u. a. auch Zoologie (nach Aristoteles) gelesen hatte, mit der neu errichteten Professur Kirchstein betraut. Er behandelte u. a. auch Gesundheitslehre. Übrigens vertrat ihn gelegentlich der Philologe und Dichter Schaewius, der sogar am Leichnam demonstrierte. Der Nachfolger Zander will Botanik nicht nach Plinius, sondern nach der Natur treiben und fordert darum einen botanischen Garten. Königin Hedwig Eleonore schenkt 1667, als das in Verfall geratene Pädagogium als regium gymnasium Carolinum neu eröffnet wird, für ihn einen Platz. Er ist 3 Morgen groß und mit 94 Obstbäumen besetzt. Fünf Jahre später läßt Zander einen Catalogum der Kräuter, die in dem Garten vorhanden, drucken. Es sind 557 Arten. Für die anatomischen Vorführungen fordert er, ihm die erforderlichen Leichen stets zur Verfügung zu stellen. Doch klagt schon sein Nachfolger Lembke, daß von allen diesen Einrichtungen nichts mehr vorhanden sei. Das Jahr 1677 hatte eben auch diese Kulturerrungenschaften vernichtet. Lembke trieb Anatomie an Kaninchen und anderen Tieren und stellte den Garten wieder her, für den 1702 ein eigener Gärtner bestellt wurde. Wie ihre Vorgänger, so wurden auch Lembkes Nachfolger Luther (1705—1717), dessen Nachfolger Pfeiffer (1717—1721), dann Crüger (1721—1741), Ungnade (1741—1762) und Rhades (1762—1772) sehr gering besoldet. Dieser Umstand nötigte immer wieder die medizinischen Professoren, ihren ärztlichen Beruf in den Vordergrund zu stellen. Nicht selten hört man auch Klagen über die Faulheit der Studierenden. Trotzdem haben diese Männer immer aufs neue ihren Unterricht zu beleben und namentlich durch Ausflüge, Demonstrationen und Übungen zu fördern nicht verabsäumt. Kölpin, der 1772 eintrat, wird nicht mehr als Professor der Medizin, sondern der Naturgeschichte bezeichnet. Er schuf einen Naturgeschichtsunterricht, der in vier Wochenstunden 30 Jahre hindurch am akademischen Gymnasium erteilt worden ist. Er entsprach dem von Spalding und Sulzer ausgearbeiteten, vom Minister von Zedlitz erlassenen „Entwurf einer verbesserten Einrichtung des Gymnasii zu Alten-Stettin", in dem die Naturgeschichte zu den allgemeinen, für alle Gymnasiasten verbindlichen Lektionen gezählt wurde. Interessant sind die Einzelheiten des Lehrplans, den dieser Entwurf bringt. Der Professor wird auch ausdrücklich angewiesen, alles „durch wirkliches Vorzeigen" kennen zu lehren. Kölpin hat denn auch das „Naturalienkabinett des Gymnasiums" begründet und gut gefördert. Über seinen Unterricht kann Verf. vielerlei Stoff mitteilen; wir müssen hierfür auf seine Ausführungen verweisen, so sehr auch vieles daraus vortrefflich anmutet. Leider wurde schon 1797 angeordnet, nach Kölpins Tode seine Stelle nicht wieder zu besetzen. Dieser trat 1801 ein. Trotzdem wirkte Lehmann als Nachfolger in seinem Sinne weiter, bis 1805 das akademische Gymnasium aufgehoben und mit dem Rats-Lyzeum vereinigt wurde. Damit wurde der Unterricht in der Naturgeschichte auf die Unterstufe verwiesen, und seitdem ist, trotz der Instruktion von 1812, die Naturgeschichte niemals wieder Gegenstand der Prüfung im Abiturienten-

Digitized by Google

examen gewesen. Der Unterricht in Anatomie, populärer Arzneikunde und Diätetik aber, den Lehmann nach einer Verfügung von 1804 noch geben sollte und der nur für geeignete Schüler bestimmt war, verfiel nicht gänzlich, sondern lebte gelegentlich wieder auf und wurde 1827 nach Lehmanns Tod durch Rhades als „Arzt und außerordentlichen Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium" fortgesetzt und zwar in Form eines nicht lehrplanmäßigen biologischen Kurses auf der Oberstufe. In gleicher Weise wirkten 1837—1843 Schmidt und 1843—1880 Behm. Mit seinem Tode erlosch die Tätigkeit der langen Reihe ärztlicher Lehrer. 1881 erhielt der Lehrer der Naturgeschichte Müller den Auftrag, freiwillig sich meldenden Sekundanern und Primanern in zwei Wochenstunden Naturgeschichte zu lehren. Damit kam dieser Unterricht in die Hände eines der Lehrer des Gymnasiums und zugleich in die des Verwalters der Schulsammlungen.

Dem Andenken *Friedrich Traugott Kützings* widmet Schumann[1]) ein Gedenkblatt. Kützing war einer der Männer, die, zugleich Führer und Bahnbrecher auf wissenschaftlichem Felde und erfolgreiche Gymnasiallehrer, nur im deutschen Sprachgebiete zu finden sind. Er gehörte dem Realgymnasium zu Nordhausen volle 48 Jahre an, von 1835 bis 1883, also eine Zeitspanne, die, an und für sich schon lang, noch dazu die größten Umwälzungen auf dem Gebiete des Schulwesens seiner Lehranstalt gezeigt hat. Neben seinen bekannten großen wissenschaftlichen Arbeiten finden wir auch pädagogisch-methodische Schriften. Entgegen Lüben und Burmeister schlug er 1837 vor, in jedem Jahreskurs nebeneinander Pflanzen, Mineralien (im Sommer) und Tiere (im Winter) zu behandeln, mit Betonung zunächst der Familien-, dann der Gattungs- und zuletzt der Artmerkmale. Übrigens schuf er ein Kompendium der Naturgeschichte, ein Lehrbuch der Chemie und Elemente der Geographie, diese im Sinne Ritters. 1850 wandte er sich gegen Befürchtungen, die man den Realschulen entgegenbrachte, mit einer umfangreichen Abhandlung über die Naturwissenschaften in den Schulen als Beförderer des christlichen Humanismus. Wahrlich, eine reiche Arbeit in pädagogischer Praxis und Theorie, die er neben der größeren der Wissenschaft gewidmeten in einem gesegneten Leben geleistet hat.

Einen Abriß der *Entwicklung des Lehrmittelwesens* geben in einem größeren Werke Schlauer und Leichner.[2]) In anschaulicher Weise führen sie aus, welche gewaltigen Fortschritte in Darstellung und Ausführung seit etwa 30 Jahren Präparate, Modelle und Bildwerke erfahren haben.

Auf die Aufsätze über den naturwissenschaftlichen Unterricht in Reins Enzyklopädie kann hier nur hingewiesen werden, da sie dem Berichterstatter trotz vieler Bemühung nicht zugänglich waren.

---

[1]) Wilhelm Schumann, Friedrich Traug. Kützing. Progr. Königl. Realgymn. Nordhausen. 33 S.

[2]) Gustav Schlauer und Julius Leichner, Die Lehrmittelsammlung der Volksschule. Wien, A. Pichlers Wwe. u. Sohn. 1906. VIII, 216 S.

Digitized by Google



8. Mathematik und Physik.

Von **Franz Pahl.**

Die Vorliebe für geschichtliche Studien, die dem gesamten wissenschaftlichen Leben unserer Zeit sein eigentümliches Gepräge verleiht, tritt auch in der Mathematik von Jahr zu Jahr stärker hervor. Die von den Wortführern auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts schon seit mehr als einem Jahrzehnt mit immer größerem Nachdruck erhobene Forderung, daß jeder Mathematiker sich auch mit der Geschichte seines Unterrichtsfachs eingehend beschäftigen möge, steht ohne Zweifel mit jenen charakteristischen Bestrebungen des „saeculum historicum" in engem Zusammenhang und zieht jetzt immer weitere Kreise in diese Wellenbewegung auf geistigem Gebiet hinein. Schon beginnen die Lehrer der Mathematik an den höheren Schulen es als ein Bedürfnis zu empfinden, sich mit der Geschichte ihres Lehrfachs vertraut zu machen, ihre Einsicht in seinen Entwicklungsgang zu vertiefen, um so auch ihrem eigenen Unterricht größere Tiefe zu geben, für ihn neue Anregungspunkte zu gewinnen, ihn immer lebendiger und fruchtbringender zu gestalten. Daher gewinnen für den heutigen mathematischen Unterricht alle Werke und Schriften immer größere Bedeutung, die sich mit der Geschichte der Mathematik oder einzelner hervorragender Mathematiker beschäftigen. Unter den Erscheinungen des Jahres 1907 sind hier in erster Linie Cantors[1] *Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik* zu nennen, deren erster Band nunmehr schon in dritter Auflage uns vorliegt. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man an dieser Stelle den hohen wissenschaftlichen Wert dieses Buches besonders hervorheben. Dieser ergiebt sich schon aus der bloßen Tatsache, daß 13 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage, gleichzeitig mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Vorlesungen", schon eine zweite Auflage des ersten Bandes nötig wurde, und daß weitere 13 Jahre später schon die uns vorliegende dritte Auflage erschienen ist, bevor noch das ganze Werk mit dem vierten Bande seinen Abschluß erreichte. Dieser Schlußband wurde gelegentlich des vierten internationalen Mathematiker-Kongresses in Rom den dort aus allen Teilen der Welt erschienenen mehr als 600 Vertretern dieser Wissenschaft überreicht, und es ist ein weiteres Zeichen für die allgemeine hohe Wertschätzung, deren sich die historischen Arbeiten des Heidelberger Forschers erfreuen, daß auf einstimmigen Beschluß dem greisen Verfasser, den sein hohes Alter gehindert hatte, persönlich beim Kongreß in Rom zu erscheinen, telegraphisch der Dank der Versammlung ausgesprochen wurde.

13 Jahre lassen jedoch auch auf einem so speziellen Forschungsgebiet wie dem der Geschichte der Mathematik ihre Spuren zurück; und da Cantor, wie er im Vorwort betont, pflichtgemäß alle Ergebnisse verwertet, die „neue

---

[1]) Moritz Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1200 n. Chr. Mit 114 Figuren im Text und 1 lithograph. Tafel. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 941 S.

Digitized by Google

Bearbeitungen des geschichtlichen Bodens gewonnen haben oder gewonnen zu haben wähnen" und den augenblicklichen Stand aller noch offenen Fragen auf diesem Forschungsgebiet beleuchtet, so prägt sich dies auch in der neuen Auflage des ersten Bandes seiner „Vorlesungen" aus. Freilich sind es nicht gerade fundamentale Umwälzungen oder neue Ergebnisse von ganz hervorragender Wichtigkeit, die die Seitenzahl des Buches um etwa 60 vermehren: kein neues Kapitel ist hinzugekommen, sondern es haben lediglich die Kapitel über die Mathematik der alten Ägypter, über Heron von Alexandria, über die römischen Agrimensoren, über die Mathematik bei den Indern und Arabern, über Gerbert und die mittelalterlichen Klostergelehrten einige Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren. Auch in der Anordnung des Stoffes weicht die dritte Auflage von der zweiten ab, insofern die Mathematik der alten Babylonier in jener an erster Stelle behandelt wird, während diese mit der Mathematik der alten Ägypter beginnt. Welche Gründe ihn zu dieser Umstellung bewogen haben, gibt Cantor nicht an; jedenfalls will er durch diese Anordnung der Anschauung Ausdruck geben, daß die babylonische Mathematik sich wohl noch vor der ägyptischen entwickelt hat, von Ägypten her kein Einfluß auf die Entwicklung der Mathematik bei den alten Chaldäern nachweislich ist, dagegen das Umgekehrte eher stattgefunden haben kann.

Dem Lehrer der Mathematik kann es für seinen Unterricht übrigens ganz gleichgültig sein, ob Heron von Alexandria im ersten oder im zweiten Jahrhundert vor Christus gelebt hat, ob die Geometrie des Boethius das Werk eines Fälschers ist oder nicht; derartige Untersuchungen, die Cantor mit aller Gründlichkeit eines Gelehrten anstellt, sind für den Lehrer völlig belanglos. Für ihn, dessen Lehrgebiet an unseren höheren Schulen im wesentlichen die Elementarmathematik ist und bleiben wird, liegt der große Wert des ersten Bandes der Cantorschen Vorlesungen darin, daß er hier eine Geschichte der allmählichen Entwicklung der Elementarmathemathik bei allen Kulturvölkern findet, wie sie vollständiger und gründlicher nicht gewünscht werden kann. Die Entstehung der Zahlzeichen und Zahlsysteme, des Sexagesimal-, Duodezimal- und Dezimalsystems, die Entwicklung des Kolumnenrechnens bei den westlichen Kulturvölkern, die Einführung der Null und des Stellenwertes und die Entwicklung des Ziffernrechnens bei den Indern, die Entstehung der Geometrie bei den Ägyptern und Griechen aus den praktischen Bedürfnissen der Feldmeßkunst und Baukunst, die beispiellos glänzende Entwicklung dieser Wissenschaft bei den Griechen, der pythagoräische Lehrsatz und seine Geschichte sowie die interessanten späteren Beweise dieses Satzes bei den Ägyptern und Indern, die mathematischen Großtaten eines Euklid, Archimedes, Eratosthenes und Apollonios, ganz zu schweigen von den Leistungen anderer Männer, wie Platon, Hippokrates, Nikomedes, Diokles, Heron, Pappus, die ersten Anfänge der Buchstabenrechnung bei den Alten, ihre arithmetischen und zahlentheoretischen Kenntnisse, ihre Methode, die Quadratwurzel und Kubikwurzel aus beliebigen Zahlen mit Hilfe ge-

Digitized by Google

wöhnlicher Brüche angenähert zu finden, das Bestreben der griechischen Mathematiker, ihr Wissen durch praktische Anwendungen der Allgemeinheit nützlich sowie für den einzelnen vergnüglich zu machen, die Feldmeßkunst und die Astronomie des Altertums, vor allen Dingen die Geschichte der drei großen Probleme, an denen die Mathematik des Alterstums, wie auch der Neuzeit, sich entwickelt hat: die Quadratur des Kreises, d. h. die Bestimmung der Zahl π, das delische Problem, d. h. die Verdoppelung des Würfels und die Dreiteilung des Winkels, die geometrische Lösungsmethode der Gleichungen zweiten, ja sogar dritten Grades, Herons arithmetische Lösung der Lösung zweiten Grades, die Entwicklung der Lehre von den Gleichungen bei den Indern, die Verschmelzung indischer und griechischer Mathematik bei den Arabern, die Bedeutung dieses Volkes für die Mathematik und für die Übermittlung der mathematischen Wissensschätze an das Abendland, die Entstehung des Begriffs Algebra, alles dieses macht den ersten Band der Cantorschen Vorlesungen zu einer schier unerschöpflichen Quelle neuer Anregungen, die der Lehrer bei seinem Unterricht fruchtbringend verwerten kann. Nicht nur, daß er mit historischen Hinweisen, für welche die Schüler der oberen Klassen stets empfänglich und dankbar sind, seinen Unterricht beleben kann, sogar auch hinsichtlich der Methodik, sei es der Art der Darbietung eines Lehrsatzes, oder der Entwicklung der Lösung einer Aufgabe, läßt sich aus dem Studium des uns vorliegenden Buches Gewinn ziehen. Ganz abgesehen davon, daß auch dem Lehrer erst mit dem Einblick in das geschichtliche Werden der Erkenntnis das beste Verständnis für das Gewordene kommt. Vor allen Dingen aber erkennt man aus der Cantorschen Darstellung den Zusammenhang aller Kulturarbeit, und man vermag dann auch dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen, daß der in den mathematischen Lehrstunden übermittelte Wissensschatz aus einem Strome geschöpft ist, dessen Quellen bis in die vorgeschichtliche Zeit hineinreichen und zu dem die Geistesarbeit sämtlicher Kulturvölker Zuflüsse geliefert hat, bis er zu der breiten Mächtigkeit angeschwollen ist, mit der er unser gegenwärtiges Kulturleben durchzieht.

Als ein besonderer Vorzug des Werkes von Cantor ist hervorzuheben, daß er in ihm überall bemüht ist, der Geschichte der Mathematik innerhalb des Rahmens der allgemeinen Geschichte den richtigen Platz anzuweisen, um den eigentlichen Gegenstand der Darstellung durch diese Umrahmung herauszuheben, ähnlich wie man den Eindruck eines guten Bildes dadurch heben kann, daß man es mit dem passendsten Rahmen umgibt. Man hat beim Lesen nicht das Gefühl, daß man es mit der Geschichte einer einzelnen Disziplin menschlischen Wissens zu tun hat, sondern mit der Entwicklungsgeschichte menschlichen Geistes und menschlicher Erkenntnis überhaupt. Überall findet man die Geschichte der Mathematik mit politischen und wirtschaftlichen Zuständen in Zusammenhang gebracht und vermöge dieser glücklichen Hineinbringung von Ursache und Wirkung in die Geschichte der sonst als trocken ver-

Digitized by Google

schrieenen mathematischen Wissenschaft vermeidet Cantor die störende Klippe einseitiger Langweiligkeit.

Wie die Sprache durchweg von wohltuender Klarheit und Schlichtheit ist, so hält sich die Darstellung frei von jeder gehässigen Polemik, die meist nur auf Kosten objektiver Beurteilung die eigene Ansicht über einen strittigen Punkt zur Geltung bringen will; überall spürt man dagegen, daß der Verfasser von dem aufrichtigen Streben durchdrungen ist, durch seine Darstellung zur Erkenntnis der Wahrheit beizutragen.

Mit Recht sagt daher der Straßburger Professor Max Simon[1]) in seinem Buch über die *Entwicklung der Elementar-Geometrie im 19. Jahrhundert:* „Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik sind das Hauptwerk des Jahrhunderts, und sie werden es bleiben, auch wenn die von seinem Werk ausgehende Einzelforschung nachweist, daß er in sehr vielen Fällen geirrt hat.“ Das eben angeführte Buch Simons hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Ursprünglich war es für die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften bestimmt, wie der Verfasser in seinem Vorwort berichtet, allein Herr Klein lehnte schließlich das Referat in der ihm von Simon gegebenen Form ab. Damit jedoch die äußerst mühevolle und auch verdienstvolle Arbeit nicht weiteren Kreisen verloren ging, so erschien sie als ein Ergänzungsband des Jahresberichts der Deutschen Mathematiker-Vereinigung. Die Gründe jener Ablehnung liegen jedenfalls lediglich in der äußeren Form, die der Verfasser seinem Bericht gegeben hat. Es ist keine in sich geschlossene, fortlaufende Darstellung der Entwicklung der Elementargeometrie, sondern nur ein durch kurze, zusammenfassende Besprechungen unterbrochener, unendlich reichhaltiger Quellennachweis für sämtliche zur Elementargeometrie gehörigen Abschnitte, Lehrsätze und Aufgaben, in dem mehr als 2000 größere Werke, kleinere Schriften und Abhandlungen zitiert sind. Es ist selbstverständlich, daß bei so vielen Zitierungen Versehen und Irrtümer mit unterlaufen; ihre freilich recht erhebliche Zahl ist in erster Linie wohl aus den Zetteln zu erklären, auf denen die Zitate vermerkt standen und die nach des Verfassers eigenem Geständnis sich in einem schlechten Zustand befanden. Auch hat E. Lampe, der zu den größten Kennern mathematischer Literatur gehört und der, nach dem Vorwort, sich der „überaus mühevollen Korrektur“ unterzogen haben soll, tatsächlich nur einen Teil der Druckbogen durchkorrigiert. Allein weder wurde seinen Vorschlägen zu einer systematischen Änderung der Zitate Folge gegeben, noch erhielt er die zu einer gründlichen Revision und Berichtigung nötige Zeit, sonst wären jene Fehler wohl auf ein Minimum reduziert worden.

Über alle wichtigen Fragen, Lehrsätze und Aufgaben der Elementargeometrie, einschließlich der Stereometrie und Trigonometrie, findet der Lehrer einen alle Erscheinungen bis 1900 nahezu erschöpfenden Quellennachweis. Behufs leichterer Orientierung ist das ganze Gebiet in mehr

[1]) Max Simon, Über die Entwicklung der Elementargeometrie im 19. Jahrhundert. Mit 28 Figuren im Text. Leipzig. B. G. Teubner. Gr. 8⁰. 276 S. 8 M.

Digitized by Google

als 30 Abschnitte eingeteilt, deren Überschriften leicht erkennen lassen, wo man Auskunft über eine bestimmte Sache finden kann. Dasselbe Prinzip ist wieder innerhalb einzelner größerer Abschnitte befolgt. Der Reihe nach werden so z. B. die Methodik, die Lehrbücher und Aufgabensammlungen sämtlicher europäischen Länder und Nordamerikas, das Parallelenaxiom, die Quadratur des Zirkels, das Problem der Kreisteilung und das der Trisektion des Winkels, die Inversion, die Probleme von Apollonios, Castillon und Malfatti, der Feuerbachsche Kreis, die merkwürdigen Punkte im Dreieck, der Eulersche Satz, die Sätze von Menelaos, Ceva, von Pascal und Brianchon, die Formeln und Sätze der ebenen und der sphärischen Trigonometrie behandelt. Jeder Einzelabschnitt beginnt mit einer kurzen historisch-kritischen Besprechung, die sofort den Kern der Sache bloßlegt, ihr zeitlich erstes Auftreten feststellt, und diese Besprechungen bilden den Hauptreiz des Buches. Oft im Lapidarstil gehalten, lassen sie die kräftige Eigenart des Verfassers erkennen und schon beim Lesen weniger Sätze drängt sich uns die Überzeugung auf, in Simon es mit einem Manne zu tun zu haben, der wie wenig andere dazu berufen war, die Geschichte der Elementargeometrie zu behandeln.

Damit soll jedoch durchaus nicht gesagt sein, daß wir ohne weiteres den Ansichten des verdienstvollen Verfassers der Methodik und Didaktik des mathematischen Unterrichts in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre überall zustimmen. Es sei vielmehr an dieser Stelle energischer Einspruch gegen eine Behauptung Simons erhoben, die die preußische Unterrichtsverwaltung einer schier unerträglichen Fesselung des Lehrers hinsichtlich seiner Bewegungsfreiheit im Unterricht beschuldigt. Es heißt bei Simon (S. 26): „In Frankreich ist die Schule viel früher reglementiert worden, und dort ist die umgekehrte Bewegung eingetreten. Unter Napoleon III. rühmte sich der Unterrichtsminister, daß zur bestimmten Stunde des bestimmten Tages das bestimmte Kapitel des Cäsar, der festgesetzte Satz des Legendre durchgenommen würde. Seit 1870 geht eine entschiedene Strömung dahin, die Lehrer zu entfesseln. In Deutschland, speziell in Preußen, scheint dagegen der Napoleonische Lehrautomat zur Zeit das Ideal zu sein.“

Dies ist derselbe, man möchte beinahe sagen gehässige Ausfall gegen den Unterrichtsbetrieb auf preußischen Lehranstalten, wie ihn Simon 1904 beim internationalen Mathematikerkongreß in Heidelberg auf einer Sitzung der pädagogischen Sektion machte, wo er von einem „Gamaschendienst“ im mathematischen Unterricht der preußischen höheren Schulen sprach. Der Verfasser des vorliegenden Berichts ist selbst 20 Jahre lang als Lehrer der Mathematik tätig, aber er hat noch niemals eine auch noch so geringe Beschränkung in der Lehrfreiheit gespürt, und in seinem Unterricht sich nach vollem Belieben innerhalb der Grenzen bewegen dürfen, die ein verständiger Pädagoge sich selber steckt. Von einem „Gamaschendienst“ kann auch bei den preußischen Lehrern der Mathematik keine Rede sein. Ja, man könnte diesen Vorwurf auf Simon selbst zurückschleudern. In

Digitized by Google

seiner vorhin erwähnten Methodik und Didaktik spricht Simon hinsichtlich der Vorbereitung des Lehrers auf die Unterrichtsstunde die Forderung aus: Der Lehrer muß, ehe er die Klasse betritt, genau wissen, welche Frage er welchem Schüler fünf Minuten vor Schluß vorlegt. Erinnert dieser Satz nicht unwillkürlich an den von Simon so scharf gegeißelten Ausspruch des napoleonischen Unterrichtsministers? Würde die Befolgung dieser Vorschrift nicht auch zu einem „Napoleonischen Lehrautomaten" führen, der für die Entwicklung des jugendlichen Geistes unheilvoll sein würde?

Simons äußerst lebhaftes Temperament reißt ihn im heiligen Eifer für die von ihm vertretene Sache leicht zu solchen Übertreibungen hin. So äußert er sich auch über Cantors Darstellung der indischen Geometrie gelegentlich der Besprechung des Pythagoras kurz absprechend dahin, daß sie durch die Forschungsergebnisse Schröders und Bürks umgeworfen wird, daß dieser Satz dem Pythagoras ab- und den Indern zugesprochen werden muß, daß das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Indern und Griechen umzukehren sei. So sehr auch der Verfasser hier geneigt ist, Simon zuzustimmen, so hat doch Cantor, der in der vorhin besprochenen dritten Auflage die indische Mathematik infolge der erwähnten Veröffentlichungen Schröders und Bürks einer Umarbeitung unterzogen hat, sich nicht dazu entschließen können, seinen Standpunkt vollständig aufzugeben, und die von ihm geltend gemachten Gründe und Bedenken sind wohl beherzigenswert.

Einerlei, wie man auch über Simon denken mag, so ist es doch lebhaft zu bedauern, daß er den in seinem Buche angehäuften Stoff nicht zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet hat. Die zweischneidige Schärfe seines Urteils, die Kraft seiner Darstellungsweise, die Energie seines Angriffs und seiner Abwehr, würden ein solches Buch zu einer Quelle hohen Genusses für den Leser machen und ein Strom neuer Anregungen würde von ihm ausgehen. Freilich erkennt man auch aus Simons Bericht, daß die Entwicklung der Elementargeometrie im 19. Jahrhundert zusammenhängend und nach allen Seiten hin erschöpfend darzustellen, eine Riesenarbeit sein würde, und so müssen wir es Simon Dank wissen, daß er die Fundamente eines solchen Baues in mächtigen Umrissen gelegt und das zu seiner Vollendung nötige Rohmaterial heranzuschaffen versucht hat.

Unter dem Abschnitt 6: Quadratur des Zirkels trägt bei Simon ein besonderer Absatz die Überschrift: Lunulae Hippokratis. Der unter diesem Namen gehegte historische Schatz wird hier nun zwar nicht vollständig entwertet, er hat noch ein gewisses Anrecht auf diesen Namen, allein der in den Lehrbüchern als „lunulae Hippokratis" mitgeteilte Lehrsatz rührt in der ihm dort gegebenen Fassung jedenfalls nicht von Hippokrates von Chios her. Simon verweist nachdrücklich auf Rudio, der nicht weniger als vier Studien über diesen bedeutenden alten Geometer veröffentlicht hat, die teils in der Bibliotheca Mathematica, Jahrg. 1902 u. 1903, teils in der Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich (1905) erschienen sind. Zu diesen Abhandlungen, denen gemäß auch Cantor in der

Digitized by Google

dritten Auflage seiner Vorlesungen den Abschnitt über Hippokrates vollständig umgearbeitet hat und die Hippokrates von dem Vorwurf zu reinigen bestimmt sind, daß er gemeint habe, mit seinen Möndchen das Problem der Quadratur des Zirkels gelöst zu haben, fügt nun noch Rudio[1]) die vollständige Herausgabe des *Berichts des Simplicius über die Quadraturen des Antiphon und des Hippokrates* im Originaltext nebst gleichzeitiger Übersetzung hinzu. Diese Übersetzung ermöglicht es auch dem Nichtphilologen, sich über den geistvollen Kommentar zu einer geistreichen Bemerkung in Aristoteles Physik zu freuen. Diese Bemerkung, die übrigens wohl dazu geeignet ist, vom Lehrer mit Schülern der Oberklassen eingehend besprochen zu werden, bezieht sich auf den Unterschied zwischen Sätzen, die man widerlegen soll und denen, die man nicht zu widerlegen braucht. „So ist es zum Beispiel," sagt Aristoteles dort, „Sache eines Geometers. die Quadratur des Kreises mittels der Segmente zu widerlegen, die des Antiphon aber zu widerlegen ist nicht Sache des Geometers." Da wir in unseren höheren Schulen bei der elementaren Berechnung der Zahl π von dem Umfang des eingeschriebenen regelmässigen e-Ecks zu dem des 2 e-Ecks übergehen und so fort, bis wir das Verhältnis des Umfangs zum Durchmesser mit immer größerer Genauigkeit ermitteln, so ist es eigentlich die Pflicht jedes Lehrers, darauf aufmerksam zu machen, daß wir auf diese Weise niemals den Kreis tatsächlich erreichen, daß daher Antiphon einen Trugschluß begeht, wenn er sagt, das Polygon wird nach Erschöpfung der Fläche sich schließlich mit dem Kreise decken, und da jedes Polygon quadrierbar ist, so ist auch der Kreis quadrierbar. Antiphon hebt eben ein Grundprinzip der Geometrie auf, das besagt, daß jede Größe bis ins Unendliche teilbar ist, und aus diesem Grunde meint eben Aristoteles, daß es nicht die Sache eines Geometers sei, ihn zu widerlegen. Die von Aristoteles herangezogene Quadratur des Kreises durch Segmente hat man auf Hippokrates bezogen, allein wir können uns nun, Dank der Herausgabe des Simplicius durch Rudio, selbst überzeugen, daß Hippokrates dieser Vorwurf zu Unrecht gemacht wird. Dieser hat es nur unternommen, bestimmte „Möndchen" zu quadrieren, nämlich solche, deren Segmente ähnlich sind und bei denen die Quadrate der Sehnen sich verhalten wie 1 : 2, 1 : 3, 2 : 3. Diese Quadrierungen, ebenso wie die der Summe eines Kreises und eines Möndchens, sind durchaus einwandfrei, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, sich in die Betrachtungsweisen zu vertiefen, durch die man vor nunmehr fast 2400 Jahren zur Erkenntnis geometrischer Wahrheiten gelangte.

Besonders wertvoll wird Rudios Arbeit noch durch die Einleitung, die einen zum Verständnis des folgenden nötigen, interessanten Erläuterungsbericht gibt, und durch den Anhang, der uns eine Geschichte des Problems der Kreisquadratur bei den Ägyptern und bei den Griechen vor Euklid bringt, und in dem aus allen griechischen Schriftstellern die

[1]) Ferdinand Rudio, Der Bericht des Simplicius über die Quadraturen des Antiphon und des Hippokrates. 1. Heft der Urkunden zur Geschichte der Mathematik im Altertum. Leipzig. B. G. Teubner. 16°. 184 S.

Digitized by Google

einschlägigen Stellen als ergänzende Urkunden in griechischem Texte und deutscher Übersetzung dem Berichte des Simplicius hinzugefügt sind.

Rudio hat seine Arbeit Hermann Diels gewidmet, ohne dessen vorher erschienene kritische Textausgabe des Simpliciusschen Kommentars ihm seine Herausgabe kaum möglich geworden wäre. So bildet die Geschichte den neutralen Boden, auf dem sich der Philologe und der Mathematiker, die sich in bezug auf die Fragen des höheren Schulwesens so oft in grimmer Fehde gegenüber gestanden haben, zu gemeinsamer fruchtbringender Arbeit die Hand reichen.

Der erste Band der Cantorschen Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik reicht bis zum Jahre 1200, und in seinem letzten Satze wird auf die beiden Männer hingewiesen, die im späteren Mittelalter die Träger der mathematischen Wissenschaft werden, Leonardo aus Pisa und Jordanus Nemorarius. Der letztgenannte ist wahrscheinlich identisch mit dem zweiten Ordensgeneral des Dominikaner-Ordens, Jordanus Saxo, von dem es feststeht, daß er sich wegen seiner hervorragenden mathematischen Kenntnisse einen Namen gemacht hat und der aus den „Wäldern des Eggegebirges" im Paderbornschen gebürtig auch den Beinamen Nemorarius führt. Mit einer *Algorithmusschrift dieses Nemorarius* beschäftigt sich Eneström[1]) in einer kurzen Studie, die in der Zeitschrift für Geschichte der mathematischen Wissenschaften Bibliotheca Mathematica erschienen ist. Nach sorgfältiger Vergleichung dieser von ihm „Opus numerorum" genannten Schrift mit einer andern: „Demonstratio Jordani de algorithmo" und mit dem ebenfalls dem Jordanus zugeschriebenen Algorithmus demonstratus, der die Spezies in ganzen Zahlen, die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel, die Lehre von den gemeinen und sechzigteiligen Brüchen und die Proportionen enthält, kommt Eneström zu dem Schluß, daß dies Opus numerorum aller Wahrscheinlichkeit nach die ursprüngliche Schrift ist und der in ihr enthaltene Stoff von Jordanus durch die späteren Bearbeitungen der demonstratio Jordani und des Algorithmus demonstratus allmählich erweitert wurde.

Auf Nemorarius gehen auch nachweislich die algebraischen Schriften zurück, deren sich Johannes Widmann von Eger bediente, der zuerst Vorlesungen über Algebra an einer deutschen Universität hielt und der zuerst die Zeichen + und — im Drucke gebrauchte. Über das Leben dieses Mathematikers, der namentlich durch sein 1489 erschienenes Rechenbuch „Behende und hübsche Rechnung auf allen kauffmannschafft" bekannt ist, wissen wir nur, daß er 1480 im Wintersemester in Leipzig immatrikuliert, 1482 Baccalaureus und 1485 Magister wurde und nachher an dieser Universität Vorlesungen über Algebra hielt. In den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" teilt nun Franz

[1]) G. Eneström, Über eine dem Jordanus Nemorarius zugeschriebene kurze Algorithmusschrift. In: Bibliotheca mathematica, VIII. Bd., 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

Wilhelm[1]) mit, daß er wahrscheinlich identisch mit einem Johann von Eger ist, der 1461 einen Prager Kodex abgeschrieben hat, und daß Widmann, bevor er zur Hochschule ging, erst in verschiedenen Kanzleien, darunter auch in der des Prager Erzbischofs zu Bischofteinitz, beschäftigt gewesen ist.

Am Ausgange des Mittelalters ragt unter den deutschen Mathematikern als geistiger Erbe des großen Regiomontan (1436—1476) der Nürnberger Johannes Werner (1468—1528) hervor. Als Pfarrer in seiner Heimatsstadt angestellt, beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit mathematischen, astronomischen und geographischen Studien, und so ist er der Herausgeber vieler für die Geschichte der Mathematik jenes Zeitraumes wichtigen Schriften, von denen leider einige verloren gingen. Vor allen Dingen beklagte der um die Geschichte der Trigonometrie hochverdiente Münchener Professor v. Braunmühl in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Trigonometrie den Verlust des von Werner verfaßten Buches über sphärische Trigonometrie. Nun ist es einem seiner Schüler, Axel Anthon Björnbo[2]) gelungen, die verloren gegangenen *libri quattuor de triangulis sphaericis Joannis Werneri* in einer Handschrift der Vatikanischen Bibliothek in Rom wieder aufzufinden, und er hat eine Textausgabe dieses für die Entwicklungsgeschichte der Trigonometrie so wichtigen Dokumentes herausgegeben. Das erste Buch enthält eine erschöpfende, nicht weniger als 68 Fälle unterscheidende Diskussion des sphärischen Dreiecks. Im zweiten Buche folgen dann die für die Auflösung sphärischer Dreiecke nötigen geometrischen Hilfssätze, unter denen sich z. B. der Satz des Menelaos für die Ebene und für die Kugel befindet, und sphärisch trigonometrische Formeln. Werner stellt hier nur drei der bekannten sechs Grundformeln für rechtwinklig sphärische Dreiecke auf, sämtliche Formeln für das schiefwinklige Dreieck fehlen. Mit diesen drei Formeln: $\sin \alpha = \frac{\sin a}{\sin c}$, $\cos c = \cos a \cos b$ und $\sin \beta = \frac{\cos \alpha}{\cos a}$ wird dann im 2. Teil des Buches die Auflösung des rechtwinkligen sphärischen Dreiecks durchgeführt, wobei 12 Fälle unterschieden werden, während drei Fälle unberücksichtigt bleiben. Das dritte Buch bringt die Auflösung des schiefwinkligen sphärischen Dreiecks durch Zerlegung in rechtwinklige. Obwohl Werner hierüber nicht weniger als 62 Sätze aufstellt und die Fälle, daß einer Seite ein stumpfer oder auch ein spitzer Winkel gegenüberliegen kann, sehr sorgfältig erwägt, so fehlen doch wieder vier Fälle. Zwei von diesen werden nun im vierten Buche behandelt: gegeben a, b, c gesucht α, β, γ und gegeben b, c, α gesucht a, β, γ. Es sind also die, bei denen wir, wie schon Regiomontan, den Cosinussatz anwenden. So fremdartig

[1]) Franz Wilhelm, Zur Biographie des Mathematikers Johannes Widmann von Eger.

[2]) Joannis Verneri, De triangulis sphaericis libri quattuor, de meteoroscopiis libri sex cum prooemio Georgii Joachimi Rhetici. I. De triangulis sphaericis. Herausgegeben von Axel Anthon Björnbo. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 184 S.

Digitized by Google

die Formel ist, die Werner hier verwendet, so ist sie doch nichts als eine Umbildung des Cosinussatzes und entsteht aus diesem, wenn man sin a sin b = $^1/_2$ (cos (a—b) — cos (a—b)) setzt und berücksichtigt daß sin tot = 1 und sin vers (180—α) = 1 + cos α ist. Diese Prosthaphaeresis genannten Methode wurde zuerst von dem Dithmarscher Reimers 1588 veröffentlicht, der sie aber nachweislich dem Tycho de Brahe entwendet hat, wurde aber, wie die Wiederauffindung der Wernerschen Schrift nun beweist, schon vor Tycho von Werner entdeckt und praktisch bei der Lösung astronomischer Aufgaben verwendet.

Wenn auch die Veröffentlichung dieser 400 Jahre alten sphärischen Trigonometrie eines deutschen Mathematikers in erster Linie den Forscher in der Geschichte der Mathematik interessiert, so vermag auch der Lehrer, der mit seinen Primanern die sphärische Trigonometrie durchnimmt, für seinen Unterricht Nutzen und Anregung daraus zu ziehen. Es dürfte auch den Schüler interessieren, zu sehen, wie man vor der Erfindung der Logarithmen sich half, um die Multiplikation zweier umständlichen Zahlen auf eine Addition oder Subtraktion zurückzuführen, denn jene prosthaphäretische Umformung des Cosinussatzes läuft auf nichts anderes hinaus. In einer sehr interessanten, umfangreichen Textgeschichte macht Björnbo auf den allmählichen Entwicklungsgang der Lösung sphärisch trigonometrischer Aufgaben aufmerksam und zeigt, daß nur die recht schwerfällige Rechnung mit dem Cosinussatz zu der Erfindung der Prosthaphärese behufs Vereinfachung der Rechnung geführt hat, die durch die Erfindung der Logarithmen wieder überflüssig wurde.

Björnbos Arbeit ist als ein Heft (24. 1) der Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften, begründet von Moritz Cantor, erschienen. In einem andern Hefte (20. 2) dieser Reihe von Abhandlungen beschäftigt sich der Heidelberger Privatdozent Karl Bopp[1]) mit den *Kegelschnitten des Gregor von St. Vincent.* Wie er in der Vorrede hervorhebt, ist er direkt durch Cantor zu dieser Arbeit angeregt worden, der wohl fühlen mochte, daß er in dem zweiten Bande seiner „Vorlesungen" diesem Mathematiker vielleicht nicht ganz gerecht geworden ist, und die Bedeutung, die dieser in der Geschichte der Geometrie der Kegelschnitte hat, überhaupt nicht erwähnt. Bopp hat nun nicht das umfangreiche Opus geometricum quadraturae circuli et sectionum coni decem libris comprehensum neu herausgegeben, sondern nur die Prolegomena ad sectiones coni des dritten Buches und das vierte, fünfte und sechste Buch desselben in vergleichender Bearbeitung analysiert, um sein Verhältnis zu Apollonios und seine Fortschritte diesem gegenüber festzustellen. So sehen wir, daß die Kegelschnitte des Apollonios dem Studium nicht nur schwer zugänglich, sondern auch schwer verständlich waren und daß das Bedürfnis nach einer leichteren Einführung in die Lehre von den Kegelschnitten den Gregor veranlaßte, die einzelnen

[1]) Karl Bopp, Die Kegelschnitte des Gregorius von St. Vincentio in vergleichender Bearbeitung. Mit 329 Textfiguren. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 223 S.

Digitized by Google

Kegelschnitte gesondert zu behandeln, nach den Eigenschaften der Ellipse die der Parabel und dann die der Hyperbel abzuleiten. Da der Lehrer der Mathematik in der Prima die Eigenschaften der Kegelschnitte in „elementar-synthetischer" Behandlung vorzutragen hat, so findet er in Gregor von St. Vincent den ersten Bearbeiter des Gebiets, der behufs einer „elementareren" Einführung seine Trennung in dieselbe Reihenfolge von Kurven vorgenommen hat, wie sie jetzt bei uns üblich ist. Freilich ist das, was Gregor bringt, für ihn viel zu umfangreich — die Ellipse zählt 206, die Parabel 364, die Hyperbel 248 Sätze — allein er findet doch in dieser Fülle von Sätzen und Aufgaben manchen Schatz, den er im Unterricht verwerten kann.

Der 15. April 1907 war der 200jährige Gedenktag des Geburtstages *Leonhard Eulers*, des größten Mathematikers des 18. Jahrhunderts vor Gauß. Die Wiederkehr dieses Tages hat zu vielen Schriften, Vorträgen und Abhandlungen Anlaß gegeben, die das Andenken des „grand algébriste" ehren sollen, den Friedrich der Große an seinen Hof zu fesseln sich bemühte und der mehr als 20 Jahre in Berlin wirkte, bis es zwischen ihm und dem großen Könige zum Bruch kam und Euler nach Petersburg zurückkehrte, wo er mit großen Ehren wieder aufgenommen wurde. Unter den so entstandenen Euler-Schriften seien hier folgende hervorgehoben: J. Lazarus: Leonhard Euler (zum 15. April 1907),[1] Wilhelm Sorey: Leonhard Euler,[2] Felix Müller: Leonhard Euler. Sein Leben und Wirken[3] und die Festschrift der Berliner Mathematischen Gesellschaft zur Feier des 200. Geburtstages Leonhard Eulers.[4] Unstreitig die bedeutendste dieser Schriften ist die letztgenannte, deren Inhalt 4 Abhandlungen bilden: Valentin: Leonhard Euler in Berlin; Kneser: Euler und die Variationsrechnung; F. Müller: Über bahnbrechende Arbeiten Eulers aus der reinen Mathematik und Lampe: Zur Entstehung der Begriffe der Exponentialfunktion und der Logarithmischen Funktion eines komplexen Arguments bei Leonhard Euler. In der Schulmathematik tragen noch zwei bekannte Sätze, in der Planimetrie und Stereometrie, den Namen Eulers, auch wird in der Prima der Realgymnasien und Oberrealschulen wohl gelegentlich Eulers Lösungsmethode der Gleichungen 4. Grades durchgenommen. Es hieße aber der Bedeutung dieses „gros cyclope de géomètre", wie Friedrich der Große Euler, den er übrigens ungemein hochschätzte, spöttelnd nannte, für die Entwicklung und Vortragsweise des mathematischen Lehrstoffes unserer höheren Schulen nicht gerecht werden, wollte man den Schülern nichts weiteres über ihn mitteilen. Interessante Einzelheiten aus dem Leben Eulers, über seine Tätigkeit in Berlin als Mitglied

[1]) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, Nr. 4.

[2]) Vortrag, gehalten am 8. März 1907 in der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 20 S.

[3]) Vortrag auf der Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts in Dresden. Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften, von Pietzker. No. 5.

[4]) Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 137 S.

Digitized by Google

der Berliner Akademie der Wissenschaften, über sein Verhältnis zu Friedrich dem Großen sowie über die Arbeiten, die dieser ihm auftrug, bringen Lazarus und namentlich Valentin. Zeigen uns ihre Abhandlungen, daß der Mensch Euler wegen der Lauterkeit seines Charakters, der Reinheit seines Strebens und des bewundernswerten Fleißes es wohl verdient, den Schülern als ein Vorbild hingestellt zu werden, so zeigen uns die beiden Schriften von F. Müller, daß der Mathematiker Euler für den Betrieb des Unterrichtes an den höheren Schulen noch viel wichtiger ist. Ihm verdanken wir die heutige Schreibweise in der Algebra, ihm folgen wir in der Bezeichnungsweise am Dreieck in der Planimetrie und Trigonometrie sowie in der Lösung der Gleichungen mit zwei Unbekannten, seine Einführung in die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen, seine Ableitung der Lehrsätze über Logarithmen, seine Entwicklung des Zusammenhanges der Exponentialfunktion mit den trigonometrischen Funktionen, seine Einführung in den Funktionsbegriff überhaupt, sind für uns heute noch vorbildlich. Der ganze heutige Unterricht in der Elementarmathematik ist so vollständig von der Eulerschen Behandlungsweise dieses Gebietes durchtränkt, daß wir begreifen, warum Schellbach ihn so hochschätzte, daß wir F. Müller gern zustimmen, wenn er ihn geradezu unseren großen Meister und Lehrer nennt, und ihm Dank wissen müssen, daß er nachdrücklich auf diese Stellung Eulers in der Entwicklung des mathemathischen Unterrichts hinweist. Obwohl dieser „géomètre borgne“ [1] die Infinitesimalrechnung mit vollendeter Sicherheit, Klarheit und Leichtigkeit auf alle Probleme der reinen und angewandten Mathematik anzuwenden versteht, so verschmäht er es doch nicht, seine Aufmerksamkeit auf die Fragen der Elementarmathematik und deren Unterricht zu richten.

Dadurch wird Euler der Vorläufer derjenigen Hochschullehrer, die heute für die Reform des Mathematikunterrichts an unseren höheren Schulen wirksam sind und an deren Spitze Felix Klein steht. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist dieser bemüht, den Mathematikunterricht neu zu organisieren und auf die Ausbildung der Lehrer einzuwirken. Max Simon stellt ihn daher in dem oben besprochenen Buche an die Seite Schellbachs, indem er sagt: „An hingebender, selbstloser, ich möchte sagen religiöser Liebe für die Mathematik und ihre Rolle im Geistesleben der Menschheit wird er nicht einmal von Schellbach übertroffen, an umfassender Beherrschung des ganzen Gebietes der Mathematik und ihrer Anwendungen ist er ein Unikum.“ F. Klein ist also in jeder Hinsicht ein würdiger Nachfolger Eulers und bei der Bedeutung, die seine Tätigkeit der Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an unseren höheren Schulen hat, ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß er im Verein mit seinem Assistenten Schimmack [2] seine Vorlesungen „Über den Mathe-

[1] So wurde Euler von Friedrich dem Großen gelegentlich genannt. Euler hatte ein Auge verloren, als er in Berlin wirkte; später, in Petersburg, büßte er auch noch das zweite ein.

[2] Klein und Schimmack: Der Mathematisshe Unterricht an den höheren Schulen. Teil I. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 236 S.

Digitized by Google

matischen Unterricht an den höheren Schulen" herausgegeben hat. Der gesamte Mathematikunterricht Deutschlands, von dem auf der Volksschule an bis zu dem Hochschulunterricht, wird hier einer eingehenden Besprechung unterzogen. Interessant ist, wie Klein die Lehrstätten gliedert. Er beginnt mit der Volksschule, bespricht dann den mathematischen Unterricht in den sechs untersten Klassen der höheren Lehranstalten. Darauf folgen die Mädchenschulen und mittleren Fachschulen. Nun geht er über zu dem Unterricht in den drei Oberklassen der höheren Lehranstalten, an die sich die Hochschulen, d. h. die Universität und das Polytechnikum anschließen. Alle wichtigen Fragen: der Lehrstoff und das Lehrziel, die Lehrbücher und die Lehrmethode, die geschichtliche Entwicklung des mathematischen Unterrichts, die Bedeutung der Mathematik innerhalb des jetzigen Kulturlebens, die Gestaltung des Unterrichts durch die Lehrpläne von 1901, die Reformvorschläge, der Funktionsbegriff und die Erziehung zum funktionalen Denken werden in klarer, ruhiger, man möchte fast sagen klassischer Weise behandelt. Dadurch wird das Buch zu einem für den mathematischen Unterricht der gegenwärtigen Zeit wichtigen, unschätzbaren Dokument, dessen Studium sich jeder Lehrer angelegen sein lassen sollte, wenn anders er es mit seinem Unterricht ernst meint.

Mit der Mathematik steht seit dem Altertum die Physik in enger Verbindung: der größte Mathematiker der Alten, Archimedes, war auch gleichzeitig ihr größter Physiker. *Eine neue Schrift des Archimedes* hat Heiberg[1]) herausgegeben und Zeuthen hat sie kommentiert. Es handelt sich um eine Mitteilung des Archimedes an Eratosthenes, in der er eine Anleitung zum Beweise einiger mathematischer Lehrsätze durch mechanische Methoden gibt. In ihr wird die Lage des Schwerpunktes einer Halbkugel und eines Kugelsegments bestimmt sowie der Rauminhalt von Umdrehungsparaboloiden, Umdrehungshyperboloiden und Umdrehungsellipsoiden ermittelt, die bei Archimedes Konoide und Sphäroide heißen. Diese Methode wird von Archimedes an 10 Beispielen erläutert und dann auf vier neue Fälle, die er im Eingang besonders hervorhebt, angewandt. Man gewinnt durch sie einen interessanten Einblick in die Arbeitsweise des Archimedes, in „seine mathematische Werkstatt", und der Mathematiker erhält durch sie Gelegenheit, sich an der klaren, schönen Darstellungsweise dieses „mathematischen Briareus", wie Marcellus den genialen Verteidiger von Syrakus nannte, zu erfreuen. Angeblich soll Archimedes auch die Expansionskraft des Dampfes zur Erfindung einer Dampfkanone benutzt haben, um eine Kugel von einem Talent Gewicht sechs Stadien (etwa 1100 m) weit zu schleudern. Diese Notiz Leonardo da Vincis veranlaßt Kurt Hering[2]) in seiner Schrift: *Das 200jährige Jubiläum der Dampf-*

[1]) L. H. Heiberg und H. G. Zeuthen: Eine neue Schrift des Archimedes. Bibliotheca mathematica. 3. Folge. VII. Band. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 43 S.

[2]) Kurt Hering: Das 200jährige Jubiläum der Dampfmaschine. 1706 bis 1906. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8°. 57 S.

Digitized by Google

maschine den Archimedes als den ältesten Vorläufer der Dampfmaschine hinzustellen. Er wählt 1706 als das Geburtsjahr der Dampfmaschine, weil in diesem Jahre Denis Papin zum ersten Male mit einer größeren betriebfähigen Dampfmaschine in die Öffentlichkeit trat. Seine Jubiläumsschrift ist daher mit dazu bestimmt, den Namen und den Ruhm dieses eigentlichen Erfinders der Dampfmaschine in weitere Kreise zu tragen. Die Vorgeschichte und die eigentliche Erfindungsgeschichte werden in eingehender, sehr sorgfältiger Weise dargestellt, die von Papin in seiner Ars nova gemachte Zeichnung seiner Maschine wird genau wiedergegeben und ihre Dimensionen sowie Leistungsfähigkeit werden in modernen Maßen mitgeteilt. Die von Hering abgedruckten Briefe Papins über seine Erfindung an Leibniz beweisen, daß er die erste Idee einer Hochdruckmaschine mit voller Klarheit erfaßt hatte, und seine Erläuterungen tragen beinahe ein modernes Gepräge. Die wirtschaftliche Rentabilität der Erfindung wird von Papin in genauen Zahlen belegt. Hering fußt hierbei auf den Arbeiten des Clausthaler Professors Gerland, der übrigens schon längst vor ihm in seiner Geschichte der physikalischen Experimentierkunst das Verdienst Papins um die Erfindung der Dampfmaschine ins rechte Licht gestellt und ihn als ihren geistigen Vater bezeichnet hat.

Unter den Vorläufern der Dampfmaschine erwähnt Hering auch die Aeolipile, die in den Sammlungen aller älteren physikalischen Kabinette enthalten ist und auch historisches Interesse beansprucht, „weil sie allmählich zu besserer und allgemeinerer Kenntnis der Dampfkraft führte.“ Die Aeolipile figuriert auch als ein alter Bestandteil der physikalischen Sammlung des Realgymnasiums in Magdeburg in einer Programmschrift des Professors Dankworth, der die *älteren Apparate dieser Sammlung*[1]) bespricht. Für den Forscher auf dem Gebiet des physikalischen Unterrichts ist diese Schrift von großem Interesse; man kann nur wünschen, daß die Fachkollegen der Physik an den höheren Schulen seinem Rate, den in ihren Sammlungen enthaltenen älteren Apparaten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und der Öffentlichkeit darüber zu berichten, folgen und daß seine Hoffnung, die von ihm besprochenen Stücke möchten durch seine Schrift vor dem Schicksal bewahrt werden, als veraltet, unbrauchbar oder den Platz beengend aus der Sammlung hinausgesetzt zu werden, in Erfüllung gehen möchte.

Hering gibt in seiner Jubiläumsschrift unter den von ihm benutzten Quellen auch Gerland:[2]) Leibnizens und Huygens Briefwechsel mit Papin an. Papin und Leibniz bilden das Spezialgebiet dieses Forschers auf dem Gebiete der Geschichte der Physik, der als Professor an der Bergakademie in Clausthal in der Geschichte der dortigen Bergwerke wiederholt den Spuren des großen Leibniz begegnen mußte, zu dessen vielseitigen Be-

[1]) Dankworth, Die älteren Apparate der physikalischen Sammlung. Magdeburg. Progr. Nr. 319. 4°. 18 S.

[2]) Gerland, Leibnizens nachgelassene Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. Gr. 8°. 256 S.

Digitized by Google

strebungen es auch gehörte, dem Harzer Bergbau aufzuhelfen. Gerland hat seinen Veröffentlichungen über Leibniz im Vorjahre auch noch Leibnizens nachgelassene Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts hinzugefügt und diese mit erläuternden Anmerkungen versehen. Es sind nicht weniger als 134 Nummern, von denen viele zwar kaum die Hälfte eines Blattes einnehmen, andere aber auch vollständig zusammenhängende, seitenlange Abhandlungen bilden, die Gerland hier in wortgetreuer Beibehaltung der Schreibweise Leibnizens zum Druck bringt. 94 von ihnen sind lateinisch, 32 deutsch und 7 in französischer Sprache geschrieben; bei einigen wechselt er im Gebrauch der deutschen und lateinischen Sprache, bei einer kurzen Notiz über Julies Fernrohr finden wir sogar alle drei Sprachen durcheinander angewandt. Auf die Physik mit Einschluß der Mechanik beziehen sich 61 Nummern, die das Barometer, das Wesen der Luft und der Flamme, die Tragkraft der Luft, die Kapillarität, die Bewegungslehre, die Reibung, das Perpetuum mobile, dessen Unmöglichkeit schon Leibniz erkannt hat, die Akustik, die Optik, die Reflexion und die Brechung des Lichts, die Katoptrik, die Dioptrik und die Farbenlehre zum Inhalt haben. Es findet sich auch unter ihnen ein Elementorum physicae libellus, eine Darstellung der physikalischen Lehren überhaupt, von dem man bedauern muß, daß es eben nur ein libellus, ein Entwurf, geblieben ist. Der technische Teil behandelt dann Uhren und Uhrwerke, Wasserhebung und Pumpen, Probleme der Schiffahrt, Wagenräder, Fuhrwerk, Benutzung der Windkraft, Wasserhebung vermittelst dieser, Schußwaffen, Nägel und Hämmer, Säge, Schornsteine, Gefäße für flüchtige Flüssigkeiten, Spiegelfabrikation. Wir müssen es uns hier versagen, näher auf den Inhalt einzugehen, der uns so recht die ungeheure Vielseitigkeit Leibnizen zeigt, von dem Friedrich der Große behauptete, daß er für sich selber eine ganze Akademie dargestellt habe. Mit Recht hebt aber Gerland hervor, daß er mit der Weite des Wissens auch eine ebenso bedeutende Tiefe vereinigte und daß alle seine Schriften „der große Zug durchweht, der den Blick auf das allgemeine Wohl gerichtet hält und immer bestrebt ist, die sich sonst zersplitternden Einzelkräfte zu einem Ganzen zusammenzufassen“. Das Buch, das dem Physiklehrer eine unendliche Fülle des Stoffes und der Anregung bietet, erhält noch besonderen Wert durch die von Gerland jedem Abschnitt hinzugefügten erläuternden Anmerkungen, die dazu beitragen, den Standpunkt Leibnizens gegenüber dem seiner Zeitgenossen herauszuheben. Dadurch sucht Gerland der Aufgabe gerecht zu werden, die er sich selber in der Einleitung stellt, wo es heißt: „Es ist ein arges Mißverständnis, wenn man dem Andenken eines großen Forschers dadurch zu dienen glaubt, daß man überall in seinen Anschauungen bereits die unsrigen wiederzufinden versucht, anstatt zu zeigen, wie er die ihm durch den Standpunkt seiner Zeit angelegten Fesseln ganz oder zum Teil sprengte.“

Am Schlusse dieser Besprechung kommen wir noch einmal auf Simon zurück, der in dem Nachtrag zu seiner Entwicklung der Elementargeometrie,

Digitized by Google

vom Eifer für die ihm heilige Sache getrieben, in die Worte ausbricht: „Der Hauptfeind einer richtigen Wertung der Mathematik, das sind die ihren Besitzstand wahren wollenden sogenannten „klassischen" Philologen, und mit ihnen wird der Streit vor bestochenen Richtern geführt. Diese Leute wollen nicht überzeugt sein, und gegen diesen bösen Willen kämpft selbst ein Pringsheim vergeblich. Wir müssen uns mit dem „artem non odit, nisi ignarus" begnügen, und im übrigen der Macht der Tatsachen, die stärker ist als der Wille der Menschen, vertrauen." Diesem mit echt Simonscher Wucht und Schroffheit ausgesprochenen Vorwurf können wir nicht beipflichten. Mag der Gegensatz zwischen Philologen und Mathemathikern auch früher diese Worte verdient haben, heute hat er sich gemildert, besteht er in solcher Schärfe nicht mehr, und mit freudiger Genugtuung sehen wir, wie auf dem Boden der Geschichte sich beide in gemeinsamer friedlicher Arbeit begegnen.

9. Anschauungsunterricht.

Von **Alfred Heubaum.**

Die Lehre von der Anschauung, nicht die Anschauung selbst, wie der Titel unzutreffend sagt, versucht Hubert Schreiber[1] in ihrer geschichtlichen Entwicklung in einem kurzen Überblick darzulegen. Er beginnt mit dem Altertum, zieht auch besonders das Mittelalter in seine Darstellung hinein und charakterisiert die bedeutenderen Pädagogen, indem er sie meist selbst zu Worte kommen läßt, bis zu Otto Willmann hin, der für ihn den Höhepunkt der didaktischen Entwicklung bildet. „Hier laufen alle Fäden didaktischer Wissenschaft zusammen." Tiefere Grundfragen, wie sie z. B. Natorp im Anschluß an Pestalozzi und Herbart eingehend erörtert hat (vgl. S. 30 ff. dieses Literaturberichts), bleiben in dem Schriftchen unberührt.

10. Zeichnen.

Von **Georg Kerschensteiner.**

Man kann wohl sagen, daß unter allen Unterrichtsgegenständen der Volks- und der höheren Schulen es dem Zeichenunterricht am spätesten gelang, eine einigermaßen einwandfreie Methode zu erringen. Eine Geschichte dieses Ringens ist bei Böhling[2] gut und verständnisvoll dargestellt, allerdings nur in Beispielen, wie sie eben das umgrenzte Schulgebiet einer Stadt darbietet. Man könnte eine ebensolche Geschichte für München schreiben, für Berlin oder Wien und die gleichen Etappen der Zielsetzung und der methodischen Entwicklung nachweisen. Der Teil gibt hier zugleich ein

[1] Hubert Schreiber, Geschichtliche Entwicklung der Anschauung. Paderborn, Schöningh. 60 S.

[2] W. Böhling, Geschichtliche Entwicklung des Zeichenunterrichtes in Hamburg. Hannover, Verlag Helwing.

Digitized by Google

Bild vom Ganzen. Die Geschichte beginnt mit dem Buch des Malers Anton Tischbein, betitelt: „Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerey" vom Jahre 1771. Was dieser Autor an methodischen Anweisungen gibt, hatte in München noch nach 100 Jahren Geltung. Nach den gleichen methodischen Anweisungen habe ich in den sechziger Jahren das Zeichnen gelernt. Gänzlich unbekannte oder längst vergessene Namen, wie Andreas Stöttrup, Fr. Brämer, J. H. Hübener folgen. Es ist bemerkenswert, daß Hübener in dem bereits 1833 erschienenen Werk „Der Zeichenlehrer" die Zeichenkunst als eine Sprache deklariert, eine Vorstellung, die 60 Jahre später C. Götze wieder so energisch aufgreift. Nach Vorführung von den Werken eines Blunck und Meißner werden wir dann in die Arbeiten Heimerdingers eingeführt, dessen Buch „Die Elemente des Zeichnens nach körperlichen Gegenständen" der Verfasser als einen Markstein für Hamburg in der Geschichte der Entwicklung des Zeichenunterrichtes bezeichnet. Er ist es auch. Jessen hat von ihm gelernt und seine Methode nachher in Berlin bis gegen Ende des Jahrhunderts weiter ausgebildet. Gewissen Einseitigkeiten Heimerdingers trat 1865 Stuhlmann offen entgegen, der dann 1867 seine erste größere Schrift „Zeichenunterricht und Formenlehre in der Elementarklasse" veröffentlichte. Natürlich war auch er ein Kind seiner Zeit. Wir alle kennen den ungeheuren Erfolg, dessen sich die Stuhlmannsche Methode erfreute, wenigstens in Norddeutschland. Der Verfasser hebt hervor, daß Stuhlmanns Buch die Methode seines Vorgängers Heimerdinger in vieler Beziehung verbesserte und zeitgemäß ergänzte. Er weist darauf hin, daß Heimerdinger in einseitiger Weise seinen Unterricht nach den praktischen Bedürfnissen des Handwerks zugeschnitten hatte, während Stuhlmann darauf Bedacht nahm, auch die ästhetische Bildung durch den Zeichenunterricht zu pflegen, freilich auf den unteren und mittleren Stufen nicht mit den rechten Mitteln. Sein Stern ist heute vollständig verblichen, sein Verdienst aber ungeschmälert geblieben. Der Hauptfehler seiner Methode lag im Beginn des Zeichenunterrichtes, in dem Netzzeichnen und dem stigmographischen Zeichnen. Aber im gleichen Bann lag ja auch der große Fröbel; Fröbel hat sogar in seiner Methode der Kindergartenspiele nach meiner Anschauung noch ärgere Fehler gemacht als Stuhlmann. Böhling weist darauf hin, daß die Methode Stuhlmanns vor allem bei den Vertretern der wissenschaftlichen Pädagogik ungeteilten Beifall fand, deren Hauptvertreter, Professor Rein, ihr das Zeugnis ausstellte, daß sie am besten der Volksschule diene und den vorgeschrittensten Standpunkt in der zweckmäßigen Einrichtung des Zeichenunterrichtes bezeichne. Das Schema Stuhlmanns paßte eben zum Schema Zillers. 20 Jahre herrschte Stuhlmann und nicht bloß in Hamburg. Dann erhob sich die Reaktion. Freilich zunächst in einer Form, die noch schlimmer war als das Netzzeichnen. Der Zeichenlehrer Fritz Müller gab 1895 ein Buch über das Zeichnen nach Stäbchen heraus. Alle „Lebensformen" wurden durch krumme und gerade Stäbchen vom Kinde zuerst gelegt und dann das gelegte Bild gezeichnet. Aber schon 1896 trat die Hamburger Lehrervereinigung zur

Digitized by Google

Pflege der künstlerischen Bildung, durch Lichtwark angeregt, ins Leben unter der Führung Karl Götzes, und ihr Kampf gegen Stuhlmann, der ja in den Kreisen der Zeichenlehrer genügend bekannt ist, führte 1902 zum Sieg der neuen Methode. Der Verfasser meint, daß der Siegesjubel der „neuesten Zeichenreformer" ein verfrühter sei, dem die Ernüchterung wohl endlich folgen muß. Er ist der Überzeugung, daß trotz alles Ringens verschiedener Kräfte eine endgültige Lösung der Probleme des Zeichenunterrichtes noch nicht erreicht ist. Ich möchte dazu bemerken: Eine endgültige Lösung wird überhaupt nie erreicht werden. Was aber erreicht ist und was niemals mehr wieder aus dem Unterricht verschwinden wird, das ist das Bewußtsein, endlich auf Wegen zu sein, die der kindlichen Natur und Entwicklung seiner zeichnerischen Begabung entspricht. Eine Korrektur wird heute schon bevorstehen (soweit es die Ausbildung der Lehrer gestattet): Die Aufnahme dekorativer Aufgaben in den Lehrplan, die heute im hamburger wie im preußischen Lehrplan gänzlich ausgeschlossen sind. Dazu werden die Zeichenlehrer nicht bloß durch meine Untersuchungen, sondern noch mehr durch die Unterrichtsresultate in München gedrängt werden.

Von Sallwürks[1] Aufsatz umfaßt nur zehn Seiten, aber selbst auf zehn Seiten könnte man mehr sagen über diese Frage, als hier tatsächlich gesagt ist. Jedenfalls hätte von Sallwürk die Qualitäten dazu. Er beschränkt sich aber darauf, nach einigen aphoristischen Betrachtungen über das Wesen der Kunst, die nicht immer einwandfrei sind, darauf hinzuweisen, daß die Erziehung der Griechen durch Leibeskunst und musische Kunst erfolgte, weiter zu zeigen, daß diese „Kunsterziehung" bei den Hellenen nicht etwas Besonderes, etwas neben der anderen Erziehung Herlaufendes, sondern ein Lebensprinzip war und daß dann das Mittelalter infolge seiner Weltverachtung diese Grundelemente aus der Erziehung ausgeschaltet hat. Von den neuzeitlichen Bestrebungen vernehmen wir nichts. Zum Schluß meint er, wer das Problem der Kunsterziehung von der psychologischen Seite anfassen will, finde es in seinem ganzen Wesen schon im zweiten Buch der „Gesetze" Platons dargestellt. Aber die von ihm angeführte Stelle meint etwas anderes als das, was wir heute unter Kunsterziehung verstehen sollen und verstehen können. Am gefährlichsten finde ich die Behauptung Sallwürks, daß „die Kunst auch in der Erziehung Spiel bleiben und praktischen Zwecken nicht um dieser willen nachstreben muß." Ich habe eine gänzlich andere Auffassung. Wer auch nur zum Kunstverständnis, geschweige denn zum künstlerischen Schaffen vordringen will, muß ernst und bitter arbeiten, und selbst dem Volksschüler, dessen Geschmack wir veredeln wollen, können wir es nicht erlassen, durch sein eigenes eifriges und schweres Ringen zum Ahnen des Gesetzmäßigen vorzudringen, das alle wahre Kunst beherrscht.

---

[1] E. von Sallwürk, Kunsterziehung in alter und neuer Zeit. Pädagogisches Magazin, Heft 292. Langensalza, Verlag Beyer & Söhne.

Digitized by Google

II. Leibesübungen.

Von **Heinrich Schröer.**

Nachdem von geschichtsphilosophischer Seite schon 1863 eine „Darstellung des Wesens und Werdens der *Turnkunst* in ihrer pädagogischen und kulturhistorischen Bedeutung" gegeben worden war,[1] unternahm es 17 Jahre später der Turnpädagoge Prof. Dr. C. Euler, eine „Geschichte des Turnunterrichts" zu schreiben,[2] die jetzt in 3. Auflage vorliegt.[3] Dieses Werk orientiert zunächst über die Leibeserziehung im Altertum (Hellenen, Römer), im Mittelalter (Germanen, ritterliche Erziehung), in der Zeit der Humanisten und Reformatoren (Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, Schweiz, England) und des Philanthropinismus (Basedow, J. P. Frank, Gutsmuths, Vieth, Pestalozzi, Fichte, Kant, Niemeyer, Jean Paul, Arndt, v. Meyern), um sodann von Jahn ab alle Entwicklungsphasen des Turnens und des Turnunterrichts in Schulen und Turnvereinen bis auf die heutige Zeit eingehend zu schildern. Daß dabei das Turnen in Preußen einen besonders breiten Raum einnimmt, ist durch die geschichtlichen Tatsachen bedingt; aber auch Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, die thüringischen Staaten, die Hansastädte und die übrigen deutschen Staaten werden angemessen berücksichtigt. Zum Schluß findet die Tätigkeit der Turnlehrerversammlungen und Turnlehrervereine eine gerechte Würdigung. Ein Anhang endlich berücksichtigt noch das Turnen in Österreich und die Entwicklung der Deutschen Turnerschaft. Gegenüber den beiden ersten von Euler herausgegebenen Auflagen zeigt Rossows Neubearbeitung einige in die Augen fallende Unterschiede, die den Gebrauch des Werkes erleichtern und dem Leser zugute kommen: die Anmerkungen sind auf eine möglichst geringe Zahl beschränkt, die Quellenhinweise sind in besondere, den einzelnen Kapiteln angefügte Literatur-Nachweisungen zusammengefaßt, mehrere Abschnitte sind ohne Schädigung des Inhaltes stark gekürzt, dafür aber ist die Neuzeit genügend berücksichtigt, desgleichen die Tätigkeit des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele. Ein innerer Wert der Eulerschen Darstellung der neueren Zeit: eigenes Erleben der geschilderten Entwicklung, tätige Anteilnahme an ihr und die hieraus entspringende Wärme und persönliche Färbung geht Rossows Arbeit freilich ab; an seine Stelle ist kühle, auf die vorhandene Literatur gegründete ruhige Sachlichkeit getreten, keineswegs aber, wie das Vorwort allzu bescheiden befürchtet, eine falsche Auffassung und ein unrichtiges Bild. Hat sich doch auch der Neuherausgeber eng genug, so weit es zweckmäßig war, an die Eulersche Arbeit angeschlossen. So ist das Buch nach wie vor unser Haupt-Quellenwerk für die Geschichte des Turnunterrichts!

---

[1] Friedr. Alb. Lange, Die Leibesübungen in Schmids Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 1862, als erweiterter Abdruck im Jahre 1863 erschienen (jetzt vergriffen).

[2] Dr. C. Euler, Geschichte des Turnunterrichts. 5. Bd. von Kehrs Geschichte der Methodik. Gotha, Thienemann. 1880.

[3] Neu bearbeitet von Carl Rossow, Turnlehrer am Königl. Wilhelmsgymnasium zu Berlin. Gotha, Thienemann.

Digitized by Google

Zu einem großen Teil wird diese Geschichte gemacht von der Turnlehrerschaft. Sie aber empfängt ihre Anstöße von Männern und Ereignissen, die das Ganze geistig beherrschen. Lange Zeit ging eine solche Fernwirkung von Berlin aus, wo im Berliner Turnlehrerverein sich ein Sammelpunkt bereits 1856 gebildet hatte. Die „Geschichte des Berliner Turnlehrervereins 1856—1881" von Friedr. Schubring gibt dafür mancherlei Belege. Auch in neuerer Zeit bestehen noch derartige Zusammenhänge, wie Prof. M. Binting und Neuendorff nachgewiesen haben.[1] — Daneben ist kürzlich klargelegt worden, daß wir die Anfänge akademischen und gymnasialen Turnens unter anderen hauptsächlich dem Erlanger Fechtmeister Roux verdanken.[2] Ebenso erhielten wir dankenswerte Aufschlüsse über die Entwicklung des Turnens in einem sächsischen Zentrum: in Plauen und seiner weiteren Umgebung.[3] — Außer dem Turnen im engeren Sinne suchen viele Turnlehrer auch das *Schwimmen* eifrig zu fördern, und zahlreiche Städte schicken sich an, für das Schülerschwimmen feste Einrichtungen zu schaffen. Träger der „Schwimmbewegung" sind die Schwimmvereine.[4]

Findet die Tätigkeit der Turnlehrerschaft wie auf diesen, so auch auf anderen Gebieten wirksamste Unterstützung, indem ein Zweig des Turnens nach dem anderen von weiteren Volkskreisen in besondere Pflege genommen wird, so versucht man andererseits wiederum, den Blick auf das Ganze der *Schulgesundheitspflege* zurückzulenken und dafür die Gesamtlehrerschaft zu interessieren. Eine Übersicht über diese Bemühungen gibt Oberlehrer Roller in Darmstadt.[5] Mehr praktisch als theoretisch und doch von geschichtlichem Werte sind die Übersichten über den Stand der Leibesübungen und Spiele, die alljährlich der Zentralausschuß zur Förderung der *Volks- und Jugendspiele* seit 1892 herausgibt. Das 16. dieser Jahrbücher[6] enthält zahlreiche Aufsätze, die sich mit der leiblichen Erziehung beider Geschlechter und den Mitteln derselben von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gründlichst beschäftigen, es schildert ferner interessante Schülerreisen, Einrichtungen für das Schülerschwimmen, Eislaufen, Kriegs-

---

[1] M. Binting, Geschichte des Berliner Turnlehrer-Vereins über die Jahre 1881—1906. Eine Festschrift zum 50. Stiftungsfest. Anhang: Wanderungen und Turnfahrten an den höheren Schulen Berlins, von A. Doering.

Dr. Edmund Neuendorff, Die Turnlehrer an den höheren Lehranstalten Preußens und der Geist des Turnlehramts. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg. 1905.

[2] Dr. phil. H. Kuhr, Geschichte der I. deutschen gymnastischen Lehranstalt, eröffnet an der Universität Erlangen 1806 durch Dr. J. A. C. Roux. Leipzig, Berger. 1906.

[3] E. Kaiser, Das Turnwesen in Plauen und im Vogtland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hof, Rud. Lion.

[4] Fr. Klein, Geschichtliche Entwicklung, Wert und Bedeutung des Schwimmens. Aachen, Selbstverlag. 1906.

[5] Karl Roller, Lehrerschaft und Schulhygiene in Vergangenheit und Gegenwart. Sonderabdruck aus „Gesunde Jugend", 6. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner.

[6] Prof. H. Raydt, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit E. von Schenckendorff und Prof. Dr. F. A. Schmidt herausgegeben. Leipzig, Teubner.

Digitized by Google

spiele u. a., unterrichtet endlich sehr ausführlich über den Fortgang der Spielbewegung. — Erstreckt sich der Inhalt dieses Jahrbuches in der Hauptsache auf das Spielen, einen Teilbezirk des Turnwesens, so verbreitet sich ein anderes Jahrbuch, von dem die erste Ausgabe im vergangenen Jahre erschien, auf das Gesamtgebiet der deutschen Turnerei.[1] Es knüpft an ein Wort Fr. L. Jahns im Vorbericht zur „Deutschen Turnkunst" (1816) an und bringt ein dort angekündigtes Vorhaben zu später, aber wohlgelungener Ausführnng. Jahn plante für 1817 die Herausgabe einer „Übersicht von allen deutschen Turnanstalten, Entstehung, Einrichtung und Beschaffenheit der Turnplätze" usw., kam aber nicht zur Ausführung. Dr. Gasch nimmt den Plan von neuem auf und liefert in dem vorliegenden ersten Bande die Grundlage, auf der in fortschreitendem Aufbau eine Darstellung unserer umfangreichsten und volkstümlichsten Vereinigung für ethische, nationale und physische Volkserziehung erstehen soll. Daß die Geschichte dieser Vereinigung, der „Deutschen Turnerschaft", von jeher in den lebhaftesten Wechselbeziehungen zur Geschichte des Schulturnens gestanden hat, lehren die eingangs erwähnten Werke von Fr. Alb. Lange und Euler-Rossow, und diese Lehre wird durch Gaschs Jahrbuch bestätigt.

---

[1] Dr. R. Gasch, Jahrbuch der Turnkunst. Leipzig, E. Stock.

Digitized by Google

Territoriale Bildungsgeschichte.

Digitized by Google

I. Preußen.

Von **Martin Wehrmann** und **Eduard Clausnitzer.**

Wehrmann.] Das im Jahre 1906 gefeierte Jubiläum der ältesten preußischen *Universität in Greifswald* hat noch einige Arbeiten zu ihrer Geschichte veranlaßt (vgl. Literaturbericht 1906 S. 79f). Viktor Schultze[1]) erzählt von dem jämmerlichen Zustande der Hochschule im Beginn des 19. Jahrhunderts und von ihrem mühsam geretteten Weiterbestehen in jener Zeit, als die Franzosen Schwedisch-Pommern besetzt hielten (1807–1810). Damals bewiesen die Lehrer teils deutschen Patriotismus und Männerstolz, teils aber auch Liebedienerei und Herabwürdigung gegenüber den Franzosen. Wie man in den zwanziger Jahren auch in Greifswald gegen Burschenschaften und Korps vorging und umfangreiche Untersuchungen anstellte, berichtet O. Heinemann,[2]) der damit seine früheren Mitteilungen über das studentische Verbindungswesen ergänzt. In argem Verfalle befand sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die alte Universität zu *Erfurt.*[3] Der Rat der Stadt, sowie König Gustav Adolf von Schweden, der 1631 nach Erfurt kam, bemühten sich um eine energische Reform, bei der die Hochschule sich zu einer Staatsanstalt unter Betonung ihres evangelischen Charakters zu entwickeln begann. Freilich mißlang eine Ordnung der Finanzen völlig, und die Reform gelang so wenig, daß Erfurt nicht wieder zu rechter Blüte gelangte, besonders nachdem die neue Universität zu *Halle* begründet worden war. Wie man dort von Anfang an einen Gottesdienst für die Studenten einzurichten dachte, aber erst 1806 wirklich einen solchen zu halten begann, erfahren wir aus H. Herings Mitteilungen.[4]) Schleiermacher hielt am 3. August 1806 den ersten akademischen Gottesdienst, und seit dieser Zeit hat man mit Unterbrechungen in Halle an dieser Einrichtung festgehalten. Im 15. und 16. Jahrhundert gingen zahlreiche Schlesier auf die 1364 begründete Universität *Krakau,* die überhaupt eine Zeitlang eine große Anziehungskraft für Studierende aus dem deutschen Osten besaß; über diese Schlesier gibt G. Bauch[5]) nähere Notizen. Ohne

---

[1]) V. Schultze, Die Universität Greifswald während der französischen Okkupation. In: Pomm. Jahrbücher. VIII, S. 65–84.

[2]) O. Heinemann, Die burschenschaftliche Verbindung Germania in Greifswald. In: Burschenschaftl. Blätter 1907. S. 217–219. — Zur älteren Geschichte der Greifswalder Korps. In: Akadem. Monatshefte No. 277.

[3]) O. Bock, Die Reform der Erfurter Universität während des dreißigjährigen Krieges. (Teildruck.) Dissertation. Halle a. S. E. Karras. (37 S.)

[4]) H. Hering, Aus dem 1. Jahrhundert des akademischen Gottesdienstes der Friedrichs-Universität in Halle a. S. Halle. Osterprogramm 1905/06. (109 S.)

[5]) G. Bauch, Schlesien und die Universität Krakau im XV. und XVI. Jahrhundert. In: Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens. XLI, S. 99–180. — *H. Söhnel, Niederlausitzer auf mittelalterlichen Universitäten. In: Niederlausitzer Mitteilungen. X, S. 83–101.

Digitized by Google

solche Angaben haben Zusammenstellungen von Studierenden auf mittelalterlichen Universitäten, wie sie jetzt häufiger für einzelne Landschaften oder Orte erscheinen, nur geringes allgemeines Interesse. — Im Westen hat man wiederholt den Gedanken gehabt, in der reichen und bevölkerten Stadt *Frankfurt a. M.* eine Hochschule zu errichten.[1] Zwar ist es von 1384 an bis 1866 nicht über Gedanken hinausgekommen, aber doch sind immer wieder Pläne zur Errichtung irgendwelcher Anstalten zur Pflege höherer Interessen geschmiedet und auch nach verschiedenen Richtungen hin ausgeführt worden. Senckenbergs Stiftung besteht heute noch mit reichem Segen, während die 1812 eröffnete medizinische Teiluniversität bald wieder zugrunde gegangen ist. Mit Recht betont R. Jung, daß der Anteil, den Frankfurt a. M. am geistigen Leben Deutschlands genommen hat und nimmt, meist nicht genügend gewürdigt wird.

Für die Geschichte des *Schulwesens in der Reformationszeit* hat sich die zusammenfassende Darstellung, die W. Schmidt[2] von den wirtschaftlichen Zuständen des *sächsischen Kurkreises* auf Grund der Kirchen- und Schulvisitationen vom Jahre 1555 entwirft (vgl. Lit.-Ber. 1906, S. 200), als recht ergiebig und reichhaltig erwiesen. Man erhält trotz aller Mängel, die sich naturgemäß überall zeigen, den Eindruck, daß das Schulwesen in dem Kurkreise sich in aufsteigender Linie bewegt. Da aber dies Gebiet damals für das protestantische Deutschland eine Art von Mittelpunkt bildete und sich nach dem Heimatslande der Reformation noch oft viele Augen richteten, so war es für das ganze Land nicht ohne Bedeutung, wenn hier ein Fortschreiten und kein Stillstehen zu erkennen war. Unbefriedigender ist das Bild, das wir nach den von M. Könnecke[3] herausgegebenen Kirchenvisitationen in der *Grafschaft Mansfeld* erhalten. Freilich sind hier naturgemäß immer nur die Mängel aufgedeckt worden, während man das, was geleistet wurde, nicht aufzeichnete. Insofern geben solche Visitationsberichte, die inhaltlich auch von sehr verschiedenem Werte sind, keineswegs eine objektive Darstellung des wirklichen Zustandes in Kirche und Schule. In den *Vierlanden*[4] bei Hamburg war um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts von einem geregelten Unterrichtsbetriebe nicht die Rede. Sollte es aber doch vielleicht nur nicht an Nachrichten fehlen?

---

[1] R. Jung, Frankfurter Hochschulpläne 1384—1866. In: Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. 3 F. IX, S. 35—91. — *H. Schulz, Kieler Professoren-Briefe. In: Zeitschrift für schleswig-holsteinische Geschichte. XXXVI. — *W. Diehl. Bibliothek eines Studenten der Theologie aus der Zeit um 1590. In: Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte. III. 1. S. 80—82. — *Werbrun, Doktorpromotion an der Universität Fulda. In: Fuldaer Geschichtsblätter III (nicht zugegangen).

[2] W. Schmidt, Die Kirchen- und Schulvisitation im sächsischen Kurkreise vom Jahre 1555. 2. Heft: Die wirtschaftlichen Verhältnisse. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 24. Jahrg. 3. Stück. Halle a. S., R. Haupt. 1906. 88 S.

[3] M. Könnecke, Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. 7. Folge. In: Mansfelder Blätter XXI, S. 1—66, 211—218.

[4] E. Finder. Die Vierlande um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Programm der Realschule in Eilbeck zu Hamburg (Pr.-Nr. 919). Hamburg.

Digitized by Google

Unter den *Geschichten einzelner höherer Lehranstalten* Preußens gebührt der erste Platz der des 1607 vom Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg gestifteten *Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin.*[1]) Der Bedeutung, die diese Anstalt drei Jahrhunderte gehabt hat, entspricht die sehr gründliche und inhaltreiche Darstellung E. Wetzels. Wechselvoll sind die Schicksale und Erlebnisse dieser Fürstenschule, in ihnen spielen sich zum guten Teile die Geschicke des brandenburgisch-preußischen Staates wieder. Für die Schulgeschichte noch wertvoller und lehrreicher ist die Entwicklung des Unterrichts in der Schule und der Erziehungsweise im Alumnat. Gerade bei dieser Anstalt sind die verschiedenen Richtungen, die sich im allgemeinen geltend machten, zumeist deutlich zu erkennen, da das Joachimsthalsche Gymnasium „immer mit der Zeit und ihren Forderungen mitging und doch den Grundcharakter der Gelehrtenschule zu wahren wußte". Ja, die Anstalt war in früheren Zeiten gerade „dazu ausersehen, neuen Richtungen der Pädagogik und neuen Bildungsidealen als erste ihre Tore zu öffnen." Ausgezeichnete Lehrer haben an ihr gewirkt und bei allem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse die humanistische Bildung gepflegt, zahlreiche tüchtige Männer sind in den zwei Jahrhunderten aus ihr hervorgegangen, zu nicht geringem Teile haben sie in dem Alumnat ihre Erziehung genossen. Trotz der scheinbar glänzenden Fundierung der Stiftung sind der Verwaltung recht oft schwere Sorgen erwachsen, und es hat viel Mühe gekostet, die Fürstenschule nach dem Willen des Stifters die unruhigen Zeiten hindurch zu erhalten, wenn natürlich auch im einzelnen in der Schule sowie im Alumnat mannigfache Änderungen vorgenommen werden mußten. Lehrpläne und Lehrbücher haben gewechselt, kraftvolle pädagogische Persönlichkeiten, wie Sulzer, Meierotto, Meineke u. a., sind praktisch an der Anstalt tätig gewesen und haben in die äußere und innere Gestaltung des Schul- und Alumnatslebens eingegriffen, wie im einzelnen Wetzel sehr gründlich darlegt. So ist seine Arbeit eine Fundgrube für schulgeschichtliche Forschung. Statistische Beiträge über die Frequenz, biographische Verzeichnisse der Lehrer und Schüler bringen gleichfalls wertvolles Material für die Geschichte der Bildung namentlich in der Mark und können noch weitere Verwertung finden. Natürlich hat ein Jubiläum, wie es diese Fürstenschule feierte, mancherlei Aufsätze veranlaßt, auch alte Zöglinge haben ihre Erinnerungen aufgezeichnet und veröffentlicht. Wir erhalten z. B. von Hermann Schultze[2]) eine frische, lebendige Schilderung vom Leben und Treiben im alten Joachimsthal in den Jahren 1861—1868. Sie ist nicht nur für die

[1]) Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum. I. Teil. Die Geschichte des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums 1607—1907 von Dr. Erich Wetzel (417 S.). II. Teil. Zur Statistik des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums. Beiträge von E. Bahn, E. Fritze, K. Todt, E. Wetzel. (18 + 24 + 40 + 30 + 70 S.). Halle a. S., Waisenhaus. 1907. — *J. Lazarus, Joachimsthalsches Gymnasium. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1907. S. 153—155.

[2]) H. Schultze, Ein alter Joachimsthaler. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Liegnitz.

Digitized by Google

ehemaligen Schüler von Interesse, sondern hat allgemeinen Wert, da sie sich im ganzen von frühreifen Urteilen über Lehrer freihält. In ältere Zeit führt uns H. Jentsch[1]) zurück, der in einem ersten Teile die Geschichte des Gymnasiums zu *Guben* bis zum Jahre 1708 behandelt. Sind die Nachrichten auch weit dürftiger, so erfahren wir doch aus dem 17. Jahrhundert soviel, daß ein deutliches Bild von dem Unterichtsbetriebe entsteht, und wir erkennen, welch eine Bedeutung diese Anstalt für das geistige Leben der Stadt nicht nur, sondern auch der ganzen Niederlausitz gehabt hat. Wie dort eifrig Lateinisch getrieben, Aufführungen und actus oratorii veranstaltet, welche Schulbücher, unter ihnen auch die Janua des Comenius, benutzt wurden, das geht aus der sorgfältigen Darstellung klar hervor. Zwar ist es nichts wesentlich Neues, was mitgeteilt wird, aber lobend hervorzuheben ist es, daß hier die Forderungen, die für die schulgeschichtliche Forschung neuerdings wiederholt aufgestellt sind, verständnisvolle Beachtung gefunden haben. Gleichfalls bis in die Reformationszeit gehen Nachrichten über die alte Ratsschule in *Stolp* zurück; sie hat Bartholdy[2]) zusammengestellt aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubelfestes, welches das dortige Gymnasium gefeiert hat. Gerade aus der Mitte des 16. Jahrhunderts liegen interessante Angaben über das Schulwesen vor, sind doch zwei für die Stolper Schule 1541 veröffentlichte Schulbücher aufgefunden worden. Es ist auch gerade hier deutlich zu erkennen, wie die Schule eine Frucht der Reformation ist. Aus der späteren Zeit ist freilich nicht mehr viel zu berichten als die Namen und Personalien der Lehrer. Die Festschrift[3]) des 1857 eröffneten Gymnasiums ist von geringerem Interesse, bemerkenswert mag vielleicht sein, wie das Verständnis für die Realschulbildung sich hier allmählich Bahn bricht. Sonst haben die Darstellungen von den Mühen und Sorgen, die in den kleinen Städten vor 50 Jahren die Gründung von Gymnasien veranlaßte, fast überall etwas ähnliches, das zeigt auch die Geschichte des Gymnasiums in *Demmin.*[4]) Überall hatten ein weiterer Blick in die Zukunft und der Wunsch nach höherer Bildung mit Kirchturmspolitik und Banausentum zu kämpfen. Im übrigen

---

[1]) H. Jentsch, Geschichte des Gymnasiums zu Guben. Teil I bis 1708. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Guben. (Pr.-Nr. 26). (50 S.). — * H. Jentsch, Die Gubener Kirchenordnung v. J. 1632 und ihre Umgestaltung durch das Konsistorium der Niederlausitz. In: Niederlausitzer Mitteilungen X. S. 240—258

[2]) Bartholdy, Aus der Geschichte der alten Ratsschule zu Stolp. Stolp, W. Delmanzo. (32 S.).

[3]) Festschrift zur Jubiläumsfeier des Stolper Gymnasiums, 19.—21. April 1907. Teil I. Die Geschichte des Stolper Gymnasiums von 1857—1907. Von P. Neumann (64 S.). Teil II. Verzeichnisse der Lehrer von Ostern 1857 bis Ostern 1907 und die Abiturienten von Ostern 1861 bis Ostern 1907, zusammengestellt von Dr. Hoppe. (17 S.) Stolp, W. Delmanzo.

[4]) Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Königl. Gymnasiums zu Demmin am 3. Februar 1907. Teil Ia.:Geschichte der Anstalt von A. Weinert (90 S.) Teil Ib: Verzeichnis der Schüler des Demminer Gymnasiums (bezw. Progymnasiums) angelegt und vervollständigt von Appelmann und W. Schmidt (110 S.) Teil II. Vier Abhandlungen. 80 S.) Demmin, W. Gesellius. 1907. — * F. Müller, Eine Schulplanderei. In: Demminer Tageblatt. 1907. Nr. 85.

Digitized by Google

sind die Geschicke der neueren Gymnasien, von denen u. a. das Luisengymnasium in Berlin auf ein Bestehen von 25 Jahren zurückschauen konnte, oder der aus älteren Schulen entstandenen humanistischen Anstalten, wie der Herzog-Albrechtschule in Rastenburg, des Gymnasiums in Recklinghausen oder des Progymnasiums in Berg. Gladbach, weniger von allgemeiner Bedeutung, sondern vornehmlich von lokal-historischem Interesse.[1] Beachtenswerter erscheinen die Darstellungen über die Entstehung realistischer Schulen, da z. B. in Marburg ihre Anfänge bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, in Coblenz oder Neiße[2] bis in die ersten Jahrzehnte des 19. zurückgehen und sie in ihren mannigfachen Wandlungen ein Bild von der allmählichen Ausbreitung und Vertiefung des Realschulgedankens geben. Bis zum Ende der französischen Herrschaft führt die Geschichte des Schulwesens in *Malmedy*,[3] von dem das älteste Zeugnis aus der Mitte des 17. Jahrhunderts vorliegt. Die früheren Versuche, die Lateinschule zu heben und ein collège zu gründen, scheiterten, und auch aus der Zeit der französischen Herrschaft erhalten wir kein erfreuliches Bild, obwohl 1804 eine école secondaire errichtet ward. Fast die gesamte Geschichte des Gymnasiums zu *Hamm i. W.* wird in der Festschrift[4] zur Feier des 250jährigen Bestehens der Anstalt in mehreren Aufsätzen dargestellt. Wie das trivium Hammonense und das gymnasium illustre bestanden, dann 1775/77 beide vereinigt wurden und weiter, wie sich das Gymnasium seit 1857 entwickelte, wird erzählt, ohne daß dabei wesentlich neue Gesichtspunkte für die Schulgeschichte gewonnen würden. Es bleibt eben leider bei dem Mangel an Nachrichten für die ältere Zeit immer bei einzelnen

---

[1] K. Ganzel, Rückblick auf die ersten 25 Jahre der Anstalt. Programm des Königl. Luisen-Gymnasiums zu Berlin 1907. (Pr.-Nr. 70.) S. 3—38. — W. Prellwitz, Zur Geschichte der Herzog-Albrechts-Schule zu Rastenburg 1907. (Pr.-Nr. 15.) S. 3—12. — H. Pernhorst, Zur Geschichte des Gymnasiums in Recklinghausen. Programm des Gymnasiums in Recklinghausen 1907. (Pr.-Nr. 441.) S. 3—29. — A. Schaeffer, Entwicklung der städt. höheren Knabenschule zum Progymnasium i. E. 1. Jahresbericht des städt. Progymnasiums i. E. in Berg. Gladbach 1907. (Pr.-Nr. 531.) S. 3—15.

[2] K. Knabe, Die Entwicklung der Realanstalt zu Marburg. Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule in Marburg 1907. (Pr.-Nr. 519.) (8 S.) — H. Goosens, Geschichte des Realgymnasiums zu Coblenz und der Anstalten, aus denen es hervorgegangen ist, seit der Gründung der Provinzial-Gewerbeschule am 11. Oktober 1855. In: Festschrift zu der am 12. Oktober 1907 stattfindenden Feier der Einweihung des neuen Schulgebäudes. Coblenz. H. L. Scheid. 1907. S. 1—113. — W. Gallien, Geschichte des Realgymnasiums zu Neiße von 1882 bis 1907. Beilage zum Programm des Realgymnasiums 1907. (Pr.-Nr. 267.) (36 S.) — M. Braun, Geschichte der Königl. Oberrealschule zu St. Johann-Saarbrücken. Programm der Kgl. Oberrealschule zu St. Johann-Saarbrücken 1907 (nicht zugänglich).

[3] A. Lemmen, Das Schulwesen der Stadt Malmedy bis zum Ende der französischen Herrschaft. Beilage zum Programm des Progymnasiums in Malmedy. (Pr.-Nr. 567.) (42 S.)

[4] H. Eickhoff, Neue Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Hamm. J. Warner, Zur Geschichte des Gymnasiums seit 1857. In: Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens des Königl. Gymnasiums zu Hamm i. W. am 31. Mai 1907. Hamm i. W., E. Griebsch. 1907. S. 1—17, 160—211

Digitized by Google

wenig zusammenhängenden Notizen, doch schon für die Mitteilung solcher müssen wir dankbar sein.

Von den *Einzelbeiträgen* zur Geschichte preußischer höherer Schulen verdient besondere Hervorhebung das von G. Bauch herausgegebene Hausbuch des Goldberger Lehrers Zacharias Bart (1529—1612),[1] da es nicht nur eine wichtige Quelle zur Geschichte der berühmten Schule in *Goldberg* zu Valentin Trotzendorfs Zeit eröffnet, sondern uns auch einen Blick in das häusliche Leben eines Schulmeisters im 16. Jahrhundert tun läßt. Dies ist unzweifelhaft viel wert, da derartige Aufzeichnungen sehr selten sind. So bringt die Schrift mancherlei interessante Einzelheiten, auch Briefe Trotzendorfs sowie einen von Melanchthon (1554 März 21). Von unerquicklichen Zuständen in der ersten Zeit *Schulpfortas*[2]) (1544 45) legt eine Beschwerde des Kollegiums Zeugnis ab, über einen Streit um die Schulaufsicht in *Halle*[3]) erhalten wir interessante Nachrichten aus der Verteidigungsschrift des Rektors Kroger vom 6. März 1583, in der er die geistlichen Scholarchen heftig angreift. Das *Hanauer* Gymnasium[4]) wurde 1607 von dem Grafen Philipp Ludwig II. nach den Ratschlägen des Stadtschultheißen Dr. Wilhelm Sturio gegründet, die dieser in einem beachtenswerten Berichte niederlegte. Das Gymnasium in *Lissa*[5]) hatte im Anfange des 17. Jahrhunderts eine Zeit des Niederganges trotz des gründlichen Lehrplanes von 1604. Der Unordnung im Schulwesen zu *Diez*[6]) suchte die Ordnung von 1736 zu steuern. In *Lissa*[7]) wurden die evangelischen Kirchen und Schulen 1756 von dem Bischofe zu Posen visitiert. Von Interesse sind die Mitteilungen über die Domschule in *Schleswig*[8]) im 19. Jahrhundert. Der Unterricht im Deutschen erfuhr nach dem Regulativ von 1826 eine nicht geringe Verkümmerung; den 8 Stunden Deutsch in den Klassen I—IV stehen 7 Stunden Dänisch gegenüber, dagegen wurde der Turnunterricht, der seit 1829 am Lehrerseminar

---

[1]) G. Bauch, Aus dem Hausbuche des Goldberger Lehrers Zacharias Bart, 1529—1612. Familien- und Schulnachrichten. Beilage zum Jahresberichte der evangel. Realschule II zu Breslau. (Pr.-Nr. 276.) (38 S.)

[2]) O. Clemen, Zur ältesten Geschichte von Schulpforta. In: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte XVII, S. 238 bis 241.

[3]) G. Liebe, Der Streit um die Schulaufsicht in Halle 1583. In: Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins XXIII, S. 30—45 und Magdeburger Geschichtsblätter XL, S. 20—32.

[4]) Th. Braun, Die Gründung des Hanauer Gymnasiums und der Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio. In: Hessenland XXI, S. 306—308, 321—323, 343—345.

[5]) Th. Wotschke, Das Lissaer Gymnasium am Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Zeitschrift der historischen Gesellschaft in Posen, XXI (1906), S. 161—197.

[6]) J. Brumm, Die Diezer Schulordnung von 1736. In: Nassovia VIII, S. 159—161.

[7]) W. Bickerich, Visitationen der evangelischen Kirchen in Lissa durch den Bischof von Posen. In: Zeitschrift der historischen Gesellschaft in Posen XXI (1906).

[8]) L. Hinrichsen, Die Schleswiger Domschule im 19. Jahrhundert. Beilage zum Programm der Domschule zu Schleswig. (Pr.-Nr. 352.) (42 S.).

Digitized by Google

in Tondern bestand, im Jahre 1839 an der Domschule eingeführt. Die Erinnerungen Gustav Gerbers († 1901) geben eine, wie es scheint, wahrheitsgetreue, freilich herbe Schilderung der Zustände am Königl. *Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin* (1837—38).[1] Solche Aufzeichnungen müssen allerdings mit einiger Vorsicht aufgenommen und benutzt werden, da im Gedächtnisse oft mehr die Mängel als die Vorzüge haften bleiben und unreife Schülerurteile nicht selten mit späteren Erfahrungen vermischt werden. Das zeigt auch Albert Heintzes Darstellung von seiner Schulzeit (1846—49) auf dem *Marienstiftsgymnasium in Stettin,* in der die damals an der Anstalt wirkenden, zum Teil recht bedeutenden Lehrer eine ungerechte Beurteilung finden, so daß sich ein Mitschüler Heintzes veranlaßt sah, dem recht dunkeln Bild, das er von den Zuständen entwirft, die Lichtseiten gegenüberzustellen.[2] Aus solchen verschiedenen Auffassungen und Schilderungen wird man erst ein richtiges Urteil gewinnen können. Eine alte Eigentümlichkeit des Schullebens in *Pforta* bildete die Vernichtung des Examenmannes, bei der vielleicht ein alter Volksbrauch durch den Geist des Pennalismus seine Umbildung erhalten hat.[3]

Über die *Schul-Dramen* und -Aufführungen finden sich Angaben in manchen Geschichten von Lehranstalten, aber im ganzen ist unsere Kenntnis über den Umfang des Betriebes, über den Inhalt der Stücke oder der Redeübungen noch recht gering. Und doch geben sie nicht nur für das Verständnis von der Unterrichtsart, sondern auch von der Stellung der Schule zu den Zeitereignissen sehr beachtenswerte Gesichtspunkte. Christian Gryphius' Rätselweisheit ist ein Beispiel für die deutschen Stücke, die der Breslauer Rektor seit 1690 am Magdaleneum aufführen ließ.[4] Er gibt selbst seine Gedanken kund, was er mit diesen Aufführungen für die Schüler bezweckte. So unerfreulich in Form und Inhalt diese Akte auch sind, sie zeigen doch, wie man damals die Schüler zu bilden suchte. Etwas älter sind die beiden Schülerdramen, die nach Wotschkes Mitteilungen 1646 und 1647 in Lissa zur Aufführungen kamen, das eine biblischen, das andere mythologischen Inhalts (Susanna. — Hercules monstrorum domitor). Daß solche Schuldramen und nicht minder die actus oratorii größere Beachtung finden, ist sehr zu wünschen. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn in den einzelnen deutschen Landschaften planmäßig nach Drucken,

[1] G. Gerber, Zur Geschichte des Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin, 1827—38. In: Annalen und Historien. Mitteilungen des Vereins ehemaliger Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Bd. 24, 25. S. 15—41.

[2] A. Heintze, Drei Jahre auf dem Marienstiftsgymnasium zu Stettin. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1907. II. S. 33—51. — G. Bartholdy, Bemerkungen zu Albert Heintzes Abhandlung: Drei Jahre auf dem Marienstiftsgymnasium in Stettin. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1907. II. S. 289—294.

[3] F. Rösiger, Der Examenmann in Schulpforta. In: Archiv für Religionswissenschaft. X, S. 158—160.

[4] P. Feit, Christian Gryphius' Rätselweisheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Schuldramen in Schlesien. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, XLI, S. 241—271.

Digitized by Google

Einladungsprogrammen u. a. m. geforscht und diese auch nur bibliographisch zusammengestellt würden.*)

Mit der Aufstellung von *Verzeichnissen von Schülern* oder Abiturienten gibt man sich weit mehr Mühe, obwohl diese für die allgemeine Schulgeschichte weniger Wert haben. Indessen gelten sie bei Jubelfeiern als unentbehrlich und finden bei Familienforschern, die ja jetzt wieder sehr eifrig an der Arbeit sind, große Beachtung. In fast keiner Geschichte einer Schulanstalt fehlen sie; so finden wir solche Zusammenstellung für das Joachimsthalsche Gymnasium, die Schulen in Hamm, Demmin, Stolp, das Luisengymnasium in Berlin, die Realgymnasien in Coblenz, Neiße u. a. m. In eigenen Arbeiten sind Listen von Abiturienten zum Teil mit näheren Angaben für Neustettin (1793—1906),[1] das Kgl. Friedrich Wilhelmsgymnasium (1797—1907) und Attendorn[2] (1875—1906) veröffentlicht worden. Oft sind dabei auch die ehemaligen Lehrer aufgeführt, was im allgemeinen über den nächsten Zweck hinaus von Interesse sein kann. Das zur Ausbildung von Religionslehrern 1856 gegründete Kandidaten-Konvikt beim Kloster U. L. Fr. in Magdeburg[3] hat bisher 141 Mitglieder gehabt, die nach der verschieden veränderten Ordnung dort ihre Vorbereitung zum Lehramte erhalten haben. Die Begründung dieser eigenartigen Anstalt hängt zusammen mit der Bewegung, die sich in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Errichtung christlicher Gymnasien geltend machte.

Clausnitzer.] In seinen Aufsätzen „zur *Geschichte der Schulaufsicht* im 16., 17. und 18. Jahrhundert“ bespricht Kahl[4] die Schulaufsichtsfrage bei den deutschen Rechtsphilosophen und Nationalökonomen des 17. Jahrhunderts. Behandelt werden Althusius (1557—1638), Keckermann (1571 bis 1609), Arnisaeus († 1636), Seckendorff (1626—1692), Becher (1635—1682). Darin sind alle einig, daß der Staat die Pflicht habe, Schulen einzurichten und zu unterhalten. Althusius teilt die Schulaufsicht den kirchlichen Organen zu, Arnisaeus behandelt die Schulaufsicht überhaupt nicht. Keckermann stellt 1606 als erster den Grundsatz staatlicher, fachmännischer Schulaufsicht auf. Ludwig von Seckendorff, ursprünglich Hof- und Justizienrat in Gotha, später Kanzler des Herzogtums, legt in seinem „Fürstenstaat“

*) Eine solche Sammlung ist von der Zentralstelle aus ins Werk gesetzt.

[1] Th. Beyer, Die Abiturienten des Königl. Fürstin Hedwig-Gymnasiums von 1793—1906. Beilage zum Programm des Königl. Fürstin Hedwigs-Gymnasium in Neustettin. (Pr.-Nr. 176.) 72 S.

[2] P. Hake, Die Abiturienten des Gymnasiums von Herbst 1875 bis Ostern 1906. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Attendorn. (Pr.-Nr. 421.) 30 S.

[3] A. Ziegler, Mitteilungen aus der Geschichte des Kandidaten-Konvikts beim Kloster U. L. Frauen und Verzeichnis seiner bisherigen Mitglieder. Programm des Klosters U. L. Fr. zu Magdeburg. (Pr.-Nr. 996.) S. 3—50.

[4] Wilhelm Kahl, Zur Geschichte der Schulaufsicht im 16., 17. und 18. Jahrhdt.: V. Die Schulaufsichtsfrage bei den deutschen Rechtsphilosophen und Nationalökonomen des 17. Jahrhunderts. Monatsblätter für Schulaufsicht. Bd. 8. F. Hirt, Breslau. S. 129—136.

Digitized by Google

(1656), der bis ins 18. Jahrhundert „das Grundbuch der Staatswissenschaft" blieb, und teilweise in seinem „Christenstaat" (1685) theoretisch nieder, was ihm im Herzogtum an Staatseinrichtungen entgegen getreten war, und so läßt er an der von Staats wegen geregelten Schulaufsicht die staatlichen und kirchlichen Behörden teilnehmen. Becher dagegen fordert in seinem „Politischen Diskurs" eine staatliche schultechnische Aufsichtsbehörde. Abgesehen von den verschiedenen lehrreichen Einzelheiten ist auch die Frage nach dem Ursprung der heutigen Volksschule gefördert. Wenn der absolute Staat, wie immer mehr anerkannt wird, als der Schöpfer der Volksschule gelten muß (vgl. Mitteilungen Jahrg. 1906, S. 354 f.), so ist eine ihrer Wurzeln ohne Zweifel (wie schon a. a. O. S. 355 vermutet), in den Ausführungen der rechtsphilosophischen und kameralistischen Literatur des 17. Jahrhunderts zu suchen. Die *Förderung des Volksschulwesens* im Staate der Hohenzollern will Bartholome[1] zeigen. Er stellt in der Hauptsache die im gesetzlichen oder Verwaltungswege erlassenen Verordnungen, vor allem die noch gegenwärtig giltigen zusammen; er bietet auch einiges geschichtliches Material, das indes von der neueren Forschung unbeeinflußt ist. Die *Geschichte des preufsischen Unterrichtsgesetzes* von L. Clausnitzer († 1905), die zum erstenmal 1876 erschien und zuletzt 1892 bearbeitet wurde, hat H. Rosin bis zur Gegenwart fortgesetzt.[2] Der Clausnitzersche Text blieb auch aus technischen Gründen unverändert, so daß selbst nicht einmal in Form von Anmerkungen die neuere Forschung vermerkt wurde. Die Fortsetzung beginnt mit dem Fall des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes. Geschildert werden dann die Ministerien Bosse und Studt sowie die Anfänge des Ministeriums Holle. Rosin läßt vor allem die Tatsachen reden, und hält, wie es für eine in die Gegenwart hineinragende Darstellung durchaus angebracht ist, zumeist mit seinem Urteil zurück. Er orientiert auf Grund authentischen Materials. Besonderen Wert haben die Literaturangaben, da gerade bei Tagesfragen vieles sehr leicht und schnell in Vergessenheit gerät. Eine kurzgefaßte *Geschichte der preufsischen Unterrichtsverwaltung* bietet A. Söhring.[3] Eine für Unterrichtszwecke bestimmte und hierfür brauchbare Zusammenstellung der Preußischen Volksschulordnungen von König Friedrich Wilhelm I. an bis zu den Regulativen von 1854 gibt E. Fischer.[4] Doch ist es nicht zutreffend, wenn in der Einleitung die Volkschule als ein Geschenk der Reformation bezeichnet wird. Zur Frage der Versorgung von *Invaliden als Schulmeister* unter Friedrich dem Großen bringt für den Versuch im Jahre 1758 E. Schnackenburg neues Material.[5] Die Konsistorien

[1] Bartholome. Die Förderung des Volksschulwesens im Staat der Hohenzollern. 2. Aufl. Düsseldorf. L. Schwann. VII u. 290 S.

[2] Leopold Clausnitzer, Gesch. des Preuß. Unterrichtsgesetzes. Fortgesetzt von H. Rosin. Hamburg, Henri Grand. 1908. XII, 339, III u. 90 S.

[3] A. Söhring. Die Gesch. der Schulverwaltung in Preußen. Preuß. Schulzeitung. Jahrg. 45. Nr. 72—75, 77, 79.

[4] E. Fischer. Preußische Volksschulordnungen. F. Hirt, Breslau. 76 S.

[5] E. Schnackenburg. Verwendung von Invaliden als Schulmeister in

Digitized by Google

lehnten ab. Am genialsten war dabei die Neumärkische Regierung, welche u. a. erklärte, die Maulbeerplantagen würden unter den Invaliden in Verfall geraten, — und bekanntlich lag Friedrich II. außerordentlich viel an der Pflege der Seidenzucht! F. Wienecke hat seine Studien über das *Garnisonschulwesen* (vgl. Lit.-Bericht 1906, S. 206) auch auf Königsberg,[1] Magdeburg[2] und Neuruppin[3] ausgedehnt. In Magdeburg wurde noch unter dem Großen Kurfürsten eine Garnisonschule angelegt; unter Friedrich Wilhelm I. erfolgte die Gründung von Regimentsschulen. Die Neuruppiner Garnisonschule zeichnete sich durch Verbindung mit einer Industrieschule aus, wodurch nicht nur hunderte von armen Soldatenfamilien Verdienst fanden, sondern auch die Wollindustrie von Neuruppin, Wittstock, Lindow usw einen merklichen Aufschwung nahm. Die Forschung über das Garnisonschulwesen ist insofern wertvoll, da in ihm neben den Kloster-, Dom- und Stiftsschulen und den Stadt- und deutschen Schreibschulen des Mittelalters, neben den Schulen (eigentlich Religionsschulen) der Reformation, neben den Armenschulen des Pietismus, neben den bis ins Mittelalter zurückgehenden Winkelschulen in den Städten und neben den oben charakterisierten Forderungen der Rechtsphilosophen und Staatsrechtslehrer eine weitere Wurzel der heutigen Volksschule zu suchen ist. F. Wienecke gibt auch eine Statistik über die öffentlichen Schulen der Mark Brandenburg im Jahre 1806.[4] Insgesamt waren es 2024; davon waren bezüglich der Konfession 1929 lutherisch, 47 deutsch-reformiert, 43 französisch-reformiert, 2 katholisch, 3 jüdisch, ihrem Lehrcharakter nach dagegen 12 gelehrte Schulen, 8 Mittelschulen, 6 Seminare, 60 Bürgerschulen, 1930 Elementarschulen, 8 Waisenhäuser. F. Wienecke entwirft ferner ein Bild vom *Berliner Schulwesen* im Jahre 1806.[5] Dieses war äußerst buntscheckig und krankte am Fehlen der Einheitlichkeit in Verwaltung, Organisation, Unterrichtsstoff, Vorbildung und Besoldung der Lehrer. Wertvolle Einzelheiten über die Schulhäuser, die Lehrer, ihre Amtsführung, ihr Einkommen, Prüfung und Anstellung in der Ephorie *Eckartsberga* (Reg.-Bez. Merseburg) zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet L. Naumann.[6] Es geht daraus hervor, daß bereits vor dem 30jährigen Kriege Schulen auf dem Lande bestanden haben. Daß in dem Flecken *Weferlingen* (Kreis

fridericianischer Zeit. Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins. 1908. Nr. 1. S. 13 ff.

[1] Friedrich Wienecke, Die Königsberger Regimentsschulen. Altpreuß. Monatsschrift. Bd. XLIV. S. 43 ff.

[2] Friedrich Wienecke, Die Magdeburger Garnisonschulanstalten. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Bd. 42. Heft 1. S. 27 ff.

[3] Friedrich Wienecke, Die Neuruppiner Garnisonschule. Schulblatt für die Prov. Brandenburg. B. 72. Nr. 5, S. 423 ff.

[4] Friedrich Wienecke, Das Schulwesen der Mark Brandenburg im Jahre 1806. „Brandenburgia". XVI, Nr. 5. S. 177 ff.

[5] Friedrich Wienecke, Das Berliner Schulwesen vor 100 Jahren. Pädagogische Zeitung, Bd. 35. 1906. Nr. 52.

[6] L. Naumann, Zur Entwicklung des Volksschulwesens in der Ephorie Eckartsberga. Zeitschrift des Vereins f. Kirchengeschichte in der Prov. Sachsen. 1. Heft. 2. 1904. S. 169 ff.

Digitized by Google

Gardelegen) bereits im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Mädchenschule vorhanden war, zeigt ein Aktenstück des Magdeburger Staatsarchivs, das H. Liebe mitteilt.[1] Ursprünglich war eine besondere Lehrfrau oder Lehr-Waase für die Mädchen angestellt; 1718 wurde dies Amt der Frau des dortigen Kantors übertragen. Viele Einzelheiten über das Schulwesen der *Grafschaft Mark* in Westfalen im 18. Jahrhundert berichtet Stenger.[2] Schumacher veröffentlicht Nachrichten über die Lehrer, ihre Befähigung und ihr Einkommen im Fürstentum *Corvey*, auf Grund der von der oranischen Regierung, der bei der Säkularisation 1802 die alte, 1783 zum Bistum erhobene Abtei zugefallen war, die ihr aber nur bis 1807 gehörte, eingeforderten Berichte.[3]

Die Entstehung des städtischen Schulwesens in *Frankfurt am Main* stellt Sarowy dar[4] bei der Mediatisierung der alten Reichsstadt im Jahre 1806 sah es mit den Schulen traurig aus. Nur das Gymnasium wurde durch städtische Mittel unterhalten; sonst bestanden bloß die vom Rat konzessionierten „deutschen Schulen", auch Quartierschulen genannt, deren Besitzer möglichst viel verdienen und wenig aufwenden wollten. Es ist das Verdienst des Fürstprimas des Rheinbundes, Karl Freiherrn von Dalberg, der der Landesherr von Frankfurt geworden war, die Neubegründung des Volksschulwesens in die Wege geleitet zu haben; er erklärt, daß die Kinder zahlungsunfähiger Eltern unentgeltlich unterrichtet werden müßten, und daß daher für den Unterhalt der Lehrer aufzukommen Sache des Staates sei. Doch hinderten die finanziellen Nöte an der Durchführung einer Schulreform. Erst am 10. Mai 1813 wurde die erste städtische Volksschule eröffnet. Im Jahre 1824 konnten drei weitere städtische Schulen fertiggestellt werden. Dies bedeutete das Ende der Quartierschulen, deren Lehrer je nach ihrer Befähigung in städtische Dienste übernommen, oder durch ein dauerndes Ruhegehalt entschädigt wurden.

Die Geschichte der ersten 25 Jahre des *Lehrerseminars in Liegnitz* schildert Buth,[5] der ersten 50 des Lehrerseminars in *Eckernförde* stellt Gramm dar.[6] Liegnitz, 1882 gegründet, weist keine besonders bemerkenswerte Geschichte auf. Das Seminar in Eckernförde ist eine Tochteranstalt des Seminars in Tondern. Dort war den Seminaristen keine Gelegenheit geboten, in deutscher Sprache Unterrichtsübungen abzuhalten, da infolge des Sprachenreskripts vom 2. Februar 1851 an allen Volksschulen Tonderns

[1] H. Liebe, Die Mädchenschule zu Weferlingen 1718. Zeitschrift d. Vereins f. Kirchengesch. d. Prov. Sachsen. Bd. II, Heft 1. 1905. S. 123 ff.

[2] Stenger, Beiträge zur Geschichte der Schule in der Mark im 18. Jahrhundert. Jahrbuch d. Vereins f. d. Evangelische Kirchengeschichte Westfalens. Bd. 9, S. 19 ff.

[3] Schumacher, Die Schulen im Fürstentum Corvey bei der Säkularisation. Zeitschrift für vaterl. Gesch. und Altertumskunde. Bd. LXIV, S. 131 ff.

[4] Sarowy, Vorbereitung und Begründung des städtischen Volksschulwesens i Frankfurt a. M. Pr. der Adlerflychtschule in Frankfurt a. M.

[5] Karl Buth, Das Kgl. ev. Schullehrer-Seminar in Liegnitz. Hirt, Breslau. 32 S.

[6] Hermann Gramm, Das Kgl. evang. Lehrer-Seminar Eckernförde. Eckernförde, C. Heldt. 1908. 113 S.

Digitized by Google

und Umgegend dänisch zur Unterrichtssprache erklärt worden war. So wurde denn Eckernförde 1858 als deutsches Schullehrerseminar gegründet. Erinnerungen hat Karl Schultze veröffentlicht, der als Oberlehrer, sodann als Direktor von 1855—1889 im preußischen Seminardienst gestanden hat.[1] Abgesehen von vielen Einzelheiten ist die Mitteilung sehr interessant, daß man sich am Seminar in Cöpenick keineswegs völlig an die Regulative vom 1. und 2. Oktober 1854 hielt, sondern sich mancherlei Freiheiten und Abweichungen nach seiten einer erhöhten Bildung erlaubte. Da liegt die Vermutung nahe, daß dies auch anderwärts geschah. Auf jeden Fall bedeutet diese Mitteilung einen immerhin nicht unwesentlichen Beitrag zur Frage, inwieweit die seit Jahrhunderten erlassenen Schulordnungen ihre tatsächliche Verwirklichung gefunden haben.

Eine auf gründlichsten Quellenstudien beruhende *Geschichte des deutschen Lehrervereins* hat Robert Rißmann bearbeitet.[2] Er gibt aber nicht bloß eine Geschichte dieses über 110000 Mitglieder umfassenden Vereins, sondern überhaupt des im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzenden Lehrervereinswesen, das seit 1848 einen großen Aufschwung nimmt. Auch werden die Grundlinien der Volksschulentwicklung im 19. Jahrhundert und die Wechselwirkung mit dem Wachsen des Standesbewußtseins und der Standesorganisation der Volksschullehrer gezeigt.

II. Bayern.

Von **Georg Lurz.**

Im Literaturbericht 1906 war Bayern nicht vertreten mit Rücksicht auf eine in bestimmte Aussicht gestellte Bibliographie, welche sich bis zur unmittelbaren Gegenwart erstrecken sollte. Leider haben sich der endgültigen Vollendung dieses Werkes neuerdings Schwierigkeiten entgegengestellt, so daß nicht mehr zugewartet und für 1907 auch über Bayerns historisch-pädagogische Literatur hier ein kurzer Bericht geboten werden soll.

Entsprechend dem Plane, nach welchem der vorliegende Literaturbericht angelegt ist, kommen die Arbeiten von Huffschmid, Reu, Petzet, Heigenmooser,*) auch der erste Band der Jesuitengeschichte von B. Duhr**) an anderen Stellen des Buches zur Besprechung. Des Überblickes wegen sei hier wenigstens auf sie hingewiesen!

Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhange ferner die kurzen Mitteilungen Beyschlags***) über eine in der Schulgeschichte bisher unbeachtet gebliebene lateinische Schulgrammatik des Magisters Petrus Popon, eines Vertreters des fränkischen Frühhumanismus aus dem letzten Drittel

[1] Karl Schultze, Aus 8 Jahrzehnten. Gotha, Fr. A. Perthes. VII u. 269 S.
[2] Robert Rißmann, Geschichte des deutschen Lehrervereins. Leipzig und Berlin. J. Klinckhardt. 1908. 319 S.
*) Vgl. S. 194: 105; 112: Mitteil. 1907, S. 113 ff.
**) Vgl. S. 5.
***) Vgl. S. 63.

Digitized by Google

des 15. Jahrhunderts, sodann die Veröffentlichungen Hausensteins[1]) über den Studenten Sand und Kißlingers[2]) Chronik der Pfarrei Egern am Tegernsee. Hausenstein, der an anderer Stelle (Mannheimer Geschichtsblätter, 8. Jahrg. 1907. S. 35—41) auch zwei deutsche Schulaufsätze Sands aus dem Jenaer Universitätsarchiv mitteilt, sucht die Persönlichkeit des Unglücklichen psychologisch zu beleuchten. Die veröffentlichten Dokumente selbst sind für die Erkenntnis der allgemeinen Zeitverhältnisse gewiß bedeutsam; für die Schulgeschichte im engeren Sinne bieten nur die tagebuchmäßigen Aufzeichnungen des 18 jährigen Jünglings aus seiner Regensburger Gymnasialzeit 1813/14 beachtenswerte Notizen, welche natürlich eine Kenntnis der allgemeinen Schulgeschichte voraussetzen. Kißlinger widmet in seiner Chronik der Pfarrei Egern am Tegernsee S. 57—62 auch der Pfarrschule ein Kapitel, aber, wie schon der enge Raum erkennen läßt, mehr in der Form von Notizen als einer zusammenhängenden Entwicklung. Die auf den Anfang des 16. Jahrhunderts zurückgehenden Nachrichten von einer Schule in Egern sind bereits aus Seb. Günthners „Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern" bekannt.

In Thalhofers[3]) Gedenkschrift über den *St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Verein,* einem flott geschriebenen, schön ausgestatteten Buche, finden wir nichts von Schulproblemen und Einführung der Jugend in die Geisteswelt der Vergangenheit oder Gegenwart, sondern wir durchwandern im Geiste 50 Jahre sozialer Tätigkeit für die Jugend und zwar einer besonders hilfsbedürftigen Jugend. Wer denkt bei den bescheidenen Anfängen des Vereines nicht an Francke und Pestalozzi! Erst einige Jahre sind es, daß der jetzt unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheiten Prinzessin und Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern stehende Verein eine blühende, den modernen Anforderungen entsprechende Anstalt erstehen lassen konnte, in welcher bis 150 Mädchen und bis 100 Knaben vom vollendeten dritten Lebensjahre an Aufnahme und Pflege finden bis zum Austritt aus der Volksschule bezw. Fortbildungs- oder Sonntagsschule.

Unsere Kenntnis des *altbayerischen Volksschulwesens* zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereichert der als unermüdlicher Forscher längst bekannte Münchener Oberlehrer Jos. Gebele[4]) durch eine Reihe von Quellenbeiträgen. Seine Ausführungen sind im einzelnen überschrieben: I. Vor 100 Jahren waren die Schulsäle — Bauernstuben. II. Vor 100 Jahren war die Lehrerbildung eine völlig ungenügende. III. Die Lehrer in Bayern waren vor 100 Jahren Handwerker und Mesner-Bauern. Endlich: Vor

[1]) Wilhelm Hausenstein, Dokumente zur Geschichte des Studenten Karl Ludwig Sand. Forschungen zur Geschichte Bayerns. Bd. 15. S. 160—183 und 244—270.

[2]) Joh. Nep. Kißlinger, Chronik der Pfarrei Egern am Tegernsee. Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte. Bd. 52. 3. Heft. München.

[3]) Franz Xav. Thalhofer, Dr., Der St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Verein 1857—1907. Fünfzig Jahre sozialer Tätigkeit für die Jugend. Mit 27 Abbildungen. München. 78 S.

[4]) J. Gebele, Quellenbeiträge zu einer Bayerischen Schulgeschichte. Bayerische Lehrerzeitung. 41. Jahrgang. Nr. 35—38.

Digitized by Google

100 Jahren gelang die Festsetzung eines Maximal-, nicht aber eines Minimalgehaltes für Lehrer. Der Zustand des damaligen bayerischen Volksschulwesens war gewiß traurig; ob aber Gebele nicht manches noch mehr in Grau sieht, als es in Wirklichkeit schon war? Und wie war es anderwärts? Wohl mit Recht sagt Gebele an der Spitze seiner Ausführungen mit Anlehnung an Riezlers Schrift „Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte 1806—1906", daß auch im Schulwesen Bayerns das letzte Jahrhundert wohl als das glücklichste bezeichnet werden müsse. Unverständlich aber ist mir, was er im unmittelbaren Anschluß hieran schreibt: „Dabei verfolge ich allerdings noch einen andern Zweck, nämlich den Nachweis zu erbringen, daß die „deutschen Schulen" vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts weder Staats- noch Kirchenschulen, sondern lediglich Privatanstalten waren." Gebele will diese Behauptung ausdrücklich auch auf die ländlichen Zustände bezogen wissen. Diese Rechtsfrage nun bloß nach den Hauptgesichtspunkten zu erörtern, würde einen Raum erfordern, der hier nicht zur Verfügung steht; ich verweise deshalb vorerst auf Mon. Germ. Paed. Bd. 41 u. 42; die ausführliche Rubrik „Deutsche Schule" im Sachregister steht Bd. 42, S. 614.

Ausgehend von der unzweifelhaft richtigen Anschauung, daß für den Freund der Schulgeschichte wichtiger noch als Schulordnungen und Vorschriften, welche zeigen, was man wollte, Aufzeichnungen und Berichte seien, welche dartun, was wirklich war, veröffentlicht Dr. Reissinger,[1] der demnächst in den Mon. German. Paed. das pfälzische Schulwesen behandeln wird, eine Reihe von Dokumenten, welche das Schulleben früherer Zeiten beleuchten. Den Anfang bilden drei im Stadtarchiv Speyers befindliche Originalberichte, welche die Lehrer des reichsstädtischen Gymnasiums Speyer i. J. 1741 an das geistliche Konsistorium ihrer Stadt einreichten. Über das Lehrziel, das bereits neuhumanistische Ideen aufweist, die Lehrmethode, den Stundenplan, die Strafmittel u. a. entrollen uns die Berichte ein anschauliches Bild.

Eine recht dankenswerte Arbeit lieferte Aug. Schnizlein,[2] Gymnasiallehrer am Progymnasium in Rothenburg o. Tbr.; er schildert uns das Wirken und Streben *A. S. Gesners,* des Bruders von J. M. Gesner, dem berühmten Göttinger Philologen. A. S. Gesner stand der Rothenburger Schule 55 Jahre lang (1716—1771) vor; von seinen reichen Erfahrungen gibt uns seine schriftstellerische Tätigkeit Zeugnis. Aus der reichhaltigen Arbeit Schnizleins sei hier nur einiges mitgeteilt, zunächst vom Examen, welchem sich unser Gesner am 6. Oktober 1716 vor dem Konsistorium Rothenburgs unterziehen mußte. Der Superintendent legte die Aufgaben vor: Plinius l. 8 c. 8; eine Szene aus dem Phormio des Terenz, einige

---

[1]) K. Reissinger, Aus dem Schulleben früherer Zeit I. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. Bd. 43. S. 316—340. München.

[2]) August Schnizlein, Andreas Samuel Gesner, Rektor des Rothenburger Gymnasiums 1716—1771. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Progymnasiums Rothenburg o. Tbr. 1906/7. Rothenburg o. Tbr.

Digitized by Google

§§ ex Joh. Kwiatriewiz natione Poloni suada civili; ex libro II. Suwii ode 24, ex Ovidio epist. 16. Proponebatur Lectio vertenda ex Catra Tachad, einer Reißbeschreibung durch Siam, lectio vertenda e curiosa itineris descriptione in insulam Siam; item lectio vertenda ex novellis. Ex Graecis: versio cap. I. Apocalyps. Ex Pindaro Olymp. od. I. Ferner wurde geprüft aus der Mathematik, Chronologie, Astronomie, Ethik, Metaphysik, Physik, in der Religion aus der Heilslehre, über Widersprüche in der hl. Schrift, in der Theol. histor. über Spinoza und seine Lehre, Arnoldus und seine Historia eccles.; über Jacob Arminius und seine Lehre und über die Lehren des Limburgius, endlich aus der Geschichte („die Kaiser von Karl V. bis Karl VI., Karls V. Kriege mit Franz von Frankreich, der Abfall der Niederlande; was von Heinrich VIII. von England zu halten sei und schließlich eine Frage nach den Eltern Leopolds I.") — Konnte man noch mehr verlangen? Der neue Rektor hatte, wenigstens im Anfange, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; in einer Konsistorialsitzung vom 3. Dezember 1716 meinte nämlich der Superintendent, der Scholarch war, „man müsse dem neuen H. Rektor nicht alles gleich tun," und vor der Schlußprüfung nach Ostern 1717 „achtete H. Superintendent nötig zu sein die Schule für dies Jahr mit dem Examen hart anzugreifen wegen des neuen H. Rektoris." Hinsichtlich der Disziplin bereiteten besonders die „Herrensöhne" große Schwierigkeiten. So kam es vor, daß sie eine Klasse, weil ihnen der Präzeptor nicht genehm war, einfach überhüpften und in die übernächste eintraten, „welches, daß es künftig nicht mehr passieren sollte, zum andernmal verboten wurde." Weitere recht ergötzliche Proben, welche Schnizlein mitteilt, zeigen, daß auch ein Mann wie Gesner Mißstände nicht beseitigen konnte, welche von anderen Anstalten jener Zeit in ausreichender Menge berichtet sind. In seinen Schriften über Erziehung und Unterricht verrät Gesner offenen Blick und fortschrittlichen Sinn; seine Reformvorschläge, der bloße Gedächtnisstoff solle vermindert werden, Verstandes- und Geschmacksbildung sollten mehr gepflegt werden, für den Anschauungsunterricht müsse besser gesorgt werden durch Mineraliensammlungen, Herbarien, Globen, Sphären u. a., erinnern an andere Männer, welche im Bildungswesen mit der starren Überlieferung brachen. Unser Gesner klagt auch wie andere, daß es so langsam vorwärts gehe. Die Gewohnheit sei es, welche bei der großen Masse heilsame Neuerungen immer wieder vereitle. So klagte ja auch bereits im 13. Jahrhundert der berühmte Franziskaner Roger Baco, als seinen Reformbestrebungen im Unterrichtswesen Widerstand entgegengesetzt wurde, die große Masse der Menschen urteile stets: „hoc exemplificatum est, hoc consuetum est, hoc vulgatum est, ergo faciendum est." (Mitteilungen der Ges. f. deutsche Erz.- u. Schulg. 18. Jahrg. 1908. S. 227.)

Einen geschichtlichen Überblick über die *Amorbacher Mittelschule* im 19. Jahrh. gibt uns Böhner.[1] Amorbach, heute ein Städtchen mit nicht

[1] Fritz Böhner, Geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Lateinschule zu Amorbach 1807—1907. Amorbach, Lateinschul-Programm. 46 S.

Digitized by Google

einmal 3000 Einwohnern, kam 1816 an Bayern; nach der Mediatisierung des Fürstentums Leiningen hatte Amorbach vorübergehend zu Baden und dann zu Hessen gehört. Die Amorbacher Lehranstalt zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnert in mehrfacher Beziehung an die Lateinschule des 16. Jahrhunderts; wir treffen vielfach ähnliche Verhältnisse wie z. B. in den bayerischen Stadtschulordnungen um 1560: Zwei bis drei Lehrer wollten die größere oder kleinere Schülerzahl ihres Gymnasiums vorbereiten bis zur Universität. Daß die pädagogisch-didaktischen Lieblingstheorien des ausgehenden 18. Jahrhunderts z. B. die sokratische Methode betont werden, verleiht der Lektüre eines solchen Lehrplanes besonderen Reiz. Neben oder unter diesem Gymnasium bestand in Amorbach noch bis in die 60er Jahre eine städtische Rektorschule, in welcher lateinischer Vorbereitungsunterricht erteilt wurde; 1803—1806 d. h. in dem kurzen Zeitraum vom Reichsdeputationshauptschluß bis zur Mediatisierung ging man sogar daran, das Amorbacher Gymnasium zu einer Hochschule auszubauen. Also gewiß kein Mangel an Bildungsanstalten! Unter der bayerischen Herrschaft wurde 1817 die Lehranstalt aufgehoben, schon nach einigen Jahren aber wieder weitergeführt und zwar bis etwa 1850 als Gymnasium mit zwei bis drei Lehrern. Staatlich war die Anstalt als isolierte Lateinschule nur 1876—1895. Zurzeit führt sie in dankbarer Erinnerung an ihren fürstlichen Wohltäter die Bezeichnung „Städtische Karl Ernst Lateinschule" und hat vier ordentliche Lehrer mit fünf Klassen.

Auf ca. 20 Seiten gibt Böhner eine knappe, übersichtliche Schilderung der Amorbacher Mittelschule von 1807 bis 1907; es folgt S. 23—46 ein Verzeichnis der Lehrer und Schüler seit 1807. Bei Lehrern und Schülern ist auch, soweit es sich ermitteln ließ, der spätere Lebensberuf angegeben.

Eine Hochschule sollte in Amorbach am Anfange des 19. Jahrh. errichtet werden und eine einfache Lateinschule treffen wir daselbst an am Ende des Jahrhunderts; anders in *Rosenheim!* Die Stadt Rosenheim erhielt erst durch Landratsabschied vom 18. April 1878 eine isolierte Lateinschule als Kreisanstalt, in welcher für das erste Schuljahr 1878/79 54 Schüler inskribiert wurden. Bereits 1894 wurde diese Lateinschule zum Progymnasium und 1896 zu einem humanistischen Vollgymnasium erweitert. Eine kurze Geschichte der älteren Rosenheimer Lateinschule von 1815 an liefert der derzeitige Vorstand des Gymnasiums, Gymnasialrektor Miller.[1]) Seine Ausführungen gewähren uns einen Einblick in die sehr bescheidenen Verhältnisse, unter welchen die ersten Lehrer wie Pernstorfer oder Perndorfer und Forstmair wirkten.

Einzelne Abschnitte aus der Geschichte des *Aschaffenburger* höheren Unterrichtswesens behandelten bereits früher Spiringer*) und Wagner;**)

[1]) Max Miller, Die ältere Lateinschule in Rosenheim. Das Bayerische Inn-Oberland. Organ des Historischen Vereins Rosenheim. 6. Jahrg. S. 85—93.

*) Fr. Spiringer, Das Aschaffenburger Gymnasium unter Leitung des Jesuitenordens 1620—1773. Aschaffenburger Gymnasialprogramm 1901.

**) Heinrich Wagner, Das Aschaffenburger Gymnasium 1773—1814. Aschaffenburger Gymnasialprogramm 1906.

Digitized by Google

an sie schließt sich A. Fuchs[1]) an. 1814 wurde Aschaffenburg bayerisch; eine Neuorganisation der in ziemliche Unordnung geratenen Schulverhältnisse erfolgte erst 1818: Auf den 2jährigen Kurs der lateinischen Vorbereitungsschule folgten 2 Jahre Progymnasium, 4 Jahre Gymnasium und 2 Jahre philosophische Studien (Lyzeum). Kleine Änderungen folgten bald nach 1818, dann kam die Schulordnung vom 10. Oktober 1824, 8. Februar 1829 folgte der Lehrplan von Thiersch und schon im März 1830 sollte wieder eine neue Schulordnung Heil bringen. Aus reichem Quellenmaterial schöpfend schildert uns Fuchs auf etwa 60 Oktavseiten einen Zeitabschnitt, welcher infolge der politischen Verhältnisse, infolge der knappen Mittel, welche für die Schule aufgewendet wurden, infolge des Umstandes, daß nicht alle Lehrer einer Prüfung sich unterziehen mußten, besonders aber infolge der unaufhörlichen Änderungen im Lehrplane ein nicht erfreuliches, verworrenes Bild darstellt. Gerade angesichts dieser verworrenen Verhältnisse nun wäre es unerläßlich gewesen, ausschließlich aus primären Quellen und aus Dokumenten zu schöpfen. So wäre nicht auf S. 9 durch die Berufung auf Hohn der Anschein erweckt worden, als sei das Allgemeine Normativ v. J. 1808 verwechselt worden mit dem die lateinischen Vorbereitungsschulen betreffenden Ministerialreskripte vom 28. September 1816 (cf. Döllinger IX, 2, S. 980 f.).

Neue Beiträge zur Geschichte des *Passauer Gymnasiums* (vgl. Mon. Germ. Paed. 41, S. 125) liefert Gymnasialrektor Dr. Seibel[2]) in Passau. Wie ich schon Mon. Germ. Paed. Bd. 42, S. 609 ausführte, stellte Seibel umfassende archivalische Nachforschungen an, deren Ergebnisse er mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit darlegt; so wird z. B. nachgewiesen, daß die Grundsteinlegung zum Kollegiumsgebäude nicht wie Fisch angibt am 29. Oktober 1612, sondern drei Tage später am 1. November 1612 stattfand. Zum Abdruck gebracht sind vier auf die Gründung bezügliche Urkunden sowie der am 5. Oktober 1625 vom Fürstbischofe ausgestellte Privilegienbrief, betreffend die Jurisdiktion über die Zöglinge der Jesuitenschulen in Passau. Der fernere Inhalt des Seibelschen Programms bezieht sich auf Unterricht und Erziehung im Jesuitengymnasium, auf seine Frequenz, auf Ordnung des Schuljahres und Ferien, endlich auf zwei berühmte Zöglinge der Passauer Jesuitenschule, nämlich Michael Denis und Nikolaus Luckner. Den Schluß bildet ein „Ordo Examinum, Et scriptionum pro Anno 1740".

Zum Schluß noch eine bibliographische Notiz[3]) und der Hinweis auf

[1]) Albert Fuchs, Zur Geschichte des Aschaffenburger höheren Unterrichtswesens. III. Das Aschaffenburger Gymnasium 1814—1830. Aschaffenburger Gymnasialprogramm.

[2]) M. Seibel, Dr., Zur Geschichte des Gymnasiums in Passau. Nachträge und Beiträge. Programm des K. b. humanist. Gymnasiums zu Passau. Passau 1907.

[3]) R. Rüthnick, Daniel v. Superville, der Gründer der Universität Erlangen. Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Forschungen zur Geschichte Bayerns. Bd. XV, Heft 1 u. 2.

Digitized by Google

Mon. Germ. Paed. Bd. 41.[1]) Der Berichterstatter kann zu seiner Genugtuung und großen Freude auf eine nicht geringe Anzahl sehr günstiger Urteile über dieses Buch verweisen. Möge der Gesamtverein und insbesondere auch die Bayerngruppe immer neue Freunde, Mitglieder und Mitarbeiter gewinnen!

III. Sachsen.

Von **Ernst Schwabe.**

Wenn im Jahre 1907 die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Schul- und Erziehungsgeschichte, trotz einer nicht unbedeutenden Zahl von Publikationen, nicht ganz so ertragsreich erscheint wie sonst, so ist das wohl daraus zu erklären, daß sich auch auf diesem Gebiete die Kräfte sammeln, um für das Jahr 1909, wo das 500jährige Jubiläum der Universität Leipzig bevorsteht, gerüstet zu sein. Eine Anzahl bildungshistorisch interessanter und wichtiger Arbeiten sind für diesen Termin zu erwarten, und daher kommt es wohl, daß wir uns für diesmal mit einer Übersicht über eine Reihe kürzerer und mit wenigen Ausnahmen nur speziellste Themen ins Auge fassender Arbeiten abzufinden haben.

Wenn wir uns nun bei Aufzählung und Besprechung der Einzelerscheinungen, wie billig, an den chronologischen Faden halten, so tritt uns als erstes eine Arbeit[2]) von Otto Meltzer über den ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Vertreter der sächsischen Schulmännerschaft, den Kreuzschulrektor *Peter von Dresden,* entgegen. Diese interessante Persönlichkeit, ein Freund und Anhänger von Joh. Huß, über die bisher nur wenig Genaues und Zuverlässiges bekannt war, wird meist ein Lehrer an der Kreuzschule vor der Reformation genannt.*) Meltzer kann nun in dem genannten Aufsatze feststellen, daß Peter nicht nur Locatus, sondern wirklich Rektor an der Kreuzschule war, und zweitens, daß man ihn zeitlich wohl ein geraumes Stück vor 1411 anzusetzen hat, nicht, wie man bisher annahm, erst 1412. Die weiteren Schicksale des merkwürdigen Mannes hängen innig mit denen des Johannes Drändorff zusammen, des ersten bekannt gewordenen Kreuzschülers, über den O. Meltzer ebenfalls in den Dresd. Gesch.-Blättern 1901, S. 21—28 gehandelt hat. Dieser Mann war, wie wir dort erfahren, seinem ehemaligen Rektor und Lehrer treu ergeben und teilte seine Ansichten; Peter von Dresden und seine Anhänger mußten übrigens bald darauf Dresden und die Mark Meißen verlassen, weil sie allesamt heterodox waren, und in ihrer Entwicklung von den waldensischen und wiklifitischen Lehren bis zum radikalen Husitismus bedenklich schnell

[1]) Georg Lurz, Mittelschulgeschichtliche Dokumente Altbayerns, einschließlich Regensburgs, gesammelt und mit einem geschichtlichen Überblick versehen. Mon. Germ. Paed., Bd. 41. Berlin, A. Hofmann & Comp. 348 S.

[2]) Ein Traktat Peters von Dresden, von O. M. in den Dresdener Geschichtsblättern. Nr. 4, p. 193—202.

*) Vgl. Urbach in den Veröffentlichungen des Sächs. Gymn.-Ver. I, p. 77, wo auch die ältere Literatur verzeichnet steht.

Digitized by Google

vorwärts schritten. Meltzers Aufsatz verfolgt in seiner Einleitung auch die weiteren Schicksale Peters v. D. und seiner Anhänger bis zum Feuertode in Regensburg, und bemüht sich dabei, manchen früheren Irrtum zu beseitigen. Besonders wertvoll und eigentlich das Hauptstück des Ganzen ist aber der zweite Teil der Abhandlung, der eine schriftstellerische Leistung des Petrus Dresdensis zum Gegenstand hat. Es ist dies ein grammatischer Traktat, der in einer Miszellanhandschrift der K. und K. öffentlichen Bibliothek in Prag enthalten ist, die erst 1905 von Truhlaŕ aufgefunden war und seitdem von mehreren Gelehrten für die Geschichte Dresdens und für die Grammatik nutzbar gemacht worden ist. Meltzer gibt von dem (übrigens schwer lesbaren) Traktate einen sorgfältigen Abdruck mit kritischen und erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung, die uns über den Wert oder vielmehr Unwert des Ganzen orientieren soll. Das Schriftchen selbst ist wenig bedeutend; seine Wichtigkeit besteht hauptsächlich darin, daß es das bis jetzt erste bekannt gewordene Werkchen ist, das auf sächsischem Boden für den Schulgebrauch geschrieben wurde. Inhaltlich lehnt es sich ganz und gar an das Doctrinale Alexandri an, und ist den regule congruitatum, die wir auch schon anderswoher in reicher Fülle kennen gelernt haben (vgl. N. Jahrb. f. Phil. und Päd. XXII, p. 317) und deren Abhängigkeit von Alexander offenkundig ist, merkwürdig ähnlich. Am Schlusse des Aufsatzes findet sich ein Faksimile der Handschrift, das uns in seinen verschnörkelten Zügen und Abbreviaturen vergegenwärtigen soll, wie schwierig die Lesung des Codex war.

In die gleiche vorreformatorische Zeit führt uns ein Aufsatz[1]) *Egerer Studenten an der Leipziger Universität* (von 1413—1556) der lediglich auf Grundlage der bekannten Publikation von Georg Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig, ein Verzeichnis dieser böhmischen Gelehrten gibt. An die Aufzählung schließt der Verfasser eine Anzahl historischer Bemerkungen über die Einzelnen. Bei den in weiteren Kreisen bekannt gewordenen wiederholt er freilich, so weit ich gesehen habe, nur das, was uns schon anderswoher bekannt geworden war. So ist z. B. alles über Paulus Niavis Gesagte nur eine Wiederholung aus Wolkans Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen, Bd. III. 159 f., und der vortreffliche Aufsatz von Al. Bömer, den dieser über den berühmten Gelehrten im N. Sächs. Archiv 1894, S. 50—91 veröffentlicht hat, ist dem Verfasser wohl gänzlich unbekannt geblieben. Besonders interessant sind die Ausführungen über den bekannten österreichischen Kanzler Kaspar Schlick, und dankenswert der Nachweis, daß dieser Mann tatsächlich studiert und in Leipzig den Abschluß seiner Bildung gewonnen hat. Die übrigen Egeraner, die noch besonders ausführlich behandelt werden, stehen weder zu Sachsen in engerer Beziehung, noch haben sie ein anderes als lokalgeschichtliches Interesse.

[1]) Alois Jahn, Beiträge zur Geschichte des Egerer Studententums. Egerer Jahrbuch, 37. Jahrgang, 1—14. — Der Aufsatz ist eine Fortsetzung des bereits 1904 an gleicher Stelle erschienenen Aufsatzes: Egerer Studenten in Wien. — An unsern Aufsatz schließt sich an im Egerer Jahrbuch von 1908: Egerer Studenten in Prag, in Heidelberg und in Erfurt.

Digitized by Google

Zur sächsischen Schulgeschichte in der *Reformationszeit* führt uns ein Aufsatz[1]) von Otto Kämmel, Ein Charakterkopf aus der älteren Leipziger Schulgeschichte, in dem der Verfasser von der Entwicklung des Humanismus in Leipzig ausgeht und dann ausführlich bei dem damaligen Rektor der Nikolaischule, Mag. Johannes Muschler (gew. latinisierend Musler genannt) verweilt. Leider fehlt uns noch immer eine ausreichende Darstellung von der Regierungszeit Herzog Georgs des Bärtigen von Sachsen (1500—1539), und wir können uns von der Wirksamkeit dieses vielverkannten Mannes, der sich in der merkwürdigsten Weise bestrebte, einmal der Kirchenreformation möglichst energisch in den Weg zu treten, andererseits aber den Humanismus, soviel in seinen Kräften stand, zu fördern, nur ein unvollständiges und undeutliches Bild machen. Darum ist gerade der Eingang des Kämmelschen Aufsatzes, der, wenn auch nur ganz kurz, zur Darstellung bringt, was Herzog Georg damals für Leipzig und gegen die Universität tat, die ja den Humanismus möglichst ablehnte, sehr dankenswert. Zu diesen Taten der Geistesförderung des sächsischen Herzogs gehörte auch die moralische Unterstützung, die er dem Rate der Stadt bei der Gründung der Nikolaischule (1512) lieh. Einer der ersten und tüchtigsten Rektoren der neuen Schule war nun Joh. Muschler, der die Schule nach einer kurzen Niedergangsperiode neu organisierte und ihr den Charakter einer Bildungsanstalt für vornehmere Leute aufprägte, den sie denn auch behalten hat, während die ältere Thomasschule von jeher als die schola pauperum angesehen wurde. Muschlers Schule zeigte in ihrer inneren Konstruktion ganz das Gepräge der Melanchthonschen Lateinschule; nach außen hin suchte sie sich aber durch glanzvolle Aufführungen von lateinischen und griechischen Stücken*) (diese in lat. Übersetzung), wie der Hekyra und des Plutos hervorzutun. Ihre Aufführungen galten für die damalige Zeit geradezu als typisch. Den Eifer seiner Schüler belebte er durch Prämien und hielt sie (ebenso wie sein Nachfolger Wolfgang Meurer) in der Disziplin so frei, daß sie sich von den Akademikern kaum unterschieden. Nach elf Jahren glücklicher Amtsführung legte Muschler sein Rektorat nieder und begab sich nach Padua, um dort die Rechte zu studieren und ganz zur Universität überzugehen. Dort wurde er auch Professor, ganz im Stile jener Zeit, wo diese Männer teils Vorlesungen hielten, teils vornehmer Leute Kinder erzogen und unterrichteten. Damals gab er auch in Venedig seine gesammelten Schriften heraus: diese wurden aber wegen Ketzerei beanstandet, und sind erst spät, und auch dann noch durch Schwärzungen und Zensurlücken entstellt, wie die erhaltenen Exemplare zeigen, dem Publikum zugänglich gemacht worden. Nach neunjährigem Aufenthalte in Italien kehrte Muschler dann nach Deutschland zurück und begab sich nach Leipzig, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Am Schlusse seiner Arbeit wirft K. noch im Anschluß an die Paedologia Mosellani einen Blick auf das damalige Schülerleben in Sachsen, das ebenso weit von dem heute als selbstver-

[1]) Grenzboten. No. 26, S. 665—672.

*) Gottsched, Nöthiger Vorrath I, p. 65. Goed. Grdriss. II², p. 318.

Digitized by Google

ständlich angesehenen sich entfernt, wie die Humanistenweise sich von dem Lebenslauf eines heutigen Durchnittsschulmannes unterscheidet.

Auf eine ausführliche Arbeit[1]) des Pfarrers Richard Merkel-Sellerhausen, Zur Geschichte des Leipziger Konsistoriums kann hier nur kurz hingewiesen werden. Diese Behörde, die bekanntlich auch den Stadt- und Landesschulen vorgesetzt und zu deren Visitation befugt war, kämpfte um 1553/54, nachdem Kurfürst Moritz eben gefallen war und man hoffen konnte, die Staatsgewalt in ihren Machtansprüchen zurückzuwerfen, um ihre Rechte, und stellte sich auf den Standpunkt, daß das Konsistorium die alte Bischofsgewalt vertrete, der Staat also in Kirche und Schule nichts hereinzureden habe. Die Wendungen dieses Kampfes und die Schicksale dieser Behörde, die an Kurfürst August einen unerwartet zähen Widerstand fand, und sich darein ergeben mußte, nur ausübendes Organ der bestimmenden Staatsgewalt zu sein, sind von M. mit ausführlichen Belegen dargestellt. Eine nähere Beziehung zu den Landes- und Stadtschulen findet sich aber in den dargestellten Händeln nicht.

Die bei weitem ausführlichste und wichtigste Publikation des Jahres 1907 auf dem Gebiete der sächsischen Schulgeschichte ist die Leipziger Doktordissertation[2]) von Frank Ludwig, Die Entstehung der kursächsischen Schulordnung von 1580 auf Grund archivalischer Studien, über die Ref. aus naheliegenden Gründen nur kurz berichten kann. Die Vorgeschichte der berühmten „Krone der Schulordnungen“, ehe es zu deren definitiven Abfassung kam, ist ein außerordentlich schwieriges, aber auch äußerst interessantes Gebiet. Der Gang der Verhandlungen, den Ludwig sehr ausführlich aus den Akten darstellt, war etwa folgender: Kurfürst August I. hatte den dringenden Wunsch, wie das Kirchen-, so auch das Schulwesen seines Staates möglichst zu zentralisieren und zu vereinheitlichen. Um diesen Zweck zu erreichen und um auch die einzelnen Schulgattungen zu verbinden, vor allem den Zusammenhang zwischen Universitäten und Mittelschulen wieder herzustellen, beschloß er eine ganz von Grund aus aufbauende Gesamtorganisation durch ein neues Gesetzeswerk. Bei der Ausführung dieses Vorsatzes hegte er natürlich den Wunsch, daß zwar die einheimischen zuständigen Faktoren in ihrer Gesamtheit mitwirken, daß aber die erste Anlage und die Gesamtleitung der neuen Organisierung in die Hände eines einzelnen Mannes gelegt werden sollten. Dazu hatte er den Tübinger Kanzler Jacob Andreae, den sogenannten Vater der Concordienformel, ausersehen. Seine Wahl war auf diesen Ausländer gefallen, weil der Kurfürst mit seinen einheimischen Theologen während der philippistischen Wirren üble Erfahrungen gemacht hatte und „Doctor Jacobus“ wenigstens im Punkte der Lehre als unbedingt zuverlässig galt. Denn es sollte ja nicht nur für die Schule, sondern auch für die Kirche eine volle

[1]) Neues Archiv für Sächs. Geschichte. XXVII, p. 279—311.

[2]) Beiheft Nr. 13 zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte: Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Sachsen. S. 1—176. Berlin. A. Hofmann & Comp.

Digitized by Google

Vereinheitlichung und ein Zusammenfassen des orthodox-lutherischen Bekenntnisses geschaffen werden, und der Glaube der Erwachsenen sich auf die Belehrung in der Schule aufbauen. Auf Ansuchen wurde nun Andreä aus Tübingen entlassen, kam nach Sachsen und schuf als erstes gesetzgeberisches Werk das sogenannte „Bedencken", in dem die Zentralisation von Kirchen- und Schulbehörden bereits völlig durchgeführt ist. Andreä legte sich nunmehr das Amt eines „Generalinspektors" bei, und visitierte die Universitäten, die Fürstenschulen und die Partikularschulen teils selbst, teils ließ er dies durch die beiden Theologen Leyser und Selnecker ausführen. Das Ergebnis dieser Visitation war, daß Andreä unendlich viel auszusetzen fand, und für alles von Grund aus eine neue Ordnung zu schaffen beschloß. Wenn wir uns von nun an lediglich an das für die Gelehrtenschule Interessante halten, so ergab sich für diese folgendes: Für die Fürstenschulen, die Stiftung des Kurfürsten Moritz, lagen bereits solche Ordnungen vor, z. B. für Meißen und Pforta die von G. Fabricius, von Grimma die von Adam Sieber, die freilich noch sehr lapidar waren und der Freiheit des Unterrichts mehr als gebührlich Raum ließen. Diese vorhandenen Ordnungen wurden nun eingefordert und sollten nach des Kurfürsten Willen, dem Andreä auch nachzugehen entschlossen war, mitverwendet und in die neue Ordnung hineingearbeitet werden. Jedoch schwebten Andreä zu sehr die Bestimmungen der Württemberger Ordnung von 1559 vor, die er am liebsten in ihrer Gesamtheit übernommen hätte, und gegen diese Meinung Andreäs erhob sich sehr bald Widerspruch. Dieser fand seinen Ausdruck, als der Kurfürst auf den Gedanken kam, das ganze, noch unvollendete Gesetzeswerk, insbesondere die neuen Ordnungsentwürfe den Ständen vorzulegen; denn diese waren gegen Andreä eingenommen, durch dessen hochfahrende und selbstherrliche Art sich mancher schon oft recht verletzt gefühlt haben mochte. Diese Vorlage der Gesetzesentwürfe fand 1578 auf dem Landtage zu Torgau statt. Hier fand Andreä viel Gegnerschaft, und der Streit drehte sich dabei um folgende sechs Punkte, die die Stände durchzusetzen suchten: 1. Die Schulordnungen sollten deutsch abgefaßt werden, nicht lateinisch, 2. sie sollten nicht nur eine direkte Entlehnung aus der Württemberger Ordnung von 1559 sein, sondern das vorhandene Gesetzesgut berücksichtigen, 3. eine der drei Landesschulen solle lediglich für den Adel bestimmt sein, 4. die Schulen sollten nicht nur, wie bisher, lediglich für künftige Theologen da sein, 5. die Universitäten sollten keinen Cancellarius haben, den der Kurfürst ihnen gesetzt habe, sondern der gewählte Rektor solle ihr Haupt sein, 6. die Zahl der Universitätsstipendiaten soll von 150 auf 50 verringert werden, und man solle diesen den Eid auf die Formula Concordiae erlassen. Dies waren die Gegenvorschläge der Stände, die sich natürlich gegen die Zentralisierungsgelüste des Kurfürsten und Andreäs wehrten und darum auch in Punkten, wo sie hätten nachgiebig sein können, ihren Kopf aufsetzten. Natürlich waren die leitenden Schulmänner und Theologen ganz besonders gegen die Gedanken und Vorschläge Andreäs eingenommen,

Digitized by Google

hätten aber schwerlich etwas erreicht, wenn nicht auch die adligen Räte, die Andreä mehrfach verletzt haben mochte, sich auf die Seite der Gegenpartei geschlagen hätten. Da der Kurfürst Andreä gern halten und stützen wollte, so wogte der Kampf lange unentschieden hin und her, bis schließlich nach mancherlei diplomatischen Gefechten folgendes Kompromiß zustande kam: 1. Das Partikularschulwesen wird nach Andreäs Vorschlägen geordnet, d. h. es bleibt im Ganzen bei den Vorschlägen der Württemberger Ordnung des Herzogs Christoph von 1559. 2. Die Fürstenschulen bleiben allgemeine humanistische (also nicht rein theologische) Anstalten. Der Adel tritt in ihnen stiftungsgemäß ein, wie bisher; die geplante besondere Adelsschule kommt in Wegfall. Visitationen finden in der Regel zweimal im Jahre statt. Die Ordnungen der Fürstenschulen sind nach bereits vorhandenen Ordnungen einzurichten bzw. zu erweitern, jedenfalls aber deutsch abzufassen. 3. Die Zahl der Stipendiaten bleibt, ebenso der Eid, den sie zu leisten haben. 4. An den Universitäten bleibt die Einteilung nach den „Nationen“ und der aus ihnen abwechselnd zu wählende Rektor als Oberhaupt. 5. Neben ihn tritt ein Cancellarius, dessen Befugnisse noch näher umschrieben werden. Weitere Ausführungen, die hier noch folgten, gehen nur die Universitätsstudien an und können hier beiseite bleiben. Nach diesem Kompromiß des Jahres 1519 schritt man nun zur endgültigen Fixierung des Gesetzes und zur Drucklegung. Der Eigensinn Andreäs zeigte sich aber wiederum bei der Verdeutschung der alten Sieberschen Ordnung, die ihm übertragen ward: denn er versuchte, hier einiges aus der (württembergischen) Partikularordnung einzuschwärzen. Da man aber nun einmal gegen Andreä mißtrauisch geworden war, wurde die deutsche Übersetzung vor der Drucklegung noch einmal von den Kurfürstlichen Räten durchgeprüft, die darin vorgefundenen Mängel erst beseitigt und auch sonst noch mancherlei Änderungen daran vorgenommen. Schließlich gab man auf beiden Seiten möglichst nach, und so ist denn dieses schwierige Gesetzeswerk Anfang des Jahres 1580 schließlich unter Dach und Fach gekommen.

Nachdem man in der mit großem Fleiß von Ludwig zusammengestellten Arbeit erst einmal einen Überblick über das ganze Getriebe erhalten und die zahllosen Fäden zu sehen bekommen hat, aus denen sich dann dieses berühmte Gesetzeswerk zusammenspann, und nachdem es nun erst offenbar geworden ist, aus wie widerstrebenden Elementen sich schließlich alles zusammenfügte, wird es klar, daß wir die Frage nach den Motiven und Entwicklungen in der Schulgeschichte stets in Beziehung zu bringen haben zu der allgemeinen Gelehrten-, Bildungs- und Geistesgeschichte. Nur dann, wenn wir bei jeder Einzelfrage auf schulhistorischem Gebiete hinüberblicken auf die großen Zusammenhänge, wenn wir jede Schuleinzelheit aus dem großen Ganzen heraus zu erfassen und zu erklären trachten, wird uns ein volles Verständnis möglich sein. Ref. hat versucht, diesen Gedanken in den Deutschen Geschichtsblättern 1907, p. 59—82 auszuführen und an einer Reihe von Einzelbeispielen zu erläutern, wie er

Digitized by Google

sich diese Schulgeschichtschreibung im Rahmen der gesamten Bildungs- und Kulturgeschichte etwa vorstellt. Seine Methode ist eine analytische, indem sie aus dem gegebenen Gewebe der Schulordnungen die einzelnen Fäden loslöst, ihnen bei ihren Verknüpfungen folgt und sie bis zum Anfangspunkt begleitet. Daß diese Methode anders geartete Ergebnisse zeitigt, als die von L. eingeschlagene synthetische, ist selbstverständlich. Eine volle Erkenntnis wird aber nur möglich sein, wenn die Ergebnisse aus beiden Methoden heraus miteinander verglichen, in Verbindung gebracht und zu einer höheren Einheit vereinigt werden.

In die Reformationszeit gehört auch ein schulgeschichtlicher Findling, die „Bestallung des Schulmeysters vffm Honstein" von 1533, die G. Siegert,[1] freilich ohne weitere Angabe, wo das merkwürdige Stück herstammt, herausgegeben hat. Diese Bestallung enthält einige interessante Daten über die Einkommensverhältnisse dieses Schulmannes, die durch den Vergleich mit dem gleichzeitigen Pfarrergehalt in Hohnstein erst kultur- und schulgeschichtlich verwertbar wurden.

Umfassender wird über *Gehaltsverhältnisse der sächsischen Lehrerschaft* von Georg Winkler gehandelt, der die Anfänge der Lehrerbesoldung in Sachsen bespricht.[2] Der Aufsatz geht davon aus, daß nach der Reformation die Küster die ersten Lehrer in ständiger Lebensstellung gewesen sind, aus denen dann der sächsische Volksschullehrerstand hervorgegangen ist. Diese empfingen denn auch in Verbindung mit dem Kirchendienst ihre ersten Gehälter, oder besser gesagt, a) Entschädigungen in natura und b) auch bares Geld für ihre bei kirchlichen Handlungen (Gottesdienst, Casualien) geleisteten Dienste. Dieser aus der Reformationszeit überkommene Zustand dauerte an bis zur „erneuerten Schulordnung" von 1773 (die in ihrem direkten für deutsche Volks- und Landschulen bestimmten Teile von dem Superintendenten Haymann herstammt), in der wenigstens einige schüchterne Versuche gemacht werden, um den unleidlichen Zuständen abzuhelfen und das Einkommen der Lehrer zu konsolidieren, ohne daß dies, auch bei den höheren Schulen, wenigstens vorderhand sich als tunlich herausstellte. Von da an mehren sich die Stimmen derer, die nach einer menschenwürdigeren Behandlung des ganzen Standes rufen und verlangen, daß man ihn irgendwo in den Gesamtkörper der Beamtenschaft einfügen möge. Die stets sich steigernde Tendenz des Staates, sich auch in die Einkommenfrage des Lehrerstandes einzumischen, ihn von der Gemeindegewalt immer mehr loszulösen und so in die Staatsfürsorge und -gewalt überzuführen, wird anerkannt. Jedoch, und darin liegt die Tendenz dieses sonst historisch gehaltenen Aufsatzes, ist das auch heute noch nicht genügend geschehen, und man dürfe nicht eher ruhen, als bis man das Ziel einer vollen Verstaatlichung der Schule erreicht habe.

Eine interessante Einzelheit aus dem materiellen Leben des Lehrer-

---

[1] Leipzig. Lehrerzeitung. 1906. Nr. 8, p. 127.
[2] Leipzig. Lehrerzeitung. Nr. 16, p. 268–279, Nr. 17, p. 291 f.

Digitized by Google

standes finden wir dargestellt in dem Aufsatz[1] *Der Streit der Kirchen- und Schulgemeinde N. mit ihrem Schulmeister* Christian Rost 1782—1790 von J. Hottenrath. Dieser im alten Erblande sich abspielende Streit handelte um die Geld- und Naturaleinkünfte, die bei vorfallenden besonderen Gelegenheiten dem Schulmeister zukamen. Der Schulmeister mochte wohl Grund zur Klage haben, die Gemeinde aber auch. Die beiden Parteien einigten sich auf einen Kompromiß, der einerseits vom Schulmeister sorgfältige Amtsführung forderte, dagegen ihm die Emolumente, allerdings nicht in der beanspruchten Höhe, steigerte. Bei diesem Aufsatz liest man am Schluß, daß damals die Lehrer nicht auf Rosen gebettet waren; das Warum? bleibt uns aber der Verfasser schuldig, indem er alle Wertangaben ohne jeden Kommentar gibt. Es kann aber nicht oft genug wiederholt werden, daß alle Angaben über Gehalt und Naturalleistungen uns zu keinem wirklichen Verständnis der Lage helfen, wenn sie nicht entweder auf den heutigen Geldwert umgerechnet werden, was auch sein Mißliches hat, oder, was uns weit mehr fördern würde, wenn sie nicht in Vergleich zu andern Angaben über die äußere Lage anderer Stände, insbesondere der Geistlichen, gestellt werden.

Wenn wir nun den historischen Faden unserer Besprechung wieder aufnehmen, so darf Ref. wohl auf einen Aufsatz[2] aus seiner eignen Feder hinweisen, *„Pläne und Versuche, um in Kursachsen eine Ritterakademie zu errichten“*. Die schon oben, bei Ludwigs Aufsatz erwähnten Pläne und Bemühungen, um auch in Sachsen für den Adel eine besondere Standeserziehung zu ermöglichen, ruhten auch nach mannigfachen Mißerfolgen nicht. Den Gedanken der Reformationszeit nahm im Anfang des 18. Jahrhunderts ein Abenteurer, der sich Baron von Richtenfels nannte, wieder auf; jedoch das Projekt verwirklichte sich nicht, da er zu ungemessene Anforderungen an den Staat stellte. Späterhin gründete der bekannte sächsische Feldmarschall Graf Wackerbarth eine Ritter- und Militärakademie. Für diese gab er auch eine genaue, noch erhaltene Instruktion, jedoch scheiterte das ganze Projekt, das schon völlig in Ausführung begriffen war, an dem Widerstande der sächsischen Landboten, die, wahrscheinlich von den Universitäten dazu angestachelt, keine Gelder für das Institut bewilligten, so daß schließlich der Kurfürst, dem auch an der Anstalt gelegen war, das angefangene Werk übernahm, die erwachsenen Kosten aus der General-Kriegskasse zahlte und damit den Grund zu der Kgl. Sächsischen Kadettenanstalt legte, die von Poten in der Mon. Germ. Paed., Bd. XVIII schon in Kürze geschildert worden ist. Eine etwas erweiterte und spezialisierte Geschichte der Anstalt wird von dem Leutnant a. D. Meschwitz erwartet und soll in einem künftigen Berichte mitbesprochen werden.

Eine der interessantesten Publikationen, die der diesjährige Jahresbericht über Sachsen aufzuführen hat, sind *„Die Erlebnisse eines (Dres-*

[1] Mitteilungen des Vereins für sächs. Volkskunde, Bd. IV, Heft 5, p. 170 bis 174.

[2] Mitteilungen d. Ges. f. d. Erz.- u. Schulgesch., Bd. 18, p. 1—24.

Digitized by Google

dener) Annenschülers 1758—1772,“ aus der Selbstbiographie des Pastors Christian Heinrich Schreyer mitgeteilt von Otto Richter.[1]) Sie sind um so wertvoller, weil sie bei ihrer Besprechung der Verhältnisse an der Annenschule, damals dem zweiten städtischen Gymnasium zu Dresden, Licht fallen lassen in eine der dunkelsten Zeiten unserer ganzen sächsischen und speziell Dresdener Schulgeschichte. Dunkel, was die Lage und was die Kunde von unseren Gymnasien angeht; denn was weiß man denn eigentlich Genaues von dem Schulleben und -treiben vor der Ernestischen Schulordnung, außer daß es in jeder Hinsicht mit den Schulen kläglich bestellt war? Darum meiden die Schulhistoriker diese traurige Periode, und auch die größeren Gesamtdarstellungen von der Geschichte Dresdens werfen nur sehr gelegentlich Seitenblicke auf dieses bisher so vernachlässigte Gebiet. Es wäre dringend nötig, daß sich einmal in Dresden ein sachkundiger Mann fände, der der Dresdener Schulgeschichte denselben Liebesdienst erwiese, wie das jetzt Otto Kämmel an seiner Heimat mit der im Erscheinen begriffenen Geschichte des Leipziger Schulwesens getan hat, und einmal Licht in diese leider so dunkeln Dinge brächte, ein wahrer sospitator rerum e pulvere scholastico, was man von den dabei zu bearbeitenden Akten und Literaturwerken in jedem, auch dem allerwörtlichsten Sinne behaupten kann. Dazu wird ihm der vorliegende Aufsatz in mehr als einem Sinne wertvolles Material und schätzbare Gesichtspunkte liefern. — Der Held dieser Selbstbiographie ist der Typus des einst so wohlbekannten verkümmerten sächsischen „Kandidaten eines verehrlichen Ministerii“, der bitterlich um sein bißchen Leben kämpfen mußte, und der bekannten Romanfigur des alten sächsischen Hauslehrers gleicht, der zur Unterstützung seines Gesuchs um eine erzgebirgische Minimalpfarre eine seiner weißen Locken abschnitt und seinem Schreiben beilegte. Aus dieser verbitterten und gedrückten Stimmung heraus erklärt sich auch die harte und ungerechte Beurteilung des damaligen Wittenberger Professors, späteren Oberhofpredigers Reinhard, der sich schließlich doch des verkümmerten Coätanen erinnerte und ihm in sehr reifen Jahren die Pfarre von Ortrand verschaffte. Die eigentliche Biographie beginnt auf p. 156, schildert die Dürftigkeit der Verhältnisse, die im elterlichen Hause Schreyers herrschten, und die man damals vielfach auch bei andern sächsischen Familien fand, sogar in adligen Häusern (ich verweise nur auf die Biographie v. Klödens in den Wiesbadener Volksbüchern No. 93). Man darf diesen Punkt bei Beurteilungen von Gehalts- und sonstigen Lebensverhältnissen nicht außer acht lassen: die allgemeine Lebenshaltung war damals in Kursachsen, besonders nach dem siebenjährigen Kriege, außerordentlich einfach und bescheiden und mit heute nicht zu vergleichen. Darum meine ich auch (in parenthesi), daß, im Verhältnis genommen, es unsere damaligen Standesgenossen gar nicht soviel übler gehabt haben als jetzt. — Schulhistorisch interessant sind die Abschnitte, in denen Schreyer seine Schuljahre in der Ehrlichschen Armenschule und seine sogenannten Chorjahre darstellt. Die Beteiligung am

[1]) Dresdener Geschichtsblätter XVI. Nr. 3, S. 153—172.

Digitized by Google

Singechor war damals für arme Jungen der einzige Weg, um zum Studium zu gelangen. So trat denn auch Schreyer in den Chor der Annenschule ein, die damals unter dem Rektor Goldschad stand. Sein Hauptberuf war, Kurrende zu singen; nebenbei durfte er etwas in den Wissenschaften profitieren. Die Darstellung vom Leben des armen Chorschülers ist rührend zu lesen: sie mag wohl als typisch gelten für das, was so ein armer Junge damals alles durchmachen mußte, ehe er in den nächsthöheren Grad, das sog. „halbe Geld" einrückte. Inzwischen ging Goldschad ab und an seine Stelle trat Mag. Haymann, der dann über 50 Jahre Annenschulrektor gewesen ist. Von diesem war unser Schreyer wenig befriedigt. Haymann imponierte ihm offenbar nicht; jedoch läßt er dem Unterricht dieses Mannes, der sich viel Mühe gab, Gerechtigkeit widerfahren. Freilich, dieser Unterricht ging weder sehr weit noch tief, denn nur dem persönlichen Antriebe Schreyers und einiger seiner Mitschüler war es zu danken, daß H. sie im Griechischen unterwies und eine „unnutze" Rechenstunde in eine „weit nützlichere" lateinische Nachhilfestunde verwandelte. Auch nachdem Schr. herangewachsen war, blieb das Musikalische bei seiner Stellung die Hauptsache. Von diesem ist auch hauptsächlich die Rede, von dem rein Schulischen, besonders vom Betriebe des Unterrichts hören wir nur wenig. Nur am Ende der Darstellung erfahren wir, daß Schr. mit einer lateinischen Rede über das Thema Largitas claros facit valedizierte, und dann auf einem Elbkahne nach Wittenberg fuhr, um dort zu studieren. — Als Stimmungsbild aus dem 18. Jahrhundert ist diese Lebensbeschreibung eines ehemaligen Chorschülers sehr lehrreich; noch interessanter wird sie, wenn man sie mit den Lebenserinnerungen eines alten Alumnus der Kreuzschule aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (G. Wustmann) vergleicht: für das Schulgeschichtliche freilich ergibt sie nur einen neuen Beleg für die an sich schon genügend bekannte Tatsache, daß es damals um das Gelehrtenschulwesen auch in den großen Städten Sachsens recht übel bestellt war.

Denn die Verbindung gottesdienstlicher Funktionen mit dem Schulunterricht, vor allem das häufige Singenmüssen bei allen möglichen Familienfeiern hat speziell in Sachsen jahrhundertelang schwer auf den Schulen gelastet und jeden freien Aufschwung gehemmt. Ein nicht geringer Grund, daß die Fürstenschulen in ihren Leistungen über die andern Gelehrtenschulen so weit hervorragten, liegt darin mit beschlossen, daß die Fürstenschüler von diesen den Unterricht in der unangenehmsten Weise störenden Unterbrechungen völlig befreit waren.

Eine andere Beschwerung des Unterrichts, der man freilich gern überall und zu allen Zeiten ein pädagogisches Mäntelchen umgehangen hat, und die, trotz aller Schädigung des Schulbetriebs doch ein Lieblingskind jeder Schulbetrachtung bleibt (wegen ihres literarischen Wertes) ist die Schulkomödie, bez. deren Aufführungen. Diesem in immer steigendem Maße bearbeiteten Betrachtungsfelde entstammt auch die Abhandlung[1]) von

[1]) Mitteilungen der Gesellschaft für Zittauer Geschichte. Zittau, Rich. Menzel. Nr. 4, p. 1—14. 8°.

Digitized by Google

E. Wilisch, die *das Ende der Zittauer Schulkomödie* behandelt. In Sachsen liegen ja die Anfänge und auch die Ausläufer dieser viel und gern geübten Kunst. Jahrzehntelang hatte man sich an den bunten Spielen, die in vieler Hinsicht bildend wirkten, erfreut, ohne sie kritisch unter die Lupe zu nehmen, und es wäre wohl auch in der Tat nicht viel gegen sie einzuwenden gewesen, außer daß sie soviel Zeit verschlangen, die man besser hätte anwenden können. Da kam der Philanthropinismus, und unter dessen Einfluß erhoben sich im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts zahlreiche Stimmen, die die so vielbeliebte Übung abschaffen wollten. Einer der Hauptwortführer war der Rektor Sintenis von Torgau, der auf das Entschiedenste auf die Beseitigung der Schulkomödie drang und, um die nötige Gewandtheit im Öffentlichreden, die gewöhnlich als Entschuldigung für das Komödienspielen vorgebracht wird, zu erzielen, dafür öffentliche Redeübungen einsetzen wollte. Dieser Mann, der lange Zeit Chorführer im Streite gewesen war, wurde nun nach Zittau berufen, wo er die Schulkomödie in höchstem Flor vorfand. Es war dies hauptsächlich das Verdienst seines Vorgängers Adam Daniel Richter (1760—1782), der schon in Annaberg diesen Zweig seiner rektoralen Tätigkeit mit besonderer Vorliebe gepflegt hatte. Sintenis begann sofort den Kampf dagegen und fand dabei, besonders in den Kreisen derer, die die Leistungen der Schule steigern wollten, kräftige Unterstützung. Leider änderte er bald darauf seinen Sinn, gab seine Überzeugung auf und nahm das Komödiespielen in vollem Umfange wieder auf, das er soeben abgeschafft hatte. Der Grund zu diesem Gesinnungswechsel lag darin, daß in den Erträgnissen aus der Schauspieleinnahme ein guter Teil der Amtseinkünfte des Zittauer Gymnasialrektors bestand und man nicht gewillt war, ihn anderweit zu entschädigen; ja es wurde sogar der Vorschlag später gemacht, wie in Hirschberg in Schlesien „eine Büchse für ihn herumgehn zu lassen". Dieser traurige Zustand (an der Schwelle des 19. Jahrhunderts!) vermag es allein zu entschuldigen, daß Sintenis sich so inkonsequent zeigte. Dies ist ihm auch schlecht genug bekommen: denn es erhoben einige Zittauer Stadtgeistliche Einspruch gegen diese die Schule offenbar schädigende Betriebsamkeit ihres Rektors. Daraus entwickelte sich ein sehr widerwärtiger Zank, in dem persönlicher Klatsch eine Hauptrolle spielte, in den die Dresdener Regierung sich schließlich einmischen mußte und der damit endete, daß die weiteren Aufführungen verboten wurden. Damit fanden in Sachsen die Schulkomödien ein wenig rühmliches Ende, gerade dort, wo sie einst ihre höchste Blüte erreicht hatten. Am Schluß berichtet Wilisch über die weiteren Schicksale der streitenden Parteien, die späterhin noch einmal im Oberlausitzer Bürgerschulstreite hart aneinander gerieten und schließlich in wenig rühmlicher Weise vom Schauplatze abtreten mußten.

Einen *Ausläufer der Basedowschen Richtung* und der philanthropinistischen Bewegung haben wir im Königreich Sachsen in der Gründung von mancherlei Privatschulen zu erblicken, die die gesunden Gedanken jener Bewegung schneller und gründlicher in Gang zu bringen trachteten, als dies an den

Digitized by Google

öffentlichen Lehranstalten geschah. In fast allen größeren Orten Sachsens entstanden um die Wende des 19. Jahrhunderts derartige Anstalten, die freilich immer mehr resorbiert wurden, je mehr auch in Sachsen das Berechtigungswesen und die Reifeprüfung ihren Einzug nahmen. Sie verschwanden um 1870 herum fast gänzlich, sind aber seitdem wieder mehr emporgeblüht, vor allem seit ihnen auch das Recht zur Erteilung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses zuerteilt worden ist. Vor allen Dingen ist Dresden um die Mitte des 19. Jahrhunderts Sitz dieser Schulart gewesen und der berühmtesten Anstalt, die einmal die philanthropinistische Erziehungsmethode fortsetzte und andererseits dem Realschulgedanken Eingang zu schaffen suchte, gelten die Aufsätze[1]) von Paul Rachel über *Friedrich Krauses Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden-Neustadt (1841—1873)*, die in pietätvoller Weise von diesem damals wohlbekannten Institute die Sorglichkeit der Erziehung und die glänzenden Erfolge in der geistigen Durchbildung, die damals das Erstaunen und den Neid der öffentlich tätigen Schulwelt ausmachten, zur Darstellung bringt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Institut, das für alle Zweige höheren zur Universität führenden Unterrichts vortreffliche Unterweisung und dabei eine zwar strenge, aber doch auch gütige Erziehung darbot, für Dresden ein großer Segen war und auch für das ganze Land nützlich, da an ihm die besten jungen Lehrkräfte sich gern ihre ersten Sporen verdienten, und in praxi die Alumnatserziehung kennen lernten, ohne deren Bekanntschaft man nur von dem einen Zweige des Berufes eines Lehrers wirkliche Kenntnis erwirbt. Der Aufsatz Rachels, der persönliche weit zurückliegende Erinnerungen auffrischt, ist zwar von Gedächtnisfehlern nicht frei, berührt aber wohltuend durch seine Wärme und Pietät, auch durch die ungeschminkte Wahrhaftigkeit, mit der er die Tatsache zugibt, daß durch den Andrang fremdländischer, besonders englischer Elemente die Anstalt schließlich ihren deutschen Charakter etwas einbüßte und international wurde. Das mochte für unsere sächsische Jugend manchmal wohl sein Gutes haben, war aber im Ganzen nicht geeignet, die Anstalt den Platz weiter behaupten zu lassen, den sie früher inne gehabt hatte. Daher ging sie denn auch, besonders nach der Gründung des Neustädter Gymnasiums, wenigstens in ihrem gymnasialen Teile ein, und ist seitdem wohl ganz verschwunden.

Eine Würdigung[2]) von *Ernst Gotthelf Albrecht Tillich,* von Friedrich Wienecke, die dem als siebenundzwanzigjährigen verstorbenen Schüler Pestalozzis zuteil wird und ihn als Rechenmeister und pädagogischen Künstler darstellt, kann, als teilweise außerhalb des Rahmens dieses Berichtes liegend, nur registriert werden, ebenso wie eine Auslassung[3]) über die Aussichten des Volksschullehrerstandes nach dem Gesetzesvorschlage der nationalliberalen Partei im sächsischen Landtage.

Anhangsweise sollen hier auch noch die Schriften Erwähnung finden,

---

[1]) Dresdener Anzeiger. Sonntagsbeilage, No. 9—11 (März).
[2]) Pädagog. Zeitung. p. 899 f.
[3]) Ebenda, p. 925 f.

Digitized by Google

die über einen besonders in Sachsen gepflegten Unterrichtszweig handeln, nämlich über den *Taubstummenunterricht.* Bekanntlich wurde die erste Taubstummenanstalt in Deutschland von Samuel Heinicke in Leipzig begründet. Dieser geborene Kursachse war in Eppendorf bei Hamburg Kantor gewesen, hatte dort einen Anfang mit seiner späterhin so segensvollen Beschäftigung mit den Taubstummen gemacht und auch eine besondere Methode erfunden, um diesen bis dahin aus der menschlichen Gesellschaft fast ausgeschlossenen Unglücklichen wenigstens die Sprache zu verleihen. Da ihm viel daran lag, wieder in seine geliebte Heimat zurückzukehren, wendete er sich mit mehreren Bittschriften an den Kurfürsten und erreichte auch schließlich sein Ziel. Die sich um diese Heimkehr gruppierenden Verhandlungen sind der Gegenstand der Abhandlungen[1]) von G. Schumann, *Die Gründung der Taubstummenanstalt zu Leipzig durch Samuel Heinicke.* Auf Grund noch unveröffentlichten Aktenmaterials wird dargestellt, wie Heinicke seinen Übergang nach Leipzig vorbereitete, wie es ihm gelang, sich hier eine Position zu verschaffen, und wie er schließlich das berühmte Institut begründete, dessen segensreiche Wirkung auch heute noch fortdauert.

Heinickes Ruhm ist so groß, daß man ihn gern als den Vater aller Taubstummenbildung hinstellt. Jedoch ist auch er nicht ohne Vorläufer gewesen, und es hat auch nicht an Leuten gefehlt, die ihm seine Verdienste streitig machten. — Einen solchen Vorläufer hatte er schon frühzeitig an dem bis dahin noch unbekannten Mag. Elias Schulze gefunden, über den[2]) ebenfalls G. Schumann, *Die ersten Versuche der Taubstummenbildung in Kursachsen,* handelt und uns die Fürsorge zeigt, mit der man bei uns schon früh alles mögliche an diesen Unglücklichen zu tun und das auszugleichen suchte, was die Natur ihnen versagt hatte. — Einen starken Gegner aber fand Heinicke an dem französischen Taubstummenlehrer Abbé de l'Epée, der, ein echter Menschenfreund, 1760 aus eigenen Mitteln das erste französische Taubstummeninstitut auf dem Montmartre bei Paris begründete. Mit diesem Manne kam Heinicke in eine persönliche Kontroverse, die ihren Ausgangspunkt in Gegensätzen ihrer Methodik fand. Die urkundlichen Belege dafür sind von Ulrich Ernst in dem Zürcher Staatsarchiv aufgefunden und in seinem Aufsatze[3]) *Der Streit zwischen den Taubstummenlehrern Epée in Paris und Heinicke in Leipzig vor dem Lehrerkonvente des Zürcherischen Gymnasiums 1785* verwertet worden. Die beiden Methodiker standen sich darin gegenüber, daß Epée die Taubstummen vor allem durch den Gesichtssinn und durch methodisch geordnete Zeichen, Heinicke aber durch das gesprochene Wort unterrichten wollte. Da beide Methodiker fest davon überzeugt waren, allein Recht zu haben, kam es zwischen ihnen zu einem unausgetragenen wissenschaftlichen Streite, den sie vor verschiedenen Foren zur Entscheidung zu

[1]) Blätter für Taubstummenbildung. Bd. XX. Nr. 13 14, p. 193—206.
[2]) Neues Archiv für sächs. Gesch. Bd. XXVII. (1906.) p. 89—103.
[3]) Neue Zürcher Zeitung. 1906. Nr. 206, 207.

Digitized by Google

bringen suchten. Nachdem sie sich, ohne einen wesentlichen Erfolg zu erzielen, an mehrere Akademien gewendet hatten, unternahm es schließlich das Zürcher „Gymnasium“, d. h. die Lehrer der Universitätswissenschaften unter Vorsitz des Rektors Oeri, die Frage nochmals zu prüfen. Heinicke hatte behauptet, daß nach Epées Methode kein wirkliches zusammenhängendes Sprechen zwischen Taubstummen und Hörenden möglich sei. Da dies durch Zeugen widerlegt wurde, gab der Lehrerkonvent, besonders auf Veranlassung Kellers, der den Taubstummenunterricht in der Schweiz begründet hatte, Heinicken Unrecht und ließ dessen Unterricht überhaupt nicht gelten; offenbar fehlte aber der Zürcher Akademie der innere Beruf, in einer so eminent technischen Frage eine Entscheidung zu treffen, so daß man das Urteil, wenigstens in seiner Verallgemeinerung, wohl als einseitig ansehen muß. Dies tut auch der Verfasser des Aufsatzes, denn er schließt mit einem warmen Lobspruche auf Epée und Heinicke, die er beide als Wohltäter der Menschheit preist.

IV. Württemberg.

Von **Emil Schott.**

Wenn der diesjährige Bericht manche Zweige der historisch-pädagogischen Forschung in seinen Rahmen hineinziehen kann, welche im Vorjahre keine Berücksichtigung finden durften, wie z. B. eine Anzahl von Beiträgen, welche der Würdigung namhafter Schulmänner oder sonstiger für die Bildungsgeschichte bedeutsamer Persönlichkeiten gelten, so vermag er dadurch ein umfassenderes und vollständigeres Bild davon zu geben, welche Richtungen die Pflege der erziehungsgeschichtlichen Wissenschaft im Schwabenlande mit Vorliebe einzuschlagen pflegt. Abgesehen von der rein äußeren Schwierigkeit, die sämtlichen in Betracht kommenden Erscheinungen des Berichtsjahres auch nur aus einem verhältnismäßig begrenzten Territorialgebiet, wie es Württemberg ist, lückenlos zusammenzubringen, bietet die qualitative Auswahl dessen, was wirklich einer besonderen Erwähnung wert erscheint, oft mancherlei Zweifel; so ergab sich namentlich gegenüber dem Vorjahre, wo zumal das von der Württemberg-Gruppe der Ges. f. d. Erz.- u. Sch.-G. herausgegebene Sonderheft (1906) zur Berichterstattung reichen Stoff bot, diesmal eine gewisse Ebbe an eigentlichen historisch-pädagogischen Monographien. Manche Zeitschriften, besonders die den Interessen der Volksschule dienenden, verhalten sich gegen Stoffe rückblickenden Inhalts nach wie vor noch sehr spröde; möglich, daß auch das Angebot von geschichtlichen Artikeln wissenschaftlichen Gepräges von seiten der Lehrerschaft noch immer ziemlich spärlich an die Redaktionen herantritt. So ist auch die Zahl derjenigen Aufsätze, die in württ. Blättern über historische Themen der Pädagogik allgemeiner, also nicht speziell lokal-territorialer Natur in einer der Hervorhebung würdigen Weise handeln, noch recht bescheiden. — Dagegen ist auf dem Felde der höheren Schule ein höchst erfreulicher Ansatz zu verzeichnen:

Digitized by Google

das Zustandekommen des schon im letzten Jahresbericht (S. 220) erwähnten größeren Werkes über die Entwicklung des humanistischen Schulwesens in Württemberg, dessen erste Anregung auf den trefflichen Vortrag von Karl Weller vor der Versammlung der Gymnasiallehrer zu Stuttgart am 19. Mai 1906 (s. Jahresbericht 1906, S. 216) zurückgeht, dürfte durch die Bereitwilligkeit der württ. Kommission für Landesgeschichte, das Unternehmen finanziell unter ihre Fittiche zu nehmen, als gesichert erscheinen. Schon sind zahlreiche Federn mit der Ausarbeitung des eröffnenden Bandes beschäftigt, über dessen Erscheinen Ref. hoffentlich in nicht allzu langer Frist an dieser Stelle wird berichten dürfen.

Unter den Abhandlungen allgemeinen Charakters und nicht vorwiegend württ. Inhalts sei wenigstens genannt die Arbeit von B. über *Lehren der Geschichte der Pädagogik über körperliche Züchtigung.*[1] Der anonyme Verf., der sich als einen ausdrücklichen Gegner von Stock und Rute in der Schule bekennt, muß, da er bis auf die Mexikaner, Chinesen, Inder und die Völker des Altertums zurückgreift, sich darauf beschränken, je nur einzelne Hauptvertreter und -richtungen zum Worte kommen zu lassen; bei der Auswahl der ersteren finden sich auch seltener gehörte Namen, wie z. B. Charron, während etwa bei den Philanthropen Salzmann noch im besonderen erwähnt sein könnte; auch die Ausschaltung des Prügelsystems in der Jesuitenpädagogik dürfte noch schärfer betont sein.

Dieser die ganze Entwicklung der Erziehungswissenschaft im Fluge durcheilenden Skizze gegenüber beschränkt sich B. Kaißer in seinen Ausführungen über *das Schulwesen im ausgehenden Mittelalter und im Anfang des 16. Jahrhunderts*[2] auf einen weit engeren Zeitraum. Seine Arbeit rollt wieder einmal das schon oft erörterte Thema auf, bei dem wohl am häufigsten und ausgeprägtesten die Parteilichkeit der Konfession mit unterzulaufen pflegt, nämlich das Dogma von der Reformation als der Mutter der deutschen Volksschule, mit seiner Bekräftigung von evangelischer, seiner Verneinung von katholischer Seite. Bedeutet doch Kaißers Aufsatz, den er selbst „Eine Entgegnung" betitelt, nichts anderes, als eine völlige Ablehnung der von Eugen Schmid in dem oben erwähnten „Württemberg-Heft" der Ges. f. d. Erz.- u. Schul-Gesch. (S. 89—144) veröffentlichten Darlegungen über das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert. Wenn Schmid dort auf Grund zahlreicher archivalischer Belege nachzuweisen suchte, daß in Württemberg von einem vor der Reformation bestehenden blühenden Schulwesen (abgesehen von den Lateinschulen) nicht die Rede sein kann, daß aber andererseits schon vor 1559 zahlreiche neue Schulen entstanden sind, so ist er jedenfalls damit noch nicht ohne weiteres zu der Annahme berechtigt, dieses Ergebnis seiner Untersuchung zugleich

---

[1] B., Lehren der Geschichte der Pädagogik über körperliche Züchtigung. In: „Die Volksschule", Zeitschrift des württ. Volksschullehrervereins. Jahrg. 67. Nr. 5. S. 161—178.

[2] Kaißer, Prof. B., Das Schulwesen im ausgehenden Mittelalter und im Anfang des 16. Jahrhunderts. Eine Entgegnung. In: „Quartalheft zum Magazin für Pädagogik". 70. Jahrgang. II, 65—90 u. III, 129—141.

Digitized by Google

auch als „Paradigma für die Entwicklung des Schulwesens überhaupt" zu betrachten; in anderen Gebieten mögen zur Lösung dieser Frage noch mancherlei abweichende Gesichtspunkte kultur- oder religionsgeschichtlicher Art mitspielen. Dasselbe Verbot gilt aber natürlich auch für Kaißer, der zur Stütze seiner gegenteiligen Ansichten ebenfalls Zeugnisse aus den verschiedensten Territorien beizubringen weiß. Einzelne Teilfragen, wie z. B. die nach der Stellung der Lehrermesner sind entschieden noch nicht genügend geklärt. Die Wahrheit liegt gewiß auch hier in der Mitte, und sicher hat Clausnitzer das Richtige getroffen, wenn er gerade bei einer Besprechung der Schmidschen Abhandlung (in Mitt. XVI, 356) betont, daß „die Reformation eine der Wurzeln, aber nicht die Mutter oder gar Begründerin der heutigen Volksschule ist".

Schon über mehr als 1000 Jahre vor der Reformation kann man übrigens die Einwirkungen der Kirche auf die Volkserziehung in christlichem Sinne zurückverfolgen. Aus dem weiten Felde der patristischen Literatur ließe sich zum Beweise hierfür ein reicher Schatz diesbezüglicher Äußerungen gewinnen. Die Wiederkehr des 1500sten Todestages des *heil. Chrysostomus* († 14. Sept. 407) bietet einem anonymen[1] Verf. die Veranlassung, aus den Homilien dieses Kirchenvaters über die Paulinischen Briefe eine Reihe derartiger, übrigens ganz allgemein gehaltener Grundsätze, unter passende Stichwörter (z. B. Erziehungsbedürftigkeit der Jugend, Amt des Lehrers) eingegliedert, zusammenzustellen. Außerdem weist — durch Beifügung einiger Inhaltsproben — J. S.[2] auf ein so gut wie unbekanntes Büchlein *„Über Hoffart und Kindererziehung"* hin, das dem „Goldmund" zugeschrieben werden müsse und bisher nur von dem Dominikaner Franz Combefis zu Paris im Jahre 1656 nach einer Handschrift des Kardinals Mazarin herausgegeben worden sei. — Ebenfalls einen Nachklang zu einer Säkularfeier, freilich einer solchen, die erst dem Ablauf eines einzigen Jahrhunderts gilt, bilden die Ausführungen, in denen ein wiederum nicht genannter Autor[3] in großen Zügen die Zeitumstände und Geistesrichtungen aufzeichnet, aus denen heraus die 1806 erschienene *Allgemeine Pädagogik Herbarts* enstanden ist. Findet der Inhalt des gewaltigen Werkes auch nur eine kurze summarische Würdigung, so fällt dafür um so anschaulicher das Wogen und Wallen der philosophischen Strömungen ins Auge, das zumal in der Jenaer Zeit auf den jungen Herbart hereinflutete.

An der Spitze derjenigen Publikationen, welche im besonderen der Erhellung der schwäbischen Unterrichts- und Bildungsgeschichte dienen sollen, möge auf die kurzen Aufzeichnungen hingewiesen werden, mit denen

[1] —r, Der heilige Chrysostomus als Pädagoge. In: „Magazin für Pädagogik". 70. Jahrgang. 1907. S. 565—567 u. 580—583.

[2] J. S., Schulinspektor, Der hl. Johannes Chrysostomus als pädagogischer Schriftsteller. In: „Magazin für Pädagogik". 70. Jahrgang. S. 661—663.

[3] Zur Jahrhundertfeier der allgemeinen Pädagogik Herbarts. In: „Der Schulfreund", Organ für neue Schulkunst. 15. Jahrgang. 1906. Nr. 9—11, S. 128ff., 149ff., 171ff.

Digitized by Google

Bossert[1]) auf eine aus dem 13. Jahrhundert urkundlich überlieferte Persönlichkeit Licht zu werfen sucht. Der um 1275 in den Konstanzer Steuerlisten mehrfach als Überbringer von Steuerbeträgen genannte Ber. (wohl Bertoldus) *scolaris de Tuwingen* ist nicht etwa ohne weiteres als ein Schüler aus Tübingen zu betrachten und damit als Beweis für das damalige Bestehen einer Gelehrtenschule in der späteren Universitätsstadt zu benutzen; vielmehr findet sich zu jener Zeit das Geschlecht de Tuwingen oder Tuwinger zuerst bei und dann in Eßlingen ansässig, und jener Bertoldus war wohl einer der zahlreichen jungen Kleriker, die sich damals bei irgendeinem Geistlichen aufhielten, um von diesem den Unterricht in den für den Kirchendienst notwendigen Kenntnissen zu empfangen, und der zugleich für die Pfarrer der Gegend von Eßlingen und Kirchheim Reisen zu unternehmen hatte.

Zu einer weit greifbareren Figur, als die eben gekennzeichnete, wird durch die Wiederaufstehung, die ihm P. Fox[2]) zuteil werden läßt, der bisher fast ganz verschollene schwäbische Humanist *Hans Susenbrot.* Geboren 1484 oder 1485 zu Wangen im Allgäu, erhielt er seine Vorbildung in Wien und Basel und wirkte dann an verschiedenen schwäbischen und schweizerischen Orten mit häufigem Wechsel, bis er zuletzt in Ravensburg mit solchem Erfolg unterrichtete, „daß ein ansehnlicher Teil des süddeutschen Adels in der dortigen Lateinschule vertreten war;“ hier starb er wohl 1543. Diese biographischen Daten lassen sich hauptsächlich aus seiner Grammaticae artis institutio (erschienen wahrscheinlich 1539) gewinnen; so ist ebenso im Hinblick auf die Lehrmittelliteratur jener Zeit, wie auf die Ravensburger Schulgeschichte die Erschließung des Lebens und Wirkens dieses Mannes nicht ohne Wert, wenn er auch nicht in den Vorderreihen der führenden Humanisten steht. — An monographischen Arbeiten über schwäbische Erzieher und Pädagogen vom Felde der höheren und niederen Schule ist die württ. Literatur überhaupt noch ziemlich arm. So fehlt, um hier nur eines zu nennen, z. B. noch eine entsprechende Würdigung einer so eigenartigen Charaktergestalt, wie der Schöpfer des württ. Realgymnasiums. v. Dillmann, war, noch immer. Aus dem Bereich der Volksschule liegt in 3. Auflage, die aber eine völlige Neubearbeitung bedeutet, eine Biographie des *Matthäus Kornelius v. Münch* (1771—1853) aus der Feder von Joh. Schneiderhan[3]) vor. Als erster Rektor des neugegründeten katholischen Schullehrerseminars in Gmünd sowie als pädagogischer Schriftsteller hat er sich um die katholische Volksschule in der ersten Hälfte des 19. Jahr-

[1]) Bossert, Pfarrer Dr. D., Ber. scolaris de Tuwingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterrichts in Schwaben, in „Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“. 16. Jahrg., Heft 1, S. 8—12.

[2]) P. Fox, S. J., Bibliothekar in Feldkirch, Hans Susenbrot, ein verschollener schwäbischer Humanist und lateinischer Schulmeister, in „Diözesanarchiv von Schwaben“, 25. Jahrg., S. 8—12.

[3]) Schneiderhan, Prof. Joh., Matthäus Kornelius v. Münch, ein schwäbischer Pädagoge (1771—1853). Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Volksschulwesens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Ravensburg, Friedr. Alber.

Digitized by Google

hunderts verdient gemacht. Unter seinen Schriften beansprucht das frei erfundene Lebensbild des Felix Molmann, eines Volksschullehrers wie er sein soll, in dem „Vademecum für ältere und jüngere Volksschullehrer" (1830) am meisten Beachtung; das „Universal-Lexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre" (1840—42) dagegen erscheint jetzt durch das umfangreichere Werk von Rolfus und Pfister überholt. Seine verschiedenen Lesebücher für katholische Volksschulen dürften wohl einmal genauer auf ihren methodischen Wert und Fortschritt untersucht werden. Schneiderhans ziemlich breit angelegte Schrift feiert das Gedächtnis des in streng christlichem Sinne tätigen Geistlichen und Schulmannes mit sehr warmen Tönen. — Nicht gleichzeitig, sondern nacheinander vereinigte in gewissem Sinne auch *Eduard Mörike* in seiner Person diese beiden Berufsarten, insofern er nach seinem Scheiden aus dem Kirchendienst von 1851—1866 als gefeierter und viel verehrter Lehrer der deutschen Literatur am Katharinenstift in Stuttgart wirkte. Die Broschüre, welche Hugo Grosse[1]) diesem pädagogischen Lebensabschnitt des Dichters des „Maler Nolten" widmet, weist anerkennenswerte Vertrautheit mit der Entwicklung und Einrichtung der genannten Bildungsanstalt auf, wenngleich inzwischen die Verhältnisse an dieser ältesten und berühmtesten höheren Mädchenschule Württembergs sich wesentlich verschoben haben. Auch im Lehren zeigt Mörike die Züge seiner feinsinnigen Geistesart: er ist „nicht Schulmeister, sondern Professor"; darum wendet er ausschließlich die akademische Methode der reinen Vorlesung an; seinen Schülerinnen beweist er freundliche Milde, ohne ihnen aber persönlich näher zu treten; manchen von ihnen werden die eigenhändig eingetragenen Stammbuchverse, von denen Grosse Proben mitteilt, noch heute wertvolle Reliquien sein.

Der Versuch, auf kaum sieben Druckseiten einen befriedigenden *Rückblick auf das Bildungswesen vor 100 Jahren* zu werfen, muß von vornherein als kaum durchführbar bezeichnet werden, auch wenn der Verf., Friedr. Hummel,[2]) sich hierbei auf Württemberg beschränkt. Aus der bunten Aneinanderreihung zahlreicher Angaben über die Verhältnisse an lateinischen und deutschen Schulen sowie an Waisenhäusern des 18. Jahrhunderts, zumal in den schwäbischen Städten, beanspruchen die Angaben über Bezugsquellen der Lehrergehälter an einzelnen Orten, wie Eßlingen und Heilbronn, das meiste Interesse. — Eine weit engere räumliche, wie zeitliche Umgrenzung beobachten die Ausführungen von Joseph Zeller[3]) über *das Schulwesen der Propstei Ellwangen* am Ausgang des Mittelalters und im Zeitalter der Reformation. Da speziell für die deutschen Schulen die über

[1]) Grosse, Hugo, Eduard Mörike als Lehrer. Pädagogisches Magazin, herausgeg. von Fr. Mann. 288. Heft. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

[2]) Hummel, Mittelschullehrer Fried., Ein Rückblick auf das Bildungswesen vor 100 Jahren, in „Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht", 36. Jahrg., 5. Heft, S. 273—279.

[3]) Zeller, Rep. Dr. Jos., Das Schulwesen der Propstei Ellwangen am Ausgang des Mittelalters und im Zeitalter der Reformation, in „Ipf- und Jagstzeitung". 1907. Nr. 111—113.

Digitized by Google

1560 zurückweisenden Spuren sich noch nirgends zusammengestellt finden, wandelt der Verf. auf dem Boden einer terra incognita. Die alte schon für 1292 erwähnte Lateinschule scheint gerade im 16. Jahrhundert trübe Zeiten erlebt zu haben; durch häufigen Wechsel und fragwürdige Amts- und Lebensführung der Lehrer sank ihre Schülerzahl beständig. Bezieht sich eine Bemerkung aus dem Jahre 1469 tatsächlich, was aber nicht sicher feststeht, auf eine deutsche Schule, so wäre der Nachweis einer vorreformatorischen Volksschule in diesen Gegenden von hoher Bedeutung (cf. oben S. 176 f. die Meinungsverschiedenheit zwischen E. Schmid und B. Kaißer über diesen Punkt).

Unter allen Einzelbildungsanstalten, die Württemberg je besessen, ist sicherlich die *Hohe Karlsschule* die eigenartigste, die als ein Ausfluß fürstlicher Laune und zugleich landesväterlicher Fürsorge, als die Pflegestätte einer universitas artium et litterarum von verblüffender Vielseitigkeit — tatsächlich konnten sich dort Gelehrte und Künstler jeder Richtung, abgesehen von den Theologen, ihr Wissen erwerben —, als Arbeitsfeld zahlreicher bedeutender Lehrer, als Bildungsquelle eines Kranzes von später berühmt gewordenen Schülern, und nicht zum mindesten als Schauplatz von Schillers Jugendjahren, von jeher eine besondere Stellung in der Geistes- und Kulturgeschichte Schwabens behauptet hat. Durch die Reichhaltigkeit und bequeme Zugänglichkeit ihres urkundlichen Materials lockte sie auch schon vielfach zu schulgeschichtlicher Ausbeutung. Als Zusammenfassung und Erweiterung aller bisher erschienenen Untersuchungen über einzelne Episoden, Lehrfächer oder Personen der Karlsschule und auf Grund erneuter Quellendurchforschung hat nun Gustav Hauber[1]) in einer gehaltvollen Studie den ganzen Kreis des didaktischen und pädagogischen Betriebes an ihr, als an „einem der interessantesten Schulexperimente aller Zeiten" durchmessen. In bezug auf ihre unterrichtlichen Bestrebungen und Leistungen schätzt Hauber Karl Eugens Schöpfung recht hoch ein und stellt ihr das Lob aus, daß von ihr „edle Bildung und vielseitige wissenschaftliche und künstlerische Anregung in höchstem Maße ausgegangen ist". Allerdings tritt aus seinen Ausführungen mehr, als bisher wohl bekannt war, zutage, welches Interesse und welche Opfer an Zeit und Mühe der hohe Protektor seiner Gründung und ihren Gliedern in allen Einzelheiten zukommen ließ. Die Kehrseite dieses Wirkens, der rücksichtslose Absolutismus des Herrschers, der fast notgedrungen in manchen Zöglingen eine Knechtsgesinnung wachrufen mußte, dürfte vielleicht noch mehr hervorgehoben werden. So abschließend Haubers Schrift ist, so gibt sie daneben doch noch manchen Anstoß zu weiterem bildungsgeschichtlichem Nachspüren; das Verhältnis z. B., in dem die Karlsakademie zu den anderen damaligen Gelehrtenschulen des Landes stand, bedarf noch der Ausmalung im einzelnen. —

[1]) Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgeg. vom Württ. Geschichts- und Altertums-Verein. 9 Heft. 9. Abschnitt: Die Hohe Karlsschule von Oberstudienrat G. Hauber und die „Ecole des demoiselles" von Schulrat Dr. E. Salzmann, Eßlingen. Paul Neff Verlag (Max Schneider).

Digitized by Google

Noch kurzlebiger und auch an erzieherischer Triebkraft weniger ergiebig war das weibliche Gegenbild zur Karlschule, die *Ecole des demoiselles*, die E. Salzmann in großen Strichen würdigt. Daß sie nach dem ursprünglichen, von Prof. Uriot 1772 entworfenen und eingereichten Plan ein Lehrerinnenseminar werden sollte, welches unbemittelte Töchter zu Erzieherinnen „an den vornehmsten Städten des Herzogtums" auszubilden gehabt hätte, ist sehr beachtenswert; denn auch eine derartige Gründung wäre tatsächlich ihrer Zeit erheblich vorangeeilt. — Die bekanntlich überraschend schnell nach dem Tode Karl Eugens erfolgte Aufhebung der Hohen Karlsschule durch seinen Nachfolger Ludwig Eugen hatte eine durchgreifende *Umgestaltung des Gymnasium illustre zu Stuttgart* zur Folge, das dazu ausersehen ward, wenigstens in gewissem Umfange die durch das Aufhören jener einzigartigen Bildungsquelle geschaffene Lücke auszufüllen. Insofern beantwortet Rauneckers[1]) anregende Programmabhandlung wenigstens nach einer Richtung hin die oben gestellte Frage nach den Beziehungen der Akademie zu den übrigen württ. Gelehrtenanstalten. Die amtlichen Dokumente (1793—99), die der Verf. als ausführliche Belege beigibt, bieten viel Interessantes, zumal das eingehende Gutachten der zur Lösung dieser schwebenden Unterrichtsfragen eingesetzten Studien-Deputation. Von den mancherlei Instituten, die sie als Ersatz für die Karlsschule vorschlägt, deren Gründung aber an der Unruhe der Zeiten und dem Mangel an Geldmitteln scheitern mußte, fand eigentlich nur die geplante Realschule in der Residenz ihre Verwirklichung. Unter den für diese ernannten Lehrern befand sich aber bezeichnenderweise ein ausdrücklich für Schreiben, Rechnen und lateinische Sprache bestellter Kollaborator. Realistische Unterrichtsgelegenheiten besaß übrigens das heutige Württemberg schon seit 1783 in Nürtingen und 1784 in Hall. Daß das genannte Gutachten auch zu der Stiftung eines Lehrerseminars für deutsche Schullehrer eine freilich erfolglose Anregung bot, ist ein schöner, früher Anlauf zur Überbrückung der leider noch immer bestehenden Kluft zwischen niederer und höherer Schule. Die dem Hauptteil der Abhandlungen vorangehenden Visitationsrezesse und sonstigen Aktenstücke (1700—1793) zeigen, daß an dem besagten Gymnasium illustre offenbar im 18. Jahrhundert, was Lehrertüchtigkeit und Schülerdisziplin betrifft, auch nicht alles einwandsfrei gewesen ist. — Seit Urzeiten spielt sich in den Räumen dieser Anstalt Jahr für Jahr das originellste Ereignis schwäbischen Schullebens ab, das Landexamen. Wie tief diese Prüfung immer wieder und immer noch einschneidet in den Bildungsgang einer Gruppe von Söhnen, meist aus Beamtenfamilien, wurde schon im letztjährigen Bericht (S. 216 f.) berührt, wie verhängnisvoll aber ihre Wirkung auf das gesamte Unterrichtswesen des Landes durch Jahrhunderte war und z. T. noch heutzutage ist, weiß man zwar längst im allgemeinen, ist aber im

[1]) Raunecker, Prof., Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert. Fortsetzung. — Pg. Gymnasium Ludwigsburg.

Digitized by Google

einzelnen aktenmäßig noch nicht festgestellt. In allen Teilen kann dies nur durch eine völlige Geschichte des Landexamens klargelegt werden. Einige Punkte hebt indessen schon das Bild hervor, welches H. Grotz,[1] der leider zu früh Verstorbene, nach urkundlichen Quellen für das Jahr 1768 entwirft. Daraus ergibt sich einmal, daß die jährlichen Visitationen der Lateinschulen durch die Pädagogarchen eigentlich nur Vorprüfungen für das „Hauptverfahren" in Stuttgart bedeuteten, und sodann, daß von der allmählich eingerissenen Sitte der Wiederholung des Examens durch dieselben Kandidaten mit Mißachtung jeglicher Bestimmungen über die Altersgrenze weitgehendster Gebrauch gemacht wurde. Nach den beigefügten Prüfungsaufgaben waren die damals gestellten Anforderungen übrigens nicht besonders hoch. — Neben der übertriebenen Rücksicht vor der Heiligkeit der Tradition bildete der Kultus, den man dem Landexamen zuteil werden ließ, einen wesentlichen Grund für die ablehnende Haltung gegen die aufstrebende realistische Bildung in den 3 ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der württembergischen Unterrichtsgeschichte. In seinem damals berechtigtes Aufsehen erregenden Buche über „die Gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit" (1829—30) hat der in seinen pädagogischen Anschauungen kühn vorwärtsschreitende Friedr. Wilh. Klumpp, der didaktische Antipode von Friedr. Thiersch, den Finger rückhaltlos auf diese offene Stelle gelegt. So ist in letzter Linie auch die *Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Stetten im Remstal* Klumpps geistige Schöpfung, die den Ruhm beanspruchen darf, „der früheste Versuch eines Realgymnasiums bezw. einer Reformschule" zu sein. Die letzte grössere Arbeit aus der Feder des eben erwähnten dahingeschiedenen H. Grotz[2] gilt der kurzen Lebensgeschichte dieser Privatschule (1831—52). Sie verband Humanismus und Realismus zu einer lebensvollen Einheit, sie fügte auf gemeinsamen Unterbau eine gegabelte Oberabteilung, sie pflegte am frühesten und längsten in Württemberg die Hamiltonsche Methode beim sprachlichen Unterricht; sie lehrte „Gesetzeskunde", zeigte in „Blumenpflege" die Anfänge eines „Landerziehungsheims", gewährte dem „Schularzt" Teilnahme an den Lehrerkonventen: welche Kette von heißumstrittenen Forderungen der Jetztzeit hatte dieses Institut also schon verwirklicht! Sein berühmtester Lehrer war 1839—44 Philipp Wackernagel; zu seinen Visitatoren zählte u. a. der Dichter Gustav Schwab und der spätere Kanzler Rümelin. Doch schon nach einem kurzen, aber hellen Glanze von 2 Jahrzehnten erlosch die Schule; das stückweise Aufgeben ihrer ausgeprägten didaktischen Besonderheiten bildete den inneren, der unaufhörliche Wechsel und zuletzt

[1] Grozt, Prof. Dr. Heinr., Das Landexamen des Jahres 1768. im „Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs". 1908, Heft 1 und 2. S. 5—15 u. 41—50.

[2] Grotz, Prof. Dr. Heinr., Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Stetten i. R. 1831—52. Progr. Karls-Gymnasium. Stuttgart 1908.

Digitized by Google

der persönliche Zwiespalt der Lehrer den äußeren Grund ihrer endgültigen Zersetzung. Eine Stätte rein humanistischer Studien ist dagegen das *Gymnasium zu Rottweil* immer geblieben, nachdem es bis 1817 ein Lyzeum, früher unter Leitung der Jesuiten stehend, gewesen war. Gerade vor dieser Umwandlung, 1812—15, besuchte der 1873 als württembergischer Oberfinanzrat verstorbene Friedr. Eser die Anstalt, aus dessen „Lebenserinnerungen“ Beck[1]) die hierauf bezüglichen Partien mitteilt. Freilich ist das hier Gebotene nur eine zwanglose Plauderei, die mehr von durchziehenden Österreichern und Russen, von Typhusepidemien und Fastnachtstreiben erzählt, als wertvolle schulgeschichtliche Eindrücke überliefert. Immerhin finden sich darin zwei Besonderheiten verzeichnet, die des Festhaltens wert erscheinen, zumal da sie ihrem Wesen nach sich gewissermaßen widersprechen, auf der einen Seite das Amt der aus den älteren Zöglingen gewählten Pulsatoren, die als Schnüffler die Exzesse ihrer Kameraden aufzuspüren hatten, wohl noch ein Nachhall der ehemaligen Jesuitenpädagogik, auf der anderen der harmlose, die jährlichen Prüfungen im Sommersemester abschließende Studentenball, eine löbliche Sitte, die wohl in Süddeutschland ziemlich vereinzelt dastehen dürfte.

Auf dem Literaturgebiet des niederen Schulwesens ist die Doktordissertation von Erwin Ruck[2]) über *das Verhältnis von Kirche und Volksschule in Württemberg* insofern für die Gegenwart unmittelbar aktuell, als die Forderungen, in welche sie ausmündet, sich so ziemlich mit dem decken, was die in der Presse vielbesprochene, im Sommer 1908 dem Landtag von der Regierung vorgelegte Schulnovelle enthält; in rückhaltloser Anerkennung dessen, was die geistliche Schulaufsicht für die württembergische Volksschule in ihrer seitherigen Entwicklung geleistet hat, tritt der Verfasser für deren Beibehaltung nur an Orten mit kleinen Schulen ein; für größere Komplexe jedoch und für die Bezirksaufsicht sollte nur ein Fachmann in Betracht kommen; daneben würde aber die Konfessionalität der Schule unbedingt bestehen bleiben. Durch die ganze Broschüre weht ein ausgesprochen protestantischer Zug. Der ausführliche historische Rückblick, dem eine juristisch abwägende Vertrautheit mit den mancherlei früheren Gesetzen, namentlich dem für den jetzigen Stand maßgebenden von 1836, zugrunde liegt, geht von der Anschauung aus: „Vor der Reformation kann von einem württembergischen Volksschulwesen nicht die Rede sein; die immer wieder aufgestellte Behauptung, daß die katholische Kirche die Mutter der Volksschule in Württemberg sei, ist hinfällig.“ Mit diesen Grundsätzen tritt der Verfasser unmittelbar neben Eugen Schmid (cf. oben S. 176); wie dieser hat er darum auch

[1]) Beck, Das Lyzeum, bezw. Gymnasium in Rottweil vor 100 Jahren im „Diözesanarchiv von Schwaben“. 25 Jahrg., No. 7, S. 97 u. 104 u. No. 8, S. 118—124.

[2]) Erwin Ruck, Justizreferendar, Das Verhältnis von Kirche und Volksschule in Württemberg und seine geschichtliche Entwicklung. Doktordissertation der juristischen Fakultät in Tübingen vorgelegt. — Tübingen, G. Schnürlen.

Digitized by Google

von katholischer Seite [1] scharfe Entgegnung erfahren. Solange eben die Fragen nach dem genauen Begriff der Volksbildung vor der Reformation, nach der Latinisierung der Stadtschulen usw. so wenig geklärt sind, bleibt das Feld des Kampfes für beide Parteien immer offen. — Einen noch ausgesprochener juristischen Charakter trägt die Skizze von Karl Hepp[2] über *den sogen. Schulpatronat in Württemberg,* wobei die Volksschule beider Konfessionen gleichmäßig zur Behandlung kommt. Die rückschauende geschichtliche Untersuchung reicht bis zu dem „Tübinger Nebenabschied“ von 1514; für das heute geltende Recht in Patronatsfragen bildet das vorhin erwähnte Gesetz von 1836 ebenfalls die Norm. Zu den beiden hier ausgesprochenen Hauptbestimmungen: 1. Nur Standesherrn und Rittergutsbesitzer können Inhaber eines Ernennungsrechtes sein. 2. Dieses Ernennungsrecht muß von dem Standesherrn oder Rittergutsbesitzer „hergebracht“ sein, bietet der Verf. dann noch eingehende Erläuterungen hinsichtlich der Begründung und Handhabungsweise dieses Privilegs.

Noch ein Wort über eine einzelne Anstalt! Der Existenzkampf, den die kleinen privaten Vorbereitungsstätten für den Volksschullehrerdienst zu führen haben, fordert begreiflicherweise seine Opfer. Nachdem von der *Lehrerbildungsanstalt in Deggingen* (O.-A. Geislingen) schon 1901 die Präparandenschule einging, ist nunmehr ihre jüngere „Milchschwester“, die kleine Aspirantenanstalt, demselben Schicksal erlegen. Fast dreiviertel Jahrhundert lang haben sich dort, wie J. Arnold[3] beschreibt, die Lehrer bemüht, immer wieder neue Jugendbildner zum katholischen Volksschuldienst vorzubereiten. Anstatt diesem zarten Reislein der Volksbildung freundliche Förderung zu gewähren, ließ sich die Gemeindeverwaltung Deggingens für diejenigen Zöglinge, die nicht ortsansässige Bürgersöhne waren, 10 M. pro Jahr in die Gemeindekasse entrichten, wahrlich kein glänzendes Zeugnis für die Weite des geistigen Blicks dieser ländlichen Vorstandsbehörde!

V. Baden.

Von **Hermann Rösch.**

Dieser erste badische Sonderbericht bittet von vornherein um besonders freundliche Nachsicht. Der Verfasser übernahm die ihm ganz neue Arbeit erst im Juli und hatte Zeit bis 1. Oktober 1908. Vielleicht läßt sich das und jenes im Bericht über 1908 nachholen und bessern.

Die wichtigsten Beiträge zur Geschichte des badischen Erziehungs- und

---

[1] Sägmüller, Prof. Dr., Das Verhältnis von Kirche und Volksschule in Württemberg und seine geschichtliche Entwicklung. In: „Magazin für Pädagogik“, 70. Jahrg., Nr. 45—47. S. 711 ff., 725 ff., 743 f.

[2] Hepp, Karl, Regierungsrat Dr. jur., Der sogenannte Schulpatronat in Württemberg, nebst der Entwicklung in anderen Staaten. Rottenburg a. N., Wilh. Bader.

[3] Arnold, J., Eine ehemalige Lehrerbildungsanstalt. In: „Vereinsbote“, 42. Jahrg., Nr. 23. S. 201—203.

Digitized by Google

Schulwesens werden dem Jahrhundertjubiläum des *Gymnasiums Mannheim* verdankt, das mit dem Dreijahrhundertfeste der Stadt zusammenfiel. Die Mannheimer Geschichtsblätter brachten dem Gymnasium zwei größere und drei kleinere Beiträge als Festgabe dar. Haugs[1] erster Aufsatz zeigt zunächst, daß auch in der Pfalz zur Zeit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 die Achtung vor den Leistungen der Jesuitenschulen sehr gesunken war; gerade für die Pfalz gilt Stefan v. Stengels scharfes Urteil; aber auch der Jesuitenpater Dr. Goldhagen spricht von „Schulzerrüttung". Die Lateinschulen der Lutheraner und Reformierten lagen ganz im Argen. „Die in Geschäften des erloschenen Jesuitenordens gnädigst angeordnete ohnmittelbare Kommission" besteht aus drei Juristen und zwei Theologen. Ihre pädagogische Leistung wird zwar nicht als eine Neuschöpfung im Geiste der Aufklärung und des Humanismus, aber doch als verdienstvolle Reformation des Unterrichts und der Erziehung gewürdigt. Die Klasseneinteilung der Jesuiten (4 Klassen in 7—9 Jahren) blieb bis 1800; 1801 werden sie auf 4 verringert, so bleibt es bis zur Neugründung 1807. Die Kommission bereicherte vor allem den Unterricht im Deutschen, der „Mutter- und Reichssprache", in Rechnen, Geometrie, Geographie, „Natur und Welt, auch vaterländische Geschichte". Das Französische soll auch besser gelehrt werden, „heutigen Tages fast bei allen Ständen wegen der Nachbarschaft besonders nötig". Als 7. „Wissenschaft", wird im Unterrichtsprogramm genannt „Wohlanständigkeit des Betragens im äußern Umgang". Die Lehrer für diese Neuerungen waren schwer zu beschaffen. Zwei freie Wochentage, „die Spieltäge" der Jesuiten, werden zum teil mit den neuen Fächern belegt. Auch ein Plan für die Heranbildung der Lehrer (aus dem Seminarium zu Heidelberg) wird angedeutet. Die löbliche Absicht aber, „die Auswahl der Lehrer vorzüglich nach den Fähigkeiten zu bewürcken" wird in den nächsten Jahren nicht erfüllt. Die Lazaristen, denen Karl Theodor die Pfälzer Schulen anvertraute, waren unfähig und unwürdig. — Aus den fünf Gutachten, die der Kommission vorarbeiteten, sei Wichtiges aus dem von Dr. Goldhagen mitgeteilt. Er verabscheut die deutschen, protestantischen Poeten, macht aber sonst ganz gegenwärtig anmutende Vorschläge zur innern Verbindung der verschiedenen Schulgattungen, Hinaufrückung des lateinischen Unterrichts, betont die griechische Literatur, will eine lateinische Realschule; verlangt reiche Mittel für die Schule; „Ehre und Rang für die Lehrer", „rechtes Ziel u. a. für die Schule". — Ein ungenannter Franzose fordert weltliche Lehrer mit Geschmack statt einseitigem Gelehrtentum, gründliche Unterweisung in der Muttersprache vor dem Latein. — Angenommen wurde im ganzen der „Vorriß" der Kommission (wohl von Häffelin). An der Spitze steht die Religion und darin der Katechismus. Steht das gedächtnismäßige Lernen noch fest, so wird doch verlangt, er solle deutsch erklärt werden und nicht zu „eitlem

[1] Dr. Ferdinand Haug, Lehrplan und Schulordnung des Mannheimer Gymnasiums nach Aufhebung des Jesuitenordens. Mannheimer Geschichtsblätter. Bd. VIII, Nr. 7, S. 147—160.

Digitized by Google

Gedächtniswerk hinführen". Im 18. Jahrhundert tritt das Deutsche als formaler Unterrichtsgegenstand auf. 1772 mußte Anton Klein, ein fortschrittlicher Jesuit, „als ein Märtirer seiner Neuerungsbegierde" im deutschen Unterricht die Pfalz verlassen. Aber gerade damals wendet sich Karl Theodor dem deutschen Schauspiel zu, gründet die Akademie, gerade damals tritt Hemmer für eine Verbesserung der verwahrlosten Rechtschreibung ein. Diese Wendung läßt auch der Lehrplan der Kommission erkennen. Allerdings bleibt z. B. die Stilistik, Prosodik und Metrik noch ganz in lateinischen Banden. (Die Grammatik ist es in vieler Beziehung bis heute geblieben!) Auch neue Prämien für Leistungen im Deutschen werden von der Regierung gern bewilligt. Das Latein fällt in der Vorschule weg. Griechisch wird trotz des guten Willens wie bei den Jesuiten oberflächlich getrieben; auch das Französische kommt erst 1807 zu seinem Rechte. Für Geschichte heißt es z. B. im Entwurf C. „3. Kl. von den alten Deutschen nebst Heraldik und Diplomatik) 4. Kl. neben Mythologie „das deutsche Reich"". Der genehmigte Plan ist aber besser; doch soll der ganze Stoff in einer Stunde erledigt werden. In Geographie heißt es z. B.: 5. Klasse „Die Erd- und Himmelskugel wie auch die Ringelsphäre". Der Plan für Mathematik bedeutet wesentliche Besserung; doch hat nur die Algebra, nicht die Geometrie sich so behauptet. Die schlechte Stellung der Naturwissenschaft verrät sich in der Begründung: „Naturlehre und -geschichte (Pflanzen-, Tier- und Mineralreich), ohne welche kein wahrer Poet noch Redner mag gestaltet werden" und „Hiezu gehört noch die Geisterwelt und besonders eine Abhandlung über die Seele des Menschen" (für 12—14 jährige Knaben!). Von den schönen Künsten wird im Lehrplan selbst nur Schreiben aufgeführt. Zum Gymnasium gehört aber ein Seminarium musicum. — Die viel zu geringe Stundenzahl verdarb vieles Gute dieser Vorschläge. (Die kriegerischen Ereignisse der neunziger Jahre, die gerade Mannheim schweren Rückgang brachten, haben gewiß großen Einfluß auf die schlechte Entwicklung der Schule bis 1807). Es folgen noch Bemerkungen über die Schulzucht, Aufnahme, Versetzung, über das Verhalten der Schüler außerhalb, über Strafen, pädagogische Weisungen für die Lehrer und ein Bericht über „die Spiele", d. h. die dramatischen Aufführungen der Schüler. Vergebens „erflehen" am 10. März 1775 Präfekt und Professoren des Gymnasiums die gnädigste Genehmigung zur Festhaltung wenigstens des „Michels- oder Finalspieles". — Erst die Gründung des Lyzeums 1807 verwirklichte die besten Absichten dieser Kommission. Die *Vorgeschichte dieser Gründung* berichtet uns Caspari.[1]) Sie ist eines der großen Verdienste Karl Friedrichs, dem 1803 die Pfalz zugefallen war. Die Kirchenkollegien der drei Konfessionen ernennen im Winter 1806/7 eine Kommission aus 4 Männern, Gaum als Jurist, Brunner, Sander, Ewald als Vertreter der katholischen, lutherischen und reformierten Konfession. Man verständigt sich bald über Äußeres und Inneres des neuen Lyzeums. Ewald erstattet am 26. April 1807 eine

[1]) Prof. W. Caspari, Zur Vorgeschichte des Mannheimer Lyzeums. Mannheimer Geschichtsblätter. Bd. VIII, No. 7. S. 160—165.

Digitized by Google

Relation. Sie wird als ein wertvolles Zeugnis für die damaligen Schul- und Kulturzustände in Mannheim im Wortlaut mitgeteilt. Abschnitt I handelt von den Kosten. Welcher Wandel der Verhältnisse spiegelt sich in diesen Zahlen! — Dann heißt es „Das katholische Gymnasium ist auf den alten scholastischen Fuß eingerichtet.“ „Die Lutheraner haben eigentlich gar keine Unterrichtsanstalt.“ Der reformierte Rektor muß die Kinder von unten bis oben allein unterrichten. 32(!) Privatanstalten „verderben dadurch die in Mannheim ohnehin so sehr zur Eitelkeit gestimmte Jugend eher, statt zu bilden.“ Die besten lehren Zeichnen, Tanzen, Französisch plaudern, Deklamieren. Sittliche und religiöse Unterweisung liegen brach. — Die neue Anstalt „muß a) bedeutend, umfassend und dem Geist der Zeit angemessen und imposant seyn . . . b) . . . (es) muß die ästhetische Bildung zum Vorteil der sittlichen und religiösen in Anspruch genommen werden“. Es folgen sehr wertvolle Vorschläge und Gedanken über Art und Wert der musikalischen Ausbildung. — Das Weitere betrifft Finanzdinge, wir erfahren unter 6. noch einmal, mit welchem Ernst der Großherzog hinter seiner Schulgründung steht. Die *Einweihungsfeier* fand am 10. Nov. 1807 statt; über sie berichtet uns Haug[1]) in den Miscellen nach dem seltenen Druck in den „Bürgerhospitalschriften“. Die II. Miszelle behandelt *Anton Klein* (a. 1774 a. ff.). Die Mitteilungen aus seinem Leben beruhen auf R. Krükl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers A. v. K., 1907, dann auf den Akten des Generallandesarchivs. Ein Lehrplan empfahl ihn beim Kurfürsten. Er wird „Professor der schönen Wissenschaften“. Seine Schule gedeiht nicht. Die Kommission der fünf Männer ist im ganzen gegen ihn. Der Kurfürst aber bewilligt ihm Geld und Lehrstube im Kollegium der Jesuiten. Klein hat dann noch verschiedene Klagen und Anliegen. Sein pädagogisches Verdienst liegt in der Betonung der Muttersprache; er richtet sich in vielem nach Gottsched. Auch die letzte Mitteilung über *Bürmann*[2]) verdient einen Hinweis in diesem historisch-pädagogischen Jahresbericht. B. nennt sich selbst „Direktor der Großh. Badischen Handlungs-Akademie“. Es wird mit ihm (1807) über seinen Eintritt in das Lyzeum verhandelt.

Die Festschrift des Gymnasiums selbst enthält in ihrem II. Teil A. die *Geschichte* und B. *Statistik des (Lyzeums) Gymnasiums* von 1859—1907 von W. Caspari.[3]) Für 1807—1857 hat J. P. Behaghel die Geschichte der Schule dargestellt. Aus ihr gibt C. zur Einleitung einen kurzen Auszug; sodann benutzt er auch den „Überblick über die Gesch. d. Gym. von 1807—1899“, Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasiums (Mhm. 1900)

[1]) Ferdinand Haug, Miszellen: Die Einweihungsfeier des Lyzeums vor hundert Jahren. — Anton Klein als Professor der schönen Wissenschaften in Mannheim. Mannheimer Geschichtsblätter. Bd. VIII, No. 7. S. 165—71.

[2]) W. C. (W. Caspari), Miszellen: Ein Bericht Professor Bürmanns über seine hiesige Tätigkeit. Mannheimer Geschichtsblätter. Bd. VIII Nr. 7. 2. Jahrg. S. 171-172.

[3]) Walter Caspari, Geschichte und Statistik des (Lyzeums) Gymnasiums zu Mannheim 1857—1907. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Anstalt 1807-1907. S. 43—110.

Digitized by Google

von Haug. — Die Schule hat zuerst mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ewalds Bitte um liebevolle Kritik hatte keine Folge. Doch zeigt schon der Lehrplan von 1812 die Zunahme der Anstalt. Eigentümlich ist die Einrichtung der nach Konfessionen abwechselnden Direktoren. Einen größeren Einschnitt macht das Jahr 1837 mit der Ministerialverordnung „den neuen Lehrplan für die Gelehrtenschulen des Großherzogtums betreffend". Er wird S. 53 mitgeteilt. Noch fehlt das Deutsche in der (heutigen) Prima; für Turnen soll gesorgt werden, „wo die Mittel hiezu reichen". 1846 erst war dieser Plan wirklich durchgeführt. 1850 trat der verdienstvolle Direktor F. A. Nüßlin in den Ruhestand. (Sein Charakterbild von Behaghel Pr. 1851; Baumgarten Pr. Gymn. Freiburg. i. B. 1906). Ihn ersetzte Behaghel (1850—1869, seit 1854 alleiniger Direktor, vgl. Bad. Biog.) 1852 wird die Zahl der protestantischen und katholischen Lehrstellen gleichgemacht; das Alternieren hört auf. Das entsprach dem kirchenpolitischen Standpunkt des neuen Regenten. 1860 löste der Staat die Schulaufsicht über die Mittelschulen von den kirchlichen Angelegenheiten ab. 1862 wird der Oberstudienrat (seit 1836) durch den Oberschulrat ersetzt. 1869 beginnt mit einem neuen Lehrplan ein neuer Abschnitt. Nach kurzem Interregnum ist Caspari von 1870—1878 Direktor. Die Schülerzahl bleibt von 1857/58 bis 1869 ungefähr gleich (etwa 230); sie steigt in den 70er Jahren auf 500, in den 80ern auf 704, sinkt in den 90ern auf 542. Diese Bewegung ist bedingt durch das schnelle Wachstum der Stadt, durch die Gründung der neuen Realmittelschulen. Die evang. Schüler überwiegen. Seit 1901/02 dürfen Mädchen am Unterricht teilnehmen (jetzt 25). 1899/1900 sind es 9,2 % Abiturienten, mehr als in allen früheren Jahren. Es folgt eine Würdigung der Lehrer K. Baumann, Fr. Ebner, Ernst Hermann; sodann Nachrichten über Bauerweiterungen, über die Klassenmützen (mit der Gründung des Reiches zusammenhängend). 1872 wird die Schule Gymnasium genannt; die Sommerferien werden festgelegt. Die Tätigkeit von Direktor Caspari (ihm folgt Waag 1879; Dammert bis 1889) und von F. Haug von 1881—1906 wird warm gewürdigt. Sein Nachfolger ist Julius Keller. 1899 wird das neue Gebäude eingeweiht; es werden die Stiftungen genau mitgeteilt, die Bibliothek und die Sammlungen besprochen. Das Ephorat (seit 1834) wird 1869 aufgehoben; ein Teil der Befugnisse des Verwaltungsrates (seit 1833) geht 1866 an den neuen Beirat über. — Bei der innern Schulgeschichte wird zunächst von der Entwicklung des Lehrplanes gesprochen. 1883 wird der von 1869 geändert im Sinne der Verringerung der Stundenzahl — Sexta bis Tertia 30, 31, 33, Prima + 1 Mathematik. 1902 wird auch in IIIa. Mathematik von 3 auf 4 erhöht. Die erstgenannten Änderungen sind Wirkungen der Überbürdungsverhandlungen der 80er Jahre. — 1904 wurde eine neue Schulordnung erlassen; das Wichtigste daraus ist die Abschaffung der Nachprüfungen durch den § 18. Auf die Besprechung der Veränderungen in Methode und Stoff kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Für die Geschichte des Turnunterrichtes wird manche

Digitized by Google

wichtige Angabe gemacht. Schon 1883 beginnen Turnspiele; seit der Abschaffung des Nachmittagsunterrichts 1901 werden sie weiter entwickelt. Als neue Fächer treten hinzu: 1887 Englisch wahlfrei, 1894 Stenographie, 1897 darstellende Geometrie, 1902 der Handfertigkeitsunterricht. — Es folgt die Geschichte der Schulfeiern von der für Schiller 1859 bis zur Feier der goldenen Hochzeit des Großherzogs Friedrich I. 1906. Die Einführung von turnerischen Aufführungen hat sich sehr bewährt. Ebenso gelangen die Aufführungen von Dramen: Perser, Antigone, Iphigenie von Goethe, Oedipus in Kolonos. (Damit machte man eine schöne Rückkehr zu den 1774 abgeschafften „Finalspielen".) Die „öffentlichen" Prüfungen sind immer mehr zurückgegangen, weil die Eltern nicht beikommen. Die Themata der Schulfeiern werden zusammengestellt. Unter B. gibt C. eine genaue Übersicht der Direktoren von 1807—1907, der Lehrer und Schüler von 1859—1907.

In den Kampf einer psychologisch-pädagogischen und damit zugleich einer praktischen Idee gegenüber einer altberechtigt vorhandenen, durch die Regierung hinter ihr geschützten Schuleinrichtung führt uns auf eine Weise, die auch weitere Kreise fesseln muß, die *Geschichte des Karlsruher sogen. Reformgymnasiums* von seinem Direktor P. Treutlein.[1]) Die Schrift hat bleibenden Wert für die Geschichte unseres Mittelschulwesens nicht nur in Baden, sondern auch im Reich. Der vorliegende erste Teil enthält die Vorgeschichte bis zum Jahre 1896 (nicht 1906, wie es S. 2 und 3 heißt). Treutlein widmet diese Schrift als Gedenkblatt seinem stärksten Vor- und Mitkämpfer, dem hochverdienten und verehrten Oberbürgermeister Schnetzler († 1906). Es werden unter a. zunächst die Mittelschulverhältnisse in Karlsruhe während der 80er Jahre besprochen. Bis 1863 gibt es nur eine Mittelschule, das staatliche Lyzeum, 1872 Gymnasium; 1863 werden die Realklassen selbständig; es entsteht eine städtische 7klassige höhere Bürgerschule mit lateinlosen und lateintreibenden Klassen. Die Entwicklung der technischen Hochschule führt auch in K. zur Errichtung eines 8klassigen Realgymnasiums (1868). Aus den lateinlosen Klassen wird eine 4klassige Bürgerschule 1871 selbständig. Im Lehrplan von 1868—1879 stehen noch 25 Stunden Deutsch, 40 Stunden Latein und 42 Mathematikstunden. Nachdem bis dahin die Realgymnasiasten gegenüber den Gymnasiasten ungerecht zurückgesetzt waren, wird 1879 verfügt, dass das volle Reifezeugnis eines Gymnasiasten oder Realgymnasiasten zum Besuch der technischen Hochschule erforderlich sei. Der Lehrplan für diese nun neunklassige Schule zeigt eine besonders große Vermehrung des Lateinischen von 40 auf 51(56) St. — 1882 bringen die neuen preußischen Lehrpläne wieder Bewegung. Die Kammern verhandeln über das Mittelschulwesen. Eine größere Kommission wird von der Regierung zur Prüfung der Fragen eingesetzt. — Schnetzler veröffentlicht Februar 1883 das gewünschte Gutachten über die Forderungen der Gemeinden an

[1]) P. Treutlein, Geschichte des Karlsruher sogen. Reformgymnasiums während des ersten Jahrzehntes seines Bestehens. Pr.-Beilage.

Digitized by Google

die Mittelschulen. Er verwirft den Dualismus der realistischen und humanistischen Vorbildung, verlangt Wegfall der Realgymnasien, Reform des Gymnasiums; seine Forderungen zielen auf das Reformgymnasium mit späterer Gabelung hinaus. Die Beratungen der Kommission ergaben den Fortbestand der drei Mittelschulen. — Gymnasien und Realgymnasien haben in den drei Unterklassen denselben Lehrgang. Eine Anregung des Staates bei der Stadt, das Realgymnasium in ein Gymnasium mit Realgymnasiumklassen zu verwandeln, wurde nicht verwirklicht. Dem Realgymnasium wurde die Erweiterung seiner Berechtigungen immer noch versagt. Der allgemeine deutsche Realschulmännerverein kämpfte seit 1875 für die Gleichberechtigung. 1886 tritt der deutsche Einheitsschulverein auf den Plan. — Schon 1878 hatte Direktor Schlee-Altona den ersten Versuch nach Ostendorfs Vorschlag gemacht und auf einen dreiklassigen Unterbau Realgymnasium und Realschule aufgebaut. Eine Adresse an Goßler für die Einheit wurde auch vom K. Stadtrat unterzeichnet. Der Erklärung der Heidelberger Professoren für Erhaltung des Gymnasiums versagte Schnetzler seine Unterschrift. Beim Fest der Realschule 1888 spricht er für eine volkstümliche Schule gegen das Gymnasium. Einige Lehrer des Gymnasiums verlassen den Saal. — 1889 entsteht der Verein für Schulreform. Sein § 1 verlangt eine für sechs Klassen einheitliche Mittelschule. Goßler widersteht. b) Der erste Anlauf zur Gründung einer „Einheitsschule". — Treutlein erhält den Preis für seine Arbeit zur Frage: „Woher rührt die Überfüllung der sogenannten gelehrten Fächer." Darauf tritt der K. Stadtrat dem Gedanken eines „Neugymnasiums" näher. Dezember 1889 stellte Treutlein den Plan für die Schule auf: fünfklassigen Unterbau, stärkere Berücksichtigung deutschen Wesens, deutscher Sprache und Schrifttums stand in der Mitte der innern Reform. — In die Einzelheiten der nun jahrelang sich hinziehenden Verhandlungen darf hier nicht eingegangen werden; so lehrreich sie oft für einen derartigen Kampf sind. 17. Januar 1890 erfolgt die erste Eingabe an die Oberschulbehörde. Ihre späte Antwort kommt auf ein einschränkendes Zugeständnis hinaus. Mai 1890 wird auch in den Kammern darüber verhandelt; Kiefer spricht dafür. Die Dezemberkonferenz in Berlin von 1890 verstärkt nur die Bewegung der Städte für ihre Realanstalten. 1892 tritt die Frankfurter Reformschule ins Leben. Die neue Karlsruher Ortsgruppe für Schulreform kämpft erfolgreich weiter. Am 20. Januar 1895 teilt der Stadtrat dem Großh. Oberschulrat mit, daß er „beabsichtige, in hiesiger Stadt die Errichtung eines Reformgymnasiums herbeizuführen". 25. Mai 1895 erfolgt die ministerielle Antwort, eine Erlaubnis mit der Forderung des Lateinbetriebes nicht unter dem der Frankfurter Anstalt. Weitere Verhandlungen waren noch über die Berechtigungsfrage notwendig. Herbst 1896 wird die Schule eröffnet. — Die Anlage bringt den Aufsatz Ts. über Wesen und Plan der in K. zu gründenden Schule und die Gründungsurkunde vom Juni 1896. — Den II. Teil, die Geschichte der Schule bis 1906 stellt T. für 1908 in Aussicht.

Auch die Geschichte des *Franziskaner-Gymnasiums zu Tauberbischofs-*

Digitized by Google

heim bedeutet ein merkwürdiges Blatt in der Entwicklung unseres geistigen Lebens. Bihl[1]) gibt als seine Hauptquelle die Annalen der Thüringer Ordensprovinz der Minoriten an. Am 10. Juli 1629 begründet Bürvenich eine Franziskanerniederlassung in T.; er hat auch Annalen über diese Gründung verfaßt. Mit diesem Kloster verknüpfen sich die Schicksale der Schule. 1688 erfolgt die Gründung der Lateinschule auf Ansuchen des Stadtrates bei der kurfürstlichen Regierung. Die Bezahlung der Lehrer (erst einer, dann zwei) ist trotz verschiedener Beihilfe recht kärglich. Die neue Mainzer Schulordnung von 1771 führt zur Auflösung der Lateinschule. 1774 wendet sich der Rat an den Provinzial um Erhaltung der Schule und bietet ein „weiteres Honorarium" an. 1783 wird über die Neugestaltung Protokoll aufgenommen. In den 4 §§ wird die Zahl der Klassen auf 4 beschränkt: „Die Repetenten sollen auf die hohe Schule." § 2 bestimmt u. a.: „Das Theater im Prüfungssaal ist zu entfernen und der Ort ehrbarer herzurichten." Wichtig ist das Verzeichnis der Bücher (S. 7), die von der Schulkommission anzuschaffen sind; Sulzer und Adelung stehen obenan. Nach einem undatierten Verzeichnis unterrichten 6 „Professoren", darunter 2 weltliche. Die Generalkommission besteht auf der ordnungsmäßigen Prüfung der Lehrer und stellt auch Fragen über den Betrieb. Wir hören von Klagen der Lehrer über unregelmäßige Vergütung. In der Zeit der Koalitionskriege geht die Schule sehr zurück. 1799 sind es noch 3 Professoren. P. Raps klagt in seinem gehorsamen Promemoria über die Mißstände. Es handelt sich um die Auslagen für den vorgeschriebenen Osterwald (Erdbeschreibung), etwa um 13 fl. Über die Fächer unterrichtet ein Schreiben zwischen 1789—94, es ist nur von Latein und Deutsch die Rede. Am Schlusse heißt es: Die Professoren „haben dem Publico Satisfaktion geleistet, für 78 fl. doziert und da diese gestrichen . . . wurden, es umsonst getan." Auch in Kämpfe zwischen Eltern und Schule z. B. über versagte Versetzung bekommen wir Einblick. „Zum andern hat P. Adam einem Schüler der ersten Klasse „10 Handböller" auf einmal verabreicht." Sogar die Prämiengelder von der Stadt blieben manchmal aus. Im Jahre 1800 trifft die Kgl. General-Schulkommission wieder Anordnungen für die Schule über Bücher und Karten, bedeutet dem Provinzial, daß er nicht eigenmächtig über Besetzung der Lehrstellen verfüge; zwei Professoren genügen; nur alle 2 Jahre soll in das Gymnasium aufgenommen werden. „Es sei anzustreben der Professoren geringes Honorarium und Lichtergeld zu erhöhen, Schreibmaterialien, zweckmäßige Bücher ihnen zu verschaffen." Das III. Kapitel behandelt nur Honorarstreitigkeiten; die Lehrer kämpfen kläglich um ihr Geld, Holz und Licht. Z. B. S. 21: „Die Ofen sind zwar versetzt und öfter verklebt worden, aber sie sind durch die Einquartierungen derartig demoliert, daß beim Versetzen die Platten in Stücke fallen." „Die Soldaten demolierten in den Klassenzimmern die Stühle und die Kanzel." So war der Auszug des Klostergymnasiums traurig.

[1]) P. Michael Bihl, O. F. M., Geschichte des Franziskaner-Gymnasiums zu Tauberbischofsheim. Broschüre. Kloster Frauenberg b. Fulda. 24 S.

Digitized by Google

1804 wird die Stadt leiningisch, 1806 mit Leiningen badisch. Mit dem Kloster droht die Schule einzugehen. Die Stadt bemüht sich, die Gelder aus Stiftungen aufzubringen. 1819/20 sind es in der III. Klasse 16 Schüler. 1820/21 lehrt ein Student in Vertretung. Die Stadt versucht, die Forderungen der Regierung Leiningen zuzuschieben. Es sollen die Geistlichen des Main- und Tauberkreises an der Schule unterrichten. August 1823 wird das Kloster, 1827 das Gymnasium aufgehoben, ein Pädagogium, das heißt eine Art Progymnasium trat an die Stelle; 1828 wurde es wieder Gymnasium. —

Hermann Mayer[1] widmet der *Universität Freiburg* zur Feier ihres 450jährigen Bestehens den I. Band ihrer Matrikel, von 1460—1656, eine Arbeit von 14 Jahren. Recht nutzbar werden solche mühevollen Leistungen (21 000 Namen waren zu verarbeiten!) erst durch die alphabetischen Tabellen, die der Verfasser für den II. Band bald in Aussicht stellt. Auf das Vorwort folgt ein 4 Seiten umfassendes Verzeichnis der gedruckten Quellen und der Abkürzungen. Die Einleitung (S. XIX—XCIII) enthält: Beschreibung der Matrikelbände und Grundsätze für die Textwiedergabe, Immatrikulationsordnung, Eid, Gebühren, Art, Zeit, Bescheinigung, Relegation, Zahl der Immatrikulierten; Heimat, Stand, Alter, über die Anmerkungen zum Text und die Tabellen und über das Register. Beklagt wird die Unzuverlässigkeit und Unvollständigkeit der Matrikel; dazu gehört auch die Wirrnis der Schreibung. Die Universitätsbehörden führen dauernd einen Kampf gegen die Unterlassung der Immatrikulation, durch Vorschriften, Warnung und Drohung. Gegen gesellschaftlich und wissenschaftlich Hochstehende wird Nachsicht geübt. Nicht alle Immatrikulierten sind Studenten, sondern viele Hofmeister, Bediente, Handwerker usw., oder aber vornehme Bürger. Unterm 5. August 1533 wird *Erasmus von Rotterdam* eingeschrieben. Die Immatrikulation ist meist 5 Jahre gültig. Die Gebühr beträgt wenigstens im 16. Jahrhundert 3 Schillinge. Von Vermögenden erwartet man mehr; das Eintreiben macht oft große Mühe. Der Vorgang der Immatrikulation wird (S. LXXI) in 5—6 Abschnitte zerlegt. Die Immatrikulation findet, da keine eigentlichen Ferien sind, während des ganzen Jahres statt. — Mayer unterscheidet: Resignatio, einfache Dimissio, Relegatio, Exclusio. — Diebstahl, Körperverletzung, Totschlag, Unsittlichkeit kommen als Gründe vor. — Tiefstände des Besuches sind: 1) um 1480, Rückschlag auf die Gründungszeit, Pest. 2) 1520—30, Reformation und Bauernkrieg. 3) 1640, 30jähriger Krieg. Höhepunkte: 1) 1510—20, Humanismus. 2) 1560, Aufschwung nach der Reformation; Ausländer. 3) 1600—10. 4) 1620 ff. Jesuitenberufung. — Oft über ein $^1/_4$ der Studierenden ist geistlichen Standes im 15. und 16. Jahrhundert, darunter sehr viele Ordensgeistliche. — Die Zahl der Verheirateten nimmt im 16. Jahrhundert zu. Der jüngste Immatri-

[1] Dr. Hermann Mayer. Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460—1656. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. XCIV u. 942 S.

Digitized by Google

kulierte ist (im Juni 1635) Franz Helbling, ein Knabe von 5 Jahren. Die Minderjährigen leisten ihren Eid durch Vertreter. — In den Anmerkungen zum Texte wird zusammengestellt, was sonst über die eingeschriebenen Personen bekannt ist. — S. 1 u. 2 bringt die religiöse Eröffnung des Matrikelbandes und die Eidesformel der Immatrikulierten, sodann die Nachricht über die Gründung der Universität und den 1. Rektor Matheus Hummel von Villingen. S. 3—942 enthält den Text der Matrikel.

Möge diese mühselige Arbeit in der Benutzung durch die Forschung sich einigermaßen belohnt machen! — H. Mayer[1]) behandelt auch die *Beziehungen des Erasmus zur Universität Freiburg*, von denen oben schon die Immatrikulation erwähnt, ausführlich. Die Reformation in Basel treibt ihn 1529 im April nach Freiburg. Zasius und besonders Glareanus treten ihm nahe. In den Akten der Universität wird er erst 1531 genannt. Sein Urteil über die Universität ist zunächst günstig. 1531 aber bezeichnet er die theologische Fakultät als schlecht, klagt über das Niederliegen der humanistischen Studien, und gegen die Mediziner „die Henker!" Bei seiner Immatrikulation schenkte er an Stelle der Gebühr eine goldene Münze. Er wird in den Rat der theologischen Fakultät aufgenommen und in den Senat; wirklichen Nutzen scheint er der Universität nicht gebracht zu haben. 1536 verläßt er Freiburg.

Steht so die Freiburger Matrikelausgabe noch am Anfang, so gibt Paul Hintzelmann[2]) als VI schon den vorletzten Band der ganzen Ausgabe der *Heidelberger Matrikel* heraus. Er umfaßt die Jahre 1846—1870. S. 1—690 enthält den Text, S. 691—706 die Vorschriften über Immatrikulation von 1805—1868. S. 706 im bes. die Reverse von 1805 und 1835, in denen die Studenten jeder Beziehung zu einer verbotenen, geheimen Verbindung absagen, 1835 wird auch jede politische Tätigkeit ihnen verboten. Anhang II bringt das Verzeichnis der Rektoren von 1669—1870. — Der Text der Matrikel enthält die Spalten: laufende Nummer im Semester, Monat und Tag der Imm., Vor- und Zuname, Alter, Geburtsort, Stand und Wohnort des Vaters, Religion, Studium, die letzte Universität, Gebühr. Auf wiederkehrende Namen wird in den Anmerkungen hingewiesen. Die Zahl der in einem Prorektorat Imm. schwankt in den Jahren 1703—1801 zwischen 38 (1703) und 172 (1716); in den Jahren 1802—1870 zwischen 93 (1802) und 664 (1831). — Auch dieses Werk wird erst durch den VII. Schlußband mit den Registern über 1701—1870 für die Forschung erschlossen.

Obser[3]) veröffentlicht einen *Brief Herders* aus dessen Todesjahr (1803, 10 Okt.). H. empfiehlt darin einen jungen Gelehrten G. A. Reinhard.

---

[1]) Hermann Mayer, Erasmus in seinen Beziehungen zur Universität Freiburg. Alemannia, Bd. VIII, S. 287 ff.

[2]) Paul Hintzelmann, Die Matrikel der Universität Heidelberg. VI. Teil von 1846—1870. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. IV u. 712.

[3]) Obser, J. G. v. Herder und die Universität Heidelberg 1803. Zt. für Gesch. des Oberrh. N. F. 21, S. 510 u. 11.

Digitized by Google

Dieser wird auch 1804 als Professor nach H. berufen. † 1829 als Professor der Polizei-Finanz und Handelswissenschaft. Im Briefe tritt Herders Verehrung des Kurfürsten Karl Friedrich und seine Liebe zu Heidelberg hervor: „wünschte ich doch fast, es bände auch mich."

Hufschmid[1]) hat etwa 30 *Studenten aus Frankental,* die in den Jahren 1480—1678 in Heidelberg studierten, aus der Matrikel festgestellt. J. Kraus und Dr. v. d. Velden geben Anmerkungen dazu. Kraus verspricht eine größere Arbeit über Leuinus Hulsius (imm. 1590. 19. I.).

Ein anschaulicher Beitrag zur Geschischte des badischen Schulwesens findet sich in A. Schmitthenners[2]) „Tagebuch meines Urgroßvaters". Er zeigt uns die Stellung des Pfarrers im Schulwesen der Dorfgemeinde Steinen a. d. Wiese im letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhundert bes. S. 34 ff.

VI. Hessen.

Von **Wilhelm Diehl.**

Das Jahr 1907 war für die schul- und universitätsgeschichtliche Forschung im Großherzogtum Hessen ein besonders fruchtbares Jahr. Es kommt das daher, daß es uns das *300jährige Jubiläum der Landesuniversität in Giefsen* und mit ihm eine ganze Fülle von Festschriften und Festartikeln brachte. In erster Linie sind hier die Publikationen zu nennen, die von der Universität selbst herausgegeben oder veranlaßt wurden, nämlich die zweibändige hervorragend ausgestattete Festschrift der Universität[3]) sowie die Festzeitung.[4]) Ebenbürtig reiht sich ihnen die Festschrift des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen[5]) an. Beachtenswert sind außerdem die Festnummer der von der Gruppe Hessen unserer Gesellschaft herausgegebenen „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte"[6]) (Band I, Heft 2), ferner die als Festgabe des oberhessischen Geschichtsvereins erschienene Arbeit Herman Haupts, „Karl Follen und die Gießener Schwarzen"[7])

[1]) Hufschmid, Frankenthaler Studenten an der Universität Heidelberg 1480—1678. Monatsschr. d. Frankenthaler Altertumvereins. Bd. 1907. No. 5. 15. Jahrgang. April.

[2]) Adolf Schmitthenner, Das Tagebuch meines Urgroßvaters. Illustriert von Hermann Daur. J. Bielefelds Verlag, Freiburg (Baden). 1907/08. 163 S.

[3]) Die Universität Gießen von 1607 bis 1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier, herausgegeben von der Universität Gießen. 2 Bände. (476 S. u. 408 S.) Gießen, Töpelmann. Zitiert: „Festschrift".

[4]) Ludoviciana. Festzeitung zur dritten Jahrhundertfeier der Universität Gießen. Herausgegeben im Auftrage der Universität von B. Sauer und H. Haupt. Gießen, v. Münchow. 100 S.

[5]) Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen, herausgegeben von J. R. Dieterich und K. Bader. Darmstadt. 532 S. Zitiert: „Darmstädter Festschrift".

[6]) Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte. Im Auftrage der Gruppe Hessen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von W. Diehl und A. Messer. Hirschhorn. Seite 129 bis 248.

[7]) Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Beiträge zur Geschichte der

Digitized by Google

sowie des unterzeichneten Referenten *„Stipendiatenbuch der Universitäten Giefsen und Marburg“.*[1] Weitere kleinere Arbeiten werden in unserer Besprechung noch erwähnt werden.

Wollen wir ein Verständnis dafür gewinnen, inwiefern durch all diese Arbeiten die Forschung auf dem Gebiete der hessischen Universitätsgeschichte gefördert worden ist, so wird es sich empfehlen, eine räumliche und zeitliche Scheidung eintreten zu lassen, zuerst die Gießener, dann die Mainzer Universitätsstudien vorzuführen und bei beiden nach Zeitperioden vorzugehen.

Wissenschaftliche Arbeiten, die sich nicht mit einzelnen Perioden der Gießener Universitätsgeschichte befassen, sondern Entwicklungen aus mehreren Jahrhunderten zum Gegenstand der Forschung machen, sind im Jubiläumsjahr verhältnismäßig wenige erschienen. Außer der wenig inhaltsreichen Arbeit von Julius Geppert *„Zur Geschichte der medizinischen Fakultät“*[2] und meinen kleinen Arbeiten über „Hessische Landgrafen als Rectores Magnificentissimi,“[3] „Die verschiedenen Stände und das Universitätsstudium in Gießen,“[4] „Alte und ewige Studenten der Ludoviciana,“[5] gehört hierher die Studie von Drews: „Der wissenschaftliche Betrieb der praktischen Theologie in der theologischen Fakultät zu Gießen,“[6] ferner meine beiden Arbeiten: „Geschichte der Gießener Stipendiatenanstalt von ihrer Gründung im Jahre 1605 bis zum Abschluß der Reformen des Ministers von Moser im Jahre 1780“[7] und „Stipendiatenbuch der hessen-darmstädtischen Universitäten Gießen und Marburg von 1605—1774“, endlich die in Gemeinschaft mit Georg Lehnert von Herman Haupt herausgegebene „Chronik der Universität Gießen 1607 bis 1907“.[8] Über die beiden ersten der größeren Arbeiten wird noch weiter unten Gelegenheit sein, zu reden. Von den beiden letzten darf behauptet werden, daß sie mühsame Zusammenstellungen sind, für die man nicht dankbar genug sein kann. Die „Chronik“ zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil bringt sie in Regestenform eine „Übersicht über die bedeutsameren Ereignisse in der Geschichte der Ludoviciana“ von 1650 bis zur Gegenwart. In diese ganz knapp gehaltene Übersicht sind, was wir mit Freuden begrüßen, besonders solche Nachrichten aufgenommen worden,

---

politischen Geheimbünde und der Verfassungs-Entwicklung der alten Burschenschaft in den Jahren 1815—1819 von H. Haupt. Sonderabdruck aus: Mitteilungen des oberhess. Geschichtsvereins. 15. Band. 156 S.

[1] Stipendiatenbuch der hessen-darmstädtischen Universitäten Gießen und Marburg für die Zeit von 1605—1774, zusammengestellt und zugleich als hessisches Pfarrerbuch und Handbuch für Familienforschung bearbeitet von W. Diehl. Hirschhorn. Selbstverlag. 1907.

[2] In: Festschrift II, S. 357—364.

[3] In: Ludoviciana, S. 9 und 10.

[4] In: Festnummer der Darmstädter Zeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen.

[5] Ebenda.

[6] In: Festschrift II, S. 245—292.

[7] In: Festschrift II, S. 1—132.

[8] In: Festschrift I, S. 365—467.

Digitized by Google

„die über die Organisation und Methode des akademischen Unterrichts und seine Erweiterung durch Einführung von neuen Lehrfächern und Errichtung von Anstalten, Seminaren usw. Aufschluß geben"; auch ist in ihr die Universitätssittengeschichte und -gesetzgebung berücksichtigt. Teil 2 bringt ein aus den vorhandenen biographischen Werken und archivalischen Quellen zusammengearbeitetes, über 750 Namen umfassendes Dozentenverzeichnis mit genauen Personalnachrichten. Von meinem Stipendiatenbuch, das Personalnachrichten von über 1400 Studenten, die zwischen 1605 und 1774 ein Stipendium der Ludoviciana genossen, beibringt und dadurch gleichzeitig den Charakter eines hessischen Pfarrerbuchs und eines Handbuchs für Familienforschung bekommen hat, kann ich wohl behaupten, daß es nicht nur das Ergebnis jahrelangen Studiums ist, sondern auch auf Jahre hinaus die Forschung beschäftigen wird. Eine Reihe von wissenschaftlichen Fragen, die bisher mehrfach aber erfolglos angeschnitten wurden, sind erst auf Grund dieses Buches lösbar.

Gehen wir nunmehr zu den *einzelnen Zeitperioden*, so finden wir, daß in den verschiedenen Festschriften die eingehendsten Studien über die *Entstehung und das erste halbe Jahrhundert der hessen-darmstädtischen Landesuniversität* angestellt worden sind. In erster Linie ist hier die großangelegte Arbeit W. M. Beckers[1]) zu nennen, die sich auf 364 Seiten des ersten Bandes der Universitätsfestschrift bemüht, „die Entstehung und die Sturm- und Drangperiode der Landesuniversität in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens eingehend darzustellen und zwar sowohl nach der Seite der äußeren Vorgänge, die auf die Wandlungen der Hochschule eingewirkt haben, als nach der ihrer inneren Zustände." Was in dieser Arbeit an zumeist bisher unbenutztem wissenschaftlichen Material zur Geschichte der Entstehung der Ludoviciana im Jahre 1605, ihrer Verlegung nach Marburg im Jahre 1624, ihrer Rückverlegung nach Gießen im Jahre 1650, ferner zur Geschichte der Statuten, der Professuren und Professoren, der Studenten, des Lehrbetriebs, der Prüfungen und Promotionen, der akademischen Institute, des Pädagogs, der akademischen Verfassung und Vorrechte u. a. m. mitgeteilt wird, läßt sich in dem engen Rahmen einer kurzen Besprechung auch noch nicht einmal andeuten. Indem wir diesen Teil der Festschrift, der die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Gießener Universität unter ganz neue Gesichtspunkte rückt, eingehendem Studium empfehlen, bemerken wir nur, daß zurzeit für wenige Universitäten Deutschlands eine solche eingehende, wissenschaftlich fundierte Gründungsgeschichte vorliegt wie hier für Gießen, dazu eine Arbeit, die durch die Fülle der in ihr angeschnittenen Probleme und die Menge der in ihr nachgewiesenen noch unbenutzten Quellen der Forschung auch für die Zukunft Wege zeigt. Wenn es die Verhältnisse einigermaßen gestatten, wird unsere Gruppe bereits in den nächsten Jahren ein von Becker viel zitiertes Hauptquellenstück bearbeiten lassen und heraus-

[1]) Das erste halbe Jahrhundert der hessen-darmstädtischen Landesuniversität. In: Festschrift I, S. 1—364.

Digitized by Google

geben, die für die Schulgeschichte beachtenswerte Briefsammlung des als Superintendent in Ulm 1639 verstorbenen *Konrad Dieterich*. Becker hat bei der Fülle des Materials sich allerlei Beschränkungen auferlegen müssen. Einzelne Anstalten im Organismus der Ludoviciana sowie einzelne Persönlichkeiten, die hinter dem Werdegang der Universität standen und ihn förderten, hat er nicht in der Ausführlichkeit behandeln können, wie er selbst wünschte und auf Grund seines Materiales auch konnte. Zum Teil wird dies in anderen Abschnitten der Festschrift nachgeholt. Es sei hier für die *Anstalten* auf die Arbeit des Unterzeichneten über die „Gießener Stipendiatenanstalt“,[1] für die *Persönlichkeiten* auf dieselbe Arbeit sowie Siebecks Studie über „*Christoph Helwig* als Didaktiker“[2] verwiesen. Läßt uns Siebecks Arbeit, die wertvolles neues Material mit dem bisher bekannten zusammenfaßt, und zu einer eigenartigen, neuen und sachgemäßeren Würdigung des großen Mannes verwertet, einen Blick in das Schaffen eines der großen Gelehrten tun, die durch ihre hervorragende wissenschaftliche Arbeit „die ersten zehn Jahre der Landesuniversität zu einer Glanzperiode gestalteten“ und den Ruhm Gießens in der ganzen gebildeten protestantischen Welt begründeten, so führt meine Arbeit über die Gießener Stipendiatenanstalt in ihrem ersten Abschnitt den großen Organisator des wissenschaftlichen Lebens in Gießen, *Balthasar Mentzer*, gerade in der Tätigkeit vor, wo man seine Bedeutung am klarsten erkennen und die Früchte seiner Organisationen am deutlichsten konstatieren kann. Dabei wird zum erstenmal der ursprüngliche Charakter dieser Anstalt als „eines auf der Höhe der Zeit stehenden Seminariums der hessischen Kirche“ an wertvollem, bisher unbekanntem urkundlichem Material dargelegt und gezeigt, wie noch 20 Jahre nach Helwigs Tod die pädagogischen Grundsätze, die er vertrat, in der inzwischen mit der Universität nach Marburg verlegten Stipendiatenanstalt festgehalten wurden und in mannigfachen, z. T. mit Schupps Person zusammenhängenden Einrichtungen ihren Ausdruck fanden. Ich gehe hierauf nicht ein, weil an anderer Stelle im Zusammenhang mit der Besprechung meiner ebenfalls hier zu erwähnenden Arbeit über Schupps Lehrtätigkeit in den Jahren 1639—1646[3] hierüber berichtet ist.

Neben den bereits erwähnten Arbeiten steht noch eine Reihe weiterer, die kleinere Beiträge zur Geschichte des ersten halben Jahrhunderts der Ludoviciana darbieten. Genannt seien die für die Universitätssittengeschichte interessanten Aufsätze von W. M. Becker, „Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen“,[4] und von W. Fabricius, „Pennalismus und Deposition in Gießen“,[5] die sich auf mühsam zusammen-

[1] Vgl. S. 195. Anm. 7.
[2] In: Festschrift II, S. 293—328. Vgl. S. 13 f.
[3] Neue Beiträge zur Geschichte von Johann Balthasar Schuppius in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit. In: Darmstädt. Festschrift, S. 255—326. Vgl. S. 15.
[4] In: Darmst. Festschrift, S. 327—355.
[5] In: Ludoviciana, S. 24—28.

Digitized by Google

getragenes Material stützen und wertvolle Beiträge enthalten; ferner die Arbeiten von Bruno Sauer „Die Pokale und Szepter der Universität Gießen",[1] von Gustav Schenk zu Schweinsberg über „Alt-Gießen" [2] (mit einer Ansicht aus dem Jahr 1612), von Karl Ebel über „Stadt und Universität Gießen",[3] von Georg Lehnert „Aus der Frühzeit der Ludoviciana",[4] von W. Diehl über „Philipp von Butzbach und die hessen-darmstädtische Universität" [5] und nicht am wenigsten der von Wilhelm Hartmann besorgte und eingeleitete Abdruck von „Johann Vietors Selbstbiographie." [6] Letztgenannte Schrift, die erst kurz vor dem Jubiläum wieder in einem Nachlaß zutage kam, bietet über die Gründung der Universität, ihre Eröffnung, das Leben in ihr usw. schätzenswerte Beiträge eines Augenzeugen.

Im Unterschied von dem ersten halben Jahrhundert der Ludoviciana hat die von der Rückverlegung der Universität im Jahre 1650 bis zum Beginn des Pietismus reichende *zweite Periode der Universitätsgeschichte* in den Festschriften nur wenig Bearbeitung gefunden. Es beschäftigen sich mit ihr nur die oben genannten, mehrere Zeitperioden umfassenden Arbeiten sowie mein Aufsatz „Die Abiturientenlisten der hessischen Paedagogien aus der Zeit von 1666—1700 und die Gießener Universitätsmatrikel." [7] Aus dem letztgenannten Aufsatz verdient hervorgehoben zu werden, daß er mit Hilfe der in ihm abgedruckten Abiturientenlisten es ermöglicht, endlich einmal richtige Frequenzziffern für die Gießener Universität zu gewinnen. Beachtenswert ist auch das, was in meiner Geschichte der Stipendiatenanstalt über den geistigen Führer der Ludoviciana in dieser Periode, *Kilian Rudrauff*, gesagt ist.

Dafür sind nun aber die Mitteilungen der Festschriften über *die Zeit des Pietismus* wieder ganz besonders reichhaltig. Den Anfängen des Pietismus in Gießen hat Walter Köhler in der Gießener Festschrift eine eigene Studie gewidmet, die das reiche in Darmstadt, Gießen und an anderen Orten aufbewahrte, bisher zumeist nur einseitig und teilweise benutzte Material in erschöpfender Weise zu einer höchst interessanten Darstellung des Werdens der „ersten akademischen Freistätte des Pietismus" verwendet.[8] Ist diese Arbeit durch die reichen Belege, die sie mitteilt, schon äußerst wertvoll, so wird sie es noch mehr durch die neue Beurteilung, die Köhler dem Pietismus angedeihen läßt und die auch von rein pädagogischem Standpunkte aus beachtenswert ist. Jedenfalls dürfen wir in dieser Studie eine der besten Arbeiten der Gießener Universitätsfest-

[1] In: Festschrift II, S. 385—405.
[2] In: Darmst. Festschrift, S. 219—251.
[3] In: Ludoviciana S. 18—22.
[4] In: Ludoviciana, S. 89 und 90.
[5] In: Ludoviciana. S. 49 und 50.
[6] In: Beiträge zur hess. Schulgeschichte, herausgeg. von W. Diehl und A. Messer, Band I, S. 187—245.
[7] Ebenda, S. 129—168.
[8] In: Festschrift II, S. 133—244.

Digitized by Google

schrift sehen. Ergänzt werden Köhlers Ausführungen über die Eigenart des Pietismus in seinen Anfangsjahren durch die Resultate, zu denen ich in meiner Geschichte der Stipendiatenanstalt im Blick auf die Ephoratsführung des Pietistenführers Johann Heinrich May und zwar — was betont werden muß — von ganz anderen Materialien und Gesichtspunkten aus komme. Das Urteil Köhlers wird hier in wesentlichen Beziehungen vollauf bestätigt. Insbesondere tritt zutage, wie der Pietismus, dessen große Bedeutung in anderen Beziehungen keineswegs verkannt wird, durch sein mangelhaftes Geschichtsverständnis dazu gedient hat, der Gießener Stipendiatenanstalt den schweren Stoß zu geben, der schließlich zur Zertrümmerung des Werkes Balthasar Mentzers führte, und wie auch in rein äußerlichen Fragen die sichere Stellung der Gießener Pietisten an eine wenig empfehlenswerte „Unterrockpolitik" (wie Köhler treffend sagt) gebunden war. Es wird ausgeführt, daß diese Unterrockpolitik zusammen mit schmählichem Intriguantenspiel auch in den nächsten Jahrzehnten einen Hauptfaktor in der Gießener Universitätsgeschichte bildete.

Kleinere Beiträge zur Geschichte der Ludoviciana im Zeitalter des Pietismus enthalten die Arbeiten von Gustav Krüger über „Gottfried Arnold",[1] von Georg Lehnert über „Die erste Jahrhundertfeier der Ludoviciana"[2] sowie meine Arbeiten[3] „Aus den Akten des Gießener Tanzstreits", „Das Ende der Rektorschmäuse und der Rektoratsnachtmusiken."

Die auf die Zeit des Pietismus folgenden Jahrzehnte, die durch den steten Kampf zwischen dem Pietismus und der orthodoxen Repristinationstheologie ihre Gepräge tragen und schließlich im Sieg der Aufklärung über beide Strömungen endigen, werden außer in den Arbeiten von Drews (wo die Ausführungen über Rambach beachtenswert sind) und von mir (Pfaffs Reformversuche) nur noch in einigen kleineren Studien berührt. Ludwig Voltz berichtet uns über zwei hessen-homburgische Prinzen, die 1722 bis 1723 in Gießen studierten und gibt uns ein anschauliches Bild über Studiengang und Lebensweise dieser „edlen Jünglinge", über die Bücher, aus denen sie lernten, die Festivitäten, die sie mitmachten u. a. m.[4] Karl Bader bringt und bespricht einen Bericht über die Beerdigung des Rektors Verdries im Jahr 1736.[5] Erwin Preuschen und R. A. Fritzsche erfreuen uns mit Mitteilungen aus alten Gießener Stammbüchern.[6] Dietrich Behrens gibt uns in seiner Arbeit „Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen"[7] Nachrichten über die in dieser Zeit mehr hervortretenden Sprachmeister und die Methode ihres Unterrichts.

In den 70er Jahren zog in Gießen die *Aufklärung* ein und behauptete

---

1) In: Ludoviciana. S. 56.
2) In: Ludoviciana. S. 29 und 30.
3) In: Ludoviciana. S. 58 sowie 74 und 75.
4) In: Darmst. Festschrift. S. 356—374.
5) Ebenda, S. 375—389.
6) Ebenda, S. 390—405 sowie Ludoviciana, S. 5—9.
7) In: Festschrift II. S. 329—356.

Digitized by Google

sich in verschiedenen Schattierungen jahrzehntelang. Über das Eindringen der Aufklärung in Gießen, das mit der Person des 1771 nach Gießen berufenen Theologieprofessors *Karl Friedrich Bahrdt* zusammenhängt, orientiert unter Benutzung des bisher der Forschung unbekannten amtlichen Materials aus dem Großh. Staatsarchiv (mit den Disziplinarakten Bahrdts zusammen sind es zwei dicke Faszikel!) Drews in den Preußischen Jahrbüchern.[1] Er zeigt uns, wie neben Bahrdt es besonders *Johann Christoph Friedrich Schulz* war, der durch seine Schriften und als Dozent der Aufklärung Wege bahnte und sie schließlich in Verbindung mit dem Hof zum Siege brachte. Die Professorentätigkeit von Schulz lernen wir in einem weiteren Artikel von Drews kennen, dem Abschnitt „Aufklärung" in der mehrerwähnten „Geschichte der prakt. Theologie in Gießen", wo namentlich über das Gießener Predigerseminar eingehend berichtet wird. Mit den Ausführungen über Bahrdt und Schulz hören die in den Festschriften einen so breiten Raum einnehmenden Nachrichten über die Gießener *theologische Fakultät* und die Gießener Theologen fast völlig auf. Nur die Festzeitung bringt noch einige kurze Notizen über im 19. Jahrhundert lebende Gießener Theologen, die aber ohne Belang sind. Es ist das begreiflich. Mit Bahrdt hat die theologische Fakultät in Gießen ihre dominierende Stellung verloren, und sie hat in den nächsten 50 Jahren keinen Mann ihr eigen genannt, der fähig gewesen wäre, ihr dies „verlorene Paradies" wieder zu erobern. Ausschlaggebend sind von Bahrdts Zeit an in den nächsten 50 Jahren die *Juristen*. Mit zweien derselben, die Hervorragendes geleistet haben, machen uns größere Festartikel bekannt. Julius Reinhard Dieterich schildert uns *Christian Hartmann Samuel Gatzert*, der als Gießener Professor gleichzeitig hessischer Staatsminister war[2]) und Karl Esselborn gibt uns ein Lebensbild des seinerzeit allmächtigen Professors *Karl Ludwig von Grolman*.[3]) Beide arbeiten mit bisher unbekanntem Material.

Neben der dominierenden Stellung der Juristen ist für die bahrdtische und nachbahrdtische Zeit das Aufkommen der *Studentenverbindungen* charakteristisch. Auch über diese Erscheinung bieten die Festschriften neues wertvolles Material, dessen Veröffentlichung um so dankenswerter ist, als sie mit Schwierigkeiten verbunden war. Als Meister in der Geschichte des Gießener Verbindungswesens hat sich Herman Haupt erwiesen, der sowohl in seinem ausführlichen Buch über Karl Follen und die Gießener Schwarzen[4]) als in verschiedenen kleineren Artikeln[5]) schätzens-

---

[1]) Das Eindringen der Aufklärung in der Universität Gießen. In: Preuß. Jahrbücher 130. Bd., S. 35—59

[2]) Ein Gießener Professor als hessischer Staatsminister. In: Darmst. Festschrift, S. 462—514.

[3]) Karl Ludwig Wilhelm von Grolman in Gießen. In: Darmst. Festschrift, S. 406—461.

[4]) Vgl. S. 194, Anm. 7.

[5]) Die geplante Gründung einer deutsch-amerikanischen Republik in der Reaktionszeit. In: Deutsche Revue, 32. Jahrgang, S. 116—119. — Gießener

Digitized by Google

werte Beiträge geliefert hat, die sich vielleicht später einmal, wenn auch die Darmstädter Quellen zugänglich gemacht sind, ergänzen lassen werden. Ferner sind hier noch zu nennen, die Arbeiten von W. Fabricius „Studentenverbindungen in Gießen bis zu den Befreiungskriegen"[1] und von Georg Lehnert, „Gießener Studentenauszüge."[2]

Von großem kulturgeschichtlichen Werte sind die Mitteilungen, welche in der Festzeitung aus „Nebels Jocoso-Seria", einer handschriftlich erhaltenen Zusammenstellung von Gießener Universitätsanekdoten gegeben werden, die der 1854 verstorbene Professor der Medizin Ernst Ludwig Wilhelm Nebel auf Grund von Überlieferungen und eigenen Erlebnissen niedergeschrieben hat und die hoffentlich in extenso einmal abgedruckt werden.[3]

Mit der *Zeit nach den Befreiungskriegen* beschäftigt sich außer Haupts Buch und einer Studie Kurt Brands „Aus Briefen Justus von Liebigs"[4] keine größere Arbeit der Festschriften. Die Festzeitungen enthalten noch eine Reihe von kleineren Artikeln über Professoren, Verbindungswesen, Universitätsgebäude u. s. w., die wir hier übergehen können.

Eine glückliche Idee veranlaßte die Sekretäre des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, die Festschrift dieses Vereins nur halb der Gießener Universitätsgeschichte zu widmen und fast die Hälfte des 532 Seiten umfassenden Bandes *Mainzer Universitätsgeschichtsstudien* einzuräumen. Wir sind dadurch in den Besitz einer Reihe von Arbeiten gekommen, die einmal wieder deutlich machen, was nicht all noch aus dem reichen vorliegenden Aktenmaterial zur Geschichte der altehrwürdigen Mainzer Universität ans Licht gezogen werden kann.

Den Reigen eröffnen drei Arbeiten über das mittelalterliche Mainz. Es sind die Studie Gustav Bauchs „Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus". Franz Falks „Jakob Welder, der erste Rektor der Mainzer Hochschule (1478—1483)" und Fritz Herrmanns „Die Mainzer Bursen zum Algesheimer und zum Schenkenberg und ihre Statuten."[5] Auf die erste dieser Arbeiten ist an anderer Stelle eingegangen.[6] Die beiden andern sind ebenfalls höchst beachtenswert, namentlich gilt dies von der schulgeschichtlich wichtigen Studie Herrmanns. Über die Wiederbesetzung erledigter Professuren an der Mainzer Hochschule in der Zeit des Ausgangs des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts berichtet mit reichem Aktenmaterial H. Schrohe.[7] Den Beschluß der Mainzer Studien macht eine Arbeit Wilhelm Stiedas „Wie man im 18. Jahrhundert an der Universität Mainz für die Ausbildung von Professoren der Kameralwissenschaft sorgte."[8]

studentisches Verbindungsleben nach den Befreiungskriegen. In: Ludoviciana. S. 50—53.

[1] In: Ludoviciana, S. 41—44.
[2] In: Ludoviciana, S. 78 und 79.
[3] In: Ludoviciana, S. 15, 30, 47, 57 und 80.
[4] In: Festschrift II, S. 365—384.
[5] In: Darmst. Festschrift, S. 1—86, 87—93, 94—124.
[6] Vgl. S. 83.
[7] In: Darmst. Festschrift, S. 125—164.
[8] In: Darmst. Festschrift, S. 165—216.

Digitized by Google

Sie bringt in ein wenig bekanntes Gebiet Licht und veranlaßt hoffentlich einen Gelehrten, die reichen Aktenbestände, die das Darmstädter Archiv über die ökonomische Fakultät in Gießen enthält, im Zusammenhang mit den sozialen Reformen des Ministers von Moser zu bearbeiten.

Die „Mainzer Studien“ beweisen alle ohne Ausnahme, daß auf dem Boden der Mainzer Universitätsgeschichte noch viele erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit geleistet werden kann. Möge sie bald geleistet werden, möge vor allem die Mainzer Universitätsmatrikel bald im Druck weiteren Kreisen zugänglich werden!

VII. Mecklenburg.

Von **O. Wetzstein.**

Die Zahl der Arbeiten, welche auf dem Gebiet der deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte 1907 aus Mecklenburg hervorgegangen sind, ist nicht groß. Zunächst verdient die *Sammlung von Urkunden und Akten* über das Unterrichtswesen beider Großherzogtümer hervorgehoben zu werden, welche, von Dr. Schnell in Güstrow aus den Archiven in Schwerin, Rostock, Neustrelitz, Ratzeburg usw. zusammengestellt, als Band 38 in die Monumenta Germaniae paedagogica aufgenommen ist.[1] Erschienen ist zunächst nur der erste Teil, welcher Urkunden aus dem Mittelalter und Reformationszeitalter umfaßt; ein zweiter Teil, welcher solche aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthalten wird, sowie ein dritter, welcher einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Mecklenburgischen Unterrichtswesens vom Mittelalter bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts darbieten soll, steht noch aus.

Die Spezialgeschichte einer Mecklenburgischen Lehranstalt, des *Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz,* welches am 10. Oktober 1906 die Feier seines 100jährigen Bestehens beging, bietet eine Festschrift, welche der Professor der Anstalt Dr. K. Rieck verfaßt hat.[2] Der Tag, an welchem einst die Einweihung des Schulgebäudes und die Eröffnung des Instituts stattfand, läßt sich aus den Akten des Kriegsjahres 1806 nicht mit Sicherheit feststellen, und die Jubiläumsfeier wurde deshalb auf den Geburtstag seines Gründers, des Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, verlegt. Das Gymnasium hat sich in der erst 1733 angelegten Residenzstadt aus einer seit 1795 bestehenden Interimsschule entwickelt, und nach den Akten des Magistrats wurde das neue Schulgebäude von der sogenannten „Oberschule“ teilweise bereits im Dezember 1905 bezogen; den Namen „Gymnasium Carolinum“ erhielt die Anstalt dagegen erst im Jahre 1811. Aus den Akten der Landesregierung und des Konsistoriums, die dem Verfasser

[1] Dr. H. Schnell, Das Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Band I: Mittelalter und Zeitalter der Reformation. (Band 38 der Monumenta Germaniae Paedagogica, begründet von Karl Kehrbach.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1907. 552 Seiten.

[2] Prof. Dr. Karl Rieck, Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des Gymnasium Carolinum in Neustrelitz. Programmarbeit. Neustrelitz. Bohl. 1906. 127 Seiten.

Digitized by Google

zur Verfügung standen, hat derselbe einen eingehenden Bericht über die Entwicklung der Schule unter den einzelnen Direktoren zusammengestellt, und er schließt daran noch Notizen über Veränderungen des Schulgebäudes, gibt kurze Biographien von sämtlichen Lehrern, welche von 1806—1906 an der Anstalt gewirkt haben, stellt in einer übersichtlichen Tabelle die Verteilung der Lehrstunden für die einzelnen Unterrichtsgegenstände, wie sie im Laufe der 100 Jahre sich gestaltete, sowie über die Frequenz der Klassen auf, verzeichnet nach den einzelnen Jahrgängen die Abiturienten, soweit sie in frühester Zeit zu ermitteln waren, und knüpft daran noch in einzelnen Abschnitten einen Bericht über Turn- und Schwimmunterricht, über Schulfeiern, Ferien, Schulgeld, Stipendien und die Bibliothek der Anstalt. Allen, die jemals mit dem Gymnasium Carolinum in Beziehung gestanden haben und für die Geschichte desselben Interesse hegen, wird die eingehende und sorgfältig ausgeführte Festschrift zuverlässige Auskunft über alle einschlägigen Fragen geben können.

Besondere Beachtung verdienen sodann einige Schriften, welche *Episoden aus dem Universitätsleben der Stadt Rostock* zum Gegenstand haben. Einen interessanten Einblick in die Denkweise und *die medizinischen Anschauungen des Reformationszeitalters* bietet z. B. ein Vortrag, den Kobert als derzeitiger Rektor der Universität am Geburtstag des Reorganisators derselben, des Großherzogs Friedrich Franz II., am 28. Februar 1907 in der Aula daselbst gehalten hat.[1] Auf die dunkle Zeit scholastischen Autoritätsglaubens und astrologischen Irrwahns, so schildert er, war mit dem Erwachen des Humanismus auch auf medizinischem Gebiet das Licht der Aufklärung hereingebrochen. Der wüst-geniale Arzt und Chemiker Theophrastus Bombastus Paracelsus aus Maria-Einsiedeln, ein Bekämpfer wie des römischen Papsttums, so auch der alles beherrschenden Tradition und insbesondere des medizinischen Papstes Galenus, hatte, wenngleich mit marktschreierischem Dünkel, ein neues System der Medizin begründet, welches, ein Gemisch aus Theosophie, Mystik und Neuplatonismus, von vornherein zwar den Keim des Todes in sich trug, aber doch den Siegeszug der Jatrochemie anbahnte und trotz vieler Irrtümer eine Zeitperiode einleitete, in welcher die wissenschaftliche Medizin sich völlig umzukehren schien. In Rostock, wo die medizinische Fakultät damals meist nur 1 bis 2 Vertreter ihrer Wissenschaft aufzuweisen hatte, stand man der neuen Strömung noch im allgemeinen fern, doch wirkte fast gleichzeitig mit dem Auftreten lutherischer Lehren daselbst dem drohenden gänzlichen Ruin der medizinischen Wissenschaft ein Arzt entgegen, der von seinem Gönner, dem Herzog Heinrich, in der ausgesprochenen Absicht dorthin geschickt war, zur Wiederherstellung und Belebung der gesunkenen Akademie mitzuwirken. Es war der Zwickauer Joh. Haynpöll oder Hagenbut, genannt Cornarius, der aller-

[1] Dr. med. et jur. Rudolf Kobert, Einiges aus dem 2. Jahrhundert des Bestehens der medizinischen Fakultät zu Rostock. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Reformationszeitalters. Stuttgart, Ferd. Enke. 61 Seiten.

Digitized by Google

dings nur 2 Jahre in Rostock wirkte, aber als entschiedener Anhänger des Hippokrates sich ein großes Verdienst um seine Wissenschaft erwarb und nachher zu internationalem Ruf gelangte. Ganz befreit von dem streng katholischen Bann wurde die Universität erst seit der Vereinbarung der Concordienformel (1563), hielt jedoch fortan als eine spezifisch lutherische Lehranstalt in allen 4 Fakultäten den kirchlichen Charakter fest, und da der Freigeist Paracelsus sich der Reformation Luthers gegenüber durchaus ablehnend verhalten hatte, so wurde aus Antipathie gegen ihn der bereits von ihm entthronte Galenus von neuem auf den Schild erhoben und im Unterricht ein für allemal als Grundlage und Richtschnur wiederum angenommen. Nachdem der Verf. einige Vertreter dieser Periode, wie die aus Krabbes Buch*) schon bekannten Jacob Bording, Tunnichaeus und Heinrich Brucaeus kurz erwähnt hat, geht er auf einige Nichtgalenisten Rostocks ein, so auf Levinus Battus, einen Anhänger des Paracelsus, mit dem er freilich auch manche Irrtümer teilte, sowie auf den Schwager desselben, Magnus Pegel, der in Rostock die Professur für Mathematik und Astronomie erhielt. Die 4 Schriften dieses genial angelegten Mannes, die zu den größten bibliothekarischen Seltenheiten gehören und lange in völlige Vergessenheit geraten waren, hat Professor Kobert wieder aus dem Dunkel hervorgezogen. Es finden sich bereits darwinistische Gedanken darin; auch wird aus dem nichtmedizinischen Inhalt mitgeteilt, daß Pegel schon im 16. Jahrhundert das Projekt eines lenkbaren Luftschiffes, sowie eines Unterseebootes verfolgt hat, während der medizinische Teil bereits schmerzlose Amputation durch Anästhesierung kennt, auch Andeutungen auf Transfusion des Blutes, auf endovenöse Injektion von Arzeneien, auf Anwendung einer Geburtszange usw. enthält, alles Beweise, daß dieser mecklenburgische Landsmann viel nachgedacht habe und seiner Zeit weit voraus gewesen sei. Unter den bedeutenden Männern, welche das tiefstehende Rostock zu einer hochangesehenen und leistungsvollen Universität machen halfen, führt dann der Verf. noch den Astronomen, Mathematiker und Arzt Jacob Fabricius an, vor allem aber geht er zum Schluß ausführlich auf die wissenschaftliche Bedeutung eines Gelehrten ein, der in Person zwar nicht in Rostock selbst, sondern in Güstrow und Greifswald gewirkt hat, aber der medizinischen Fakultät zu Rostock geistesverwandt und eng mit ihr befreundet, dort auch eine Verlagstelle für sein Hauptwerk gefunden hat, das einzige überhaupt daselbst gedruckte, 6 Bände umfassende Handbuch der gesamten Medizin, nach welchem fast ein Jahrhundert lang überall gelehrt und gelernt worden ist und welches, obwohl es Rostock zu jener Zeit in allen Ländern berühmt gemacht hat, doch in den Archiven und Bibliotheken daselbst nicht nur nicht vorhanden, sondern bis in die Neuzeit überhaupt gänzlich unbekannt geworden ist. Franz Joel, der Schöpfer dieses „Kompendiums", welches von ihm ursprünglich auf 10 Bände berechnet war, aber erst

*) Otto Krabbe, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert. Rostock 1854.

Digitized by Google

nach seinem Tode († 1579 als Professor in Greifswald) aus Heften seiner fleißigsten Studenten herausgegeben wurde, hat für jene Zeit geradezu Erstaunliches geleistet, und Kobert lenkt auf ihn besonders die Aufmerksamkeit, weil der Stand der damaligen medizinischen Wissenschaft aus diesen Vorlesungen, die ein ganzes Jahrhundert hindurch als auf der Höhe der Zeit stehend angesehen wurden, vorzüglich zu erkennen ist. Sein Verdienst war, zahlreiche nutzbringende Heilmittel neu untersucht und ihre Anwendung gefördert zu haben; auch ließ er, obschon ein Gegner des Paracelsus, doch der von diesem eingeschlagenen Richtung der Herstellung und Verwendung chemischer Mittel zu Heilzwecken volle Gerechtigkeit widerfahren, stellte im Gegensatz zu den meisten Ärzten seines, wie der vorangegangenen Jahrhunderte die Chirurgie sehr hoch, und schon 200 Jahre vor Hahnemanns sog. Erfindung der Homöopathie bespricht er den Unterschied dieser Heilmethode von der Allopathie, wenngleich er sie als einen der vielen Irrtümer des Paracelsus verwirft. Anderseits legt ein anderes Schriftchen, welches er gewissermaßen als sein medizinisches Glaubensbekenntnis selber noch in Gestalt eines gedrängten Auszugs kurz vor seinem Tode zum Druck gebracht und am 20. Februar 1579 öffentlich verteidigt hat, Zeugnis ab von dem unseligen Hexenwahn, der selbst in den Kreisen der Gelehrten damals herrschte. In einer Zeit, wo die Herren vom Rate der Stadt Rostock binnen 2 Monaten (1584) nicht weniger als 18 Personen, darunter 17 Frauen, wegen Hexerei verbrennen ließen, tritt auch er als ein eifriger Diener der neuen Kirche und Inquisitor hereticae pravitatis gegen die durch den Bund mit dem Teufel erlangte schädliche Macht der Paracelsisten auf und bekämpft die hoch angesehene abergläubische Dämonenlehre eines Charlatans, des Leonhard Thurneisser, den er geradezu der Zauberei und des Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt, zwingt ihn ins Ausland zu gehen und fordert, daß solche Hexenmeister und Erzeuger „hyperphysischer“ Krankheiten, die wie Thurneisser den Teufel beständig in einem Krystallglas, oder wie sein Lehrer, der längst verstorbene Paracelsus, im Degenknopf mit sich herumführten, mit dem Feuertod bestraft würden. Die Schrift, wohl nach Luthers Vorbild in Form von Thesen abgefaßt, ohne eine ausführliche Begründung derselben zu geben, scheint damals reißenden Absatz gefunden zu haben, denn schon 1580 erschien in Rostock eine neue Auflage. Von beiden existiert heute nur noch je ein einziges Exemplar, eines in Kopenhagen (1579), ein anderes in Göttingen (1580); Kobert hat eins derselben wörtlich abgeschrieben und als Anhang dem von ihm herausgegebenen Vortrag beigefügt. Auch zwei Bildnisse des Franz Joel, von denen das eine ihn in voller Manneskraft, mit dem Ornat eines Greifswalder Professors bekleidet, das andere als 70 jährigen Greis darstellt, sowie die nach einem Rostocker Ölbild angefertigte Photographie des oben genannten Professors Cornarius dienen dem Werkchen als Beigabe. Zum Schluß seines Vortrages über das zweite Jahrhundert der medizinischen Fakultät Rostocks, welches nicht nur für die Geschichte

Digitized by Google

der Medizin, sondern auch für die allgemeine Kulturgeschichte jener Zeit interessant und lehrreich sei, knüpft Kobert, nachdem er kurz noch auf die Unentbehrlichkeit der viel bekämpften Vivisektion und Tierversuche hingewiesen hat, an seine Darstellung ehemaliger Irrtümer die Erinnerung, einen Gegner, dessen Meinung man für unrichtig oder gar für schädlich halte, nicht gleich auf den Scheiterhaufen zu wünschen, sondern ihn verstehen zu lernen, seine Irrtümer aufzudecken und das wahre Korn seiner Behauptungen herauszuholen. „Die volle Wahrheit", mahnt er, „ist auch jetzt noch nicht gefunden, sondern will mühsam durch wissenschaftliches Forschen aller Fakultäten weiter gesucht sein. Jede Fakultät baut ihren eigenen Tunnel, aber alle diese Tunnel müssen schließlich in einem Punkt zusammentreffen, denn — wie die Inschrift über dem Portal des Universitätsgebäudes zu Rostock lautet — „doctrina multiplex, veritas una". Geistvoll und allgemeinverständlich geschrieben, vermag der Vortrag auch den Nichtmediziner lebhaft für seinen Gegenstand zu interessieren.

Der Lebensgang des von Kobert erwähnten Professors *Magnus Pegel* sowie seines Vaters und Vorgängers Conrad Pegel wird etwas ausführlicher noch dargestellt in einem Vortrag, den der jüngst verstorbene Universitäts-Bibliothekar Dr. Ad. Hofmeister in dem Verein für Rostocks Altertümer am 20. Januar 1904 gehalten hat. Nachdem von demselben schon im 3. Heft des Bandes IV, welcher Berichte aus der Geschichte der Stadt enthält, ein Beitrag zur Geschichte der Landesuniversität veröffentlicht war, findet dieser Vortrag sich in dem 4. Heft derselben Sammlung.[1]) *Conrad Pegel*, der 59 Jahre sich der Universität Rostock als Lehrer mit größtem Eifer und hingebendster Liebe widmete, war der erste entschiedene Lutheraner, der 1538 zum Rektor derselben gewählt wurde; sein Sohn und Nachfolger Magnus Pegel wird in dem Vortrage besonders als Verfasser des 1604 veröffentlichten thesaurus rerum selectarum gewürdigt, einer in zusammengedrängter Form geschriebenen Enzyklopädie des gesamten damaligen Wissens, mit Ausnahme der Theologie, die er kaum streift. Als Beispiele seiner bewunderungswürdigen Erfindungsgabe, die sich später nicht als leere Hirngespinste erwiesen, werden auch hier ein Instrumentum Pantographicum, die Chirurgia infusoria, ein Tauchapparat und Unterseeboot, ein freischwebendes lenkbares Luftschiff und eine Art Magazin- und Maschinengewehr erwähnt, doch „teilte der Urheber aller dieser Dinge das allgemeine Los ihrer Zeit vorausgeeilter und nicht mit genügenden Mitteln ausgerüsteter Erfinder."

Ein anderer Aufsatz desselben Heftes, verfaßt von dem verstorbenen Senator Dr. K. Eggers, beschäftigt sich mit dem plattdeutschen Dichter *Dietrich Georg Babst* († 1800), der trotz mancher Weitschweifigkeiten und Trivialitäten doch als Natur- und Nationaldichter selbst bei dem Altmeister

[1]) Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, herausgeg. im Auftrage des Vereins für Rostocks Altertümer von Stadtarchivar Dr. Ernst Dragendorff, Band IV, Heft 4. Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1907. 169 S.

Digitized by Google

Goethe Würdigung fand, und daran reiht sich als Nachtrag noch eine kurze Biographie desselben, entworfen von dem Universitätsbibliothekar Dr. Gustav Kohfeldt. Freilich die Ansicht, welche Eggers über den Fortbestand plattdeutscher Dichtung vertritt, daß eine solche vor der hochdeutschen Nationalliteratur immer mehr schwinden werde und daß selbst „die Meisterschöpfungen der beiden plattdeutschen Dichterheroen" Claus Groth und Fritz Reuter vielleicht nur als letzter Aufschwung zum Schwanengesang dieser Dialektdichtung betrachtet werden können, dürfte bei manchem Verehrer derselben auf Zweifel und Widerspruch stoßen.

Einen kurzen Beitrag über die Ausstattung einer Rostocker Doktorpromotion gegen Ende des 17. Jahrhunderts fügt der Herausgeber des Werkes Dr. Dragendorff hinzu. Die übrigen Aufsätze, wie eine topographische Beschreibung der Alt- und Mittelstadt Rostock, die Pergamenturkunde eines Geleitsbriefes aus dem Jahre 1312, sowie Abhandlungen über das Gildebuch der Bürgermeisterdiener und über die Frohnmeister im 16. Jahrhundert, kommen, so sehr sie für Mecklenburger, insbesondere für Rostocker von Interesse sein werden, hier nicht in Betracht. Ein sorgfältig angefertigtes Orts-, Personen-, Sach- und Wortregister erleichtert die Orientierung über den reichhaltigen Inhalt des gesamten 4. Bandes.

VIII. Braunschweig.

Von **Paul Zimmermann.**

Von den wenigen schulgeschichtlichen Arbeiten, die 1907 im Herzogtum Braunschweig erschienen sind, verdient besonders der Aufsatz von Friedr. Cunze über das *„Gymnasium Anna Sophianeum zu Schöningen"*,[1] hervorgehoben zu werden. Aus der 1499 begründeten einfachen Stadtschule erwachsen, hat es sich seit dem Jahre 1639 durch die Anregung und wirksame Unterstützung der Herzogin Anna Sophie, der Gemahlin Herzog Friedrich Ulrichs zu Braunschweig und Lüneburg, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg, zu einer höheren Anstalt erhoben und nach der Fürstin Tode 1660 nach Verhandlungen braunschweigischer und brandenburgischer Räte eine feste Form erhalten, in der die Schule mit bescheidenen Mitteln etwa noch 150 Jahre segensreich gewirkt hat. Wie die benachbarte Hochschule, die Alma Julia zu Helmstedt, hat auch das Gymnasium Anna Sophianeum in der Zeit der Westfälischen Königsherrschaft, $1^1/_2$ Jahr vor jener, zu Michaelis 1808 seinen Untergang gefunden. In anschaulicher Weise entwirft der Verfasser in seiner Schulgeschichte auf Grund eingehender Studien ein höchst ansprechendes Kulturbild. Er schildert die allgemeinen Lebensbedingungen, die die an geistigen Anregungen arme Stadt der Anstalt darbot, ihre dürftigen Räumlichkeiten, die bescheidenen Gehälter der Lehrer, deren soziale Stellung, den ganzen Betrieb des Unterrichts, die Gesetze und die Sitten, die auf der Schule herrschten, das Leben und Treiben der Schüler, auf

[1] Braunschw. Magazin. 1907. Nr 10. S. 109–117.

Digitized by Google

das die nahe Universität nicht ohne Einfluß war, u. a., um dann besonders die Tüchtigkeit der Lehrkräfte hervorzuheben, die mit Lust und Liebe zur Sache unter schwierigen Verhältnissen sehr Anerkennenswertes leisteten. Von den 10 Rektoren, die im ganzen dem Gymnasium vorstanden, werden besonders Joach. Joh. Mader, Sigm. Andr. Cuno, Joh. Fried. Nolte und Dietr. Cunze, die zumeist auch in der Wissenschaft sich einen Namen gemacht haben, kurz und klar charakterisiert. Die Leistungen der Anstalt folgert Cunze mit vollem Recht aus dem in der Wolfenbüttler Bibliothek vorhandenen Primaneralbum, einer für Schulgeschichte und Genealogie gleich wichtigen Geschichtsquelle, da es vom Juni 1707 bis Mich. 1808 nicht nur die Namen der Primaner, sondern über sie auch nähere Angaben, insbesondere über ihre späteren Lebensschicksale, enthält. Es dürften aus jener Zeit derartige genaue Aufzeichnungen nicht von vielen Schulen uns überliefert sein. — Das Schulblatt für die Herzogtümer Braunschweig und Anhalt (20. Jahrg., Nr. 16, S. 384—86) enthält einen Aufsatz „Aus dem Kulturgeschichtsbilde eines Weserortes“, in dem Th. Reitemeyer dankenswerte Mitteilungen aus der Schulgeschichte seines Wohnsitzes Kemnade liefert. — Über einige Handschriften des sogen. deutschen Cornutus, des mittelalterlichen Lehrbuches, dessen Original der Engländer *Johannes de Garlandia* in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfaßte, hat Emil Henrici in seinen „Funden in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven“ [1]) gehandelt. Er hält Braunschweig für das Ursprungsland der ältesten Übertragung des Werkes, die er in das Ende des 14. Jahrhunderts setzt. Dabei wollen wir auch kurz auf Henricis Mitteilungen über die in Wolfenbüttel befindlichen Handschriften der Dichtungen von *Johannes Caselius* [2]) hinweisen, da dieser als hochgeschätzter akademischer Lehrer früher in Rostock, dann in Helmstedt auf die humanistische Bildung seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. — Eines verdienten Schulmannes, der als Erfinder der Drillmaschine auch in landwirtschaftlichen Kreisen eine bekannte Persönlichkeit ist, des *Kantor emer. Ludwig Lüders* in Braunschweig, 1848—95 Lehrers zu Leiferde, wurde aus Anlaß seines 85. Geburtstages (21. März) im „Schulblatte der Herzogtümer Braunschweig und Anhalt“ (20. Jahrg., Nr. 7, S. 174f) und in „Niedersachsen“ (12. Jahrg. S. 218f.) ehrend gedacht. — Nur nebenbei anführen wollen wir hier eine neue Schrift des Oberschulrats Professor Dr. D. Friedr. Koldewey „Geschichte der Ersten Großen *Witwen- und Waisen-Sozietät*,“ [3]) die für die erste Zeit (1705—1860) von weiland Oberbürgermeister Caspari verfaßt, vom Herausgeber aber bis auf die Gegenwart fortgesetzt und mit interessanten Beilagen ausgestattet ist. Hinzuweisen ist hierbei besonders auf das in mühsamer Arbeit zusammengestellte Register der sämtlichen Mitglieder der Sozietät, das u. a. auch über zahlreiche Angehörige des Schuldienstes erwünschte Angaben beibringt.

---

1) Br. Mag. 1907. Nr. 6. S. 68ff.
2) Ebenda. Nr. 2. S. 13ff.
3) Braunschw., Joh. Heinr. Meyer. 1907.

Digitized by Google

IX. Thüringische Staaten.

Von **Max Schneider.**

Über die Geschichte der Schulen in Thüringen im allgemeinen handelt E. Devrient an mehreren Stellen seiner übersichtlichen *„Thüringischen Geschichte“* [1]) die, so kurz sie auch ist, einen langempfundenen Mangel beseitigt. S. 113 schreibt der Verf. z. B. treffend über des Herzogs Ernst d. Fr. Verdienste um das Schulwesen: „Dieser Fürst führte den allgemeinen Schulzwang bis zum 12. Jahre mit Unterricht nicht nur in den Elementen, sondern auch in den wichtigsten Realien ein, gründete Fortbildungsschulen und beschäftigte sich eingehend mit den Lehrplänen und der Verwaltung der Gymnasien. Für die pädagogische Literatur hat kein Fürst soviele Anregungen gegeben wie er.“*)

Gehen wir jetzt zu den in diesem Jahre nicht allzu zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Schulgeschichte in den einzelnen Herzogtümern über!

I. *Sachsen-Weimar.* Eine übersichtliche und klare Darstellung der Verhältnisse der *Weimarischen Volksschule unter der Regierung des Großherzogs Karl August* (1775—1828) gibt Oberschulrat Dr. P. Krumbholz [2]). Er zeigt, wie nach dem Wiener Kongreß 1815 im Großherzogtum Weimar, das ja seitdem einen bedeutenden Zuwachs an Land und Leuten erhalten hatte, für die Volksschule eine neue Ära begann. Karl August unterstützt von Herder und im vollsten Einverständnis mit einem einsichtsvollen Landtag gab der Weimarischen Volksschule eine neue zeitgemäße Gestalt. Als erstes wichtiges Moment ist die Neuregelung der Schulleitung zu erwähnen, die bis 1815 den zwei Oberkonsistorien in Weimar und Eisenach zugestanden, jetzt auf das II. Departement des Ministeriums überging, während die Schulaufsicht wie bisher von den Superintendenten, deren Adjunkten sowie den Ortspfarrern ausgeübt wurde. Von großer Bedeutung für die Volksschule war aber zweitens die Schaffung eines Schulvorstandes in jedem Dorfe, der aus dem Pfarrer als dem Vorsitzenden, dem Schullehrer, dem Ortsschultheißen und einem Gemeindemitgliede bestand. Als drittes und wichtigstes Moment der Verbesserung der Volksschule trat das ernste Bestreben den Lehrerstand zu heben hinzu. Zu diesem Zwecke wurde 1818 auch in Eisenach ein Lehrerseminar mit Übungsschule gegründet und wenigstens versucht, die Besoldung der Lehrer zu verbessern, aber erst 1836 war erreicht, daß das Lehrergehalt auf 90—100 Thl. gebracht war. Als Privileg für Weimar ist aus der Zeit Karl Augusts erwähnenswert: die Steuerfreiheit des Gehaltes der Lehrer, Befreiung vom Militär, das Recht, früher als

[1]) Ernst Devrient, Thüringische Geschichte. Sammlung Göschen. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung. Kl. 8°. (181 Seiten.)

*) Am besten zeigt dies das vortreffliche Buch von W. Böhne, Die pädagogischen Bestrebungen Ernst des Frommen zu Gotha. (Gotha 1888).

[2]) P. Krumbholz, Aus der Geschichte der Weimarischen Volksschule unter der Regierung des Großherzogs Karl August. Mitteilungen d. G. f. d. Erziehungs- u. Schulgeschichte. Bd. XVII. S. 32—56.

Digitized by Google

andere Männer, noch vor dem 24. Jahre, sich verheiraten zu dürfen u. a. Für die Hinterbliebenen der Lehrer wurde durch die Gründung des „Allgemeinen Schullehrerwittwen-Fiscus“ im Jahre 1825 gesorgt. Als vierter Punkt der Verbesserung ist die immer wieder betonte Schulpflicht — gab es doch im Großherzogtum bis 1817 noch Orte, in denen nur im Winter Schule gehalten wurde! — die Bestrafung bei Schulversäumnissen und die Regelung der oft zu ausgedehnten Ferien zu erwähnen sowie als fünftes Moment die Bestimmung im Jahre 1817, daß die nach der Konfirmation aus der Volksschule entlassenen Schüler, noch 1 Jahr in Sonntagsschulen unterrichtet werden sollten. Wir sehen aus Krumbholz' lichtvoller Darstellung in der Tat, daß unter Karl Augusts Regierung eine wesentliche Besserung der Volksschule in Weimar angestrebt und auch zum Teil erreicht worden ist.

Mit *Horst Keferstein,* der am 25. April 1907 als 79 jähriger Greis in seiner Geburtsstadt Jena nach einer segensreichen pädagogischen Tätigkeit gestorben, ist eine für die Weimarischen, speziell Jenaer Schulverhältnisse — das Gymnasium daselbst wurde bekanntlich erst 1876 gegründet — bedeutsame Persönlichkeit aus dem Leben geschieden. Einen warmempfundenen Nachruf widmet G. Jahn[1]) demselben, in dem er dessen Verdienste um die Schule und ihre Lehrer hervorhebt. Geboren 12. August 1828 in Jena als Sohn des dortigen Diakonus und Garnisonpredigers besuchte Keferstein nach genossenem Privatunterricht die Zenkersche Privatschule daselbst, 1842 Schulpforta, 1844 das unter Herm. Sauppe stehende Gymnasium in Weimar. 1849 ging er zur Universität Halle, 1850 Jena, und Michaelis desselben Jahres Tübingen über, kehrte 1851 nach Jena zurück, wo er sich unter der Leitung des Herbartianers Stoy ganz den pädagogischen Studien widmete. Ohne Abschlußexamen nahm er 1852 eine Lehrerstelle in einer Pension für junge Engländer in Dresden, dann in einer privaten Töchterschule daselbst an, trat hierauf am Krauseschen Institut ein und wurde endlich Lehrer an Dr. Odermanns „Öffentlicher Handelslehranstalt“ ebendort. Nach weiten Reisen begann er mit seiner pädagogischen Schriftstellerei[2]) und promovierte bei Kuno Fischer in Jena zum Dr. phil. Mit allen pädagogischen Größen der damaligen Zeit trat er in Verkehr, mit Diesterweg, Dittes, Kehr, Berthelt, Ziller, Stoy, Sallwürk, Kehrbach u. a. 1868 übernahm er die in den vierziger Jahren von Stoy gegründete Anstalt in Jena käuflich, neben der er privat noch eine Töchterschule leitete. 1876—93 war er, nach dem Verkauf seiner Anstalten an Dr. Schröter, als Seminarlehrer in Hamburg tätig. Krankheitshalber pensioniert, lebte er in reger schriftstellerischer Tätigkeit bis zu seinem Ende in Jena. — Eine ausführliche Lebensbeschreibung und gerechte Würdigung *Kefer-*

---

[1]) Georg Jahn, „Horst Keferstein, gest. 25. April 1907.“ Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung (Leipzig). Bd. 59. 1907. Nr. 19 (30. Mai). S. 217. 218. Fol.

[2]) Der Verf. gibt S. 218 in der Note ein Verzeichnis aller seiner pädagogischen Schriften.

Digitized by Google

steins als Pädagogen und als pädagogischen Schrifsteller verdanken wir Edm. Oppermann, Schuldirektor in Braunschweig.[1] Nach einer Schilderung von Kefersteins Leben im Anschluß an dessen „Betrachtende Wanderungen durch die Unterrrichts- und Erziehungslehre; Erinnerungen aus dem Leben" 1894 bespricht der Verf. von S. 18 an Kefersteins ethisch veranlagte Persönlichkeit, seine Meisterschaft der freien Rede, seine Anregung beim Unterricht, seinen Idealismus, geht dann S. 21 ff. auf seine reiche schriftstellerische Tätigkeit ein und entwickelt die fruchtbringenden Gedanken in seinen Publikationen über den Wert der Erziehung, über die Schule als Vorbildnerin für das Leben, über Herzens- und ästhetische Bildung, über Berufsethik in Gemeinde, Kirche und Staat, über Schulregiment, Schulinspektion und Schulaufsicht, über Lehrerbildung, über den Geschichtsunterricht, über Prüfungswesen u. a. m. Zuletzt erwähnt der Verf. noch die Arbeiten Kefersteins, in denen er aus den Werken bedeutender Pädagogen deren wertvolle pädagogische Gedanken zusammengestellt hat und die einen bleibenden literarhistorischen und pädagogischen Wert besitzen: Dr. M. Luthers pädagogische Schriften und Äußerungen; J. G. Herders pädagogische Schriften und Äußerungen; Lichtstrahlen aus Herders Werken; Herder als Pädagog; Ernst Moritz Arndt als Pädagog; Rich. Rothe als Pädagog; Phil. Melanchthon als Präceptor Germaniae: Schleiermacher als Pädagog; Gedenkblätter aus Diesterwegs Schriften; Fichtes pädagogische Schriften und Äußerungen.

II. *Sachsen-Coburg und -Gotha.* Den berühmten Schulmethodus des Gothaer Rektors Andreas Reyher, des „Schulmeisters Herzog Ernst des Frommen", der mit Recht *„die erste staatliche Volksschulordnung"* genannt worden ist[2] untersucht Dr. Kahl[3] hinsichtlich der Frage, wie nach diesem die Aufsicht über die Volksschule geregelt worden ist. Er bemerkt zunächst, daß diese Untersuchung auf Grund der gewöhnlich benutzten Ausgabe des Methodus von 1672 (nach der die Abdrücke bei Vormbaum, Evang. Schulordnungen II, 295—345, bei Prall, Schriften hervorragender Pädagogen, IV. Heft, Breslau 1903, auch bei Rudolphi, Gotha Diplomatica, IV 114 ff. gemacht sind) aber nicht möglich ist, da sich in dieser kein Wort über Schulaufsicht findet, sondern nur

[1] Edmund Oppermann, Dr. Horst Keferstein. Gedenkblatt seines Lebens und Wirkens. (Pädagogisches Magazin, H. 314.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. (41 S.)

[2] „*Staatlich*, weil hier zum ersten Male ein deutscher weltlicher Fürst von Staats wegen das Schulwesen seines ganzen Landes ordnete: *eigentlich*, weil sie nicht, wie das fast durchweg im 16. und 17. Jahrhundert der Fall war, nur einen Teil einer Kirchenordnung bildete, sondern das Volksschulwesen selbständig regelte; *Volksschulordnung* endlich, weil sie sich ausschließlich mit der Volksschule befaßte und das höhere Schulwesen, die Lateinschulen etc. gar nicht berücksichtigte." Kahl, a. a. O. 113.

[3] Dr. Kahl, Zur Geschichte der Schulaufsicht im 16., 17. und 18. Jahrhundert: IV. Die Schulaufsicht unter Herzog Ernst dem Frommen von Gotha (1640—1675) in „Monatsblätter für Schulaufsicht". 8. Jahrgang (1907). No. 8, S. 113—120. Breslau, Ferd. Hirt. Gr. 8.

Digitized by Google

auf Grund der ersten sehr selten gewordenen Ausgabe von 1642,[1] die den Titel führt: *„Herzog Ernsts des Frommen, Special und sonderbahrer Bericht, Wie nechst Göttlicher Verleyhung, die Knaben und Mägdlein auff den Dorffschaften, und in den Städten die unter dem untersten Hauffen der Schul-Jugend begriffene Kinder im Fürstentumb Gotha kurz und nützlich unterrichtet werden können und sollen.* Gotha 1642 (8. gedr. bei Peter Schmidt) und zwar in den Kapiteln XIV, XV, XVI; diese erste Ausgabe hat Dr. Joh. Müller mit kritischen Erläuterungen im 10. Heft der „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten" (Plauen 1883) zum Abdruck gebracht. Ich bemerke, daß der Text zu dieser ersten Ausgabe von A. Reyhers eigner Hand in unseren Schulakten (Cod. Gymn. Goth. IX fol. 407—465) steht. Auch in der Ausgabe von 1662 finden sich — wie der Verf. bemerkt — in den Kapiteln IX—XII Bestimmungen über die Schulaufsicht, die einige Zusätze und Veränderungen im Vergleich mit der ersten Ausgabe enthalten.[2] Aus den Bestimmungen der ersten Ausgabe geht hervor, daß der Herzog die Schulaufsicht in erster Linie in die Hände der Superintendenten und Pfarrer legte, von denen streng verlangt wird, daß sie sich mit den Anordnungen des Schulmethodus eingehend vertraut zu machen haben und die Tätigkeit der Lehrer in den Schulen nicht nur gelegentlich und oberflächlich kontrollieren, sondern durch sachkundige Belehrung und Unterweisung der Lehrer an der Hebung des Schulwesens mitarbeiten sollten. Neben dieser geistlichen Schulinspektion wurde aber zugleich zweitens durch Ernst den Frommen eine weltliche durch den „Bericht" eingesetzt, in dem erstens den Beamten und Gerichtsherren ebenfalls befohlen wird, die Bestimmungen des Methodus genau zu studieren und fleißig die Lehrer und Schulen zu inspizieren, zweitens den Mitgliedern der geistlichen Untergerichte (Bürgermeister, Schulzen etc.) aufgetragen wird, dafür zu sorgen, daß die Lehrer ihres Bezirkes ihr Amt gewissenhaft ausüben sowie ein sittliches Leben führen, und die Eltern ihre Kinder zu regelmäßigem Schulbesuch anhalten; die geistlichen Untergerichte sollten — so wird bestimmt — bei Nichtbefolgung der gegebenen Vorschriften beide, Lehrer und Eltern, in Geldstrafe nehmen. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß man in der Geschichte weit hinaufsteigen müsse, z. T. bis ins 19. Jahrhundert, ehe man wieder einem so sorgfältig durchdachten und bis in das Einzelne durchgeführten Systeme der Schulaufsicht, an der Kirche und Schule in gleichem Maße beteiligt sind, begegne, wie dem durch den Bericht von 1642 aufgestellten unter Herzog Ernst d. Fr. von Gotha.

Als Nachtrag zu dem i. J. 1905 zur 300jährigen Jubelfeier des Gym-

[1] Auf der Herzogl. Schloßbibliothek und der Gymnasialbibliothek findet sich je ein Exemplar dieser seltenen Ausgabe.

[2] Erst diese Ausgabe führt den Titel: Methodus oder Bericht usw. (Gotha, 8. bei Joh. Mich. Schall): beide Bibliotheken bewahren je ein Exemplar derselben. Die Ausgabe von 1672 mit demselben Titel findet sich in der Gymnasialbibliothek. Die Ausgaben von 1648, 1653, 1685 sind in Gotha nicht vorhanden!

Digitized by Google

nasium Casimirianum in Koburg erschienenen „Mitteilungen aus der Geschichte des Casimirianums" (angezeigt in dieser Ztschft. XVI, 1906, S. 340) hat im Osterprogramm 1907 der auch um die Geschichte der Anstalt verdienstvolle Direktor, Schulrat Prof. Dr. H. Beck[1]) *ein Verzeichnis sämtlicher Lehrer* (169) *des Coburger Gymnasiums seit Gründung der Anstalt 1605 bis 1907* zusammengestellt und mit biographischen Notizen versehen, die wohl mancher, besonders bei bedeutenderen Gelehrten gern ausführlicher gesehen hätte, namentlich die Angabe des Geburts- und Todestages oder der Hinweis auf ausführlichere Biographien der Männer wäre doch erwünscht gewesen, so beim I. Rektor Joh. Faber (1605—7), über den außer vielen vom Referenten Gothaer Gymnasialprogr. 1897, S. 8 angeführten Stellen besonders Heppe, Allgem. deutsche Biographie VI 495 handelt, sowie beim II. Rektor Andr. Libavius sen. (1607—16), einem bekannten Poeta Laureatus (cf. Goedeke, Grundriß II², S. 115; 215), über den außer dem Referenten a. a. O. S. 14 Ladenburg, Allg. d. Biogr. XVIII, 530 ff. zu nennen ist, ferner beim III. Rektor Zach. Scheffler (1616—20), über den Referent a. a. O. S. 20 und besonders Hoche, Allg. d. Biogr. XXX, 688 gehandelt haben, weiter auch beim hochberühmten Joh. Gerhard (vgl. den Referenten S. 9 und Wagemann, Allg. d. Biogr. VIII, 767 ff.). Aus späterer Zeit über E. Salomon Cyprian (1700—13 Direktor), den A. Beck, Allg. d. Biogr. IV, 667 ff. behandelt, über Gottfr. Ludovici (1713—24) über den die Allg. d. Biogr. XIX, 396 zu vergleichen ist und endlich über Joh. Diedr. Gottfr. Seebode (1834—38 Direktor), dessen Leben und Werke der Referent im Goth. Gymnasialprogr. 1902, S. 16 und Hoche, Allg. d. Biogr. XXXIII, 568 f. besprochen haben.

In *Coburgs Vergangenheit* führt uns Conr. Höfer[2]) in einem höchst lesenswerten Aufsatz, in dem er an einem charakteristischen Beispiel aus dem Jahre 1701 die großen Schwierigkeiten beschreibt, die die Magistrate der Städte in damaliger Zeit hatten, geeignete Persönlichkeiten als Rektoren für ihre städtischen Schulen zu finden und sie wenigstens für einige Jahre an ihrer Stelle zu erhalten. Die reiche Fülle der Theologen, die nicht sogleich in ein geistliches Amt treten konnten, brachte es mit sich, daß sie an Stadt- und sogar Dorfschulen Unterschlupf suchten, freilich nur so lange, bis es ihnen gelang „die behagliche Ruhe als Seelsorger" irgendwo zu erringen. Dieser fortgesetzte Wechsel der Leiter und Lehrer der niederen Schulen gereichte natürlich weder der Schulzucht noch den Leistungen der Schüler zum Vorteil. Im Oktober 1701 schien der Rat von Coburg einen geeigneten Mann für das freigewordene Rektorat der *Schola Senatoria* gefunden zu haben in dem zu Coburg geborenen Magister Joh. Conradus

---

[1]) Heinrich Beck. Verzeichnis der Lehrer von der Gründung an. Pr. des herzogl. Gymnasium Casimirianum zu Coburg. Ostern. S. 1—13. 4⁰.

[2]) Conrad Höfer, Seminarlehrer in Coburg, Coburger Schulsorgen in alter Zeit. Ein Blatt aus einer Geschichte der lateinischen Ratsschule in „Heimatblätter" aus den Coburg-Gothaischen Landen unter dem Protektorate S. Königl. Hoheit des Herzogs Carl Eduard, herausgeg. von R. Ehwald. V. Heft. Gr. 8⁰. S. 64—72.

Digitized by Google

Schwartz, dem eine fast unheimliche Gelehrsamkeit eigen war, denn außer Latein, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Äthiopisch verstand er auch die neueren Sprachen, besonders Französisch und Italienisch, hatte in der Philosophie und Theologie glänzende Zeugnisse und schon 5 theologische und 20 philosophische *Disputationes* an der Universität mit Erfolg gehalten. Einstimmig ersah man diesen Gelehrten zum Rektor. Jedoch da zeigten sich die verworrenen und jämmerlichen Verhältnisse, wie sie nach dem Tode des ohne Leibeserben gestorbenen Herzogs Albrecht (* 1648, † 1699) im Herzogtum Coburg herrschten, „wo niemand so recht wußte, zu wem er eigentlich gehörte, wem er gehorchen sollte, wem nicht.“ Nachdem man den designierten jungen Rektor ohne jeden Grund des Pietismus verdächtigt hatte und der allmächtige Direktor des Casimirianum Cyprian nicht direkt für Schwartz eingetreten war, verlangte 1. der Herzog Johann Ernst von Saalfeld (* 1658, † 1729), der jüngste Bruder Albrechts, durch ein Dekret vom 18. Januar 1702, den bisherigen Rektor von Gräfenthal Christoph Knorr aus Ronneburg, der sich auch um die Stelle beworben hatte, zu wählen. In aller Untertänigkeit verteidigte der Rat in Coburg den Mag. Schwartz und versprach dem Rektor Knorr die freiwerdende Konrektorstelle. Für Knorr trat 2. in demselben Monat der Herzog Heinrich von Römhild (* 1650, † 1710), ebenfalls ein Bruder Albrechts, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich in die Angelegenheiten des herrenlosen Landes einzumischen, energisch ein. 3. ließ der Herzog Friedrich II. von Gotha (* 1676, † 1732), ein Neffe Albrechts und Sohn des ältesten Bruders desselben, dem Rate sein unwilliges Erstaunen ausdrücken über seine Eigenmächtigkeit gegenüber den klar ausgesprochenen Bitten der fürstlichen Bevollmächtigten und verlangte, daß die Entscheidung erst nach Zusammentritt der „Deputation“ in Coburg getroffen werden solle. Der Stadtrat, der sein ihm zustehendes Recht nicht aufgeben, aber es auch mit den Herzögen nicht verderben wollte, schlug in arger Verlegenheit vor, beide Kandidaten von einigen Theologen prüfen lassen zu wollen, bat zugleich aber dringend um möglichste Beschleunigung, da das Schulhaus leer stände und die darin befindliche Bibliothek und andere Gegenstände entwendet würden. Da verlor Mag. Schwartz die Geduld und verzichtete; 4 Jahre später wurde er von denselben Regierungen, die ihn 1702 so hartnäckig als Rektor der Stadtschule abgelehnt hatten, zum Professor der Poesie und griechischen Sprache am Gymn. academicum in Coburg ernannt, wo er 1706—47, von 1732 an sogar als Direktor der Anstalt wirkte. Der Streit um die Rektoratsstelle an der Stadtschule war aber mit Schwartzens Verzicht noch keineswegs entschieden, da jetzt 4. der Herzog Bernhard von Meiningen (* 1649, † 1706), auch ein Bruder Albrechts, der Senior der Ernestinischen Linie*), heftige Vorwürfe dem Rate machte, daß man den

) Herzog Ernst der Fromme (1601, † 1675) hatte bekanntlich seine Lande unter seine 7 Söhne verteilt: Friedrich I. erhielt: Gotha-Altenburg. Albrecht: Coburg. Bernhard: Meiningen. Heinrich: Römhild, Christian: Eisenberg. Ernst: Hildburghausen, Johann Ernst: Saalfeld.

Digitized by Google

sehr gelehrten und geeigneten Mag. Schwartz habe gehen lassen, und ausführlichen Bericht über den Fall verlangte und dem Rate mit empfindlicher Strafe drohte. Endlich einigte man sich nach nun schnell aufeinander folgenden Schreiben auf Knorr, der im April 1702 geprüft und in sein Amt eingeführt wurde, das er jedoch schon 1709 mit einem Pfarramte vertauschte. Besser als durch diese auf Grund der Akten verfaßte Skizze kann fürwahr die Zerrissenheit und Jämmerlichkeit der kleinstaatischen Verhältnisse nicht illustriert werden!

Zur Geschichte des *Gymnasiums Illustre zu Gotha* hat der Rezensent[1]) einen Beitrag geliefert, in dem er aus den durch Zufall erhaltenen 52 Einladungsblättern *die Themata der am Gothaer Gymnasium in den Jahren 1677—91 gehaltenen lateinischen Schülerreden* zusammengestellt hat, da sie nicht nur für die lokale Geschichte der Anstalt, sondern für die Geschichte der Pädagogik überhaupt von Interesse sind; lassen uns doch diese verschiedenen Themen aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Pädagogik und Geschichte einen Blick in den Unterrichtsbetrieb der obersten Klasse einer gelehrten Schule in damaliger Zeit tun und geben uns den Gedankenkreis und das Bildungsniveau der Schüler deutlich an! Eine Fortsetzung dieser Zusammenstellung bis zum Jahre 1765 wird in Kürze folgen.

Die *Beziehungen zweier bedeutenden Pädagogen zu Gotha* behandeln zwei kleinere Aufsätze. Den achtmonatlichen Aufenthalt *Arthur Schopenhauers* als Schüler des Gothaer Gymnasiums im Jahre 1807 schildert G. J.[2]) Im Mai dieses Jahres kam der junge Schopenhauer in Pension zu Prof. Dr. Carl Gotthold Lenz, der 1796 als Redakteur der Nationalzeitung der Deutschen nach Gotha berufen, seit 1799 auch Professor am Gymnasium Illustre, seit 1807 zugleich Direktor des Herzogl. Münzkabinetts auf Schloß Friedenstein war († 27. März 1809).*) Außer dem Unterricht im Gymnasium selbst**) genoß er den Privatunterricht im Lateinischen, da er ja seit 1803 als Hamburger Kaufmannslehrling gar manches in dieser Sprache vergessen hatte, bei dem als ausgezeichneten Latinisten bekannten Direktor des Gymnasiums Dr. Friedr. Wilh. Doering (1786—1833).***) Besonders aber begeisterte den jungen Schopenhauer der deutsche Unterricht in Selecta bei dem bekannten Philologen Friedrich Jacobs;****) für diesen geistreichen

[1]) Max Schneider, Die Themata der öffentlichen Schülerdisputationen am Gymnasium Illustre zu Gotha im 17. Jahrhundert. Mitteilungen d. G. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. Bd. XVII. S. 142—148.

[2]) G[ustav] J[acob], Schopenhauer in Gotha. Gothaische Zeitung, 6. Dezember 1907.

*) Eine Biographie von C. G. Lenz und ein Verzeichnis seiner Werke habe ich im Gothaer Gymnasialprogramm 1902, S. 8f., gegeben.

**) Aufgenommen war Schopenhauer in die Selecta des Gymnasiums, wie ich aus dem „Album der auf dem Gymnasium Illustre seit 1786—1859 aufgenommenen Zöglinge" (= Cod. chart. bibl. Gymn. 65 aus dem Jahre 1807 sub. 11) ersehe am 6. Juli 1807. Dieses Datum hat der Direktor Döring dem eigenhändig von Schopenhauer eingetragenen Namen: „Arthur Schopenhauer, 19 Jahre alt, aus Hamburg" beigeschrieben.

***) Vgl. mein Programm 1902, S. 6f.

****) Vgl. ebda., S. 6.

Digitized by Google

und vielseitig gebildeten Mann empfand er eine unbegrenzte Verehrung, die bei dessen Weggang nach München (24. August 1807) in einem vom Verf. mitgeteilten stimmungsvollen Gedichte Schopenhauers zum Ausdruck kommt. Jacobsens Nachfolger im Deutschen, der zwar gelehrte, aber pedantische Prof. Dr. Christian Ferd. Schulze (1800—1847)[1]) imponierte dem jungen Selectaner gar nicht; in übermütiger Laune hatte er ein auch vom Verf. mitgeteiltes Spottgedicht auf diesen gemacht und es der versammelten Klasse vorgelesen. Als das dem Direktor bekannt wurde, sagte ihm dieser die Privatstunden auf. Schopenhauer verließ das Gymnasium und ging zum Weimarer über, wo er Mich. 1809 das Abiturientenexamen bestand. „Hier in Gotha — sagt der Verf. — gewann die unklare Bildungssehnsucht des jungen Gelehrten Gestalt; er wurde der „stramme Humanist", wie Volkl den Pädagogen Schopenhauer nennt. Die Pädagogik Schopenhauers ist noch wenig untersucht, aber so schlechtweg humanistisch ist sie nicht. Schopenhauers Bildungsideal ist etwa der allseitige kritische Mensch, der sich dem allseitig interessierten Menschen Herbarts ebenbürtig zur Seite stellt. Diese kritische Kraft aber wurde eben durch die sichere Anleitung im Latein, das im Vergleich die höhere Prägnanz besaß, gewonnen. So gelangt der Schüler zur Überlegenheit über die Muttersprache und deren nur scheinbare absolute Begriffe. Diese eigentümliche Überlegenheit ist es, die der junge Schopenhauer an Friedrich Jacobs verehrte."

Aus den von Ad. Rebhuhn im Auftrage des Deutschen Schulmuseums herausgebenen Briefen *Diesterwegs* (Briefe Adolf Diesterwegs . . . mit Anmerkungen herausgegeben von A. Rebhuhn, Leipzig, 1907; rezensiert in Zarnckes Literarischem Zentralblatt 1908, Nr. 4, S. 137) werden die *Beziehungen Diesterwegs zu Gotha*[2]) zusammengestellt, die sich besonders bei der aus Preußen verbannten 1.—3. Juni 1852 im „freien Gotha" tagenden „Deutschen Lehrerversammlung" zeigten. Diesterweg, „der streitlustige Kämpe", war der einzige Preuße, der ihr beizuwohnen wagte und auf ihr sein Programm des freien Volksschulunterrichts entwickelte; bezeichnend für die Stimmung gegen die Versammlung ist, daß der Berliner Polizeipräsident v. Hinkeldey die Auslieferung eines an diese gerichteten Briefes von dem viel verfolgten Hirschberger Lehrer Wander durch die Gothaer Regierung forderte und auch erreichte. Der anonyme Verf. veröffentlicht S. 188 noch drei bisher nicht bekannte Briefe Diesterwegs (vom 2. Mai 1864; 10. November 1864; 12. März 1866) an einen damals in Gotha lebenden Schriftsteller Dr. Rohrbach, einen ehemaligen Schüler Diesterwegs im Berliner Pädagogischen Seminar, die aber nur persönlichen Wert besitzen.

III. *Sachsen-Altenburg.* Zur Geschichte des altehrwürdigen, 1520 gestifteten Altenburger Gymnasiums liefert Geh. Rat M. Meißner einen wertvollen Beitrag durch Zusammenstellung *der geistlichen Aufführungen*

[1]) Vgl. ebda., S. 9.

[2]) Anonym, Diesterwegs Beziehungen zu Gotha. Thüringer Schulblatt. Zeitschrift für die gesamte Thüringer Lehrerschaft. Bd. XXX. 1907. Nr. 24. S. 187, 188 Fol. Vgl. S. 27 f.

Digitized by Google

und Schulkomödien in Altenburg,[1]) auf den wir etwas näher eingehen müssen, weil das Heft des Geschichtsvereins nicht allzu verbreitet sein dürfte und weil die Titel der Schauspiele auch in literarhistorischer Beziehung von großem Interesse sind. Gar mancher Zusatz zu Goedeckes Zusammenstellung der Schauspiele in Sachsen (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung*) II, § 147 und zu III, § 189; § 198) ergibt sich aus diesem höchst interessanten Aufsatz des Verf. Einleitend bemerkt derselbe, daß die geistlichen auf Bibelstoff und Legende beschränkten Schauspiele, die von „Bürgern“ oder „jungen Bürgern“ meist auf einer Schaubühne auf dem Markte (sog. Pallast) aufgeführt wurden, sich in Altenburg**) bis zum Jahre 1554 nachweisen lassen; zur Darstellung gebracht wurden: Die Tragödie Judith, das Spiel von Jacob und seinen zwelff Sönen, Susanne Historia,***) die Tragödie Daniel. Seit 1544 finden sich aber dramatische Aufführungen speziell der Schüler erwähnt, zunächst nur lateinisch, dann mit einzelnen eingeschobenen deutschen Szenen, später nur noch in deutscher Sprache. Aus den Altenburger Stadtrechnungen und aus Chr. H. Lorenz' „Geschichte des Gymnasii zu Altenburg 1789“ ergeben sich die Namen der Stücke; zuerst wurden namentlich Komödien des Terentius (nämlich Eunuchus, Adelphi, Phormio) und des Plautus (Aulularia und Mostellaria) durch Schüler zur Aufführung gebracht, später andere, so: 1575 eine Tragödie von „Herodes und Johannes dem Täufer“, 1576 eine Tragödie vom „reichen Mann“, 1576 eine Komödie von „Adam und Eva“, 1585 eine Komödie von „Isaak“, 1586 eine Komödie von „Abraham, wie er Isaak opfert,“****) 1594 eine Tragikomödie „Dorothea“, 1617 die lat. Komödie Cramers „de Aretino et Eugenia“,[5]) 1619 eine deutsche Komödie „Himmelsfreud und Höllenpein“, 1625 eine deutsche Komödie „Thomas Münzer“ und 1626 eine Komödie von der „streitenden und triumphirenden Kirche“. Vom Jahre 1660 an finden sich dann wieder

[1]) M. Meißner, Geistliche Aufführungen und Schulkomödien in Altenburg. Mitteilungen der geschichts- und altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Bd. XI. 1907. S. 351—422.

*) Bekannt ist, daß in Magdeburg die Schuljugend „nach Ordnung irer wohlgefasseten Statuten und Schulgesetzen Comoedien, Tragoedien und der gleichen Actionen in lateinischer und deutscher Sprach zu recitieren“ pflegen. (Georg Rollenhagen, Abrah. 1569 = Goedeke[2] II, p. 356.)

**) Ohne Zweifel sind Joachim Greffs Stücke gemeint: „Tragedia des Buchs Judith im deutsche Reim verfasset.“ Wittenberg 1536. — Ein lieblich und nützbarlich Spiel von dem Patriarchen Jacob und seinen zwelff Sönen. aus dem ersten Buch Mosi gezogen und zu Magdeburg auff dem Schützenhoff ym 1534. Jahr gehalten. — Ein kurtz und seer schön spiel von der Susanna 1534. (Goedeke[2] II, S. 357.)

***) Ich vermute, daß damit „Eine schöne und tröstliche Comoedia in Reimweis gestellet, wie Abraham seinen Sohn Isaak auf Gottes Befehle zum Brandopffer opffern sollte. Zu Ehren der . . . Fürstin, Frau Chatharinen Hertzogin zu Sachsen . . Durch Andream Lucam, Altenburgensem (!) 1551“ gemeint ist. (A. Lukas war Kaplan in Altenburg; Goedeke[2] II, S. 362.)

****) Areteugenia: De Aretino et Eugenia. Quod nobiles artes et virtus premantur, non opprimantur. Fabula ficta et carmine descripta a. M. Daniele Cramero-Wittenberg. 1592. (Cramer war Prediger und Inspektor d. Gymnasiums in Stettin. Goedeke[2] II, S. 142.)

Digitized by Google

Nachrichten von Schulaufführungen und zwar in der Form von öffentlichen Gregoriusaufzügen, die Sonntags vorher von der Kanzel verkündigt wurden. Am 1. Mai 1660 beging der Rektor Mag. Christian Funke (1660—66)*) die erste Feier des Gregoriusfestes an der Altenburger Schule mit seinen Schülern durch einen von ihm verfaßten „Aonischen Musenaufzug" auf den Straßen der Stadt, der 1661 wiederholt wurde. Und so folgen noch mehrere am Gregoriusfeste veranstaltete Umzüge und Aufführungen teils im Gymnasium, teils auf dem Rathause,) so wurde 1662 Joh. Klaiens „Engel- und Drachenstreit" ***) am 30. September im Gymnasium, am 1. Oktober auf dem Rathaus von Schülern aufgeführt, 1663 „der zweigespitzte Parnaß" von Funke, 1666 „de litterarum et divitiarum praeminentia" desselben Verfassers. Auch unter dem folgenden Rektor Mag. Petrus Hertel (1666—69) fanden Aufzüge mit Deklamationen statt: 1669 Andreas Hartmanns****) „Gespräch von der heiligen Christnacht." Der Rektor Mag. Paul Sagittarius (1669—78) zelebrierte mehrere Aufzüge, so 1671 den „Triumph der Tugend über das Laster", 1672 „Die Stadt Altenburg", 1673 „den aus vieler Gefahr durch Gottes und treuer Diener Hülfe glücklich errettete Fridrich den Freidigen oder mit der gebissenen Wangen".*****) 1674 wurde A. Gryphius' „Horribili Cribrifax" und desselben Dichters „Der sterbende Aemilius Paulus Papinianus" ******) auf dem neuerrichteten Schultheater gegeben, 1676 „Das reformirende Lutherthum", 1677 A. Gryphius' „Die Beständige Mutter Felicitas" *******) und „Das friedwünschende Teutschland". Aus den folgenden Jahren sind zu erwähnen: 1684 „Geistiges Schäferspiel von der Geburt Christi", 1686 „Inversa Fata" oder „verkehrte Welt", 1687 „Die besiegte Türkenmacht", 1688 „Der verfolgte David", bei welchem Stücke 117 Personen handelnd auftraten, 1689 „Der Sächs. Prinzenraub", 1693 „Die geängstigte Charmosyne", 1694 „Demokrit und die Abderiten" und zwar am 8. August in lateinischer, zwei Tage später in deutscher Sprache. Im Jahre 1695 wurde „Der Ursprung des in der Welt herrschenden Zanks und Streits" von der ganzen auf der Fürstl. Sächs. Stadt- und Landschule zu Altenburg**

---

*) Vgl. über ihn als Dichter Goedeke[2] III, S. 226.

**) Denselben Brauch finden wir wieder in Magdeburg, vergl. Goedeke[2] II, S. 356.

***) Dieses Stück Joh. Klays ohne Jahresangabe (wohl 1645) zu Nürnberg erschienen, erklärt L. Ettmüller, Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 349 als sein bestes. Vergl. über ihn Goedeke[2] III, S. 111, besonders sub 10.

****) Über diesen Dichter vergl. Goedeke[2] II, S. 369.

*****) Die letzten zwei Schauspiele d. Sagittar gibt Goedeke[2] III, S. 225 an, bemerkt, daß in das letzte ein 5 aktiges Zwischenspiel „Alamod" eingeflochten sei!

******) Vergl.: Andreae Gryphii um ein merkliches vermehrte Teutsche Gedichte. Breslau. Leipzig 1698. S. 753—832 u. S. 363—457, wo der Titel lautet: Großmüthiger Rechts-Gelehrter oder Aemilius Paulus Papinianus. Vergl. noch Goedeke[2] III, S. 218, sub. 13, 17.

*******) Es ist eine Übersetzung aus dem Lateinischen des Jesuiten Nic. Causin und heißt genau „Beständige Mutter" oder „Die heilige Felicitas". Vergl. Gryphii, Teutsche Gedichte 1698, S. 475—485. Goedeke[2] III, S. 217.

Digitized by Google

studierenden Jugend dargestellt;*) nach der „action" trat noch „eine Dorff-Schäfer Compagnie auf und divertierte die Anwesenden mit einer lustigen Erfindung von einer entlauffenen Braut". Unter dem musikalischen und dichterischen Rektor Dr. Joh. Chr. Wentzel (1695—1713)**) und dem auch dichtenden Konrektor Mag. Fried. Friese (1694—1721) wurden eine ganze Reihe von ihnen verfaßte Stücke aufgeführt; ich nenne: 1696 „Der ohnmächtige Schulfeind Julianus" von Wentzel,***) 1697 „Die 3 Hauptbeherrscherinnen menschlischen Begierden, Reichtum, Ehre und Weisheit" von demselben,****) 1698 „Die 3 klügsten Phantasten Heraclit, Demokrit, Diogenes" von demselben, denen sich auf dem Rathaus Friesens „Schändliche Fuchsschwänzerei" anschloß, 1699 „Der Schauplatz des ausgehenden Seculi" von Wentzel und in demselben Jahre noch Friesens „Schändlicher Undank" und „Der schlimmen Zeit politischer Lauffwagen". Die 1700 mit 50 Schülern dargestellte Gregoriuskomödie zeigte nach den Worten des Direktors: „Die ungleich geratene Kinderzucht an dem Beispiel des Olivier, eines begüterten Franzosen in einem moralischen Lustspiel",*****) nach dem Friesen „seine jungen Grafen und Edelleute"******) ein von ihm verfaßtes Possen- und Schattenspiel, den „Horres-Morres-Topf" darstellen ließ. 1701 wurden „Das allzu gemeine Laster des herzfressenden Neides unter einer lustigen Praesentation des sog. künstlichen hölzernen Peters" von Friesen und „Großmut des Churfürsten Joh. Friedrich" von Wenzel aufgeführt und 1702 „Die nach höchstem Verdienste aufgerichtete Flammensäule" von Wenzel; 1703 wurde noch einmal der Gregoriusumzug mit 103 handelnden Personen begangen und Wenzels Stück „Die unglückselige Antonia oder die Schädlichkeit der unordentlichen Liebe" zur Darstellung gebracht. Nach Beseitigung der Gregoriusfeier i. J. 1704 tauchten dann die eigentlichen Schulspiele wieder auf: 1708 wurde auf dem Rathaus Weises Tragödie „Der Marschall von Biron"*******) und in der Schule am Karfreitag ein Drama von der Passion in fünf Dialogis, 1712 auf dem Rathaus von Friderico Placido und Platio Kaufungensi (Prinzenraub), 1718 Friesens „Des großen Pans gelegte Bande ehelicher Liebe" und 1719 „Sophiana" aufgeführt. Endlich 1723 ließ der Direktor M. Joh. H. Acker (1720—26) „den Prinzen Inistarchus als ein Überwinder der Laster" darstellen; dies ist das letzte Schauspiel gewesen, das die Schüler des Altenburger Gymnasiums aufgeführt haben.

*) Dies Stück hat M. Meißner seinem Inhalte und teilweise Wortlaut nach S. 390—422 besprochen.

**) Vergl. Goedeke² III. S. 348.

***) Von Goedeke a. a. O. sub 10 erwähnt.

****) Goedeke ebda sub 1.

*****) Goedeke ebda. sub 2.

******) Bei Lorenz, Gesch. des Gymnas. zu Altenburg, S. 142, heißt es: „Friesen auch eine große Anzahl junger Grafen, Barone und Edelleute bei sich (d. h. in Pension) hatte, mit der er ganz alleine verschiedene Schauspiele aufführen konnte."

*******) Gerade dieses Schauspiel Christian Weises, des Zittauer Schauspieldichters, übergeht Goedeke² III, S. 278 ff.

Digitized by Google

Eine zweite Schrift noch beschäftigt sich mit der *Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums* in Altenburg. Im Progr. dieser Anstalt gibt Schulrat Dr. Procksch[1]) aus dem Grunde, weil dies die 100. Nachricht derselben ist: 1. eine Zusammenstellung der von 1836 den jährlichen Schulnachrichten regelmäßig beigegebenen wissenschaftlichen Abhandlungen; i. J. 1808 nämlich ließ der Direktor August Matthiae (1802—35), nachdem schon in früherer Zeit lateinische Progammata als Einladungen zu Examen, Reden, Schulaufführungen usw..veröffentlicht waren,[*]) die erste in deutscher Sprache geschriebene „Schulnachricht“ erscheinen. 2. bespricht er den Schulbesuch und die Klassen des Altenburger Gymn. von 1807—1907. 3. gibt er ein Verzeichnis der Abiturienten mit kurzen biographischen Daten und zwar a) der Abiturienten von 1841—72, soweit sie noch leben, b) der Abiturienten von 1873 bis Mich. 1906. Interessant ist eine Berechnung, daß die Mehrzahl der vor 1872 abgegangenen, nämlich 60 %, im engeren Vaterlande Anstellung und Beruf gefunden haben, die übrigen in andern deutschen Ländern, während in der Zeit von 1872—91 die Zahl derer, die im Heimatlande geblieben sind, abnimmt und auf 43 % fällt und die Mehrzahl sich auf das ganze Deutsche Reich verteilt.

IV. *Fürstentum Reuſs-Schleiz.* Geh. Reg.-Rat Direktor Dr. H. Meyer[2]) berichtet über den Verlauf des 24.—26. August 1906 würdig gefeierten *250jährigen Jubelfestes des Rutheneums in Schleiz,* zu welchem Feste die im vorjährigen Jahresberichte S. 233 – 36 ausführlich besprochene treffliche Festschrift von W. Böhme verfaßt war. Meyers Festbericht bespricht die vorbereitenden Schritte, die Aufführung der Sophokleischen Antigone, den Festzug, Festgottesdienst, das Festessen, den Schulball usw., teilt S. 9 ff. die Festpredigt, S. 15 ff. die Ansprache des Regierungsvertreters und endlich S. 17 ff. die Festrede des Direktors mit, die im Anschluß an die Böhmesche Festschrift ausführt, „daß die Schleizer Schule ein typisches Bild der Entwicklung der deutschen Gymnasien bietet“ und zeigt, „wie diese Entwicklung das Wachsen und Werden der deutschen Bildung begleitet und wie auch in ihr die geistigen Bestrebungen, die sozialen und politischen Verhältnisse unseres Volkes sich spiegeln und bestimmend auf ihre Gestaltung gewirkt haben.“

---

[1]) Procksch, Schulrat Dr., Rückblick. Progr. des Friedrichs-Gymnasiums zu Altenburg, 1907. S. 1—20. 4°.

[*]) Vgl. H. Peine, Die Altenburgischen Gymnasialprogramme des XVII. Jahrhunderts. Programm des Friedrichs-Gymnasiums 1893.

[2]) H. Meyer, Geh. Reg.-R., Direktor. Festbericht über die 250 jährige Jubelfeier des Rutheneums in Schleiz. Beilage zum Jahresbericht des fürstl. Gymn. zu Schleiz. Ostern 1907. 4°. 30 S.

Digitized by Google

Anhang.

I. Studentenleben.

Von **Hermann Michel.**

Es sind jetzt gerade fünfzig Jahre her, daß Oskar Dolch mit seiner „Geschichte des Deutschen Studententums" auf den Plan trat (Leipzig, Brockhaus 1858). Als erster Versuch einer zusammenfassenden Darstellung war das flott geschriebene Buch eine ganz achtbare Leistung. Heute freilich ist es an allen Ecken und Enden veraltet, und wollte man eine neue Auflage herstellen, so müßte namentlich die Geschichte des studentischen Verbindungswesens völlig umgestaltet und für das 19. Jahrhundert erst ausgearbeitet werden. Leicht wäre das keineswegs. An Material dazu ist kein Mangel, aber es läßt sich aus äußeren und inneren Gründen schwer benutzen. Vereinsgeschichten werden, wenn überhaupt, in den meisten Fällen als Manuskript gedruckt und bleiben so auf einen engeren Kreis beschränkt; sie verfolgen ferner nur ganz selten rein wissenschaftliche Zwecke, sondern gehen meist aus Anlaß eines Jubiläums hervor und sind bestimmt, in erster Reihe der Erinnerung und gewißermaßen der Erbauung zu dienen.

Das zeigt auch wieder Nentwigs vornehm ausgestattetes Buch über die katholische Studentenverbindung *„Winfridia"*,[1]) dessen Einzelheiten eben nur einen ehemaligen Winfriden interessieren können. Es setzt mit einer ausführlichen Schilderung des 25. Stiftungsfestes der 1856 gegründeten Verbindung ein, behandelt dann die drei Prinzipien Winfridias (Pflege des katholischen Bewußtseins, Pflege der Wissenschaft, Pflege der Freundschaft), gibt eine kurze Verfassungsgeschichte der Korporation (die Statuten umfassen jetzt nahezu 300 Paragraphen!) und berichtet über die alten Herren, das Winfridenhaus, die Mitglieder, das akademische Leben und anderes mehr. Für unsere Zwecke besonders belangvoll ist das Kapitel über die Pflege der Wissenschaft, das auch eine Liste der Vorträge enthält, die an den wissenschaftlichen Abenden im Kreise der Winfriden gehalten wurden. Von Mitgliedern der Winfridia seien erwähnt: P. M. Baumgarten, K. Beyerle, E. Commer, W. Kosch, G. Schnürer, M. Sdralek und Nentwig selbst, der außer zahlreichen bibliothekswissenschaftlichen Arbeiten auch eine lehrreiche Untersuchung universitätsgeschichtlicher Art veröffentlicht hat („Die Physik an der Universität zu Helmstedt 1700—1810." Wolfenbüttel 1891).

---

[1]) Die katholische deutsche Studentenverbindung Winfridia in Breslau 1881—1906. Bearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Nentwig, Breslau, Franz Goerlich. 1906. VIII, 242 S. 8°.

Digitized by Google

Nicht ohne Interesse ist die Darstellung des Streites um Sein oder Nichtsein der konfessionellen Verbindungen überhaupt: man erinnert sich noch, daß in diesem Streite, der vor wenigen Jahren ausbrach und die Gemüter erhitzte, auch der vieldeutige Begriff der akademischen Freiheit — ziemlich unfruchtbar — erörtert wurde.

Selbst die höchste Instanz der deutschen Korps, *der Kösener S[enioren]-C[onvent]-Verband* ließ es sich nicht nehmen, nach dieser Richtung hin eine Resolution zu fassen, „die aber lediglich als eine Konzession an die augenblickliche Strömung" anzusehen ist. So berichtet, offenbar etwas indigniert, Wilhelm Fabricius in seiner sachkundig und liebevoll gearbeiteten „Geschichte und Chronik des Kösener S.-C.-Verbandes.[1]) Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts machten sich wiederholt Bestrebungen geltend, die auf eine Annäherung aller S.-C. hinzielten. Im Juli 1848 berief Heidelberg die erste allgemeine S.-C.-Versammlung nach Jena: die wichtigsten Prinzipien des Korpswesens, vor allem der unbedingte Duellzwang, wurden beschlossen und die jährliche Wiederkehr des Kongresses angeordnet. Aber erst sieben Jahre später, zu Pfingsten 1855 traten die S.-C. einer Reihe von Universitäten endgültig zum Verbande zusammen und stellten die Statuten auf. Seither hat der S.-C.-Verband eine ersprießliche Wirksamkeit entfaltet, über die man sich aus der vorliegenden „Chronik" genau unterrichten kann.

Fabricius verweist gelegentlich (S. 6) auf eine den Tatsachen entsprechende Schilderung in *„Felix Schnabels Universitätsjahren."* Von diesem wunderlichen Halbroman hat Otto Julius Bierbaum, ein alter Korpsstudent, der die eigene literarische Produktion gern in einem studentischen Milieu ansiedelt, einen Neudruck veranstaltet, dem er mit Recht einige erklärende Anmerkungen beigeben zu müssen glaubte.[2]) Leider hat er sich die Sache sehr leicht gemacht und dazu lediglich ein äußerst fragwürdiges „Burschikoses Wörterbuch" herangezogen. Auch seine Einleitung kann nur ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" erregen (wie man wohl bei einem Herausgeber der „Jobsiade" sagen darf). Auf die originelle Synthese von Abstinenzlerei und Korpsstudententum, der Bierbaum hier das Wort redet, gehe ich um so weniger ein, als ich dem einen so fern stehe wie dem andern und sich a priori über diese Dinge füglich nichts ausmachen läßt. Aber die Autorfrage will ich doch mit ein paar Worten berühren.

Nach einer bisher freilich nicht genauer geprüften Tradition soll ein früherer Korpsstudent, August Jäger aus Ringelheim in Hannover, genannt „von Schlumb", das Buch verfaßt haben. Wie es heißt, habe Jäger ein wüstes Leben geführt und sei als gemeiner Soldat in Griechenland ver-

---

[1]) Geschichte und Chronik des Kösener S.-C.-Verbandes. Nach den Akten von Dr. W. Fabricius, Bibliothekar an der Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Marburg a. L. Marburg, Elwert. VIII. 113 S. 8⁰.

[2]) Felix Schnabels Universitätsjahre oder Der deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. von S. (Stuttgart 1835.) Neudruck eingeleitet und mit Bemerkungen aus dem „Burschicosen Wörterbuch" (Ragaz 1846) versehen von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Karl Curtius. XXXVI. 600 S. Kl. 8⁰.

Digitized by Google

schollen. Bierbaum sträubt sich gegen diese Überlieferung, — aus einem richtigen Gefühl, aber mit schwachen Gründen. Wenn, so argumentiert er, dieser August Jäger das Zeug hatte, ein solches Buch zu schreiben, und wenn er imstande war, dafür einen Verleger zu finden, so hatte er es kaum nötig, als Infanterist nach Griechenland zu ziehen (S. VIII). Du lieber Himmel! Da sind doch stärkere Talente als der Verfasser des „Felix Schnabel“ vor die Hunde gegangen! Er wäre der erste nicht. Allein, steht denn diese Tradition überhaupt auf festen Füßen? Und ist sie nicht vielmehr aus dem Roman selbst gezogen, der damit endet, daß sich Schnabel unter die griechischen Freiwilligen aufnehmen läßt? Hätte Jäger die Fähigkeit gehabt, meint Bierbaum weiter, diesen Roman zu schreiben, so wäre er nicht unter die Soldaten, sondern unter die Literaten gegangen. Und wenn dem so wäre? Wenn Jäger in der Tat gleichzeitig und später noch andere Bücher verfaßt hätte?

Ich breche hier ab, gedenke jedoch die aufgeworfenen Fragen in einem der nächsten Hefte unserer „Mitteilungen“ zu beantworten.

II. Enzyklopädisches.

Von **Alfred Heubaum.**

Das enzyklopädische Handbuch der Pädagogik von W. Rein,[1] dessen wichtigste in unsern Bericht gehörige Artikel an den verschiedenen Stellen schon besprochen sind, ist nunmehr bis zum 8. Bande gediehen und geht tapfer seinem Abschlusse entgegen. Möge abermals bald eine neue Auflage nötig werden, damit die geschichtlichen Beiträge noch vollständiger und vollkommener werden als bisher. Neben diesem größeren Handbuch haben wir nun auch das kleinere von Loos[2] fertig vorliegen. Es ist an die Stelle des früheren Lindnerschen Werkes getreten und bedeutet eine völlige Neuschöpfung. Anfänglich war beabsichtigt, Lindners Handbuch nur aufzuarbeiten. Hermann Schiller hatte es allein übernommen und für einen Teil auch schon durchgeführt, als ihn der Tod ereilte. So erklärt sich die große Anzahl von Artikeln aus Schillers Feder. Als der jetzige Herausgeber die Arbeit übernahm, war er sofort entschlossen, sie mit einer größeren Zahl von Mitwirkenden zu teilen, in der richtigen Erkenntnis, daß ein einzelner die verschiedenen Zweige des ausgedehnten Gebietes der Pädagogik nicht mehr allein so beherrschen könne, um über jeden Punkt selbständig zu urteilen. Auch dies Handbuch ist also nun wie das Reinsche ein Sammelwerk. Sichtlich hat auch dies für die Anlage im wesentlichen als Vorbild gedient. Wie Reins Handbuch sucht auch das von Loos in gleicher Weise die theoretische wie die historische Pädagogik, den Zustand des in- und des ausländischen Bildungswesens zu berücksichtigen. Aber das Buch hat auch

[1] Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. hrsgeg. von W. Rein. 2. Aufl. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

[2] Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. hrsgeg. von Joseph Loos. 2 Bde. Wien u. Leipzig, 1906/8. Pichlers Wwe. & Sohn.

Digitized by Google

sein besonderes Gepräge. Vor allem finden naturgemäß die österreichischen Verhältnisse eingehendere Beachtung. Ferner sind auch lebende Pädagogen und Schulmänner in besonderen Artikeln mit Auswahl behandelt. Endlich dienen eine Menge von bildlichen Beigaben zur Belehrung. Die Reproduktion läßt freilich zum Teil viel zu wünschen übrig. Die Auswahl der Lebenden ist recht willkürlich. Jäger, Münch, Uhlig, Ziegler sind behandelt, Matthias, Natorp, Kerschensteiner fehlen. Am besten hätte man diese Abteilung in einer Enzyklopädie lieber ganz unterdrückt. Auch sonst sind Ungleichheiten vorhanden. So sind Aristoteles und Plato mit keinem Artikel bedacht, während Plutarch und Quintilian besprochen werden. Recht schwach sind die Aufsätze über das ausländische Unterrichtswesen, die fast alle in derselben Hand gelegen haben. Hier wäre gerade eine größere Arbeitsteilung am Platze. Es ist eine alte Geschichte, daß vielleicht auf keinem anderen Gebiet mit solcher sorglosen Naivität und Unbekümmertheit um die vorhandene Literatur gearbeitet wird — es ist eigentlich ein zu edler Ausdruck dafür — wie auf pädagogischem. Unser Literaturbericht wird hoffentlich dazu beitragen, allmählich dem Unwesen zu steuern. Wenigstens wird er jeder scheinbaren Entschuldigung, als fehle es an Mitteln, sich genügend zu orientieren, für die Geschichte der Pädagogik und das Bildungswesen den Boden entziehen. Peinlich berührt es, wenn ein Werk wie das vorliegende in dieser Hinsicht nicht mustergültig verfährt. Mir ist die Nachlässigkeit und Unvollständigkeit in den Literaturangaben nicht allein aufgefallen. Auch Fügner*) z. B. hat sich darüber ausgelassen. Was soll man dazu sagen, wenn in der Literatur über Comenius Kvačalas Werk über die pädagogische Reform des C. (1903/4) nicht erwähnt wird oder wenn in dem Artikel über Universitäten mit keiner Silbe des bibliographischen Standard-Werkes von Erman und Horn gedacht ist. Solche Fälle lassen sich noch in Menge aufzählen. Ich habe absichtlich die schwachen Seiten des Buches hervorgehoben, weil die Allgemeinheit ein Interesse daran hat, daß das brauchbare Werk möglichst vollkommen werde. Denn brauchbar und nützlich ist es, und es wird sich sicher viele Freunde erworben. Einzelne Artikel sind vorzüglich, wie ja der schon oben erwähnte Aufsatz Natorps über Pestalozzi zeigt. Aber Werke von der Art wie das vorliegende haben auch eine erziehliche Mission zu erfüllen und müssen daher mit strengem Maßstab gemessen werden.

---

*) Zeitschr. für das Gymnasialwesen, her. von H. J. Müller. 52. Jahrg. S. 635 ff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1908.

Digitized by Google

Autoren-Register.

Verzeichnis der besprochenen und sonst in den Anmerkungen aufgeführten Werke und Aufsätze. — Herausgeber sind den Verfassern gleichgeordnet. — Titel ohne Verfasserangabe sind am Schluß gesondert zusammengestellt. — Die Ziffern bezeichnen Seite und Anmerkung. — Die Sterne *) entsprechen den besternten Anmerkungen. — Umlaute sind unter ae, oe, ue, eingeordnet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sach-Register.

Von **Dr. Richard Galle.**

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sach-Register

zum

Historisch-pädagogischen Literatur-Bericht.

über das Jahr 1906.

Von **Dr. Richard Galle.**

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



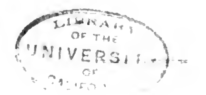
Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

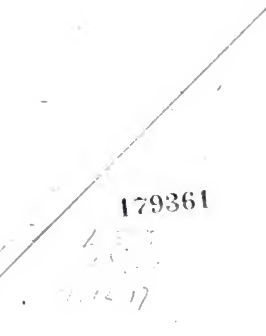
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 05406







Digitized by Google


Digitized by Google